2 vol
8 5 aufg.

Weber's

poetische Nationalliteratur

der

deutschen Schweiz.

Schnellpressendruck von J. Vogel in Glarus.

LG.C
W3734P

Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz.

Musterstücke

aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftsteller

von Haller bis auf die Gegenwart.

Mit biographischen und kritischen Einleitungen

von

Robert Weber,
Mitglied des historischen Vereins in Bern.

379800
6.5.40

Erster Band.

Glarus.
Verlagsbuchhandlung von J. Vogel.
1866.

9A2134A
P.M.C.

Cornell
1930

Vorwort.

Zum ersten Mal wird hier dem In- und Auslande eine Geschichte der poetischen Literatur der deutschen Schweiz in Mustern geboten, eine Sammlung von lyrischen, epischen und dramatischen Dichtungen, welche das Beste enthalten soll, was von Haller bis auf die Gegenwart in unserm Vaterlande geschrieben worden ist. Bei einer sorgfältigen und strengen Auswahl des Stoffes macht dieses Werk den Anspruch, für das Ausland ein getreuer Spiegel schweizerischer Dichtung, für das Inland dagegen ein Born zu werden, worin sich das Gemüth unsers Volkes auf Jahrhunderte hinaus zu patriotischer Gesinnung zu begeistern und der Genius künftiger Dichter sich vielleicht zu vollendeter Kunstblüthe zu kräftigen vermag. Sang doch schon Bodmer:

Hier ist poetisches Land, das die Gabe vom Himmel empfangen,
Dichter in seinem Schoos zu gebären! —

Und Haller:

Der alten Schweizer tapf're Hand
Hat noch ein rauher Muth geführet,
Ihr Sinn war stark und ungezieret
Und all ihr Witz war nur Verstand.

Nicht daß man uns verachten soll;
Der Freiheit Sitz und Reich auf Erden
Kann nicht an Geist unfruchtbar werden,
Wer frei darf denken, denket wohl.

Nein, ihr im Stahl erzogner Sinn
Fand keinen Reiz an mindrer Ehre,
Vom Anblick ihrer furchtbarn Heere
Floh Scherz und Muse schüchtern hin.

Jetzt daß der Sieg uns Friede gibt,
Ist auch der Zierath rühmlich worden,
Man pries sonst bloß ein sieghaft Morden,
Jetzt wird ein reiner Lob geliebt! —

Ein neues literarisches Leben ist in der jüngsten Zeit und ganz besonders seit der Entstehung des neuen Bundes im Jahr 1848 in unserm Vaterland erwacht. Vielfach hat es sich kund gegeben in Gedichtsammlungen, in vereinzelten poetischen Schöpfungen, in Musenalmanachen, in literarhistorischen Werken und literarischen Vereinen. Die Idee einer „schweizerischen Nationalliteratur" hat sich seit Jahrzehnden in allen Schichten unsers Volkes in einer Stärke geltend gemacht, welche durchaus ihre Prüfung und, wenn sie gerechtfertigt ist, ihre Bewahrung und Sicherstellung vor Schwindelhaftigkeit und den Bestrebungen eines bananischen Egoismus fordert. Die Solidarität der literarischen Klaque treibt leider auch bei uns ihr Unwesen und ruft, heute mehr als je, einer gerechten und strengen, auf gesunde ästhetische Grundsätze sich stützenden Kritik; namentlich aber mangelt eine Zusammenstellung alles Guten aus unserer literarischen Vergangenheit, woraus erst der Charakter unserer poetischen Thätigkeit erkannt und die Aufgabe der Zukunft wahrhaft ergriffen und gefördert werden kann.

Es ist von vorneherein schon wahrscheinlich, daß ein Volk, welches einen so eigenthümlichen Boden bewohnt, welches eine besondere, durch Großthaten ausgezeichnete fünfhundertjährige Geschichte besitzt, und das politische Institutionen geschaffen hat, welche heute die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der Völker auf sich ziehen, auch seiner Literatur ein besonderes Gepräge aufgedrückt habe. Unsere Anthologie wird den Beweis dafür liefern und zeigen, welch' einen reichen Schatz von trefflichen Dichtungen wir besitzen, der nur gehoben werden durfte, um allseitig zu erfreuen.

Dennoch wird möglicher Weise die Existenz einer schweizerischen Nationalliteratur, vielleicht von deutscher Seite, in Abrede gestellt werden. Wir versparen eine größere Abhandlung über den Charakter schweizerischer Literatur im Allgemeinen und die poetisch-literarische

Aufgabe der Zukunft auf den Schluß unsers Werkes; um jedoch einem Mißverständniß zu entgehen, finden wir für passend, uns über das Verhältniß der ästhetischen und politischen Bildung, beziehungsweise der Poesie zur gesellschaftlichen und politischen Ausbildung unsers Volkslebens schon hier auszusprechen.

Die Phantasie als solche: (das eigentliche Leben aller ächten Kunst) ist von Haus aus keine allgemeine, kosmopolitische. Sie ist vielmehr eine individuelle und nationale, eine Thätigkeit, welche durch Naturumgebung, Zeit, Race, Geschichte, soziales und politisches Leben bestimmt ist. Dennoch liegt in ihr ein allumspannendes, formales Prinzip, vermöge dessen sie den Gegenstand oder Stoff, den sie künstlerisch behandelt, zum *Ideal* heraufzieht. Diese idealisirende und dichtende Phantasie ist immer noch den eben genannten Bedingungen unterworfen; daraus folgt, daß sie das *allgemein* Menschliche gesunder Weise nur in *ihrer* Art darstellen wird und soll. Aus diesem Grunde haben wir *verschiedene* Völkerliteraturen, und eine „Weltliteratur" ist ein Unding, so gut als eine *Weltsprache*; aus diesem Grunde gehören selbst Völker, welche die gleiche Sprache sprechen, aber unter ganz andern äußern Bedingungen sich entwickeln, einander auch in ihrer Literatur nicht an. Jedes derselben wird sich eine besondere Literatur, eine eigene geistige Lebensluft erzeugen, worin es sich wohl fühlt und gesund bleibt, ohne dem Einzelnen das Vergnügen zu rauben, bald nach dem milden Süden, bald nach dem strengern geistigen Klima eines gesunden Alpenlandes einen heilsamen Ausflug zu machen.

Wenn wir demnach von einer „schweizerischen Literatur" reden, so thun wir es in der bestimmten Voraussetzung, daß es eine besondere Blüthe unsers poetischen Volksgeistes gebe, wie man etwa im botanischen Sinne einem jeden Land eine besondere Flora zugesteht. Man behauptet nun aber, es sei gerade Deutschland, welches uns diese Eigenthümlichkeit streitig mache. So z. B. geht Möritofer[1] von der Ueberzeugung aus, die schweizerische

[1] Die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, von J. C. Möritofer, Leipzig, S. Hirzel, 1861.

Literatur sei durch die neuere kritische Literaturgeschichte zu den klassischen Erzeugnissen der deutschen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts in ein schiefes Verhältniß gesetzt worden. Die deutschen Konservativen betrachten unser Vaterland mit Mißtrauen und Abneigung, — die Liberalen mit Geringschätzung (?), weil unsere Institutionen und Lebensverhältnisse ihren politischen Idealen nicht entsprechen. So sei es gekommen, daß die Kritik sich berechtigt geglaubt, das Uebermaß des persönlichen Ansehens, welches Einzelne jener Schweizer erworben zu haben schienen, an ihren Schriften zu rächen und dieselben eine Ungunst erfahren zu lassen, welche mit der Anerkennung ihrer Zeitgenossen in einem grellen Widerspruch stehe. Er stellt sodann die charakteristische Eigenthümlichkeit des schweizerischen Lebens und Denkens im Verhältniß zum deutschen Wesen der frühern Jahrhunderte dar, findet in dem Umschwung der öffentlichen Meinung im Verhältniß zu Frankreich (Anfang des 18. Jahrhunderts) und in der Zurückweisung französischer Sitte und Lebensweise, in der frisch erwachten Liebe zu Land und Volk und in der erneuten Lust, die vaterländische Geschichte zu erforschen, die ersten Anregungen zur Begründung einer nationalen Literatur. Er zeigt, wie die Absicht sich geltend machte, auf das bürgerliche und geistige Leben durch schriftliche Belehrung einen günstigen Einfluß auszuüben, in welcher Weise die Alten und die Engländer für diese neuen Bestrebungen maßgebend wurden, wie das literarische Vereinswesen in Zürich, Bern und Basel entstund, unter welchen günstigen und ungünstigen Verhältnissen es sich entwickelte und welches der scharf ausgeprägte Charakter des neuen Geisteslebens der Schweiz und ihrer damaligen Schriftsteller gewesen.

Diese Anschauungen sind nur zur Hälfte wahr, weil sie auf einer Vermengung des politischen und des künstlerischen Standpunktes beruhen. Aus eben diesem Grunde sind wir weit davon entfernt, in die Klagen jener zweifelhaften dichterischen „Talente“ einzustimmen, welche behaupten, die deutsche Schweiz sei in literarischer Hinsicht zu allen Zeiten von Deutschland, dessen Sprache doch

ein großer Theil unsers Volkes spreche, stiefmütterlich behandelt worden. Wir wollen eine Schuld, die vielleicht in neuerer Zeit den Buchhändlern zufällt, nicht den geistigen Repräsentanten dieses edel, tief und gerecht denkenden Volkes beimessen, dem wir so viel von unserer Bildung verdanken. Jene Klagen finden ihre Erklärung weit besser in unserer eigenen Entwicklung. Die Schwankungen unsres republikanischen Lebens und die langsame Befestigung desselben unter den Stürmen der französischen Staatenzertrümmerung, die heftigen, andauernden Parteikämpfe im Innern, die Getrenntheit der einzelnen Landestheile in Handelsbeziehungen wie im geistigen Verkehr, die sorgfältige Bewachung des kräftigern Geistes durch die Aristokratie, welche selbst an dem Erscheinen von Geßner's „Idyllen" einen Anstoß finden konnte und Lavater's „Schweizerlieder" zunächst als „lumpiges Zeug" ächtete, endlich die Aengstlichkeit, womit die reformirte Orthodoxie gegen die Kunst überhaupt sich absperrte, — all diese Umstände mußten eben so viele allgemeine Hindernisse werden, welche sich der Entfaltung einer nationalen Literatur entgegenstellten. Die Politik, im guten wie im schlechten Sinne, verzehrte die poetische Kraft. Der Kastengeist der alten Geschlechter, welche die Zügel der Herrschaft in den Händen hatten, mußte mit tiefer Subjektivität angelegte Naturen, wo immer sie sich finden mochten, ersticken und unterdrücken; anderseits aber, als diese Scheidewände gefallen waren, und ein freier Geist zwischen den Alpen seine Schwingen entfaltete, wurden die Dichter selber, indem sie mit vollen Zügen aus dem Born des öffentlichen Lebens tranken, davon berauscht und ihrer eigentlichen, tiefern Bestimmung entfremdet. Die Politik riß die Phantasie in ihren trüben Strudel hinab und raubte ihr die ruhige Spiegelkraft. Sie verwendete von nun an, als die allmächtig thronende Priesterin der Republik, das poetische Talent im Dienste des rhetorischen Prophetenthums und praktischer Zwecke, verhinderte ernstere Studien über das Wesen der Kunst, tödtete jene seelenvollen Stimmungen, aus welchen heraus ein ächtes Kunstwerk soll erzeugt wer-

den, vernachlässigte die Bildung des Geschmackes und ließ somit ein ächt künstlerisches Schaffen nicht aufkommen.

Es genügt, hier auf zwei Dichter der Restaurationszeit hinzuweisen, welche unsere Behauptung bestätigen. In Fröhlich's ersten Fabeln findet das Leben der Gesellschaft mit seinen Schwächen, Mängeln und Gebrechen noch einen klassischen Ausdruck; das Pathologische liegt fern oder ist zu einer wohlthuenden, ergötzlichen Objectivität in der Thierwelt, im Naturbild u. s. w. abgeklärt. Es war die Jugend und die Gesundheit der Phantasie, welche sich über dem Stoff erhielt und daraus eine künstlerische Welt formte. Sie wirkte noch in ihrer vollen Lust und Heiterkeit und wurde so zum Spiegelbild einer von dem Egoismus und der Leidenschaft bewegten Wirklichkeit, ohne selbst in die bewegte Woge hinabzutauchen und von ihr sich verdunkeln zu lassen. Auch in vielen Liedern hat Fröhlich diese Weise bewahrt: wie ganz anders aber nimmt sich seine Muse in den „Reimsprüchen über Staat, Kirche und Schule" und in zahlreichen Gelegenheitsgedichten aus!

Noch stärker ist dies der Fall bei dem im Ganzen viel weniger durchgebildeten, aber doch kräftigen und begabten Reithard. Seine „Jesuitenpredigt", sein größeres politisches Gedicht „Auf dem Emmenfelde" und viele andere Ausbrüche einer von Haß erfüllten Muse sind keine Poesie mehr, sondern prophetischer Fluch, worin das Wahre und Falsche vermöge einer ungeläuterten Weltanschauung, welche weder die Personen, noch die Zeit begreift, bis zur völligen Charakterlosigkeit amalgamirt erscheint. Sie sind nur die den Dichter überlebenden Zeugen davon, „daß Partheihaß sein Leben verbitterte und verstürmte und ihm manchen alten Freund vom Herzen riß", um welcher schmerzlichen Erfahrung willen wir den nun zur Ruhe Gegangenen aufrichtig beklagen! –

Die Schweizer des vorigen Jahrhunderts sind mitten in ihrer literarischen Bewegung, von welcher Deutschland den ersten entscheidenden Anstoß zu seiner höchsten geistigen Blüthe erhielt, stehen geblieben. Während wir mit dem Ausbau unsrer politischen Ver

fassung beschäftigt waren, sind wir der höhern ästhetischen Bildung bis in die neuere Zeit verlustig geworden. Lessing drängte die deutschen Dichter vorwärts, indem er einerseits im „Laokoon“ gegen Bodmer und die Engländer den Satz aufstellte und bewies: „Die Poesie ist keine Malerei“, und anderseits in seinem unsterblichen Sieg gegen die Goeze und Konsorten die Selbständigkeit auch der Kunst proklamirte und ihre Emanzipation von der kirchlichen Moral und Dogmatik erkämpfte. Von diesen Wahrheiten wollen wir keinen Rückschritt zur frühern Dienstbarkeit der Kunst machen. Wohl aber wird es nöthig, die Autonomie der Kunst in dem Sinne zu beschränken, daß dieselbe, beziehungsweise die Poesie, nie aus den Bedingungen des totalen Lebens einer Nation oder des Individuums ganz herausgehoben werden darf. Die Forderung der höchsten formalen Kunstvollendung, behufs eines reinen, ästhetischen Genusses, bleibt uns stehen; ebenso sehr aber auch die andere, daß das künstlerische Ideal nicht bloß ein rein ästhetisches bleibe, sondern durch das Kunstwerk den Weg zur Wirklichkeit, zum Schauplatz des nationalen Lebens zurückmache, gleichviel, ob nun nationale oder fremde Stoffe behandelt werden. Was aus der Erfüllung dieser beiden Forderungen werden mag, zeigt Schiller's „Wilhelm Tell“. Der Stoff, der Geist, der dem Dichter aus demselben entgegenwehte, die Scenerie, Alles ist schweizerisch; die klassische Form des Stücks ist eine Frucht deutscher, höchster ästhetischer Bildung. Gerade Schiller, „der letzte Dichter von unbedingter Größe“, war es nun aber, der, obgleich seine Dichtungen „unmittelbar auf die reinste Befriedigung der Kunstforderung gestellt sind“, seinem Vaterlande diesfalls die Richtung angab über sein Leben hinaus, indem er überall auf jene politischen Stoffe in seiner Dichtung fiel, welche durchweg das Abbild der Zeit und der Welttage waren,[1] während Göthe sich weit einseitiger der Antike und der „Weltliteratur“ zuwandte.

Wenn wir den Satz gelten lassen, die Kunst habe ihren Zweck

[1] Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, V. Bd. II. Thl. S. 125.

in sich selbst, — so wollen wir also damit nicht sagen, daß sie jenes realen Bundes entbehren dürfe, der unser gesammtes Volksleben, sein Wollen, Fühlen und Denken ausmacht. Ja gerade in dem sie sich desselben in bewußter und freier Weise bemächtigt, wird sie gezwungen, sich aus den Wolken herabzulassen und ihren Sitz mitten im Lande aufzuschlagen: sie wird „herrschen in Schlichtheit und Ehrlichkeit mitten im Glanz ihrer Gestalten und etwas Lebendiges und Vernünftiges, etwas ächt Poetisches hervorbringen.“ Die Dichtung konnte freilich leider in der Schweiz lange nicht zu jenem selbständigen Leben kommen, welches für sie wie für alle Kunst gefordert ist, und wir erkennen hierin einen Hauptgrund, warum unsere nationale Literatur noch nie den Höhepunkt einer klassischen Blüthe erreicht hat.

Man wird uns fragen, wie wir aus dem Widerspruch herauskommen, daß die Kunst, beziehungsweise die Poesie, einerseits sich selbst Zweck und anderseits national, also auf politische und praktische Effekte gestellt sein soll. Zu dieser Frage liegt eben das Problem, welches Schiller in seinen „ästhetischen Briefen“ andeutet, aber nicht theoretisch, sondern nur praktisch und instinktiv in seinen Dichtungen ausgeführt hat. Gervinus[1] sagt darüber: „Ehe wir selber weiter in unserer politischen Bildung vorgerückt sind, werden wir nicht wagen zu entscheiden, warum das kunstsinnigste Volk der Erde (die Griechen) auch die reinsten staatlichen Entwicklungen gehabt hat, und in wiefern ein ästhetisches Volk befähigt wird zur Schöpfung eines harmonisch gegliederten Staatssystems.“ Vielleicht erfolgt die Lösung dieses Räthsels gerade dadurch, wenn wir in Erwägung ziehen, daß es zwei Wege gibt, auf denen ein Volk zu seiner ästhetischen und politischen Ausbildung gelangen kann. „Wir haben, sagt Gervinus (a. a. O.) in Deutschland den Uebergang von Poesie zur Politik, aus dem Phantasiereich in das der Wirklichkeit, aus der anschauenden zur handelnden, von der ästhetischen zur moralisch vollendeten Natur gemacht.“ Umgekehrt die Schweiz. Sie ebnete zuerst den harten Boden

[1] A. a. O. S. 126.

der Wirklichkeit; sie arbeitete sich unter den mannigfachsten Kämpfen zu einer politischen Bedeutung, zu einem gesunden republikanischen Staatsleben hindurch und ist erst jetzt im Begriffe, aus der politischen Epoche in die ästhetische hinüberzutreten, d. h. der Güter, die sie wirklich errungen auch durch die Kunst sich zu bemächtigen, ihr ganzes Leben und Sein, das als ein großartiger und würdiger Stoff vor uns liegt, auch poetisch zu verklären. Das griechische Volk, unter einem glücklichern Himmel geboren, wo seine schöpferische, allzeit rege Phantasie von den schönsten Formen umgeben war und nicht so schnell durch die Anstrengungen und rauhen Mühen des Lebens ermüdet und verzehrt wurde, brauchte diese einseitige Entwicklung nicht zu machen. Auch es zwar begann mit der politischen Ausbildung; aber die ästhetische ging neben ihr her und gleichzeitig, als es seine großen Befreiungsschlachten schlug, hatte es seine großen Meister, die in Statuen und Dichtwerken sein Leben, sein Glauben und sein Thun verewigten. Dies würde aber offenbar unmöglich gewesen sein, wenn seine Kunst und seine Poesie nicht durchaus national gewesen wären. Hier durchdringen sich also praktisch die beiden Forderungen, die wir oben aufstellten, und es liegt darin ein historischer Beweis dafür, daß alle Kunst, vornämlich die Poesie, eine nationale Basis haben muß.

In der That, die Erfüllung der ästhetisch vollendeten Form mit ächtem, wahrem Lebensgehalt, mit Blut von unserm Blute, wird stets die Hauptaufgabe der schweizerischen Dichtung sein. Sie soll in ihren Schöpfungen das Volk, als Staat wie als Gesellschaft, dem politischen Urbild entgegenführen, wie dieses, mit allem Zauber idealer Schönheit angethan, aus seiner praktischen Verwirklichung uns heute entgegenstrahlt; sie muß nach der sonnigen alten Griechensage der Orpheus werden, der die Bausteine, die Menschen und Thiere in Bewegung, zum lieblichen Tanze bringt, die Steine, daß sie zur geordneten Stadt sich fügen, die Bäume, daß sie mit schattiger Kühle und fruchtversprechend darüber sich wölben, die Menschen, daß sie nach den Gesetzen des republikanischen

Gemeinwesens sich in Biederkeit und Liebe einigen, die Leidenschaften, diese wilden Thiere, daß sie durch die allgemeine Harmonie eines in glücklichen Rhythmen sich bewegenden Daseins gezähmt und im Dienste des Guten verwendet werden.

Diese Aufgabe hoffen wir von unserm politischen Standpunkt aus zu lösen; Deutschland versuchte dieselbe bis jetzt vom ästhetischen aus. Wir bedürfen für unsere Dichtung Vollendung der Form, Deutschland für die seine wahren Lebensgehalt. Hoffentlich wird das Märchen, daß die Schweizer bloß die Bestimmung haben, für die Völker eine politische Leuchte zu sein, einst zu Grabe gehen. Ein jedes Volk ist sich eine eigenthümliche Entwicklung aus sich selbst auch in der Kunst schuldig; wenn es unsern Dichtern gelingt, in den Zeiten der Ruhe und des Glückes sich mit dem goldenen Spiegel der Seher dem Festzuge des republikanischen Lebens würdig anzuschließen, dann wird eine Zeit kommen, die den Beweis nicht mehr nöthig hat, daß die Schweiz wirklich eine nationale Literatur besitze!

Für die Vergangenheit übernimmt diesen Beweis das vorliegende Werk. Die einzelnen Dichter treten in demselben in drei Gruppen, und, wenn nicht innere Gründe eine Abweichung nöthig machen, in chronologischer Folge auf; jedem derselben ist eine kurze biographische und bibliographische Notiz gewidmet, welche den kritischen Bemerkungen und den ausgewählten Dichtungen unmittelbar vorangeht. Möge dieses Buch, für dessen würdige Ausstattung der von der Idee desselben begeisterte Verleger keine Mühe und keine Kosten scheute, im In- und Auslande mit der Liebe aufgenommen werden, mit der es begonnen und ausgeführt wurde; möge es ein geistiges Nationaldenkmal werden, noch herrlicher, als alle Statuen, welche man jetzt unsern Vorfahren setzt, und dies um so mehr, da in demselben auch die Prosa und die Dialektdichtung ihrem vollem Umfang und Werthe nach und in ihren verschiedensten Idiomen gewürdigt werden sollen.

Bern, im Juli 1865.

Der Herausgeber.

Erste Gruppe.

1700—1800.

Albrecht Haller.

Albrecht Haller von Bern wurde im Jahr 1708 geboren. Er verlor seinen Vater, der eine starke Liebe zur Dichtkunst hatte, im zwölften Jahr. Diese Neigung des Vaters veranlaßte den jungen Haller früh zu eigenen Versuchen. Er schrieb eine große Menge von Gedichten, darunter auch ein Epos von viertausend Versen über den Ursprung des Schweizerbundes. Kränklich, scheu und verkannt fand der vierzehnjährige Knabe in der Poesie seinen einzigen Trost. Haller's erstes Vorbild zum Dichten war nach seinem eigenen Geständniß Lohenstein gewesen, von dessen Art er sich aber später vollständig lossagte und freimachte. Allein die Dichtkunst fesselte den ernsten, ruhelos thätigen Geist Haller's nicht allein. Von einem erstaunlichen Gedächtniß unterstützt, begann er jetzt schon manche Sammlungen, welche seine spätere großartige wissenschaftliche Thätigkeit im Keime beurkunden. Während und nach der Vollendung seiner Studien in Tübingen und Leyden (wo Boerhaave, die erste damalige medizinische Autorität Europa's, lehrte) erweiterten Reisen durch Holland und Norddeutschland, durch England und Frankreich seinen Blick in's Leben und in die Wissenschaft, indem er überall mit den ersten Gelehrten und wohlwollenden Fürsten zusammentraf. Schließlich wandte er sich nach Basel, um bei Joh. Bernoulli noch Mathematik zu studiren. Hier überfiel ihn, nachdem er 1729 den größten Theil seiner jugendlichen poetischen Erzeugnisse durch Feuer vernichtet und mehrere Jahre nichts dergleichen geschrieben hatte, die „poetische Krankheit" auf's Neue. Der Dichter K. F. Drollinger aus Durlach (1688—1742) und Professor P. Stähelin munterten ihn besonders auf, mit seinem Talent eine neue Probe zu machen. So schrieb er denn 1729 sein berühmtes Gedicht „Die Alpen," das eine Frucht der großen Alpenreise war, die er 1728 mit dem Kanonikus und Professor Geßner in Zürich gemacht hatte; im nämlichen Jahre die „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" und die Ode an Drollinger, „Die Tugend," in den Jahren 1730—1733 die Satyren „Falschheit menschlicher Tugenden," „Verdorbene Sitten," „Der Mann nach der Welt" und im Jahr 1734, aus Hochachtung für einen verewigten Freund, sein größtes und liebstes philosophisches Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels." Haller hatte schon vor seiner Ankunft in Basel die englischen Dichter ge

lesen und von ihnen den „Vorzug, der schwerern (philosophischen) Dichtkunst“ angenommen. Die philosophischen Dichter, deren Größe er bewunderte, verdrängten bei ihm „das geblähte und aufgedunsene Wesen Lohenstein's, der auf Metaphern wie auf leichen Blasen schwimmt.“ Er hielt es für die Aufgabe des Dichters, viele Gedanken in wenige Zeilen zu bringen, damit die Aufmerksamkeit des Lesers nicht abnehme. „Ein Dichter muß Bilder, lebhafte Figuren, kurze Sprüche, starke Züge und unerwartete Anmerkungen auf einander häufen, oder gewärtig sein, daß man ihn weglegt.“

Die nun folgenden Gedichte sind meist auf besondere Anlässe gedichtet und insofern reine Gelegenheitsgedichte. Ganz andere, riesenhafte wissenschaftliche Arbeiten im Gebiete der Naturforschung und der Arzneiwissenschaft nahmen Haller's Hauptthätigkeit in Anspruch, so daß er selber sich in der Poesie einen bloßen Dilettanten nennt und in sehr bescheidener Weise von den Früchten seiner Muse spricht. Eine außerordentlich traurige Veranlassung, den poetischen Griffel wieder zu ergreifen, fand er 1736 beim Tode seiner geliebten und schönen jungen Gattin Marianne v. Wyß von Mathod und La Mothe. Haller's Satyren, worin er, an seinen Landsmann Beat Ludwig Muralt sich anlehnend, mit Geist und Freimuth die allgemeinen Zustände der Zeit, wie die Gebrechen seines eigenen republikanischen Staates und ihrer Häupter geißelte, hatten in seiner Vaterstadt unter verschiedenen einflußreichen Geschlechtern, die sich betroffen glaubten, einen Unwillen erregt, der völlig in Haß ausartete und endlich die Entfernung des Dichters aus Bern zur Folge hatte. Man versagte ihm eine seinen Fähigkeiten und Studien entsprechende Anstellung; er ward förmlich zurückgesetzt und nahm endlich einen Ruf an die neugestiftete Universität Göttingen an, wo er Medizin, Chirurgie, Anatomie und Botanik mit einander zu lehren hatte. Bei der Einfahrt in Göttingen stürzte der Wagen. Die Verletzung seiner Gattin zog ihren Tod nach sich und dieser entwand dem Dichter jene rührendschöne „Trauerode auf Mariane,“ worin er sich mit aller Innigkeit der zartesten Liebe in das Bild der Verlornen versenkt.

Siebenzehn Jahre hatte Haller in Göttingen zugebracht. Er glänzte am wissenschaftlichen Himmel als Stern erster Größe; sein Name war ein europäischer geworden. Die Bemühungen seiner schweizerischen Freunde, ihn zurückzurufen, waren ohne Erfolg geblieben; endlich gelang es einem Gönner, dem Schultheißen Isaak Steiger, ihn zum Mitglied des bernischen Großen Rathes ernennen zu lassen. Haller's höchster Wunsch war damit erreicht. Das Universitätsleben in Göttingen hatte für ihn, obgleich er von allen Seiten her mit

Auszeichnungen überschüttet wurde, keinen Reiz mehr. Das Vaterland mit dem Zauber seiner großen Natur, die Begeisterung für die Freiheit und das Bedürfniß, seine in der Fremde erschütterte Gesundheit wieder herzustellen, zogen ihn mit Macht zurück. Der größte Gelehrte der Zeit, hielt er es nicht für eine Erniedrigung, den Staatsdienst mit den untersten Aemtern zu beginnen; aber bald wurde seinem Genie auch hier ein angemessener Wirkungskreis eröffnet. Er wurde Mitglied des akademischen Senates, von 1758—1764 Direktor der Salinen zu Aigle in der Waadt, während welcher Zeit er sein Hauptwerk, die „Physiologie" ausarbeitete und seine kleinen, volksthümlichen Schriften sammelte, worin er die wichtigsten wissenschaftlichen Fragen der Zeit populärisirt hatte. Ueber ein Jahr lang (1762—1763) war er Stellvertreter des verstorbenen Landvogt's zu Aigle. Nach seiner Rückkehr treffen wir Haller in Bern als Mitglied unserer Oberbehörden; er wurde dem geheimen Rath beigeordnet und mit der Abfassung aller wichtigen diplomatischen Aktenstücke betraut. Aus der nun folgenden Zeit stammen Haller's politische Romane: „Usong," ein Fürstenspiegel für das Haupt einer unumschränkten Monarchie, „Alfred," über die Vorzüge der konstitutionellen Monarchie und „Fabius und Cato," über die Vorzüge der Aristokratie in einem mittelmäßigen Staat, wobei er namentlich sein engeres Vaterland im Auge hatte. Haller war für die Aristokratie, nicht bloß aus Vorliebe für die Verfassung der Republik Bern, sondern weil er glaubte, die Geschichte lehre, daß mit dem Aufkommen der Demokratie in den alten Republiken, die Zerstörung des Staates verbunden gewesen.[1] Er starb 1777. Vier Jahre vor seinem Tod hatte er alle seine Staatsstellen niedergelegt. —

D. Albrecht Haller's, Königl. großbrittanischen Hofraths und Leib-Medicy, der Arznei Professor, der Königl. Englischen, Schwedischen und Upsalischen Gesellschaften der Wissenschaften Mitglieds, und des großen Rahts der Republic Bern. Versuch schweizerischer Gedichte. Vierte, vermehrte und veränderte Auflage. Göttingen. Verlegts Abram Vandenhoeck, Univers. Buchdr. MDCCXXXXVIII. Mit Königl. Polnischem und Churfürstl. Sächsischem Allergnädigstem Privilegio. — Die erste Ausgabe erschien 1732, anonym.

Albrechts von Haller Versuch schweizerischer Gedichte. Zwölfte,[2] vermehrte und viel verbesserte Originalausgabe, begleitet

[1]) Mörikofer, a. a. O., S. 46.

[2]) Der Text zu der Auswahl aus Hallers Dichtungen wurde kritisch hergestellt durch eine genaue Vergleichung der 1. und der 12. Auflage, woraus sich ergiebt, daß die sonst treffliche Ausgabe von Prof. Wyß an manchen Stellen (namentlich in dem Gedicht „die Alpen") die minder poetische und selbst die minder richtige Lesart aufgenommen hat.

*

mit der Lebensbeschreibung des Verfassers. Durchgesehen und besorgt von Joh. Rud. Wyß, Professor der Philosophie. Bern, bei der typographischen Gesellschaft. 1828.

Haller, der große wissenschaftliche Genius der Schweiz im vorigen Jahrhundert, der im neunten Jahre das neue Testament griechisch, im zwölften den Homer las, war ein ernster Charakter, ein frommes und tiefes Gemüth, das nie die Richtung auf das praktische Leben verlor. Seine Natur war auf das Ideale angelegt; der Unwille gegen die moralische Gebrechen seiner Zeit und seiner nächsten Umgebung, sein philosophischer Geist, der streng den Schein von der Wahrheit trennte, führten ihn naturgemäß zur pathetischen Satyre und gaben seinem Wesen jene Härte und diamantene Gediegenheit, die in allen Gemüthern sich ausbildet, welche das Ideal mit sittlicher Energie in sich hegen und ausprägen. Nicht die Armuth des Herzens, nicht der Mangel einer starken Einbildungskraft machte ihn zum Satyriker, sondern der Reichthum eines Gemüthes, das mit der Traurigkeit über die Unvollkommenheit menschlicher Zustände beschwert war, und das sich in Betrachtung des realen Lebens zu satyrischer und elegischer Begeisterung emporschwang.

Faßt man Haller's poetische Bedeutung vom ästhetischen Standpunkt aus in's Auge, so gilt in vollem Maße, was Schiller[1] über ihn und die sentimentalischen Dichter im Allgemeinen gesagt hat. „Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl, weil sie selbst Natur (naiv) sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Es schließt dies keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren; ohne das würden sie überall keine Dichter sein. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene ebenso wieder darzustellen. Unwillkürlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verschließt Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen und was es in sich hat durch Reflexion sich gegenüber und aus sich herauszustellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflektirende Verstand des Dichters aus ihm machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern wie sich derselbe in seinem

[1]) Schiller, 15. Bd. Ueber naive und sentimental. Dichtung, S. 256 u.

Gemüthe reflektirt, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod seiner Gattin betrauert (man kennt das schöne Lied) und folgendermaßen anfängt:

„Soll ich von deinem Tode singen,
O Marianne, welch' ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen
Und ein Begriff den andern flieht" u. s. f.

so finden wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deßwegen auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr viel erkältet sein mußte, um ein Zuschauer seiner Rührung zu sein."

„Was im Allgemeinen von allen Lehrgedichten, das gilt denn auch von den Haller'schen insbesondere. Der Gedanke selbst ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufschwung zu Ideen. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld.[1] Tiefrührend ist seine Klage; mit energischer, fast bitterer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die Einfalt der Natur. Nur überwiegt allzusehr der Begriff in seinen Gemälden, sowie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt; daher lehrt er durchgängig mehr als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit hat er sich selten oder niemals erhoben."[2] —

Trotzdem kam der philosophische Drang des Jahrhunderts unserm Dichter entgegen. Seine gedankenschwangere, bisweilen schwerfällige Kürze verdrängte die wässerige Verschwommenheit der frühern Dichter. Haller's Gedichte erlebten dreißig Auflagen, worunter acht französische, eine italienische, eine englische und selbst eine lateinische. Die Züricher Kritiker Bodmer und Breitinger hatten sie mit Begeisterung als die praktischen Muster zu ihren kritischen Regeln begrüßt und dieselben als solche im Streite mit Gottsched und seinen Anhängern siegreich verfochten. Haller sprach und schrieb vielleicht die französische und die lateinische Sprache noch besser, als die deutsche, so daß er

[1] In dem Gedicht: „Die Alpen."

[2] Bekanntlich waren Schiller's einzige literarische Begleiter bei seiner Flucht von Karlsruhe Haller und Shakespeare.

mit einigem Rechte sagen konnte, die deutsche Sprache sei ihm fremd und die Wahl der Wörter fast unbekannt; aber er hatte doch zuerst die todte, seelenlose Mechanik des Reimes wieder mit lebendigen Bildern und erhabenen Ideen erfüllt.

Hallers bestes Gedicht sind „die Alpen". Es hat in der ganzen frühern deutschen Literatur kein Vorbild. Im Versbau (Alexandriner) und in der Anlage verfehlt, entschädigt es für diese Mängel durch ächt republikanische Gesinnung, durch großartige, naturwahre Schilderungen und durch rührende Gemälde unschuldiger Hirtenkraft und Sittenreinheit. Hallers Lehrgedichte, die man Satyren nennen kann, sind unerschöpflich an sinnigen Anspielungen und bedeutungsvollen Winken; aber der Gedrungenheit des an Antithesen reichen Styls und der Fülle der Gedanken fehlt der schöne, harmonische Versbau. Es ist die Mannheit der kernhaften Gesinnung, der feierliche Ernst eines bei aller Empfindlichkeit schwermüthigen Temperamentes, welche überall bei unserm Dichter vorherrschen und ihn dem Thyrsos und den Grazien entfremden. Indessen erkennt man doch in jeder Zeile den edlen, guten und wohlwollenden Menschen, obschon er oft noch bitterer zürnt als Juvenal, und obgleich sein düsteres Colorit bisweilen an Misanthropie und finstere Moral zu streifen scheint.

Hallers Gegner warfen ihm Dunkelheit, seltene Wendungen, Rauheit und Härte der Sprache vor. Dies gilt nur von der gebundenen Form; seine Prosa dagegen ist ein Muster von Styl in jener Zeit und wenn wir schon in den Gedichten den spätern gereinigten und volltönigen Rhythmus Schillers heraushören, so ist dies noch mehr der Fall mit der prosaischen Schreibart beider Dichter. Von den politischen Romanen Hallers ist der „Usong" noch am meisten mit Poesie getränkt; sie sind sämmtlich einfach angelegt, ermangeln aber, in Schilderung der Außenwelt wie der Leidenschaften, des sinnlichen Colorites und leiden deßhalb an einer gewissen Trockenheit.

Die Alpen.

Versucht's, ihr Sterbliche, macht euren Zustand besser,
Braucht was die Kunst erfand, und die Natur uns gab,
Belebt die Blumenflur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Korinth's Gesetz gehau'ne Felsen ab;
Umhängt die Marmorwand mit persischen Tapeten,
Speist Junkin's Reis aus Gold, trinkt Perlen aus Smaragd,
Schlaft ein bei'm Saitenspiel, erwachet bei Trompeten,

Räumt Klippen aus der Bahn, schließt Länder ein zur Jagd:
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben!

Die Seele macht ihr Glück; ihr sind die äußern Sachen
Zur Lust und zum Verdruß nur die Gelegenheit:
Ein wohlgesetzt Gemüth kann Galle süße machen,
Da ein verwöhnter Sinn auf Alles Wermuth streut.
Was hat ein Fürst bevor, das einem Schäfer fehlet?
Der Szepter ekelt ihm, wie dem sein Hirtenstab;
Weh' ihm, wenn ihn der Geiz, wenn ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schaar, die ihn bewacht, hält den Verdruß nicht ab:
Der aber, dessen Sinn gesetzte Stille wieget,
Fragt er, wann er entschläft, ob er auf Eidern lieget?

Beglückte güld'ne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in stetem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt;
Nicht weil freiwillig Korn die satten Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht weil kein kühne Löw' die schwachen Hürden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bei Wölfen sicher schlief:
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum Sorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güld'ne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht;
Wer mißt den äußern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wenn Tugend Müh' zur Lust, und Armuth glücklich macht?
Das Schicksal hat euch zwar kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat Alles dies verbessert,
Der Elemente Neid hat euer Glück vergrößert.

Wohl dir vergnügtes Volk! Dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß, versagt!
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,

Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze ragt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis' und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber, hüte dich was Größer's zu begehren,
Bleib deiner Einfalt treu, so wird dein Wohlstand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch und deine Saat entrinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die größte Plage sind;
Dein Trank ist reine Fluth, und Milch die meisten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht giebt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu sein als du!
Denn wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblümt und Boreas gelinder.

Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern!
Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht;
Die Eintracht wohnt bei euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zwietrachtsäpfel reicht:
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt und doch den Tod nicht haßt;
Hier herrschet die Vernunft, von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und Mehrer's hält für Last:
Was Epiktet gethan, und Seneca geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden.
Der Tugend unterthan und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh' besetzt die Nacht!
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frißt die heut'ge Freude nie;
Die Freiheit theilt dem Volk aus unpartheiischen Händen
Mit immer gleichem Maß Vergnügen, Ruh' und Müh'.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt, und danket dem Geschicke.

Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,
Man misst die Straßen nicht von Rom und von Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesetze,
Und Niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreisen gehn.
Doch was verlieret Ihr? Welch' Weiser lebt vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt, und stirbt, sich unbekannt!
Die Wollust wird bei ihm vergällt und nicht besieget,
Sein künstlicher Geschmack beekelt seinen Stand;
Und hier hat die Natur die Lehre, recht zu leben,
Dem Menschen in das Herz und nicht in's Hirn gegeben.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit,
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut' ist wie gestern war, und morgen wird wie heut'.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern malt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roth;
Der Jahre Lust und Müh' ruh'n stets auf gleicher Wage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden
Dem unverdroß'nen Volk nicht ohne Müh' entwunden.

Wenn durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen,
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht,
So sammelt sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb' und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib und Leib und schlinget Fuß um Fuß.
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft;
Den aber führt die Lust, was Edler's zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.[1])

[1]) Diese ganze Beschreibung ist nach dem Leben. Sie handelt von den s. g. Bergfesten, die unter den Einwohnern der Bernischen Alpen ganz gemein und mit mehr Lust und Pracht begleitet sind, als man einem Ausländer zumuthen kann zu glauben. Alle die hier beschriebenen Spiele werden dabei getrieben; das Ringen und das Steinstoßen, das dem Werfen des alten Diskus ganz gleich kömmt, ist eine Uebung der dauerhaften Kräfte dieses Volks.

Dort eilt ein schnelles Blei in das entfernte Weiße,
Das blitzt, und Luft und Ziel im gleichen Nu durchbohrt:
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleise
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlung'nen Händen,
In dem zertret'nen Gras bei einer Dorfschalmei;
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Takte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bei.
Die grauen Alten selbst ruh'n dort in langen Reihen,
Die an der Kinder Freud' ihr zärtlich Herz erfreuen.

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich:
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht Alles werth, und Liebe macht es gleich.
Die Anmuth wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin,
Die Ehrsucht theilet nie, was Werth und Huld verbunden,
Die Staatssucht macht sich nicht zur Unglückskupplerin:
Die Liebe brennt hier frei, und scheut kein Donnerwetter,
Man liebet für sich selbst und nicht für seine Väter.

Sobald ein junger Hirt die sanfte Gluth empfunden,
Die leicht ein schmachtend Aug' in muntern Geistern schürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt.
Sie hört ihn, und verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und thut, wonach sie strebt;
Denn zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmuth fließt, und durch die Tugend lebt.
Vorzüge falscher Zucht, der wahren Keuschheit Affen,
Der Hochmuth hat euch nur zu unsrer Qual geschaffen!

Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet Sie, Sie ihn, dies macht den Heirathschluß.
Die Eh' wird oft durch Nichts als beider Treu' befestigt.
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen,

Die Wollust deckt ihr Bett auf sanftgerichwoll'nes Moos,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen.
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schoos.
O dreimal selig Paar! Euch muß ein Fürst beneiden,
Denn Liebe balsamt Gras, und Ekel herrscht auf Seiden.

Hier bleibt das Ehbett rein; man fragt nach keinen Hütern,
Weil Keuschheit und Vernunft darum zur Wache stehn,
Ihr Vorwitz lüftet nicht nach unerlaubten Gütern,
Was man geliebet, bleibt auch nach der Hochzeit schön.
Der keuschen Liebe Hand streut auf die Arbeit Rosen,
Wer für sein Liebstes sorgt, find't Reiz in jeder Pflicht,
Und lernt man nicht die Kunst, nach Regeln liebzukosen,
So klingt auch Stammeln süß, ist's nur das Herz, das spricht:
Der Eintracht hold Geleit', Gefälligkeit und Scherzen,
Belebet ihre Küss' und knüpft das Band der Herzen.

Entfernt vom eiteln Tand der mühsamen Geschäfte,
Wohnt hier die Seelenruh', und flieht der Städte Rauch:
Ihr thätig Leben markt der Leiber reife Kräfte,
Der träge Müssiggang schwellt niemals ihren Bauch
Die Arbeit weckt sie auf und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering, und die Gesundheit leicht:
In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein beseelet,
Kein geiler Eiter fault, kein welscher Koch verjähret.

Sobald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret,
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wann sich der Erde Schoos mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt:
Sobald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eis der Kräuter Spitze sprießt.[1]
Das Vieh verläßt den Stall und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.

[1] Im Anfang des Maimonats brechen aus den Städten und Dörfern die Hirten mit ihrem Vieh auf, und ziehen mit einer eigenen Fröhlichkeit ern auf die niedrigen, und im Brachmonat auf die höhern Alpen.

Wann kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüßen,
Und uns das Licht der Welt die ersten Blicke giebt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Zeit zwar haßt, doch nicht verschiebt.
Er treibt den trägen Schwarm von schwerbeleibten Kühen
Mit freudigem Gebrüll durch den bethauten Steg;
Sie irren langsam um, wo Klee und Muttern[1] blühen,
Und mähn das zarte Gras mit scharfen Zungen weg.
Er aber setzet sich bei einem Wasserfalle
Und ruft mit seinem Horn dem lauten Widerhalle.

Wann der entfernte Strahl die Schatten dann verlängert,
Und Phöbus müdes Licht sich senkt in kühle Ruh',
So eilt die satte Schaar, von Ueberfluß geschwängert,
Mit schwärmendem Geblök gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, so bald sie ihn erblicket.
Der Kinder froh Gewühl frohlockt und spielt um ihn
Und in der süße Schaum der Euter ausgedrücket,
So sitzt das müde Paar zu schlechten Speisen hin;
Begierd' und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe sie umarmt in's Bett begleitet.

Wann nun von Titans Glanz die Wiesen sich entzünden,
Und in dem falben Gras des Volkes Hoffnung reift;
So eilt der munt're Hirt nach den bethauten Gründen,
Eh' noch Aurorens Gold der Berge Höh' durchstreift.
Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget,
Den Schmuck der Erde rällt der Sense krummer Lauf,
Ein lieblicher Geruch, aus tausenden vermenget,
Steigt aus der bunten Reih' gehäufter Kräuter auf,
Der Achsen schwerer Schritt führt ihre Winterspeise,
Und ein wohlklingend Lied begleitet ihre Reise.

Bald, wann der trübe Herbst die falben Blätter pflücket,
Und sich die kühle Luft in graue Nebel hüllt,
So wird der Erde Schoos mit neuer Zier geschmücket,

[1]) Ein Kraut, das in den Weiden allen andern vorgezogen wird, **Seseli foliis acute multifidis, umbella purpurea Linn. Stirp. Helv. p. 431.**

An Pracht und Blumen arm, mit Nutzen angefüllt;
Des Frühlings Augenlust weicht größerem Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo sonst die Blüthe stund;
Der Aepfel reifes Gold, durchmischt mit Purpurzügen,
Beugt den gestützten Ast und nähert sich dem Mund,
Der Birnen süß Geschlecht, die honigreiche Pflaume,[1]
Reizt ihres Meisters Hand, und wartet an dem Baume.

Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,[2]
Man preßt kein gährend Naß gequetschten Beeren ab;
Die Erde hat zum Durst nur Brunnen hergegeben,
Und kein gekünstelt Sauer beschleunigt unser Grab.
Beglückte, klaget nicht; ihr wuchert im Verlieren,
Kein nöthiges Getränk, ein Gift verlieret ihr;
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Mensch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.
Für euch o Selige! will das Verhängniß sorgen,
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.

Allein es ist auch hier der Herbst nicht leer an Schätzen,
Die Fett und Wachsamkeit auf hohen Bergen findt.
Sobald der Himmel graut und sich die Nebel setzen,
Schallt schon des Jägers Horn und ruft dem Felsenkind.
Da setzt ein schüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespalt'ner Felsen fort;
Dort kürzt ein mörd'risch Blei den Lauf von schnellen Böcken,
Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und sinkt durchbort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erzes tödtlich Knallen
Tönt durch das krumme Thal und macht den Wald erschallen.

Indessen, daß der Frost sie nicht entblößt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Mehl.

---

[1] Die am Fuße der Alpen liegenden Thäler sind überhaupt voll Obst, welches auch einen guten Theil ihrer Nahrung ausmacht

[2] Dieser Mangel an Wein in den eigentlichen Alpen eigen, denn die nächsten Thäler zeugen oft die saftsten Weine, ganz nahe unter den Eisgebirgen, wie der feurige Wein zu Martinach am Fuße des St. Bernhardberges. Aber ich beschreibe hier die Einwohner der bernischen Thäler Oberland und Siebenthal, wo allerdings kein Wein und wenig Korn erzielt wird.

Hier wird auf strenger Gluth geschied'ner Ziger dicke,
Und dort gerinnt die Milch und wird ein stehend Oel;
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Molke,
Dort trennt ein gährend Sau'r das Wasser und das Fett,
Hier kocht der zweite Raub der Milch dem armen Volke.[1]
Dort bild't den neuen Käs ein rund geschnitten Brett:
Das ganze Haus greift an und schämt sich leer zu stehen,
Kein Sclavenhandwerk ist so schwer, als müßig gehen!

Hat nun die müde Welt sich in den Frost begraben,
Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Ruht das erschöpfte Feld nun aus, für neue Gaben,
Weil ein krystall'ner Damm der Flüsse Lauf versteckt:
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten,
Wo fetter Fichtendampf die dürren Balken schwärzt,
Hier zahlt die süße Ruh' die Müh', die er erlitten,
Der sorgenlose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Herde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergötzen.

Der eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,[2]
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn;
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn.
Er kennt die Kraft des Monds, die Wirkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebirg ein früher Nebel will;
Er zählt im Märzen schon der fernen Erndte Garben,
Und hält, wann Alles mäht, bei nahem Regen still:
Er ist des Dorfes Rath, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm vor tausend Bücher.

[1]) **Recocta** oder Ziger. Man kann hierbei des Hrn. Scheuchzers Beschreibung der Milch-Arbeiten in der ersten Alpenreise nach des geschickten Hrn. Sulzers Uebersetzung nachsehen.

[2]) Alle diese Beschreibungen von klugen Bauern sind der Natur nachgeahmt, obwohl ein Fremder dieselben der Einbildung zuzuschreiben versucht werden möchte. Der Liebhaber der Natur, der alte tapfere Krieger, der bäurische Dichter und selbst der Staatsmann im Hirtenkleide sind auf den Alpen gemein. Ihrer Einwohner Beredtsamkeit, ihre Klugheit und ihre Liebe zur Dichtkunst sind in meinem Vaterlande so bekannt, als auswärts ihre unerschrockene Standhaftigkeit im Gefechte.

Ein junger Schäfer stimmt indessen seine Leyer,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedchen singt.
Natur und Liebe gießt in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt, und nie die Müh' erzwingt;
Die Kunst hat keinen Theil an seinen Hirtenliedern,
Im ungeschmückten Lied malt er den freien Sinn;
Auch wann er dichten soll, bleibt er bei seinen Widdern,
Und seine Muse spricht wie seine Schäferin.
Sein Lehrer ist sein Herz, sein Phöbus seine Schöne,
Die Rührung macht den Vers, und nicht gezählte Töne.

Bald aber spricht ein Greis, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein höher Ansehn nimmt;
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von achtzig Jahren,
Hat seinen Geist gestärkt und nur den Leib gekrümmt.
Er ist ein Beispiel noch von unsern Heldenahnen,
In deren Arm der Blitz, und Gott im Herzen war;
Er malt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Umschanzt der Feinde Wall, und nennet jede Schaar.
Die Jugend hört erstaunt, und zeigt sich in Geberden
Voll edler Ungeduld, noch löblicher zu werden.

Ein Andrer, dessen Haupt, mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesetz, des Volkes Richtschnur ist,
Lehrt, wie die feige Welt in's Joch den Nacken streckt,
Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder frißt;
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,[1]
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt,
Wie um uns Alles darbt, und hungert in den Ketten,
Und Welschlands Paradies nur nackte Bettler hegt,
Wie Eintracht, Treu' und Muth, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Bald aber schließt ein Kreis um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht, und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunderkraft und ändernde Gestalten,
Hat längst sein Witz durchsucht, und jedes Moos benennt.

[1]) Diese Betrachtung hat schon Burnet gemacht.

Er wirft den scharfen Blick in unterird'sche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Luft und sieht die Schwefeldüfte,
In deren feuchtem Schoos gefang'ner Donner rollt;
Er kennt sein Vaterland, und weiß an dessen Schätzen
Sein immer forschend Aug' mit Nutzen zu ergötzen.

Denn hier, wo Gotthardts Haupt die Wolken übersteiget,
Und der erhobnen Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget
Die spielende Natur in wenig Land's vereint.
Wahr ist's, daß Lybien uns noch mehr Neues giebet,
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Unthier sieht;
Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur was nützet, blüht:
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände,[1]
Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.

Wenn Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt.
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich im Nu der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt Alles auf einmal, was sein Bezirk enthält;
Ein sanfter Schwindel schließt die allzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich in's Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale wiederhallt,
Bald scheint ein breiter See ein Meilen langer Spiegel,

[1]) Die meisten und größten Flüsse entspringen aus Eisgebirgen, so der Rhein, der Rhodan, die Aare.

Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die hin und her gekrümmt sich im Entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt,
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die geniegne Hitz' im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern von diesem streckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen,
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dickbeschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen,
Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall.
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn, und sich in Wolken gießen.[1]

Doch wer mit einem Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,
Den großen Bau der Welt aufmerksam durchgereist,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunderwerk ihn stehn und forschen heißt.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt, und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht das holde Reich der buntgeschmückten Kräuter,

[1]) Meine eigenen Gönner haben diese zwei Reime getadelt. Sie sind also wohl schwer zu entschuldigen. Indessen bitte ich sie zu betrachten, daß die Gemsen in den ersten Auflagen, wenn sie schon Menschen wären, ein tägliches Schauspiel nicht bewundern würden. Und wenn oben am Berg die Wolken liegen, der Staubbach aber durch seinen starken Fall einen Nebel erregt, als wovon hier die Rede ist, so ist der letzte Vers nach der Natur gemalt.
J. J.

Die ein verliebter Weh mit frühen Perlen tränkt –
Ihr werdet Alles schön und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz nets graben, nie ergründen.

Wann Phöbus helles Licht durch nicht'ge Nebel strahlet,
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen weicht,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht gemalet,
Das auf den Blättern schwebt und die Natur erfrischt.
Die Luft erfüllet sich mit lauen Ambradämpfen.[1]
Die Florens bunt Geschlecht gelinden Winden zollt,
Der Blumen schecht'cht Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmelblau beschämt ein nahes Gold;
Ein ganz Gebirge scheint gerinnt von dem Regen,
Ein grünender Tapet geziert mit Regenbögen.

Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane[2]
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand.
Der Blätter glattes Weiß, mit treuem Grün durchzogen,
Strahlt mit dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.[3]
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schön're Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt in Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergold'ten Schnäbel,

[1]) Alle Kräuter sind auf den Alpen viel wohlriechender als in den Thälern. Selbst die anderswo wenig oder nichts riechen, haben da einen angenehmen, saftigen Narzissgeruch, wie die Trollblume, die Aurikeln, Ranunkeln, Küchenschellen &c.

[2]) **Gentiana floribus rotatis verticillatis Enum. Helv. p.** 178. eines der größten Alpenkräuter, dessen Heilkräfte überall bekannt sind, und der blaue **foliis amplexicaulibus floris fauce barbata Enum. Helv. p.** 173. der viel kleiner und schlechter ist. — Dies ist die berühmte Stelle, welche Lessing u. A im „Laokoon" benutzt, um daran zu zeigen, daß die Poesie keine Malerei sei. A. d. H.

[3]) Weil sich auf den großen und etwas hohlen Blättern der Thau und Regen leicht sammelt und wegen ihrer Glattigkeit sich in lauter Tropfen bildet.

Die ein von Amethyst gebild'ter Vogel trägt[1]
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Widerschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein getreifter Stern in weiße Strahlen ein:[2]
Smaragd und Roten blühn auch auf zertretner Heide,[3]
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide[4]

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Thal entlaubt,
Wird hohler Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket,[5]
Die keine Zeit verzehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'schen Pfühlen
Wölbt sich der feuchte Thon mit funkelndem Krystall;
Ein Fels von Edelstein, wo tausend Farben spielen,
Blitzt durch die dünne Luft und prahlet überall.
O Reichthum der Natur! vertrocht euch, welsche Zwerge,[6]
Europens Diamant blüht hier[7] und wachst zum Berge!

[1]) **Antirrhinum caule procumbente, foliis verticillatis, floribus congestis. Enum. Helv. p. 624.**

[2]) **Astrantia foliis quinquelobatis lobis tripartitis. Enum. Helv. p. 139.**

[3]) **Ledum foliis glabris, flore tubuloso Enum. Helv. p. 117. und Ledum foliis ovatis, ciliatis, flore tubuloso. Enum. Helv. p. 118.**

[4]) **Silene acaulis. Enum. Helv. p. 375** womit oft ganze große Felsen wie mit einem Purpurmantel weit und breit überzogen sind.

[5]) Die Krystallmine auf der Grimsel, wo Stücke des vollkommensten Krystalls von etlichen Zentnern gefunden werden, dergleichen man in andern Ländern niemals gesehen. **Phil. Trans. Vol. XXXIV.** Ich habe selbst das größte, daß jemals gegraben worden, a. 1733 auf den Alpen betrachtet. Es war 600 Pfund schwer.

[6]) Siehe die Beschreibung einer Krystallgrube in Hrn. Sulzers Alpenreise. Ich vergleiche diese vortreflichen Stücke mit den vierzig und fünfzigpfündigen, die zu den Zeiten des Augustus gefunden, als eine ungemeine Seltenheit angesehen und deswegen von diesem klugen Kaiser in die Tempel der Götter geweihet worden.

[7]) Krystallblüthe heißt man allerley selenitische Anschüsse, die um die Krystallgruben gemein sind.

*

In Mitten eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt,[1]
Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras, und senget, was er netzt.
Sein lauter Wasser rinnt voll flüssiger Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergoldet seinen Lauf;
Ihn wärmt der Erde Gruft und seine Fluthen wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf.
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Fluth zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feuer und seine Wallen Flammen.

Dort aber wo im Schaum der wirbelreichen Wellen[2]
Der schnelle Avenson[3] gestürzte Wälder wälzt,
Rinnt der Gebirge Gruft mit unterirdschen Quellen,
Wovon der scharfe Schweiß das Salz der Felsen schmelzt.
Des Berges hohler Bauch, gewölbt mit Alabaster,
Schließt zwar dies kleine Meer in tiefe Schachten ein,
Allein sein ätzend Naß zermalmt das Marmorpflaster,
Dringt durch der Klippen Fug und eilt gebraucht zu sein.
Die Würze der Natur, der Länder reichster Segen,
Beut selbst dem Volk sich an und strömet uns entgegen.

Aus Schreckhorns kaltem Haupt, wo sich in beide Seen[4]
Europa's Wasserschatz mit starken Strömen theilt,
Stürzt Nüchtlands Aare sich, die durch beschäumte Höhen
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt;
Der Berge reicher Schacht vergoldet ihre Hörner,
Und färbt die weiße Fluth mit königlichem Erz,
Der Strom fließt schwer von Gold und wirft gediegne Körner,

---

[1]) Die von der Natur heißen Wallisbäder, die in einem so kalten Thale liegen, daß das ganze beträchtliche Dorf im Winter verlassen wird, und die Einwohner sich herunter in das wärmere Wallis begeben.

[2]) Die Salzmine unweit Bevieux.

[3]) Der dabei fließende Waldstrom.

[4]) Der Rhodan und Ticin nach dem mittelländischen Meere, die Reuß und Aare in den Rhein und die Nordsee.

Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt.[1]
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füßen
O Beispiel für die Welt, er sieht's, und läßt ihn fließen.[2]

Verblend'te Sterbliche, die bis zum nahen Grabe
Geiz, Ehr' und Wollust stets an eitlen Namen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg' und leerer Müh' vergällt,
Die ihr das stille Glück des Mittelstands verschmähet,
Und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch,
Die ihr zur Nothdurft macht, worum nur Thorheit flehet,
O glaubt's, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich
Seht ein verachtet Volk bei Müh' und Armuth lachen,
Die mäßige Natur allein kann glücklich machen!

Elende! rühmet nur den Rauch von großen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, schließt euch in goldne Ketten,
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur Andern schön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrsucht ihre Knechte
Nach dem verschloßnen Thor gedrückter Bürger hin.
Und die verlangte Ruh' der durchgereisten Nächte
Raubt euch der nete Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bei euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüderherzen trennen.

Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener Nümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürgerblut;
Verleumdung, Haß und Spott zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der giftgeschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut;
Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Weil um ihr Rosenbett ein naher Donner blitzt:
Der Geiz bebrütet Gold, zu fein' und And'rer Plage,

[1]) Das in der Aare fließende Gold. Der Sand benehet sonst mein aus kleinen Granaten, wie Hr. v. Reaumur auch vom Sande des Rhodans an gemerkt, und sieht deswegen schwarz aus.

[2]) In den Gebirgen wird kein Gold gewaschen. Die Alpenleute sind zu reich dazu. Aber unten im Lande beschäftigen sich die ärmsten Leute um Aarwangen und Baden damit.

Das niemand weniger, als wer es hat besitzt;
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist Nichts als ein banger Schlummer! —

Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt;
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer, noch der Genuß verhaßt.
Kein innerlichet Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu' mit Blut die Freude zahlt;
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt:
Nichts ist, was euch erdrückt, Nichts ist, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich und sterbet wie ihr lebet.

Selig! wer wie Ihr mit selbstgezogenen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt,
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt;
Der sich bei Zephirs Hauch und kühlen Wasserfällen
Zu ungesorgtem Schlaf, auf weichen Rasen streckt,
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten weckt,
Der seinen Zustand liebt, und niemals wünscht zu bessern
Das Glück ist viel zu arm, sein Wohlsein zu vergrößern!

Aus „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben."

Viel Irrthum hat der Mensch sich selber zugezogen:
Er ist, der Erde war, dem Himmel zugeflogen,
Wohin Vernunft nicht reicht, hat Stolz sich hingetraut,
Was an der Welt ihm fehlt, aus eignem Witz erbaut,
Die Schranken eng geschätzt, worin er denken sollen,
Und draußen fallen eh', als drinnen stehen wollen.

Wie voll die Ewigkeit erst einsam durchgedacht,
Warum einst und nicht eh' er eine Welt gemacht:
Was unser Sein sonst war, eh' ihn ein Leib bekleidet,
Und wie er soll bestehn, wann Alles von ihm scheidet:
Wie erst ein ewig Nichts in uns zum Etwas ward,
Wie Denken erst begann, und Wesen fremder Art
Der Seele Werkzeug sind: wie sich die weiten Kreise
Der anfangslosen Zeit gehemmt in ihrer Reise,
Und Ewig ward zur Zeit: wie, wann ihr Maß in voll,
Im Meer der Ewigkeit sie sich verlieren soll:
Dies soll ich nicht verstehn, und kein Geschöpfe tragen,
Es möge sich mein Feind mit solchem Vorwitz plagen!

Genug, es ist ein Gott, es ruft es die Natur,
Der ganze Bau der Welt zeigt seiner Hände Spur.
Den unermeßnen Raum, in denen lichten Höhen,
Sich tausend Welten dreh'n, und tausend Sonnen stehen,
Erfüllt der Gottheit Glanz. Das Sterne sonder Zahl
Mit immer gleichem Schritt und ewig hellem Strahl,
Durch ein verdeckt Gesetz vermischt und nicht verwirret,
In eig'nen Kreisen geh'n, und nie ihr Lauf verirret,
Macht ihres Schöpfers Hand; sein Will' in ihre Kraft,
Er theilt Bewegung, Ruh' und jede Eigenschaft
Nach Maß und Absicht aus. Kein Stein bedeckt die Erde,
Wo Gottes Weisheit nicht in Wundern thätig werde
Kein Thier ist so gering, du weißt's o Stähelin!
Es zielt doch jeder Theil nach seinem Zwecke hin.
Ein unsichtbar Geflecht von zärtlichen Gefäßen,
Nach mehr als Menschenkunst gebildet und gemessen,
Führt den bestimmten Saft in stetem Kreislauf fort,
Verschieden überall, und stets an seinem Ort.
Nichts stört des Andern Thun. Nichts füllt des Andern Stelle,
Nichts fehlt, Nichts ist zu viel. Nichts ruht, Nichts läuft zu schnelle.
Ja, in dem Saamen schon, eh' er das Leben haucht,
Sind Gänge schon gehöhlt, die erst das Thier gebraucht.
Der Mensch, vor dessen Wort sich soll die Erde bücken
Ist ein Zusammenhang von eitel Meisterstücken;
In ihm vereinigt sich der Körper Kunst und Pracht,

Kein Glied ist, das ihn nicht zum Herrn der Schöpfung macht.
Doch geh' durch's weite Reich, das Gottes Hand gebauet,
Wo hier in holder Pracht, vom Morgenroth bethauet,
Die junge Rose glüht, und dort im Bauch der Welt,
Ein unreif Gold sich färbt, und wächst zu künft'gem Geld,
Du wirst im Raum der Luft und in des Meeres Gründen
Gott überall gebildet und nichts als Wunder finden!

Mehr find' ich nicht in mir; Gott, der in Allem strahlt,
Hat in der Gnade sich erst deutlich abgemalt:
Vernunft, kann wie der Mond, ein Trost der dunkeln Zeiten,
Uns durch die braune Nacht mit halbem Schimmer leiten:
Der Wahrheit Morgenroth zeigt erst die wahre Welt,
Wann Gottes Sonnenlicht durch uns're Dämm'rung fällt.
Zu stammelnd für den Schall geoffenbarter Lehren
Soll die Vernunft hier Gott mit eig'nem Lallen ehren.

Vernunft steht still bei Gott, mehr ist ein Ueberfluß.
Nichts wissen macht uns dumm, viel forschen nur Verdruß.
Was hilft es, himmelan mit schwachen Schwingen fliegen,
Der Sonne Nachbar sein, und dann im Meere liegen?
Vergnügen geht vor Witz; auch Weisheit hält ein Maß,
Das Thoren niedrig dünkt, und Newton nicht vergaß.
Wer will, o Stähelin! ist Meister des Geschickes,
Zufriedenheit war stets die Mutter wahren Glückes.
Wir haben längst das Nichts von Menschenwitz erkennt,
Das Herz von Eitelkeit, den Sinn von Land getrennt;
Laß alberne Weisen nur, was sie nicht fühlen, lehren,
Die Seligkeit im Mund, und Angst im Herzen nähren,
Uns ist die Seelenruh' und ein gesundes Blut,
Was Zeno nur gesucht, des Lebens wahres Gut.
Uns soll die Wissenschaft zum Zeitvertreibe dienen,
Für uns die Gärten blüh'n, für uns die Wiesen grünen;
Uns dienet bald ein Buch, und bald ein kühler Wald,
Bald ein erwählter Freund, bald wir zum Unterhalt.
Kein Glück verlangen wir, ein Tag soll allen gleichen,
Das Leben unvermerkt und unbekannt verstreichen;
Und ist der Leib nur frei von siecher Gliederpein,

Soll uns das Leben lieb, der Tod nicht schrecklich sein.
O! daß der Himmel mir das Glück im Tode gönnte,
Daß meine Asche sich mit deiner mischen könnte!

Die Tugend.

Ode an Herrn Hofrath Drollinger.

Freund! die Tugend ist kein leerer Name,
Aus dem Herzen keimt des Guten Saame,
Und ein Gott ist's, der der Berge Spitzen
Röthet mit Blitzen.

Laß den Freigeist mit dem Himmel scherzen,
Falsche Lehre fließt aus bösem Herzen,
Und Verachtung allzustrenger Pflichten
Dient zu Verrichten.

Nicht der Hochmuth, nicht die Eigenliebe,
Nein, vom Himmel eingepflanzte Triebe
Lehren Tugend, und daß ihre Krone
Selbst sie belohne!

Ist's Verleitung, die uns selbst bekämpfet,
Die des Jähzorns Feuerströme dämpfet
Und der Liebe doch so sanfte Flammen
Zwingt zu verdammen?

Ist es Dummheit, oder List des Weisen,
Der die Tugend rühmet in den Eisen,
Dessen Wangen mitten in dem Sterben
Nie sich entfärben?

Ist es Thorheit, die die Herzen bindet,
Daß ein Jeder sich im Andern findet,
Und zum Lösgeld seinem wahren Freunde,
Stürzt in die Feinde?

Füllt den Titus Ehrsucht mit Erbarmen?
Der das Unglück hebt mit milden Armen,
Weint mit andern, und von fremden Ruthen
Würdigt zu bluten?

Selbst die Bosheit ungezähmter Jugend
Kennt der Gottheit Bildniß in der Tugend,
Haßt das Gute, und muß wahre Weisen
Heimlich doch preisen.

Zwar die Laster blühen und vermehren,
Geiz bringt Güter, Ehrsucht führt zu Ehren,
Bosheit herrschet, Schmeichler betteln Gnaden,
Tugenden schaden.

Doch der Himmel hat noch seine Kinder.
Fromme leben, kennt man sie schon minder,
Gold und Perlen und't man bei den Mohren,
Weise bei Thoren.

Aus der Tugend fließt der wahre Friede,
Wollust ekelt, Reichthum macht uns müde,
Kronen drücken, Ehre blend't nicht immer,
Tugend fehlt nimmer.

Drum, o Damon, geht's mir nicht nach Willen,
So will ich mich ganz in mich verhüllen,
Einen Weisen kleidet Leid wie Freude,
Tugend ziert beide.

Zwar der Weise wählt nicht sein Geschicke,
Doch er wendet Elend selbst zum Glücke;
Fällt der Himmel, er kann Weise decken
Aber nicht schrecken!

Aus „Falschheit menschlicher Tugenden.“

„Fort, die Trompete schallt! der Feind bedeckt das Feld.
Der Sieg ist, wo ich geh', folgt Brüder!“ ruft ein Held.
Nicht furchtsam, wann vom Blis aus schmetternden Metallen
Ein breit Gefilde bebt und ganze Glieder fallen,
Er zieht, wann wider ihn das ernste Schicksal zieht,
Fällt schon der Leib durchbohrt, so fällt der Held doch nicht.
Er schätzt ein tödtlich Blei, als wie ein Freudenschießen,
Sein Auge sieht gleich frei sein Blut und fremdes fließen;
Der Tod lahmt schon sein Herz, eh' dass sein Muth erliegt,
Er stirbet allzugern, wann er im Sterben siegt.
O Held, dein Muth ist groß; es soll, was du gewesen,
Auf ewigem Porphyr die letzte Nachwelt lesen.
Allein, wann auf dem Harz, nun lang genug gequält,
Ein angebrachtes Schwein zuletzt den Tod erwählt,
Die dicken Borsten sträubt, die starken Waffen wetzet
Und wüthend über'n Schwarm entbauchter Hunde setzet,
Oft endlich noch am Spieß, der ihm sein Herzblut trinkt,
Den kühnen Feind zerfleischt und fällt von Rache sinkt:
Ist dies kein Heldenmuth? Wer baut dem Bauer Zäunen?
Die Jäger werden ihn mit ihren Hunden theilen.
Wer ist der weise Mann, der dort so einsam denkt,
Und den verschenkten Blick zur Erde furchtsam senkt?
Ein längst verschlissen Tuch umhüllt die rauhen Lenden,
Ein Stück gebettelt Brod, und Wasser aus den Händen
Ist Alles, was er wünscht, und Armuth sein Gewinn.
Er ist nicht für die Welt, die Welt ist Nichts für ihn.
Nie hat ein glänzend Erz ihm einen Blick entzogen,
Nie hat den gleichen Sinn ein Unfall überwogen,
Ihm wischt kein schönes Bild die Runzeln vom Gesicht.
An seinen Thaten beißt der Zahn der Misgunst nicht.
Sein Sinn, versenkt in Gott, kann nicht nach Erde trachten.
Er kennt sein eigen Nichts, was soll er Andrer achten?
Der Tugend ernste Pflicht ist ihm ein Zeitvertreib,
Der Himmel hat den Sinn die Erde nur den Leib.
O Heiliger, geht schon dein Ruhm bis an die Sterne.
Flieh den Diogenes, und fürchte die Laterne!

Ach kennte doch die Welt das Herz so wie den Mund,
Wie wenig stächen oft die Thaten ihrem Grund!
Du beugst den Hals umsonst, die Ehre, die du meidest,
Die Ehr' ist doch der Gott, für den du Alles leidest:
Wie Surena[1] den Sieg, suchst du den Ruhm im Lieh'n,
Ein starker Laster heißt dich, schwächern dich entzieh'n,
Und wer sich vorgesetzt ein Halbgott einst zu werden,
Der baut ins Künftige, der hat Nichts mehr auf Erden,
Ihm streicht der eitle Ruhm der Tugend Farben an,
Was heischt der Himmel selbst, das nicht ein Heuchler kann?
Versenkt im tiefen Traum nachforschender Gedanken,
Schwingt ein erhabner Geist sich aus der Menschheit Schranken.
Seht den verwirrten Blick, der stets abwesend ist,
Und vielleicht jetzt den Raum von andern Welten misst;
Sein stets gespannter Sinn verzehrt der Jahre Blüthe,
Schlaf, Ruh und Wollust flieh'n sein himmlisches Gemüthe.
Wie durch unendlicher verborgner Zahlen Reih',
Ein krummgeflochtner Zug gerecht zu messen sei;
Warum die Sterne sich in eignen Gleisen halten;
Wie bunte Farben sich aus lichten Strahlen spalten;
Welch nimmer stiller Trieb der Welten Wirbel dreht;
Was für ein Zug das Meer zu gleichen Stunden bläht;
Dies alles weiß er schon; er füllt die Welt mit Klarheit,
Er ist ein steter Quell von unerkannter Wahrheit.
Doch ach, es lischt in ihm des Lebens kurzer Dacht,
Den Müh' und scharfer Witz zu heftig angefacht:
Er stirbt, von Wissen satt und einst wird in den Sternen,
Ein Kenner der Natur des Weisen Namen lernen.
Erscheine, großer Geist, wann in dem tiefen Nichts
Der Welt Begriff dir bleibt, und die Begier des Lichts,
Und laß von deinem Witz, den hundert Völker ehren,
Mein lernbegierig Ohr die letzten Proben hören
Wie unterscheidest du die Wahrheit und den Traum?
Wie trennt im Wesen sich das beste von dem Raum?
Der Körper rauhen Stoff, wer schränkt ihn in Gestalten,

[1]) Feldherr der Parther, wie sie das römische Heer unter dem unglücklichen Crassus schlugen.

Die stets verändert sind, und doch sich stets erhalten?
Den Zug, der Alles senkt, der Trieb, der Alles dehnt,
Den Reiz in dem Magnet, wonach sich Eisen sehnt,
Des Lichtes schnelle Fahrt, die Erbschaft der Bewegung,
Der Theilchen ewig Band, die Quelle neuer Regung,
Dies lehre, großer Geist, die schwache Sterblichkeit,
Worinn dir Niemand gleicht und Alles dich bereut.
Doch suche nur im Riß von künstlichen Figuren,
Beim Licht der Zirkerkunst, der Wahrheit dunkle Spuren:
Ins Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wenn sie noch die äußre Schale weist:
Du hast nach reifer Müh, und nach durchwachten Jahren,
Erst selbst, wie viel uns fehlt, wie Nichts man weiß, erfahren.

Die verdorbenen Sitten.

Genug und nur zu viel hab ich die Welt gescholten,
Was zeigt die Wahrheit sich? Wann hat sie was gegolten?
Seht einen Juvenal, der Vorwelt Geisel, an,
Was hat sein Schmähln Gut's, der Welt und ihm gethan?
Ihn bracht' in Lybien das Gift der scharfen Feder,
Ein Land wie Tomos fern, und trauriger und öder.
Rom las, so viel er schrieb', es las, und schwelgte fort.
Seit Boileau den Parnaß von falschem Geist gereinigt,
Hat Reimen und Vernunft in Frankreich sich vereinigt?
Lebt nicht ein Radal noch? Reimt nicht ein Pelegrin?
Drängt nicht Paris sich noch zu Scapins Possen hin?
Ich aber, dem sein Stern kein Feuer gab zum Dichten,
Was hab ich für Beruf der Menschen Thun zu richten?
Stellt Falschmund, wann er's liest, sein heimlich Lästern ein?
Sein Haß wird gütiger, sein Herz nicht besser sein;
Und stünde Thessal's Bild gestochen auf dem Titel,
Noch dünkt er sich gelehrt, und schölt' auf andrer Mittel.
Ja rühmen will jetzt, wiewern ich rühmen kann,
Und lache nur mein Geist, du mußt gewiß daran.

Wo aber findet sich der Held für meine Lieder?
Ich geh' die Namen durch, ich blättre hin und wieder,
Und finde, wo ich seh', vom Szepter bis zum Pflug
Zum Schelten allzuviel, zum Rühmen nie genug:
Zählt selber, wie August, das Alter und die Jugend!
Fürs Laster ist kein Raum, kein Anfang für die Tugend.

Sag' an Helvetien, du Heldenvaterland!
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?
War's oder war's nicht hier, wo Biderbs Degen strahlte,[1]
Der die erhaltne Fahn' mit seinem Blute malte?

Wo fließt der Mühleren, der Bubenberge Blut?[2]
Der Seelen ihres Staats, die mit gesetztem Muth
Für's Vaterland gelebt, für's Vaterland geworben,
Die Feind und Gold verschmäht und uns den Ruhm erworben,
Den kaum nach langer Zeit der Enkel Abart löscht;
Da Vieh ein Reichthum war, und oft ein Arm gedroscht,
Der sonst den Stab geführt; da Weiber, deren Seelen
Kein heutig Herz erreicht, erlauten mit Juwelen
Den Staat vom Untergang, den Staat, des Schatz uns heut
Zum ewgen Wechsel dient, und Trotz der Ueppigkeit
Wo ist die Ruhmbegier, die Rom zum Haupt der Erden
Und groß gemacht aus Nichts, Gefahren und Beschwerden
Für Lust und Schuld erkennt, für's Glück der Nachwelt wacht,
Stirbt, wann der Staat es heischt, die Welt zum Schuldner macht?

Wo ist der edle Geist, der Nichts sein eigen nennet,
Der Nichts wünscht für sich selbst, und keinen Reichthum kennet,
Als den des Vaterlands, der für den Staat sich schärft,

[1] Biderb, oder Biderbo ist der Zuname, den man einem Edlen von Greyerz und seinen Nachkommen zulegte, da er in dem unglücklichen Treffen an der Schoxhalde die Hauptfahne der Republik rettete. Eine allgemeine Sage fügt hierbei, daß von dieser Gefahr her das Wappen von Bern geändert, und das weiße Feld in ein rothes verwandelt worden.

[2] Sind alte adeliche Geschlechter. Die Bubenberge sind die Stifter der Republik unter Herzog Berchtold gewesen, und Adr. von Bubenberg hat Murten wie der Herzog Karl von Burgund mit einem Muth vertheidigt, dergleichen man in der Geschichte wenig findet.

Die eignen Marken kürzt, der Bürger weiter setzt?
Ach! sie vergrub die Zeit, und ihren Geist mit ihnen,
Von ihnen bleibt uns Nichts, als etwas von den Mienen!

Doch also hat uns nicht der Himmel übergeben,
Daß von der gold nen Zeit, nicht theure Reste leben,
Die Männer, deren Rom sich nicht zu schämen hat,
Ihr Eifer zeigt sich noch im Wohlstein unsrer Stadt.

Doch wann einst zugedrückt die werthen Augen fehlen,
Wer ist's, auf den man dann den Grund des Staates legt?
Der Wissenschaft im Sinn, im Herzen Tugend trägt?
Der thut, was sie gethan, und die geleerten Plätze
Auch mit den Tugenden, nicht mit der Zahl ersetze?

Gewiß kein Appius, die prächtige Gestalt!
Ein Wort, ein jeder Blick zeigt Hoheit und Gewalt.
Des großen Mannes Thor steht wenig Bürgern offen.
Und einen Blick von ihm kann nicht ein Jeder hoffen.
Sein Anseh'n dringt durch's Recht, sein Wort wird uns zur Pflicht,
Er ist ja unser Herr, und seiner selber nicht.
Doch fällt der Glanz von ihm, so wird der Held gemeiner,
Der Unterschied von uns ist in dem Innern kleiner,
Den aufgehab'nen Geist nützt ein geleerter Sinn,
Ein prächtiger Palast, und leere Säale drinn.

Gewiß kein Salvius, der Liebling unsrer Frauen;
Dem trefflichen Geschmack kann jeder Männer trauen;
Wer ist's, der so wie er durch alle Monat weiß,
Der Mode Lebenslauf, und jedes Bandes Preis?
Wer anders geht so bunt, und nach so neuen Arten?
Wer nennt so oft Paris? wer theilt wie er die Karten
Mit zweien Fingern aus? Wer stellt den Fuß so quer?
Wer weiß so manches Lied? Wer flucht so neu als er?
O Säule deines Staats! Wo findet sich der Knabe,
Der sich so mancher Kunst dereinst zu schämen habe?

Auch kein Demokrates, der Erbe seiner Stadt,
Der sonst kein Vaterland, als seine Söhne hat;
Der jeden Stammbaum kennt, der alle Wahlen zählet,
Die Stimmen selber theilt, und keine Kugel fehlet;
Der Mund und Hand mir heut', und morgen Andern schänkt,
Und zwischen Wort und That nur einen Vorhang setzt; [1]
Der Recht um Freundschaft spricht, der Würde tauscht um Würde;
Und, wenn er sein Geschlecht dem Staate macht zur Bürde,
Kein Mittel niedrig glaubt, durch alle Häuser rennt,
Droht, schmeichelt, bittet, verspricht, und Alles Vetter nennt.

Gewiß kein Rusticus, der von den neuen Sitten
Noch alles ruhiger als Nüchternsein gelitten,
Der Mann von altem Schrot, dem neuer Witz missdünkt,
Der wie die Vorwelt spricht, und wie die Vorwelt trinkt.
Im Keller prüft den Mann, was wird er dort nicht kennen?
Er wird im Glase noch den Berg und Jahrgang nennen;
Was aber Wissenschaft, was Vaterland und Pflicht,
Was Kirch' und Handlung ist, die Grillen kennt er nicht.
Die Welt wird, wann sie will, und nicht sein Kopf sich ändern;
Was fragt er nach dem Recht, der Brut von fremden Ländern?
Recht ist was ihm gefällt, gegründet was er fasst,
Das Schmähten Bürgerpflicht, ein Fremder, wen er hasst.

Gewiß auch kein Stein, der Sauerteig des Standes,
Der Meister guten Raths, der Pächter des Verstandes,
Der Nichts vernünftig findt, wenn es von ihm nicht quillt,
Und seine Meinung selbst in fremden Munde schilt.
Bald straft man ihm zu hart bald laufen Laster ledig,
Heut ist der Staat ein Zug,[2] und Morgen ein Venedig.

[1]) Meist alle Bedienungen werden in unsrer Republik so vergeben, daß die Wählenden hinter einem Vorhang ihre goldenen Kugeln in einen, zum Scrutinio zubereiteten Kasten legen. Also können sie vor dem Vorhang versprechen, und hinter demselben ein Anderes thun.

[2]) Damals war in diesem Kanton eine der Anarchie sehr nahe Demokratie, und in Venedig ist, wie bekannt, die Aristokratie den Unterthanen fast so schwer als eine Oligokratie.

Wer herrscht, der ihm gefällt? Vor ihm ist Alles schlecht,
Belohnen unverdient, Versagen ungerecht.
So läßt der Frösche Volk sein Quacken in den Röhren,
Sowohl beim Sonnenschein, als wann es wittert, hören.

Auch kein Heliodor, verliebt in Frankreichs Schein,
Der sich zur Schande zählt, daß er kein Sklav darf sein,
Mißkennt sein Vaterland, des Königs Bildniß spiegelt,
Was unsren Ahnen Muth mit Carol's Blut versiegelt,
Die Freiheit, hält für Tand, verhöhnt den engen Staat,
Gesetze Bauern läßt, und schämet sich im Rath.
Flieh Sklav! ein freier Staat bedarf nur freier Seelen,
Wer selber dienen will, soll Freien nicht befehlen.

Gewiß kein Härephil, der allgemeine Christ,
Der aller Glauben Glied, und keines eigen ist;
Der Retter aller Schuld, der Schutzgeist falscher Frommen,
Der was den Staat verstört, zu schützen übernommen;
Der Bosheit Einfalt nennt, und Heucheln Andacht heißt,
Und dem erzürnten Recht das Schwerdt aus Händen reißt;
Der Kirch- und Gottesdienst mit halben Reden schwärzet,
Und niemals williger als über Priester scherzet.
Ein andrer Zweck ist oft an wahrer Liebe matt,
Ein Absehn dringet weit, das Gott zum Förwort hat;
Sein Gut, das er verschmäht, wird nicht vergessen werden,
Im Himmel ist der Sinn, die Hände sind auf Erden. . .

Bei solchen Herrschern wird ein Volk nicht glücklich sein;
Zu Häuptern eines Stands gehöret Hirn darein. —
Wer aber sich dem Staat zu dienen hat bestimmt,
Und nach der Gottheit Stell' auf Tugendtafeln klimmt,
Der sucht das Wohl des Volks, und nicht sein eigen Glücke,
Und ist zum Heil des Lands ein Werkzeug vom Geschicke;
Er setzet seiner Müh' die Tugend selbst zum Preis,
Er kennet seine Pflicht, und thut das, was er weiß.
Fürs Erste lerne der, der groß zu sein begehret,
Den innerlichen Stand des Staates, der ihn nähret;

Wie Anjehn und Gewalt sich mit gemeß'ner Kraft
Durch alle Staffeln theilt, und Ruh' und Ordnung schafft;
Wie zahlreich Volk und Geld; wie auf den alten Bünden,
Dem Erbe beß'rer Zeit, sich Fried' und Freundschaft gründen;
Wodurch der Staat geblüht; wie Macht und Reichthum stieg;
Des Krieges erste Gluth, den wahren Weg zum Sieg,
Die Fehler eines Staats, die innerlichen Beulen,
Die nach und nach das Mark des sichern Landes fäulen;
Was üblich und erlaubt, wie Schärf' und männlich's Recht,
Den angelauf'nen Schwall des frechen Lasters schwächt;
Wie weit dem Herrscher ziemt der Kirche zu gebieten;
Wie Glaubenseinigkeit sich schützet ohne Wüthen;
Was Kunst und Boden zeugt; was seinem Staat ersprießt;
Wodurch der Nachbarn Gold in uns're Dörfer fließt;
Auch was Europa regt; wie die vereinten Mächten
In stetem Gleichgewicht sich selbst zu halten trachten;
Wodurch die Handlung blüht; wie alle Welt ihr Gold
Dem angelauf'nen Schwarm von wenig Bettlern zollt;
Was Frankreich schrecklich macht; wodurch es sich entnervet;
Wie Kunst und Wissenschaft ihm seine Waffen schärfet.
Auch Rom und Sparta hat, was nützlich werden kann,
Die Jugend nimmt sich leicht bei ihrem Beispiel an.
Bild' aber auch dein Herz selbst in der ersten Jugend,
Sieh' auf die Weisheit viel, doch weit mehr auf die Tugend,
Lern', daß Nichts selig macht, als die Gewissensruh',
Und daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt als du,
Daß Geld auch Weise ziert, doch nur durch reine Mittel,
Daß Tugend Ehre bringt, und nicht ein langer Titel,
Daß Maß und Weisheit mehr, als leere Namen sind,
Und daß man Könige bei Philosophen find't.
Kein Reiz sei stark genug, der deine Pflicht verhindert,
Kein Nutz sei groß genug, der Nichtlands Wohlfahrt mindert;
Such' in des Landes Wohl, und nicht beim Pöbel Ruhm,
Sei jedem Bürger hold, und seines Eigenthum.
Sei billig und gerecht, erhalt' auf gleicher Wage
Des Großen drohend Recht, und eines Bauern Klage.
Bei Würden sieh' den Mann, und nicht den Gegendienst,

Mach' Arbeit dir zur Lust, und Helfen zum Gewinnst.
Dieß lerne, dieses thu', das Andre liegt verborgen,
Der Himmel wird für dich, mehr als du selber, sorgen;
Und wann er künftig dich in hohen Aemtern übt,
Und deiner Bürger Glück in deine Hände giebt,
So lebe, daß dich einst die späten Enkel preisen,
Dein Tod den Staat betrübt, und Völker macht zu Waisen!
Und schlössen schon dein Land die engsten Schranken ein,
So würdest du mir doch der Helden erster sein:
In dir zeigt sich der Welt der Gottheit Gnadenfinger,
Du bist ein größ'rer Mann, als alle Weltbezwinger!

Aus „Ueber den Ursprung des Uebels."

Auf jenen stillen Höhen,
Woraus ein milder Strom von steten Quellen rinnt,
Bewog mich einst ein sanfter Abendwind,
In einem Busche still zu stehen.
Zu meinen Füßen lag ein ausgedehntes Land,
Durch seine eigne Größ' umgränzet,
Worauf das Aug' kein Ende fand,
Als wo Juraflus es mit blauen Schatten kränzet.[1]
Die Hügel deckten grüne Wälder,
Wodurch der falbe Schein der Felder
Mit angenehmem Glanze bricht;
Dort schlängelt sich durch's Land in unterbrochnen Stellen,
Der reinen Aare wallend Licht;
Hier lieget Nüchtlands Haupt in Fried' und Zuversicht,
In seinen nie erstiegnen Wällen.
So weit das Auge reicht, herrscht Ruh' und Ueberfluß,
Selbst unter'm braunen Stroh bemooster Hütten
Wird Freiheit hier gelitten,
Und nach der Müh' Genuß.
Mit Schafen wimmelt dort die Erde,

[1]) Diese ganze Aussicht ist vom Gurten bei Bern aus nach der Natur beschrieben.

Davon der bunte Schwarm in Eile frißt und blöckt;
Wann dort der Rinder schwere Heerde
Sich auf den weichen Rasen streckt,
Und den beblümten Klee im Kauen doppelt schmeckt.
Dort springt ein freies Pferd mit sorgenlosem Sinn
Durch neubewachs'ne Felder hin,
Woran es oft gepflüget;
Und jener Wald, wen läßt er unvergnüget?
Wo dort in rothem Glanz halb nackte Buchen glühn,
Und hier der Tannen fettes Grün
Das bleiche Moos beschattet;
Wo mancher helle Strahl auf seine Dunkelheit
Ein zitternd Licht durch rege Stellen streut,
Und in verschied'ner Dichtigkeit,
Sich grüne Nacht mit goldnem Tage gattet!
Wie angenehm ist doch der Büsche Stille,
Wie angenehm ihr Widerhall,
Wann sich ein Heer glückseliger Geschöpfe,
In Ruh' und ungesorgter Fülle,
Vereint in einen Freudenschall!
Und jenes Baches Fall,
Der, schlängelnd durch den grünen Rasen,
Die schwachen Wellen murmelnd treibt,
Und plötzlich aufgelöst in Schnee und Perlenblasen
Durch jähe Felsen rauschend stäubt!
Auf jenem Teiche schwimmt der Sonne funkelnd Bild
Gleich einem diamantnen Schild.
Da dort das Urbild selbst vor irdischem Gesichte
In einem Strahlenmeer sein flammend Haupt versteckt,
Und, unsichtbar vor vielem Lichte,
Mit seinem Glanz sich deckt.
Dort streckt das Wetterhorn den niedbestieg'nen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz;
Bestrahlt mit rosenfarb'nem Glanz,
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.[1]

[1]) Die niedrigern Gebirge, die von dem Thuner See an nach dem Luzernischen sich erheben, und über deren langen und blauen Rücken die hintere

Ja Alles was ich seh', des Himmels tiefe Höhen,
In dessen lichtem Blau die Erde grundlos schwimmt;
Die in der Luft erhab'nen weißen Seen,
Worauf durchsichtig Gold, und flüchtig Silber glimmt;
Ja Alles was ich seh', sind Gaben vom Geschicke,
Die Welt ist selbst gemacht zu ihrer Bürger Glücke,
Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur,
Und Alles trägt des höchsten Gutes Spur. . . . .

Trauerode auf Mariane.

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane! welch ein Lied,
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht!
Die Lust, die ich an dir gefunden,
Vergrößert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzuwohl,
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir schweigen soll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu;
Als wenn von dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu'.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichterklagen sang' ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kann.

---

hohe Kette der obersten Alpen weit empor ragt. Unter den letzten sind das Wetterhorn, das Schreckhorn, und andere erstaunlich hohe Spitzen bekannt.

Ja, meine Seele will ich schildern
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergötzt an Trauerbildern,
In Kummerlabyrinthen irrt.

Ich seh' dich noch, wie du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte faßtest,
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinsten Triebe,
Wie ängstig warst du für mein Leid!
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Wo flieh' ich hin? In diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt!
Das Haus hier, wo ich dich verloren;
Der Tempel dort, der dich bedeckt;
Hier Kinder — ach! mein Blut muß lodern
Beim zarten Abdruck deiner Zier,
Wann sie dich stammelnd von mir fordern,
Wo flieh' ich hin? ach! gern zu dir!

O soll mein Herz nicht um dich weinen!
Hier ist kein Freund dir nah' als ich.
Wer riß dich aus dem Schooß der Deinen?
Du ließest sie, und wähltest mich.
Ein Vaterland, das dir gewogen,
Verwandtschaft, die dir liebreich war,
Dem Allem hab ich dich entzogen:
Wohin zu eilen? Auf die Bahr'!

Dort in den bittern Abschiedsstunden,
Wie deine Schwester an dir hing,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,
Sie unserm letzten Blick entging;

Sprachst du zu mir, mit holder Güte,
Die mit gelaß'ner Wehmuth tritt:
Ich geh' mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der dich mir gab;
Noch jetzt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzückung löst mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich, so arm ich mich beschrieben,
Allein nach meinem Herzen maß.

Wie bald verließest du die Jugend,
Und flohst die Welt, um mein zu sein;
Du mied'st den Weg gemeiner Tugend,
Und warest schön für mich allein.
Dein Herz hing ganz an meinem Herzen,
Und sorgte nicht für dein Geschick;
Voll Angst, bei meinen kleinsten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Glück noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern,
War meine Lust, und ist mein Schmerz.

Ach! herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.

Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz, und sprach:
Wie! wenn ich Sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß soll noch währen,
Wann schon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt and're Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.
Die erste Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmal deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend,
Sind meines Herzens stäte Schuld.

Im dichten Wald, bei finstern Buchen,
Wo Niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniß suchen,
Wo Niemand mein Gedächtniß stört.
Ich will dich sehen, wie du gingest,
Wie traurig, wann ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wann du mich umfingest;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefen Fernen,
Will ich im Dunkeln nach dir sehn;
Und forschen, jenseits allen Sternen,
Die unter deinen Füßen drehn.
Dort wird jetzt deine Unschuld glänzen,
Vom Licht verklärter Wissenschaft;
Dort schwingt sich, aus den alten Gränzen,
Der Seele neu entbund'ne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath, wird Seligkeit für dich;
Du mischest mit der Engel Tönen,
Dein Lied, und ein Gebet für mich.

Du lernst den Nutzen meines Leidens,
Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf;
Dort steht die Absicht unsers Scheidens
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste, die ich auf Erden
So stark, doch nicht genug geliebt,
Wie liebenswürdig wirst du werden,
Nun dich ein himmlisch Licht umgibt.
Mich überfällt ein brünstig Hoffen,
O, sprich zu meinem Wunsch nicht nein!
O, halt die Arme für mich offen,
Ich eile, ewig dein zu sein zu sein.

Aufschrift auf das bekannte Grabmal der burgundischen, vor Murten erlegten Völker.

Steh' still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte:
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstlichers Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Kennt Brüder, eure Macht, sie liegt in unsrer Treu,
O würde sie noch heut in jedem Leser neu!

Zwei Fabeln.

1. Der Fuchs und die andern Thiere.

Ein König sagte in Indien eine allgemeine Jagd an. Man machte Anstalt einen ganzen Wald mit Tüchern und Federn zu umgeben, und viele tausend Menschen fingen an, sich in einen Kreis zu stellen. Dem Fuchse gefielen die Anstalten nicht. Rettet euch, sagte er zu den andern Thieren, weil noch eine Lücke frei ist, bald dürfte es zu späte sein. Der starke Löwe, der schnelle Hirsch, der schlaue Affe lachten über die Furchtsamkeit des Fuchses, und verließen sich auf ihre Kräfte, ihre Geschwindigkeit und ihre List. Wie der

Kreis nun geschlossen war, die Menschen immer näher anrückten und endlich mit Wurfpfeilen die eingesperrten Thiere häufig erlegten, sagte der Fuchs: „Ich bin weder schnell, noch tapfer, aber hier bin ich sicher, und kroch in ein Loch, das er indessen gescharret hatte. Die andern Thiere wurden alle getödtet oder gefangen.

Die sich're Kühnheit höhnt abwesende Gefahr,
Scherzt, wo sie fürchten soll, vertrotzt die theure Stunde,
Da Rettung möglich war;
Und wann der reife Sturm ihr über'm Haupt nun schwebt,
Und die empörte See die starken Wellen hebt,
Dann geht ihr blinder Stolz auch unbereut zu Grunde.
Die Klugheit sieht den Sturm in fernen Wolken drohen,
Flieht sichern Häfen zu, enteilet dem Orkan,
Und sieht denn auch getrost, wie dort der Ocean,
Unwiderstehbar tobt, wovon sie früh entflohen.

2. Der Hahn, die Tauben, und der Geier.

Einige Tauben suchten sich an etwas Korn zu sättigen. Ein Haushahn kam dazu, brauchte Gewalt und vertrieb die Tauben. Im ersten Verdruß über das erlittene Unrecht sahen sie einen Geier, der eben über dem Hofe schwebte, und ruften ihn an, sie zu rächen. Der Geier kam, zerriß den Hahn und bald darauf die Tauben, die sich über den Tod ihres Feindes freuten.

Ihr Staaten, die so leicht ein schlechter Nutz' entzweit,
Die ihr als einzeln schwach, und stark, wenn einig, seid,
O lernt bei diesem Bild die kleine Rache meiden,
Und lieber den Verlust, als Unterdrückung leiden.
Die Fabel malt euch vor, was allemal geschah,
Bleibt einig, oder bebt, der Geier ist schon da!

J. J. Bodmer.

Johann Jakob Bodmer[1] von Zürich wurde 1698 in Greifensee geboren, wo sein Vater Pfarrer war. In der Einsamkeit des Landlebens fesselten ihn früh die Bücher, obschon er nicht vergaß, fleißig Feld und Wald zu durchstreifen und die Seele an den freundlichen Umgebungen seines Geburtsortes zu weiden. Seine frühesten literarischen Vertrauten waren die Patriarchen und Propheten des A. T., die Offenbarung des Johannes, Ovid's Metamorphosen und die Heldenromane seiner Zeit. Später als er nach Zürich kam, um die dortigen gelehrten Schulen durchzumachen, las er eifrig die Aeneide und Homers Odyssee; das Wunderbare und Abenteuerliche dieser Dichtungen bot seiner Phantasie die angenehmste Nahrung. Aus demselben Grunde liebte er den „Telemach", der ihn in die französische Sprache einführte. Im Hause seines Oheims lernte er die deutsche poetische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts und namentlich den Opitz kennen, den er Jahre lang mit sich in der Tasche herumtrug, so daß ihm seine Mitschüler den Namen des Dichters als Spitznamen gaben und dem einsam träumenden Knaben etwa bei einer Einladung in's Freie öfters zuriefen: „Opitz, komm' hinter dem Ofen hervor!" Der kritische Zug der Zeit und die Bekanntschaft mit Bayle zogen Bodmer vom Studium der Theologie ab, zu dem ihn der Vater bestimmt hatte. Er sollte sich nun dem Kaufmannsstande widmen, kam nach Genf, später nach Oberitalien. Unter dem heitern Himmel dieses Landes streifte der Jüngling seine angeborne Schüchternheit ab; allein seine Seele sehnte sich zurück nach den Quellen der Wissenschaft und Bildung, um die er seine Freunde beneidete. Indessen hatte dieser fast unfreiwillige Aufenthalt in der Fremde doch sein Gutes. Sein Urtheil hatte sich geschärft und sein Blick für das Leben sich geöffnet. In Folge seines Geschäftslebens mit den praktischen Italienern hatte

---

[1]) Ueber Bodmer und seine Zeit verweisen wir den Leser auf Mörikofer's „Schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts". Es bildet jener Abschnitt die Glanzpartie des ganzen Werkes, da es dem Verfasser vergönnt war, aus vielen bisher unbenutzten handschriftlichen Urkunden zu schöpfen. Das Bild Bodmers und seiner Freunde wird dort nach allen möglichen Richtungen mit Liebe gezeichnet, und mit großer Objektivität werden die dauernden Verdienste des Mannes um die Entwicklung der deutschen Literatur und um die Kultur seines Vaterlandes festgestellt. Wir haben diesem Werke manche willkommene Notiz zu verdanken.

er sich von einer unbestimmten Leserei und vom scheuen Vergraben in die Bücher freigemacht und sich über die bloß schulmäßige Gelehrsamkeit erheben gelernt. Dazu hatte namentlich auch die Bekanntschaft mit Addison und Montaigne beigetragen, welche ihn den ersten Blick in das menschliche Herz thun lehrten. In diesem Sinne wünschte er sich unter seinen Mitbürgern eine neue Laufbahn zu eröffnen, indem er nicht nur die Wissenschaft popularisiren, sondern das Nachdenken über das öffentliche, bürgerliche und gesellige Leben wecken und anregen wollte. Dabei wählte er sich als besonderes Fach die Geschichte aus, namentlich die vaterländische. In seinen Mußestunden hatte Bodmer sich bei einem unersättlichen Wissenstrieb eine ausgedehnte Kenntniß der deutschen und fremder Literaturen erworben. Für die Kritik war er auf's Trefflichste organisirt. Sein feingebildetes Gefühl wurde durch die Geschmacklosigkeiten der damaligen deutschen Literatur abgestoßen; es war daher eine seiner ersten Sorgen, mittelst einer neu zu gründenden Zeitschrift namentlich den Geschmack der Deutschen zu verbessern.

Wir müssen hier, um die Wirksamkeit Bodmer's zu verstehen, auf den damaligen Zustand der Literatur in Deutschland zurückgehen. Das arme Land glich nach dem dreißigjährigen Religionskriege (1618—1648) einer einzigen großen Brandstätte. Große Provinzen waren durchaus verheert; viele Städte lagen ganz oder doch zum Theil in Asche; Handwerke und Künste ruhten, der Handel war vernichtet, die Sitten verwildert, eine allgemeine Barbarei verbreitet. Das Feld der Literatur hatte diese Verödung nicht weniger tief empfunden. Cynische Derbheit und Gemeinheit auf der einen Seite; auf der andern Schwulst, ein hohles Wortgepränge, dem ein Gemisch von Grassem und Unzüchtigem neuen Reiz für die abgestumpften Nerven der Leser geben sollte. Die Entartung der Dichtung zeigte sich besonders an zwei nicht unbegabten Dichtern, welche die gefeiertesten Namen ihrer Zeit waren, Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—1679) und Lohenstein (1635—1685), beide in Breslau, welche, jener in Gedichten von ovidischer Ueppigkeit, dieser in blutigen Trauerspielen, durch Sinnenkitzel und Nervenerschütterungen, unterstützt von dem Flimmer einer in alle Sprachen und Naturreich: hineingreifenden Bilder- und Witzjagd, alle frühern Leistungen überboten. Die naturgemäße Gegenwirkung war die Erschlaffung, das Zurücksinken in Plattheit und Nüchternheit, als deren Repräsentant der Leipziger Professor, J. Christoph Gottsched aus Preußen (1700—1766), galt. Dieser hatte zwar das

löbliche Bestreben, die deutsche Sprache zu reinigen, Schwulst und Unnatur aus der Dichtung zu verbannen, war aber auf dem besten Wege, diese Wohlthat in ein Verderben der Literatur zu verkehren, indem er unberechtigter Weise nach allen Seiten hin sich als unumschränkter Richter des Geschmackes geberdete. Es bedurfte zur Wiederherstellung der Literatur der Erfrischung durch neue gesunde ästhetische Grundsätze und diese aufgestellt zu haben, ist das Verdienst der beiden Zürcher Bodmer und Breitinger.[1]

Bodmer war nämlich zurückgekehrt und hatte mit dem Theologen J. J. Breitinger (1701—1776) und einigen andern Freunden, die sämmtlich offene Köpfe und von Bodmers Ideen begeistert waren, die Wochenschrift „Discurse der Maler" begründet. Es war dies eine Zeitschrift, für welche der „Englische Zuschauer" zum Muster genommen wurde und worin verschiedene moralische Gebrechen der Gegenwart, wie Kleiderpracht, Klatschsucht, Koketterie, Leckerhaftigkeit, Pedanterie u. s. w. neben andern ernstern Fragen in satyrischer Weise besprochen und lächerlich gemacht wurden. Die jungen Freunde hatten wegen des Salzes, das sie ihrer Darstellung beimischten, manche Reibung mit der Censur und endlich ging das Blatt wieder ein, da auch das Publikum im Ganzen nur eine geringe Theilnahme dafür gezeigt hatte. Aber seine Wirkung war damit nicht verloren. Die „Discurse" enthielten u. A. auch scharfe Angriffe auf die Werke Lohenstein's und der Hoffmannswaldau'schen Schule; Opitz (1597—1639) wurde darin als der größte deutsche Poet, zugleich aber, der Opitz'schen logischen Flachheit gegenüber, die Phantasie als Quelle aller Poesie bezeichnet und die Poesie selbst jetzt schon mit der Malerei in Parallele gestellt. Diese Aufsätze waren in Deutschland gelesen worden und hatten den kühnen jungen Männern nicht wenig Lob eingetragen. Als aber nun in Leipzig verschiedene schlechte Nachahmungen der Züricher „Discurse" erschienen, so rückte der sonst zurückhaltende Breitinger 1723 mit seinem „gestäupten Leipziger Diogenes" hervor und eröffnete damit den Kampf gegen Gottsched und seine Schule, der zwanzig Jahre lang dauerte und neben dem Guten, das er zu Tage förderte, viel persönliche, unerquickliche Polemik im Gefolge hatte. Es würde zu weit führen, diesen Streit in's Einzelne zu verfolgen. Es genügt hier, auf die Hauptmomente hinzudeuten. Die Zürcher gingen bald zu ernsten und gründlichen

[1] Sal. Vögeli, Zürich's literarische Bedeutung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Akadem. Vortrag.

ästhetischen Studien über. Schon 1727 erschien unter dem gemeinschaftlichen Namen Bodmer's und Breitinger's der erste Theil einer Theorie der Dichtkunst, betitelt: „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft oder genaue Untersuchung aller Arten Beschreibungen", dem noch vier Theile, über das Geistreiche und Scharfsinnige, über den guten Geschmack, über die Dichtungsarten und über das Erhabene folgen sollten. Diese Schrift muß als der erste Schritt angesehen werden zur Wissenschaft des Schönen, welche die Deutschen seither tiefer als jedes andere Volk ausgebildet haben. Bodmer war im Jahr 1725 Professor der eidg. Geschichte und Politik geworden und in dieser Richtung beschäftigt; es ist daher anzunehmen, daß die Ausführung jenes Werkes seinem Freund Breitinger angehört, wie denn überhaupt die gemeinsame Thätigkeit beider Männer in uneigennützigster und unzertrennlicher Freundschaft sich so machte, daß Bodmer mehr die Ideen und leitenden Gesichtspunkte gab, während Breitinger dieselben mit seinem kritischem Verstand und logischer Schärfe durchführte. Im Jahre 1730 wurde Gottsched in Leipzig Professor der Philosophie und der Dichtkunst und ließ noch in demselben Jahre seinen „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen" erscheinen, ein unerquickliches Machwerk, in dessen zweitem Theil er die poetischen Beispiele alle aus seinen eigenen Schriften nahm. Dabei versicherte der Verfasser ausdrücklich, daß die darin enthaltenen Gedanken „gewiß nicht aus seinem Gehirn gesponnen seien" und er selber krönte sein Opus damit, daß er es einem Kammerherrn mit den Worten dedicirte: „Dieses Buch enthält unter andern auch diejenigen Regeln, darnach sich alle Verfasser der Lobgedichte und folglich auch diejenigen werden zu achten haben, die sich künftig an dero hohes Lob machen dörften". Er hofft so zur Verewigung seines Gönners beizutragen, da die Absicht seines Buches auch hauptsächlich die sei, „den Großen dieser Welt geschickte Herolde ihrer Thaten zu verschaffen." Das Buch erlebte vier Auflagen. Im Jahr 1740 nun erschien Breitinger's „Critische Dichtkunst", das Hauptwerk der Zürcher, worin sie ihre ästhetischen Anschauungen und kritischen Grundsätze mit Scharfsinn und Konsequenz darlegten. Wir müssen uns versagen, hier den Inhalt dieses höchst bedeutenden Werkes im Einzelnen auch nur oberflächlich zu berühren. Der erste Theil behandelt die Erfindung oder den Inhalt, der zweite den Ausdruck oder die Mittel der Darstellung. Das Wesen der Poesie wird hier nicht in Aeußerlichkeiten, Redefiguren u. dgl. gesucht, sondern aus dem Wesen des Menschen selber und namentlich aus der Phantasie entwickelt,

eine Grundlage, welche keine vernünftige Aesthetik wird entbehren können. Nach dem Erscheinen dieses Werkes, dessen Verfasser selbst von Lessing ein großer Kunstkritiker genannt wird, konnte bei den vorurtheilsfreien Geistern kein Zweifel mehr darüber sein, auf welcher Seite die Wahrheit liege. Dennoch ging der Kampf hin und her. Haller's Gedichte und die Verunglimpfung derselben durch die Gottschedianer hatten ihm neue Nahrung gegeben; schließlich aber sprachen sich die besten literarischen Köpfe Deutschlands zu Gunsten der Schweizer aus und um die Mitte der Vierzigerjahre hatte sich der Geist der „Critischen Dichtkunst" siegreich Bahn gebrochen.

Der Muth und das Vertrauen, womit Bodmer diesen denkwürdigen literarischen Kampf führte, war ihm aus dem Studium der englischen Dichter erwachsen. Einer seiner Freunde, den er in der Ode „An Philokles" verherrlichte, der ausgezeichnete, in Leyden und Paris gebildete Arzt Dr. Laurenz Zellweger von Trogen, Kt. Appenzell, hatte ihn namentlich auf Milton aufmerksam gemacht. In Milton fand Bodmer sein poetisches Ideal. Er übersetzte dessen „verlornes Paradies" (1732) und vertheidigte die Einführung der himmlischen und höllischen Geister in demselben gegen die Verehrer der Nüchternheit. Später (1737) übersetzte er auch zwei Bücher von Butler's „Hudibras." Er wurde so der Erste, der Deutschland mit den englischen Dichtern bekannt machte und mittelbar einen großen Einfluß auf Klopstock übte, wie er denn auch diesen Dichter aus der Enge drückender Verhältnisse mit väterlicher und neidloser Liebe an sich zog und ihm den Weg zu seinen spätern Erfolgen bahnte.[1] Auch Wieland trat während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Zürich zu Bodmer in ein näheres Verhältniß, riß sich aber bald von dessen Manier, die er in der geistlichen Dichtung Anfangs noch überbot, los und schlug in jene bekannte schlüpfrige Art um, wodurch er für längere Zeit der gefeierte Modeschriftsteller Deutschlands wurde.

Ein großes Verdienst hat sich Bodmer dadurch erworben, daß er zuerst die in Staub und Vergessenheit versunkene altdeutsche Dichterwelt des 12. 13. und 14. Jahrhunderts wieder erweckte. Mit seltenem Blick und Urtheil erfaßte er die der Poesie günstigen Umstände in der Periode der Hohenstaufen; mit patriotischer Liebe förderte er nach und nach die poetischen Schriftwerke dieser Zeit an's Tageslicht. Ueber die „Nibelungen" äußerte er sich gleich Anfangs gegen Zellweger: „Es ist eine Art Ilias, oder

[1] J. J. Mörikofer, Klopstock in Zürich im Jahr 1750—1751.

wenigstens etwas, so die Grundlage einer Ilias in sich enthält. Dieses Ding ist mir etwas zu spät in die Hände gefallen, als daß ich den Gebrauch davon hätte machen können, den ich vor zwanzig Jahren noch gemacht hätte." Lessing wie Herder stimmen in dem Lob Bodmers hinsichtlich seiner Verdienste nach dieser Richtung überein. Der Letztere sagt in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur I. 6: „Die Schweizer sind zu dem rühmlichen Geschäfte die Ersten, uns die Machtwörter jener Zeit zu zeigen, zu prüfen und kritisch einzuführen. Sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. Sowie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennt sind: so ist ihre Sprache auch der alten Einfalt treuer geblieben. Sie haben unstreitig Manches übertrieben; *aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft.*" [1]

Bodmer hatte schon frühzeitig gedichtet, aber eine Gesammtausgabe seiner bessern Erzeugnisse in richtigem Takte bis 1747 verschoben. In Folge seiner persönlichen Bekanntschaft mit Klopstock strebte er nun alles Ernstes nach dem Dichterlorbeer, und entsendete in rascher Folge, obgleich er längst die Mittagshöhe seines Lebens überschritten hatte, „*die Noachide*" und eine ganze Reihe von Patriarchaden. Aber er war mit diesen Dichtungen nicht glücklich. Selbst *Wieland*, der sich nie, wie Klopstock, gegen Bodmer undankbar gezeigt hatte, schrieb: „Wir wollen dem guten Greisen vergeben, daß er der Natur zum Trotz ein Dichter sein will und seinen Absichten, seinem Charakter, seinen wirklichen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen." Dreißig Jahre lang hatte Bodmer's Urtheil in Sachen der Literatur gegolten; nach und nach verleitete ihn seine isolirte Stellung, eine gewisse Eitelkeit und das heranrückende Alter zur Ungerechtigkeit. Seine und Breitinger's Verhöhnung der Lessing'schen Fabeln, die 1759 erschienen waren, gab die erste Veranlassung zum Sinken seines Ruhmes. Der Gealterte übersah den Aufschwung der deutschen Literatur in den Sechziger Jahren (Lao-

[1]) Es muß hier erwähnt werden, daß Bodmer nicht nur die Schriftsprache fortwährend durch die Volkssprache (Dialekt) erfrischen und erneuern wollte, sondern daß er einst in allem Ernste den Vorschlag machte, gleich den Holländern aus den schweizerischen Dialekten eine selbständige Sprache zu schaffen. Dieser Gedanke war damals nicht so partikularistisch, als man heute glauben möchte; seine Verwirklichung lag nahe zu einer Zeit, wo die Volkssprache ausschließlich noch die Gerichtssäle und die Kanzeln beherrschte. Bodmer war es auch, der schon 1756 ein schweizerisches *Idiotikon* anregte, auf welche Idee später *Stalder* zurückkam.

koon); die Menge epischer Gedichte und prosaischer Schauspiele aus der Bibel, nach antiken und mittelalterlichen Stoffen, die er während der letzten zwanzig Jahren seines Lebens schrieb, war nicht geeignet, jene Blöße zu verdecken, da diese Werke nach Form und Inhalt schwach und ungenügend sind und höchstens durch ihren glühenden Patriotismus anzuziehen vermögen. Bodmer war in Deutschland beinahe vergessen, als er im achtzigsten Jahre noch mit einer vollständigen Uebersetzung des Homer's hervorrückte und ganz zuletzt noch die altenglischen Balladen von Percy in Reimen übertrug, wodurch er die Aufmerksamkeit neuerdings auf sich lenkte und sich den Dank aller Einsichtigen, namentlich Herder's, erwarb.

Als Mensch und Bürger war Bodmer gleich gediegen. Erhaben über konfessionelle Gegensätze, ließ er sich noch durch Rousseau und die Genfer-Unruhen in der Mitte der Sechzigerjahren zum Vorkämpfer für die Demokratie entflammen. Beengt von den starren Formen des ihn umgebenden politischen Lebens sehnte sich Keiner wie er nach einer durchgreifenden Umgestaltung der politischen Verhältnisse im Vaterlande. Ein treuer Lehrer, ein edler Freund, ein Vater der Jünglinge starb der Altmeister ästhetischer Kritik den 2. Jan. 1783, ein Greis an Jahren, ein Jüngling an geistiger Frische, der den Tod mit Gesang grüßte.

„In unserer Zeit, die fast einzig vom Leben der That und praktischem Schaffen weiß, mag das anscheinend thatlose Leben dieses Dichtergeistes vielleicht nicht mehr verstanden werden; dennoch bleibt ihm ein hohes Recht. Ist denn nicht alles Streben und Jagen der Einzelnen, und der Streit und die Mühe der Völker nur das große Spiegelbild der kleinen Welt im Herzen des Menschen, die der Dichter schildert und lenkt?“ [1]

Aus den zahlreichen Schriften Bodmer's heben wir als die bedeutendsten folgende hervor:

Discurse der Maler 1721.
Milton's verlorenes Paradies 1732 (1742 und 1769.)
Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks mit dem italienischen Grafen Conti (geschrieben 1729, herausgegeben 1736.)
Butler's Hudibras, 1737. (die zwei ersten Bücher.)
Breitinger's „Critische Dichtkunst“ (mit einer Vorrede von Bodmer) 1740.
Grundriß eines epischen Gedichtes von dem geretteten Noah, 1741. —
Sammlung Critischer, Poetischer und anderer gein

[1] Sal. Vögeli a. a. O.

vollen Schriften, Zürich, Conrad Orell und Comp. 1741—1744. (Das zweite Stück enthält u. A. die Abhandlung „Nachrichten von dem Ursprung und Wachsthum der Kritik bei den Deutschen", welche für die deutsche Literaturgeschichte epochemachend wurde und von bleibendem Werthe ist.)

J. J. B. Critische Lobgedichte und Elegien, von J. J. Schultheß besorgt. 1747.

Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts, aus der | vermeintlichen | manessischen Sammlung. 1748. —

Die Noachide, in zwölf Gesängen 1749. (Spätere Berlinerausgaben 1765, 1781 u. s. w.)

Ueber die Würde und Bestimmung eines schönen Geistes (gegen die Anakreontiker) 1752.

Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger, (von dem Schweizer Boner, dessen Autorschaft erst Lessing feststellte.) 1757.

Sammlung der Minnesinger, 1758—1759.

Calliope, 2 Bde., Zürich bei Orell, Geßner und Comp 1767. (Enthält die nach dem „Noah" in den Jahren 1751 und 52 einzeln und zerstreut erschienenen weitern Patriarchaden Bodmers, seine besten Uebersetzungen und mehreren Bearbeitungen altdeutscher Gedichte. I. Bd.: Die Sündfluth. Jakob. Rahel. Joseph. Jakob's Wiederkunft von Haran. Dina. Die Colombona (Columbus). II. Bd.: Die geraubte Helena, von Koluthus. Die geraubte Europa, von Mojchus. Der Parzival. Zilla. Die 16 ersten Gesänge der Ilias. Die Rache der Schweizer (Nibelungen). Jnkel und Yariko. Monima.)

Altenglische Balladen, von Percy. 2 Bde. 1780 und 81.

Bodmer's Apollinarien (Nachlaß) herausgegeben von F. Ständlin, Tüb. 1783.

Bodmer's kritische Schriften, namentlich die aus seinen jüngern Jahren, tragen sämmtlich das Gepräge geistiger Frische und gedankenreicher Kühnheit. Denselben Charakter haben auch diejenigen seiner Gedichte, welche das kritische Element in sich aufgenommen haben, wie „Charakter deutscher Gedichte" und „die Drollingerische Muse," jenes schon 1734, dieses (gewissermaßen eine Fortsetzung des erstern) 1742 nach dem Tode Drollingers geschrieben. Beide bilden zusammen eine ars poetica der Deutschen, worin die schlechten Dichter nach Opitz (Hoffmannswaldau, Lohenstein, Postel, Amthor u. s. w.) ihres falschen Nimbus entkleidet, die bessern (Canitz, Günther, Besser, König u. s. w.) namentlich aber Brockes in seiner Weise gelobt und getadelt und Aussichten in die Zukunft eröffnet werden. In der „Drollinger'schen Muse" werden neben Drollinger namentlich auch Haller und Hagedorn hervorgehoben. Nach dem Urtheil von Gervinus enthalten diese beiden kritischen Dichtungen eine völlig richtige und vortreffliche Zeichnung der deutschen Dichtung nach Opitz. Dagegen sind die übrigen Gedichte

Bodmer's, in denen er den Boden der didaktischen Lyrik betritt, matt, kalt und reflektirt. Die einzige „Ode an Philokles" (Zellweger in Trogen) obschon sie stark an der Form leidet, ist voll von großen Vorstellungen, edlen Empfindungen und erhabenen Gedanken.

Das epische Hauptwerk Bodmer's „die Noachide" wird von Mörikofer[1] treffend in folgender Weise beurtheilt: „So reich das Gedicht an mannigfaltigem Stoff und poetischen Motiven war, so reichte dagegen der Dichter mit all seinem Wissen und seinen Regeln nicht aus, seinen Gegenstand frisch, kräftig und lebenswarm zu durchdringen und zu beseelen. Dem Gedichte selbst schweben zwei Muster vor: Homer und Milton. Allein statt homerischer Einfalt und Kraft zeigt das Nachbild Schwerfälligkeit und künstliche Zierlichkeit, statt Naturwahrheit und Leben verworrene Gemälde und einförmigen Wortschmuck, statt Handlung moralische Betrachtungen und sentimentale Rhetorik. Milton aber ist weder in seinen Engeln noch Teufeln auch nur von Ferne erreicht, und ebensowenig in seinen lieblichen idyllischen Gemälden. Namentlich entbehrt sowohl das ganze Gemälde als die einzelnen Personen eines bestimmten individuellen Charakters; die Männer, die Frauen haben alle dieselbe ungelenke Feierlichkeit. Weder der biblische Charakter noch das Morgenland sind in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt; die Laster der vorsündfluthlichen Menschen sind so über alle mögliche Theilnahme hinaus ungeheuer, leer und bestandlos, daß sie nur wie gräuliche Nebelbilder vorüberziehen; die Engel ermangeln der Hoheit, wie die bösen Geister der Furchtbarkeit. Wohl überzeugt man sich, welche warme Liebe der Dichter für patriarchalische Unschuld und für das Glück des häuslichen Lebens im Herzen trägt; allein auch diesen Szenen vermag er keine Klarheit und Anmuth zu geben, und es ist auch den besten Gemälden so viel Unnatürliches und selbst Lächerliches beigemischt, daß dadurch die poetische Täuschung immer wieder ungeschickt gestört wird."

Aehnlich urtheilte Herder. Er tadelt namentlich, daß unter der Breite der Episode die Einheit des Gedichtes leide, daß Bodmer bloß in Kleinigkeiten groß, in Einstreuungen schön, immer im Detail beschäftigt sei. Die Reden seien in das Epos gleichsam eingeleimt, ja, in jeder Rede stünden wieder ganze Reden; durch diese Person spreche eine andere, durch die andere eine dritte, so daß das Gesicht, die Seele, die einer jeden eigen sein soll, völlig verwischt

[1] A. a. O. pag. 158 ff.

werde. Dennoch nennt Herder die Noachide ein Meisterstück kritischer Ausbesserung, und die Ausbesserung eines der merkwürdigsten Produkte deutscher Poesie.[1]

Die nämlichen Gebrechen treten auch in allen übrigen religiösen Dichtungen Bodmer's hervor. Dennoch kam jene Zeit, welche von den Zweifeln der Freigeister und Neologen erfüllt war, diesen Stoffen entgegen, und Bodmer konnte seine Patriarchaden nicht nur in zweiter Auflage wiedergeben, sondern fand auch viele Nachahmer; hatte doch selbst Göthe noch weit später im Sinne, die Geschichte Joseph's in einem Epos zu behandeln.

Bei allen Mängeln dieser flüchtigen, in den Jahren 1751 und 1752 ausgeführten Schöpfungen muß indessen hervorgehoben werden, daß Bodmer der Ueberschwänglichkeit und totalen Anschauungslosigkeit der Klopstock'schen Muse gegenüber auf einem realern Boden steht. Bodmer selbst sprach es aus, daß der „Noah" „menschlicher und gewisser Maßen lustiger" sei als der Messias. Er *wollte* das einfach Menschliche, die Anmuth des patriarchalischen Lebens schildern. „Die Noachide" (sagt er in einer der spätern Vorreden zu diesem Werke) ist nicht olympisch, nicht ätherisch, sie ist *irdisch* und hat kaum die Kühnheit, sich aus dem körperlichen, sinnlichen Weltall in die Gegenden zu schwingen, wo über den Orion und Sirius hinaus die reinen, leiblosen Intelligenzen schweben. Die Personen sind nicht über die Würde oder die Empfänglichkeit der Erschaffenen, und wenn es Geister von höherer Natur sind, als die menschlichen, so erscheinen sie in körperlicher Gestalt und lassen sich zu den freundschaftlichsten Diensten der Menschen herunter." Wir werden in unserer Charakteristik der schweizerischen Literatur auf diesen wichtigen Punkt zurückkommen und bemerken hier nur, daß, wenn auch das religiöse Epos, wie es bis jetzt in der Literatur aufgetreten ist, dem Wesentlichen der epischen Dichtart widerspricht, sich Bodmer doch bei weitem auf einem gesundern Standpunkt bewegt hat, als der Sänger des Messias. (Vgl. Vischer's Aesth. III. Thl. V. Heft § 879.)

Der Neid über die Erfolge Gottscheds auf dem Theater, trieb Bodmer noch im Greisenalter dazu, eine Reihe von Schauspielen zu schreiben, welche die Zahl von 40 erreicht. Vollständige Abwesenheit der dramatischen Technik, Mangel an Handlung wie an Charakterzeichnung, rhetorischer und moralisirender Dialog sind die Hauptfehler dieser greisenhaften Muse. Die Stücke aus der vater-

[1] Vgl. Mörikofer a. a. O. pag. 161.

ländischen und der deutschen Geschichte geriethen dem Dichter noch am besten, insbesondere die größern Dramen dieser Art. Bodmer tröstet sich über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen auf diesem Gebiet im „Melissus“, einem Gedicht in den „Apollinarien“ (pag. 129) worin er sich selbst und sein poetisches Schaffen besingt, damit, daß seine Umgebung und seine Zeit „nicht die Seele hatte, den Patriotismus zu denken.“ Einzelne seiner politischen Dramen sind allerdings aus Furcht vor den damaligen Machthabern in Zürich ungedruckt geblieben, weil, (wie der Dichter sich ausdrückt) sie republikanischer und historischer waren, als die damaligen Leichname unserer Republiken sie ertragen konnten. —

Bodmer, dessen innerstes Wesen der sanfte Ernst der Tugend ausmachte, sah neben Haller und sich, außer Geßner (Daphnis), keinen vaterländischen Dichter erstehen. Im wehmüthigen Gefühl dieser Vereinsamung und Verödung des Gartens unserer Literatur schrieb er im „Melissus“:

„Mit ihm stirbt der Gesang von Patriarchen und Rittern,
Mit ihm stirbt, was nicht reiner Geist, was Körper und Staub ist.
Daphnis zwar kam und athmet dieselbe mäonische Seele,
Aber auch er hat keinen dem Volk an der Limmat gezeuget,
Der den poetischen Stamm fortpflanzt am blauen Gestade.
Wenn wir verwest sind, wird kein Lebender sein, der die Harfe
Rühre, welche wir schlugen und gern sie den Nachkommen gäben!
Feiern wird dann der Gesang von Patriarchaden und Rittern,
Schweigen der Klang der Zither, die an dem Pappelbaum hanget,
Oder nur harsche Töne knarren und dumpfige Reime.

Sunith.

Aus dem ersten und vierten Gesang der „Sündflut“.

Schon war die Arche mit mehr als palladischer Kunst auf Sion vollendet; Noah hatte seinen Söhnen die letzte Arbeit überlassen und war in die Länder des Aufgangs gezogen, um dort die Menschen und ihre Wege zu erforschen und, wofern er noch Einzelne fände, die Gott fürchteten, den Herrn um Erhaltung des Menschengeschlechts zu bitten. Als er den Berg verließ, hatte er die Söhne und deren Schwester, die „morgenröthliche Sunith“ ernstlich ermahnt, nicht in das ebene Land herabzugehn. Aber Sunith fühlte ein unbezähmbares Verlangen, in die Thale Sodoms (d. i. Sodom's) herabzueilen, um die am Horizont sichtbaren Tempel und die fruchtbaren Gärten zu sehen und die Chöre der Jünglinge an den Festen ihrer Gottheiten zu hören. Umsonst sucht ihre Mutter Naphtis sie mit Gründen der Religion und der Vernunft zu beruhigen.

Sunith versetzte nichts mehr, wiewohl in dem Busen des Mädchens
Noch die Begierde nicht schwieg, die Jünglinge Sedoms zu sehen.
Mit ihr wachte den Tag und mit ihr die Nacht ihr Verlangen,
Und versagte den Schlaf; sie stand mit dem Anbruch Aurorens
Von dem einsamen Bett auf und ging mit bebenden Schritten
Nach der südlichen Ecke des Bergs, wo Sedom den Himmel
Mit den cedernen Häusern und hohen Tempeln begränzet.
Gierig verschlang ihr Auge die Ebnen, die sie von ihr trennten,
Blieb dann mit inniger Lust drauf sitzen. So heftet ein Geizhals
Seinen begierigen Blick auf eine goldführende Grube,
Die den Reichthum ihm zeigt, allein mit Bergen bedecket.
Sunith seufzet und sprach: „Wie wenig ist mir erlaubet,
Ohne Gefahr und Sünde von Sedoms Pracht zu entdecken!
Seine Schönheit liegt allzu tief an des Horizonts Schlusse;
Von den Gärten, die an das Ufer des Jordans gelehnt stehn,
Seh' ich nichts, von den Tempeln erblick' ich alleine die Gipfel,
Aber sie selbst sind unter die Reige des Erdrunds gewichen.
Was für jungfräuliche Chöre, mit Jünglingen prächtig durchmischet,
Mögen die offenen Plätz' und die Tempel in Sedom wohl haben!
Kränze von Mädchen, durchwunden mit Jünglingen, ihre Gestalten
In der verschiedensten Menge, doch jede reichlich gebildet!
Möchte durch ihre Kunst die Natur mir die Augen so schärfen,
Daß ich von meiner Entfernung sie sehen könnte, die Züge
Ihrer wohlredenden Augen, des lachenden Mundes, so würd' ich
Mit dem fernen Gesicht mein krankes Verlangen mir stillen!
Möchte nur eine Schaar von den Töchtern und Jünglingen Sedoms
Ihre neugierigen Tritt', in die Thäler von Zion hin lenken,
Von der Zweige Geruch, die hier heller blühen, gelocket,
Daß mein Auge sie an Siloas Gestaden erblickte;
O das wäre für mein Gemüth ein erquickendes Labsal!"
Also wünschte das Mädchen. Ihm ward ein Mehrers gewähret;
Sie sieht wenige Schritte von ihr an der Reige des Berges
Eine neue, zuvor nie gesehn'ne Gestalt, die heransteigt,
Beides, ein Pferd und ein Mensch; sie hatte vom Pferd und dem Menschen
Alle Glieder in ihrer vollkommnen Bildung unladlich,
Aber in einen Klumpen geflossen, so schien es dem Auge.
Feurig schnaubte die Pferdegestalt, in des Menschen war Hoheit
Und ein herrschender Muth mit fröhlichen Blicken der Sanftmuth.
Seiner Leitung gehorchte das Thier, das mit ihm vereint ging.

Sunith wollt' in der ersten Bestürzung mit fertigen Füßen
Aus dem fremden Gesicht in die duftenden Sträucher verschwinden,
Hätte sie nicht der bittende Schall der Worte gehalten:
„Fliehe nicht, o entzieh' nicht den Augen, von Wunder entzücket,
Deine Gestalt, die nicht gemacht ist, verborgen zu bleiben,
Die das Gesicht zu sich hinreißet, und unter den Schatten
Dieses Walds von Geruch sich nur vergebens verbärge,
Weil sie in ihrer strahlenden Farbe das Licht mit sich führet.
Wo du gehst, geht der Tag mit dir auf und meldet dein Kommen.
Auch war's vermuthlich und billig daß dieses Gebirg, das der Schöpfer
Mit mehr Fleiß gemacht, und mit edlern Pflanzen begabt hat,
Nicht geringer, als seinen gepflanzten Garten in Eden,
Mädchen von einer Gestalt, die den Himmel bekundet, erzeugte;
Wenn du sonst menschlich von Abkunft und nicht der Seraphim Kind bist,
Die, wie man sagt, den schönen Maria nicht selten besuchen.
Wer du auch seist, so sei mir gegrüßt o Fürstin der Erde;
Sie zu beherrschen gebildet, und mit dem selbigem Blicke
Alles was lebet, und was nur sproßt, zu erfreu'n; die Natur ist
Ihre Schönheit dir schuldig; du kömmst, gleich blühen die Pflanzen
Heller, du giebst Geruch und schmelzende Farben den Blumen,
Glücklich sind sie durch dich, doch fühllos ihr Glück zu empfinden;
Glücklicher sind, die es fühlen, und wissen, daß sie gemacht sind,
Daß auch du gemacht bist, und sie für dich so gemacht sind;
Ich der glücklichste, daß du dich mir so prächtig entdeckt hast,
Und die Stimme zu hören geruhst, die mit blöden Accenten
Deine Schönheit lobpreist und den stummen Pflanzen verkündigt."
Also sagt' er, und machte sich los von dem Rücken des Pferdes,
Sprang mit fertigen Schenkeln zur Erd', ein besonders Geschöpfe;
Nicht mit dem Roß in einen vermengten Körper gewachsen,
Wie es dem Auge geschienen. Das Pferd stand neben ihm stille.
Seine süßtönende Rede bezwang des Mädchens Gedanken,
Daß sie stand, und sie hört, und die Luft vergaß, zu entfliehen.
Als er jetzt von dem Pferde getrennt auf dem Plan stand, ein Jüngling,
Herrlich gebildet, der sie mit den flehenden Worten begrüßte,
Wich die Furcht aus dem Busen; sie stand und gab ihm zur Antwort:
„Lieblich schallet die Red' aus deinen geöffneten Lippen,
Künstlich, mit Blumen bestickt, ein schwaches Mädchen zu loben.
Mich hat die sterbliche Naphtis dem Noah geboren, des Noah

Vater in Lamech, du hast von Noah und Lamech gehöret.
Meine Brüder sind Japhet und Cham und Sem; dies Gebirg ist
Mein Geburtsland, hier hab' ich mit ihnen die fliehenden Tage
Einsam in Unschuld gelebt, von keinem Auge gesehen,
Als den unwissenden Augen der Vögel der Luft und des Viehes.
Und mir bekömmt es wohl, daß Gott mich im Berge beschlossen;
Sodom hat seine Thore den Söhnen des Frevels geöffnet,
Männern, die Gott nicht fürchten und seine Tugend verachten.
Unschuld und Liebe sind vor wilden Lastern geflohen;
Dort wird ein Chor von blühenden Mädchen im Serail verschlossen,
Einem hochmüthigen Mann zu Werken der Wollust zu dienen.
Wenn du Einer von diesen sein solltest, wie wäre mir's nöthig,
Daß ich mit fertigen Schenkeln dich miede: doch sitzet nichts Wildes,
Keine Drohung in deinen Braunen, dein Aug' ist nicht zornig.
Sanftmuth wohnt in deinem Gesicht. In der Nase des Thieres,
Das dich begleitet, liegt drohendes Feuer; ihm sitzt in der Mähne
Lust zum Streit, in den Schenkeln ein stampfender Zorn. Ich gedacht' erst,
Daß ihr ein Leib nur wäret, von einem Geiste belebet:
Aber ich sehe, daß jenes dir dient, und Befehl von dir annimmt.
Sage mir denn dein Haus und die Ursach' deiner Heraufkunft;
Wolle Gott, daß du nicht Einer von jenem verruchten Geschlecht seist,
Das die Tritte von Gott gewandt, und die Anbetungsehre
Seinen Ahnen verschwendet, den Seelen gestorbener Menschen,
Deren Bildniß, in Holz gehauen, es Brandopfer schlachtet.
Wer du doch seist, o Fremdling, so hoff' ich, du kommest mein Feind nicht;
Dennoch pochet mein Herz, wiewohl ich nichts sehe zu fürchten."

Zunith sprach so. Der Fremde versetzt mit zärtlichem Tone:
„Wenn ich dich schrecke, so wünscht' ich ein ander Geschöpfe zu werden,
Ein unschuldiges Lamm, ein Täubchen, ein spielendes Rehkalb.
Wo die Fülle von Schönheit und Anmuth die Erde beseligt,
Fällt die Kühnheit zu Boden, die Feindschaft macht Frieden und bittet;
Selbst der unbändige Grimm wird zahm, und bekennet den Sieger.
Was für feindselige Funken in meinem Gemüthe noch glommen,
Die sind ferne von dir auf die Uebelthäter gewendet,
Die mit verkehrten Gedanken dem Himmel der Güte sich nähern;
Wer dich beleidigt, verletzt mich in meinem rechten Augapfel.
Nein, mir rinnt nicht unedles, nicht schäumendes Blut in den Adern.
Basan der jüngste Sohn Methusala's, den Henoch gezeugt hat,

Hat Glieser gezeugt, dem mich Delbois geboren,
Sedoms Jüngstgeborne. So ist dein Vater mein Oheim,
Und ich rühme mich eines Geblüts mit Noah und Lamech.
Da mich die Mutter das erste Mal küßte, so hieß sie mich Dison.
Als ich an Sions Wurzeln ein artiges Rehkalb verfolgte,
Floh es in dieses Gebirg, und verbarg sich unter den Myrthen.
Lange sucht' ich's umsonst, im Suchen erklang die Musik
Deiner harmonischen Stimm' in mein Ohr, und führte mich kürzlich
Zu dem Auszug der irdischen Schönheit, dem Neide des Himmels.
Dieses stolztretende Thier, das den Rücken biegt mich zu tragen,
Lief ungezähmt vor kurzem noch vor den westlichen Winden;
Aber gebändigt gehorcht es dem Zaum und kaut das Gebisse.
Oder verschlingt nach meinem Befehl die Ebnen und Hügel.
Eh' die aufgehende Sonne die Mittagshöhe besteiget,
Trägt es mich zu den Mauern der cedernen Sedom zurücke,
Wo man die Feste der Rheia und Adonai's begehet.
Rheia und Adonai in Gold auf hohen Altären
Werden von Chören der Tänzer und Tänzerinnen umgeben;
Ihre Güte besingen lobpreisend der Jünglinge Reihen,
Denen antworten mit Gegengesang die Stimmen der Mädchen;
Nicht anbetend, die Bilder sind leere Gestalten von Gold,
Unvergöttert, und unbegeistert, symbolische Bilder
Göttlicher Werk', in welchen der Schöpfer zuerst sich gebildet,
In dem Auge des Himmels, der jahrzeitwechselnden Sonne,
Und in dem sonnebeschwängerten Ball der fruchtreichen Erde,
Unserer Mutter; die andern, die wir in Tempeln bewahren,
Sind Gestalten von Menschen, die schon in der Erde verwest sind;
Derer Seelen, im hohen Olymp zu den Vätern gesammelt,
Mit den irdischen Sachen sich nicht mehr bemengen, unwissend
Was auf Erden begegnet, doch unserer Lobgesänge
Wegen der Tugenden würdig, womit sie die Menschheit geadelt.
Auf der Feier erscheint die Jugend des menschlichen Stammes,
Jüngling' und Mädchen, noch nicht von dem ehlichen Joche gezähmet;
Schaaren kommen von Phrats Gestad und dem schnellen Hidekel,
Aramis Gefilden, die zwischen den beiden sich mitten verbreiten;
Andre von Havila's Fluren, geschmückt mit Bedole und Soham,
And're von Kedar, dem bergigten Lande der riechenden Würze;
Liban schicket von seinen Cedern die Krone der Tänzer;

Hermon wird vom Gesange der Töchter Arads verlassen;
Alle kommen, dies Fest zu sehn, und gesehen zu werden.
Von dem Glanze der rosigen Wangen und strahlenden Augen
Geht in dem Tempel ein neuer, ein liebehauchender Tag auf,
Der mit dem Licht der Sonne wetteifert und in dem Gemüthe
Eine süßere Wollust erzeugt. Doch würde der Glanz bald
Falber scheinen und mit beschnittenen Strahlen sich einzieh'n,
Wenn dein höherer Glanz, o Schönste, sich über ihn göße.
O wie würde der Hochmuth der Schönsten vor deiner Schönheit
Fallen, und deinen Sieg demüthig sich leise bekennen!
Wenn du befiehlst, so kann ich in Sedoms Mauern dich bringen,
Eh' die aufsteigende Sonn' auf das Mittel des Tages getreten;
Und dich sicher und sanft auf Sion zurücke begleiten,
Eh' sie sich über die Ufer des westlichen Meeres hinaus senkt;
Mein gehorsames Pferd trägt beide mit willigem Rücken.
Fürchte dich nicht, verjag' aus dem Sinn die kleinmüthigen Zweifel,
Sedoms Kühnste sind meinem Winke zu folgen gewohnet,
Wer dich beleidigte, griffe mir selbst in das Leben des Herzens."

Als er so sagte, sah Sunith nicht ohne Verwundern das Pferd an,
Das voll Stolzes da stand, doch mit keinem Grimme mehr drohte;
Sprach dann: „Versprich es mir mit dem Handschlag der goldenen Treue,
Daß du mit mir in Sions Gefilde zurücke sein wollest,
Eh' die Sonne sich unter die westlichen Meere gesenkt hat."

Voll Entzückens, die Worte zu hören, geht Dison mit Anstand
Zu der wartenden Sunith, er legt mit edler Geberde
Seine Hand in die Hand der Schönen und führt sie zum Munde.
O, wie schlug von dem Kusse das Herz der jungfräulichen Sunith
Mit so heftigem Pochen, daß ihr die Worte nun fehlten.
Wie an dem Marmor auf und nieder die Strahlen erzittern,
Also bebte das Herz in der Brust des zärtlichen Mädchens.
Jetzo springt er mit hurtigem Fuß auf den Rücken des Pferdes,
Hebt sie sanft zu sich auf, er hält den Zügel zurücke
Berg hinunter; dann heißt er das Pferd die Schenkel beflügeln.
Willig gehorchend schlägt's den Boden mit wirbelnden Füßen,
Unter ihm klingt das Land, der Weg verschwindet. Das Mädchen
Zittert und schaut im Zweifel zurück nach dem weichenden Berge;
Hält mit der Rechten die Mähn' und mit der Linken den Reiter.
Ihr bewehtes Gewand fliegt über dem Hauche des Pferdes;
Aber der Räuber frohlocket dem Glück, das ihm lachet, entgegen.

Noah ist nach fünfjähriger Abwesenheit zurückgekommen. Mit Schmerz vernimmt er von den Seinen die neuliche Entweichung der Tochter. Er macht sich auf nach Sodom, predigt dort in den Tempeln vergebens den wahren Gott und erfährt sodann von Mathon die weitere Geschichte des Mädchenraubes. Tison, von Gluth zu Sunith entzündet, wollte das Mädchen nicht wieder zurückbringen. In liebestrunkenen Worten ließ er seine Absicht auf ihren Besitz durchblicken. Allein die Hoheit und der Adel von Sunith's Gesinnung siegten über die niedere Flamme des Jünglings. Froh dieses veredelnden Einflusses gibt Sunith den Bitten ihres Begleiters und Beschützers nach, ihm zu seiner Mutter nach Basan zu folgen. Soweit Mathon.

An einem der folgenden Tage kommt Noah an das niedere Ufer des Jabok und sieht das Gestade von ferne mit blutigen Leichen besät.

— — — — — — Jetzt war er genähert,
Aber wie ward sein väterlich Herz mit Wehmuth getroffen,
Als er unter den Todten erbleicht', der Rosen beraubet,
Sunith erkannte; sie hielt mit schwerem Athem den Tod auf.
An den Busen war ihr ein edler Jüngling gelehnet,
Hohen Ansehns und noch von den Zügen des Lods nicht entstellet;
Den bedeckt sie mit Küssen, auf ihn hernieder geneiget,
Daß sie den Vater nicht sah, bis er laut weinend so sagte:
„Wenn du es bist, mein Kind, wie sind't dich dein trauriger Vater?
Damals sah sie ihn erst und kannt' ihn und rief: O mein Vater!
Dein und Lamechs Gott führten dich her zur seligen Stunde,
Daß dein frommes Gebet zum Versöhner und Richter der Menschen
Mir den Tritt von der sinnlichen Welt erleichtre. Der Jüngling,
Der vor mir her die Wege des Lods gegangen, war edel,
In sein Gemüth war ein Funke der göttlichen Liebe gefallen,
Der ihn zu edeln Thaten, die Gott bekennen, erweckte.
Er war Tison, der würdige Sohn der frommen Delbois,
Den sie dem Elieser von Basan geboren; sie selber
Führte nur jüngst ein freundlicher Tod in die ewigen Auen,
Als sie beschlossen hatte, mit uns nach Zion zu gehen.
Dann ging Tison mit mir allein. Hier am Furte des Jabok
Lauerten Söhne des Raubs auf unsere Seelen, sie schöpften
Mit den Säbeln das Blut der Männer von unserm Begleite,
Nicht ungestraft, ihr Leben floß Tisons Säbel hinunter,
Alle fielen, der Staub rann mit dem Blute zusammen
Tison bekam nur eine geringe Wunde vom Pfeile:
Aber die mörd'rische Hand, die ihn vom Bogen geschossen,
Hatte mit Gift den Pfeil gesalbt; ich suchte das Gift ihm
Auszusaugen, da war es schon in die Adern geronnen.

Dison gab mir die segnende Hand; die Zeit kam gelogen
Daß ihm der letzte Schlaf die Augen beschloß. Und ich fühle
Daß auch mein Ziel des irdischen Lichts herbei naht. Ich sog mir
In der Wunde den Tod, anstatt sie zu heilen. Ich gehe
Gerne den Weg, den Dison vorhergegangen, und winket,
Daß ich nicht zögre ihm zu folgen; ich ruh' in dem großen Gedanken,
Daß mir der Tod allein die Pforte der Ewigkeit öffnet.
Schon erblick' ich sie offen, und seh' mein Heil auf mich warten.
Sage dies meiner Mutter, der zärtlichst liebenden Mutter,
Die ich mit meiner Flucht unzärtlich betrübte; mein Vater,
Sag' ihr, ich war bei ihr mit meinen letzten Gedanken.
Vater ich sterbe! — — Sie reicht ihm die Hand und stammelt den süßen
Vaternamen zum letzten Mal Die Seele verließ sie.
Kein unartiger Zug entstellte die liebliche Miene,
Nur die Rosen verwelkten, die Bildung lachte beständig.
Noah sah sie sterben, und fühlte den Menschen und Vater;
Väterlich bebt' ihm das Herz, wiewohl er sich stärkt' und mit Beten
Ueber der Sterbenden lag, mit ihr gen Himmel verzücket.
Jetzt gräbt er ein tiefes Grab mit dem mörd'rischen Schwerdte,
Breit und geraum, und legte darein die Liebenden beide
Neben einander, des Mädchens Recht' in der Rechten des Jünglings;
Häufte dann über den Leichen den Todtenhügel von Erde.
Aber er trug die Körper der Andern ununterschieden
Sämmtlich auf einen Haufen und sammelt' über dem Haufen
Einen Hügel von Steinen, die ihm der Jabok gewährte.

Der Traum der Thamar.

Aus dem 11. Gesang der „Noachide".

— Die folgende Nacht, nicht ferne vom Morgen,
Kam auch ein Traum vor Thamar, nicht einer der lieblichen Träume
Den sie gebeten hatte, sie weint' im Schlaf', und erzählt' ihn
Morgens mit Thränen. Sie sprach: „Ich fand mich unter der Blüthe
Eines von riechenden Zweigen geflochtenen Laubdaches sitzen,
Um mich leitet' ein seltsames Volk die seltsamsten Tänze,
Unter dem lauten Schall der Pfeif' und des wirbelnden Cymbals,
Ungekleidet, die Haut wiederschien von schimmernder Schwärze,
Wolligt das Haupthaar, platt die Nase, die Lippen geschwollen.

Alle geschäftig, mir aufzuwarten, sie nannten mich Mutter;
Auch empfand ich mein Eingeweide zu ihnen geneiget.
Mitten in ihrer Lust kam ein Schiff aus hohe Gestade,
Hoch in die Luft gebaut, wie Ogs, mit Zinnen und Sälen.
Weiße Männer mit haarigtem Kinne, von Fuß auf gekleidet,
Stiegen herunter; in ihrer Hand war ein Werkzeug der Hölle,
Kugeln von Blei, mit Feuer zu flügeln; wann sie es geboten,
Hüpfte der Ball von Hügel zu Hügel, da stand er nicht stille,
Bis er Thier oder Mensch erreichte, die Todeswunde
Ihnen zu schlagen: allein sie hielten den Donner im Zaume.
Aber sie schenkten den schwarzen Männern gemischete Säft' ein,
Wer sie schlürfte, dem war das Haupt mit Schwindel umnebelt,
Seine Seele ward finster, er trank ein Todesvergessen
Seiner Liebsten, die Gatten verkauften die Gatten, die Väter
Ihre Söhne, die Söhne die Väter, und Brüder die Brüder.
Alsobald brachten die Weißen die eingehandelten Heerden
In das hochthürmende Schiff, sie fern von dem Lande zu führen,
Wo sie zuerst den Tag gesehn, das die Söhne der Menschen
Mit der süßesten Luft erfüllt, und so ungern gemißt wird.
O welch unbändiger Schmerz ergriff die trostlosen Herzen,
Als in die hohe See zu gehn man die Anker emporhob!
Kläglich weinten zu ihren neuen Herren die Sklaven,
Kläglich zum Himmel; ihr lautes Weinen durchstach mir den Busen,
Blutend, wie einer Mutter, die ihre Kinder beweinet.
Söhne der Tiger, so rief ich vom einsamen Ufer, an welche
Ferne Küsten, von menschenfeindlichen Völkern bewohnet,
Führet ihr meine Söhn' und Töchter von meinem Gestade,
Freigeborne, die ihr seeräubrisch den Vätern und Gatten
Aus den Armen betroget? O das ist barbarische Tücke,
Ihnen das Gift, das die Seelen bezaubert, zu trinken zu geben,
Dann die Liebsten aus ihrer Umarmung zu rauben! Ihr seid nicht
Aus dem Geschlechte des göttlichen Noah entsprossen, ihr habet
Einen zum Ahnherrn, den Adramelech im Orkus erzeugt hat.
Fruchtlos klagt' ich, sie scherzten zu meiner weiblichen Klage;
Sagst du, so rief der Piraten einer vom Schilde des Schiffes,
Sagst du, wir stammen nicht ab von Noahs Geschlechte, beweis' erst,
Daß die Schwarzen mit wolligtem Haupte, die Mutter dich grüßen,
Die du für deine Kinder erkennst, von Adams Geschlecht sei'n

Adam ward' in dem Glanze der weißen Farbe geschaffen,
So ward Noah geboren, und alle von Noahs Geblüte,
Weiß ist die Farbe der Menschheit, und schwarz ist die Farbe des Orkus.
Sollt' in das schwarze Gefängniß die reine Seele gestürzt sein?
Nein doch! die Schwarzen wurden zum Dienste der Weißen erschaffen,
Ihre Geschäfte zu thun, wie die niedern Thiere des Feldes,
Daß sie der Pflanze warten, von der der Zucker gepreßt wird,
Oder in dunkeln Grüften die Silberminen behauen.
Lange weint' ich am Ufer, das Schiff war lange verschwunden,
Als mich bedünkte, mir wären am Fuß zwei Flügel gewachsen,
Schnell flog ich nach dem Schiff, ich erreicht' es jenseit der Meere.
Dort war ein grausamer Markt, die Schwarzen wurden wie Viehe
Losgeschlagen; ich sah sie zu Mühlenarbeit verurtheilt,
Oder im Erzgebirge die tiefen Gänge zu hauen.
Mir ward über dem Anblick mein Eingeweide beweget,
Daß ich thränend erwachte. Der Jammer sitzet im Wachen,
Immer vor meiner Stirn, und er läßt die Thränen nicht trocknen."

Also erzählte Thamar den Traum. Cham erwiederte lächelnd:
„Wunder, was oft die Phantasie für poetische Scenen
Dichtet! Indem der Verstand, mit Schlafe gebunden, von Haus ist,
Dann besteigt sie den Thron der Wahrheit mit festlichem Pompe,
Einer Königin gleich, mit falschem äffenden Aufzug,
Tausendmal ändert sie Gestalt und Farb' und Geberde,
Tauscht Wege versucht sie, ihr Werk zu ordnen, sie webt es
Oftmals in lange Folgen, und nimmt die erhabensten Flüge.
Thamar, wie kannst du die Thränen um Schattenweben vergießen,
Deine mir theuere Thränen? O lerne besser sie schätzen!„

„Aber, versetzte Sem, auch dieser Jammer mag einmal
Werden, und Thamars Geschicht' in dem Schoos der Zukunft verwahrt sein.
Unser Geschlecht wird ein Raub der Bosheit werden, der Frevel
Wird in die Arm' ihm sitzen; wenn einmal das schäumende Blut tobt,
O, wer wird dann die Grausamkeit zählen, zu welcher es ausschweift?
Kann ein dichtrischer Traum so wilde Gestalten des Grimmes
Bilden, die eine zaumlose Hand nicht grausamer schaffe?
Das ist gewiß, die künftigen Menschen, die unser Geschlecht sind,
Werden den Jammer der ersten Welt zum Erbgut empfangen;
Alle vom Weibe Geborne sind Söhn' und Erben des Schmerzens,
Können wir uns es verbergen, wir werden dem Elend erzeugen,

Väter eines unglücklichen Samens? Betrübter Gedanke!
Ihn zu versüßen, erheb', o Thamar! den Geist zu den Edeln,
Freunden des Himmels, den Männern von Unschuld, die unter den Jammer
Hingeworfen, die Leiden mit duldender Großmuth besiegen,
Stärker das Unglück zu tragen, als andre die Wohlfahrt des Lebens;
Kinder des Glaubens; der bringt in den irdischen Wirbel zu ihnen,
In der Linken die Erd', in der Rechten den Himmel, sie nehmen
Freudig von ihm den Himmel, und lassen die Erde sich wälzen.„
Also besprachen die Menschen sich untereinander; der Geist war
Nicht in die Arche verschlossen, und nicht in die Zeiten der Vorwelt;
Denn sie sah'n in den Tafeln der Zukunft fernste Tage,
Auch war sie zu entfalten ihr Vater niemals verdrossen.

Ode an Philokles.

Der Schiffer, der an Schwabens fruchtbaren Ufern
Den Bodensee mit leichten Kähnen besegelt,
Sieht südwärts seltsame Gestalten der Berge
Den Himmel begränzen.

Dort strecket der Camor den liegenden Rücken,
An welchen aufwärts sich der Alteman lehnet;
Dann hebet sich mit aufgethürmeten Gipfeln
Der höhere Säntis.

Zu ihren Füßen liegt ein bergigt Gefilde,
Mit tiefen Klüften als mit Furchen durchschnitten;
Doch an den Seiten mit weitwurzelnden Tannen
Vor Einfall verwahret.

Hier wohnt ein Volk verstreut an rinnenden Brunnen
Das in den Stand des unterthänigen Lebens
Nur einen Schritt gethan, mit furchtsamen Füßen,
Und den schon bereuet.

Die Sorge für die Keuschheit einer Matrone
Macht den Mailänder nicht so ungereimt ängstlich,
Als dieses Volk die schier ausschweifende Sorge
Für Freiheit und Rechte.

Es hält so eifrig auf die Rechte der Freiheit,
Daß selbst sein Freund es übel mit ihm verderbte,
Der eine Bürd' ihm ungebeten vom Nacken
Zu wälzen gedächte.

Hier schämet sich der Mensch noch nicht vor dem Menschen,
Und hat noch nicht gelernt sein Herz zu verbergen,
Hier zeigt sich das Bedürfniß und das Gefühle
Des menschlichen Herzens.

Dies Volk war glücklich, als das Ruder des Staates
Paulin geführt, der niemals etwas gesaget,
Als was er dacht', und niemals etwas gedachte,
Als was er hat sollen.

Er sah den Arm des Todes über ihm hangen,
Und ward nicht bleicher, denn Paulin ist ein Christe,
Und macht in einer Welt voll christlicher Heiden
Dem Christenthum Ehre.

Gott war sein Schild, und schenkt' ihm ruhige Tage;
Er ist des besten Sohnes würdiger Vater,
Philotteus, dem kein andrer Sohn zu vergleichen,
Es wäre denn Pyra.

Dem hat der Himmel Kunst und Weisheit verliehen,
Daß er durch Kräuter und durch heilende Säfte
Die Kranken, welche schon am Acheron stehen,
In's Leben zurückzieht.

Doch kennt er nicht allein die Tiefen des Körpers,
Er sieht ihn durch bis in die innerste Seele,
Sieht der Gedanken Wesen in ihm entstehen,
Und mit ihm erwachsen.

Wer kennt so gut, als er, die Schwäche des Menschen,
Die Ohnmacht seines himmelstürmenden Stolzes,
Die Hölle, die des Aberglaubens Gespenster
Für Thoren erbauen?

Noch mehr halt' ich auf sein freundschaftliches Herze,
Das meine schwersten Sorgen mit mir getheilet,
Als ich die schön're Hälfte von meinem Leben
Frühzeitig verloren.

Ihm darf ich meiner Seelen Innerstes zeigen,
Den stärksten so, wie den unreifsten Gedanken,
Er bringet den zu seiner Zeitigung nahe,
Den hebt er noch höher.

Wir haben oft auf des Gaberius Höhen,
Im Angesichte des Ramors und Meßmers,
Die Häupter freier Staaten und die Monarchen
Gelehrt und gezüchtigt;

Mit gleicher Freiheit, als sonst Erlebach übet,
Wenn er den König der elenden Verfasser,
Den Hauptverführer des Geschmackes der Deutschen
Jetzt lehret, dann züchtigt.

Oft haben wir in einer rußigen Hütten
Der Menschen Zustand nach dem Tode bestimmet
Und Meiers gründlichen Roman bald geglaubet
Und bald widerleget,

Da mittlerweil in dem sanftsiedenden Kessel
Die zähen Hefen Rahm zu Zieger gerannen,
Und dünne, süße, blutfrischende Molken
Zum Trank überließen.

Ein Dichter sagt, daß diesen irdischen Nektar
Der Aerzte Gott, Apoll, die Menschen gelehret,
Als er vor Alters bei dem König Admetus
Der Heerden gehütet.

Wir trunken stark'. Hier war kein Rausch zu besorgen.
Nichts unterbrach die langen, strömenden Züge,
Als eine Pfeife von wohlriechendem Knaster,
Und süßere Reden.

O wer beneidet bei dem harmlosen Leben
Die nied're Herrschaft und den Stolz der Monarchen!
Wer wünschte sich dafür den rasenden Bacchus
In strudelnden Bechern!

Einladung an Klopstock.

1750.

.... Komm, offenbare die denkenden Züg' in dem irdischen Körper
An den Gestaden der Sihl und der Limmat;
Daß wir mit eigenen Augen das Wunder beglaubigen können,
Welches für unsere Tage bewahrt war:
Eine Seel' in den Körper gestürzt, doch darin noch gefangen,
Die des Messias Gedanken gedenket;
Welche die göttliche Liebe des menschenfreundlichen Gottes
In dem weitesten Umfang empfindet
Und sie in starken Tönen belebt, ...
Hier auch am Ufer der Limmat und Sihl sind Freunde der Tugend,
Würdig die Tugend im Leibe zu sehen;
Würdig auch, daß ihr Gemüth von deinem Geiste genähret,
Neuen Zuwachs an Tugenden nehme.
Siehe, wie sie dem Tag, der dich bringen soll, Fittige wünschen,
Wie sie zu deinem Empfang sich erheben! .....
Eile denn; dir hat der Lenz die Wege mit Blumen beworfen,
Dir mit Weihrauch die Weste beladen.
Wenn du bald kömmst, so wird von Schwabens nördlicher Seite,
Denn von da kömmst du, den Rhein zu begrüßen,
Bald ein poetischer Tag entstehn, der die Tage der Sonne,
Goldener macht und des Wunsches mehr würdig.
Komm' in das Haus, das an dem Fuße des neigenden Berges
Zwischen der Stadt und dem Lande dein wartet.
Hinter ihm steht der Berg mit Reben bekleidet gen Osten,
Ueber dem Gipfel mit Fichten bewachsen.
Gegen ihm über Uto vor seinem benachbarten Albis
Und dem Heitel ansehnlich erhöhet.
Uto gräbt an dem Fuße das schimmernde Becken, am Ausfluß
Liegen verbreitet die fruchtbaren Gr'nen,

Welche die Limmat, die jetzt den Dämmen der Stadt sich entrissen,
Mit der freundschaftlichen Sihl durchwindet.
Fern an dem südlichen Blau auf sonnebenachbarten Alpen
Sitzet der Schnee am Horizont ewig,
Wächst da beständig; doch von der Ferne zu meiner Behausung
Sendet er kühlenden Glanz in die Thale
Ueber dem Anblick verschmäht der Geist die niedrigen Hügel,
Schwingt sich empor auf die Bergpyramiden,
Ruhet da nicht, er fährt in die Gegend des Sturmes und Blitzes,
Fliegt von da in das dünnere Luftblau,
Wo er über der Sonne nun schwebt und den Reichthum von Lichte
Rund umher fließen sieht, unauslöschlich. . . . . .
Komm: denn die Sprache zu hören, die ehmals Thüringens Hermann
Mit dem von Feldeck und Eschilbach redte,
Als in barbarischen Tagen, dem Reiche der Mönche, die Fürsten
Noch die Macht des Gesanges benegte.
Komm', und höre, wie sie nach manchem Fluge der Jahre
Zwischen dem Rhein und der Limmat noch lebet.
Hier in poetisches Land, das Klima ward ehmals gesegnet,
Dichter in seinem Schoos zu gebären.
Kein anmuthig Gefild, da nicht ein Dichter gesessen,
Da er die Muse nicht hingebracht hätte.
Hier an der einsamen Sihl begegnete Hadloub der Schönen,
Die er zu seh'n sich so lange gesehnet;
Aber er sah sie nur an; ihn ließ die Verwirrung nicht reden;
Auch sie ging weiter und ließ ihn verwirrt stehn.
Dort wo die Sitter fließt, dort blühet noch Singebergs Aue,
Wo er vergnügt von den Höfen entfernt saß.
Mit ihm ging da die Gute, der Himmel an Schönheit und Tugend,
Die ihm den Haß der Koquetten versüßte:
Die von Kilchberg, von Warte, von Ow, von Hufen und Trosberg,
Reihen von minnegehrenden Sängern
Haben einst an der Thur und der Limmat die Lüfte begeistert,
Und den Sommer poetisch gefühlet. . . . . .

*

Ludwig Meyer v. Knonau.

Unter den durch Bodmer angeregten vaterländischen Dichtern steht Meyer v. Knonau voran. Geboren 1725 zu Zürich, verbrachte er den größten Theil seines Lebens auf seinem herrschaftlichen Sitz zu Knonau, jenseits des Albis, Kts. Zürich, woselbst er als Landedelmann ein sorgenloses, der Poesie, der Malerei und der Jagd geweihtes Leben verbrachte. In den Kreis der Freunde, die dieses heitere Dasein mit unserm Dichter genossen, gesellte sich auch Wieland während der Zeit seines Aufenthaltes in Zürich. Meyer starb den 31. Okt. 1805. —

Ein halbes Hundert **Neuer Fabeln.** Durch L. M. v. K. Mit einer critischen Vorrede des Verfassers der Betrachtungen über die poetischen Gemälde. Zürich, verlegts Conrad Orell u. Comp. 1741. (Vierte Auflage: 1773. Die dritte ist mit Federzeichnungen von des Verfassers eigener Hand geziert.)

Ueber Meyer's Fabeln gilt noch heute die treffliche Kritik Bodmer's in der oben angeführten Vorrede. Die Fabel war in Deutschland bereits durch Hagedorn und Gellert einheimisch gemacht; auch die Schweizer legten dieser Dichtart (um ihrer Vorliebe zu poetischen Naturgemälden willen) einen besondern Werth bei. Im Gegensatz aber zu den bereits genannten Vorgängern legten sie ein Gewicht darauf, „daß der gute Geschmack in der Fabel nicht nur eine nüchterne Moral, sondern auch die physischen Eigenschaften der Dinge[1] zu treffen suche." Dies hat Meyer in strenger Befolgung der Regel des kritischen Altmeisters, daß die Poesie Malerei sei, und daß sie deßwegen von der Naturbetrachtung ausgehen müsse, in durchaus volksthümlicher Weise gethan. Seine Dichtungen sind nicht nur dem Stoffe nach neu und frei von aller Nachahmung; sie beruhen durchgehends auf sorgfältiger und sinniger Naturbetrachtung, so daß ihm aus jeder einzelnen interessanten Beobachtung, wie aus einem ersten, zeugenden Keim, ein lehrhaftes Gemälde aufblüht. Diese Fabeln sind nicht so fast erfunden, als vielmehr auf der Jagd in Holz und Feld gefunden, so daß in der That, wie Grimm von der ächten Fabel es rühmt, ein heilsamer Waldgeruch aus denselben duftet. Unser Fabulist kennt die Natur und die Gewohnheiten der von ihm dargestellten Thierwelt auf's Genaueste und bringt dadurch ächtes Leben und Wahrschein-

[1]) Vgl. hiezu den II. Bd. dieses Werkes, pag. 8.

lichkeit in seine Poesien hinein. Man findet in denselben keinen Hahn, der über Edelsteine ein Urtheil fällte, keinen Frosch, der eine Maus auf die Schulter nähme, kein Pferd, das einen unermüdeten Hirschen überrennte, keinen Bären, der einen lebenden Menschen für einen todten hielte, keinen Fuchs, der mit dem Maulwurf umzugehen wüßte, keinen Adler, der auf einem wohlbelaubten Baum eine Elster spießt; der Schwan singt nicht in seinen Gemälden, kein Pelikan vergießt sein Blut für seine Jungen. Meyer's Fabel erhält so ein Interesse für sich selber; die Thiere reden durch keine Maske hindurch; sie sind in ihrem eigenen Namen da und verrichten ihre eigenen Handlungen, welche nicht die menschlichen selber sind, wiewohl sie mit diesen soviel gemein haben, daß sie als symbolische Bilder derselben gelten können.

Unser Dichter geht mit der Moral seiner Fabeln über den familiären, sozialen und politischen Zustand des Menschen hinaus. In nicht wenigen derselben, namentlich in den Fabeln von dem „Licht und der Farbe", den „jungen Schwalben", den „Bienen", den „Wachteln", der „Zeit und der Raupe" und besonders auch in der größern satyrischen Fabel „Jupiter und der verzückte Regenwurm" hat er die Menschenwelt und ihr Thun unter dem religiösen Gesichtspunkt betrachtet und auch hierin die Bahn jener Nüchternen verlassen, die aus ihrer Fabelsymbolik eine bloße menschliche Klugheitslehre gemacht haben.

Die Schreibart Meyer's ist kurz, einfach und naturwahr, ohne die geringste Ziererei. Er handhabt den Vers, den er sich glücklicher Weise durch Bodmer nicht rauben ließ, mit Geschick und Sicherheit; zu verkennen ist indessen nicht, daß viele seiner Erzeugnisse im Anfang eine kräftige, gewählte Diktion haben, während sie gegen den Schluß matter werden.

Unter denjenigen, die Meyer nachahmten, ist neben A. G. Fröhlich auch Herder zu nennen. Die mit einem * bezeichneten Fabeln sind von Herder beinahe unter den gleichen Titelnamen sogar bloß umgedichtet worden.

*Die frohe Lerche.[1]

Der Zustand einer Lerche war
Vergnügens halber wunderbar,
Sowohl als ihres Ehegatten

[1]) Bei Herder: „Die Lerche."

Und alle Kinder, die sie hatten:
Sie waren wegen reinen Bluts
Gesund und sämmtlich frohen Muths;
Sie lebten ohne Nahrungssorgen,
Und Lust auf heut' und Lust auf morgen,
Lust über Lust, Freud' über Freude,
War unaufhörlich ihre Weide.

„Unmöglich ist es, sprach die Alte,
Das ich noch länger mich enthalte,
Mein Wohlsein herzlich zu besingen;
Ich will mich in die Höhe schwingen."
Gleich flog sie auf, und in dem Flug
Sang sie, doch sang sie nie genug.
Sie dacht': Sind gleich die Nachtigallen
Die besten Sänger unter allen,
So soll die Lerche doch nicht schweigen,
Sie steht auch in der Sänger Reigen."

Sie schwang sich jählings von der Erden
So hoch ins Reich der Lust empor,
Als wollte sie im Himmels Chor
Ein Mitglied jener Sänger werden.
Sie singt, und singt sich endlich müde,
Und nach dem freudenvollen Liede
Sehnt sie sich nach der Ruhe wieder,
Und sank zu ihren Jungen nieder,
Die durch ein lallendes Getöne
Die alte liebe Feldsirene
Mit voller Herzenslust begrüßten,
Und mit der vollen Herzenslust
Die Lust in ihrer Mutter Brust
Zugleich mit neuer Lust versüßten.

Der Storch und der Dachs.

Der fette Dachs sprach zu dem Storchen:
„Freund! willst du mir ein wenig horchen?

Wie könnt es, daß ein Storch so leicht
Das ganze Rund der Welt durchstreicht?
Er sammelt sich nur keine Speisen,
Und doch weiß er so gut zu reisen.
Ich, sollt' ich einen Weg, wie du,
Von vielen Tagen für mich nehmen,
So fehlte mir den Muth hiezu:
Ich würde mich mit Sorgen grämen;
Und, wie du leichtlich denken kannst,
Dem Tode wär' ich schnell im Rachen:
Es würde meinem fetten Wanst
Der Hunger bald ein Ende machen.
Indessen wollten du, mein Freund,
Mein hochgeschätzter Froschenfeind,
Mich deine Kunst zu reisen lehren,
So will ich sie mit Freuden hören."

Der Storch versetzt: „Dein Wanst beweist,
Wie tüchtig du zum Reisen seist.
Wer sich zu viele Nahrung sucht,
Und immer auf den Mangel flucht,
Für den ist kaum ein Rath zu finden:
Ein solcher bleibt, wie du, dahinten.
Setz' alle Nahrungssorg' hintan,
Und tritt die Reise muthig an:
Daneben traue dem Geschicke,
Denk' wenig an dein Loch zurücke:
Such' südwärts Trauben und Getreide:
Dort find' ich meine Froschenweide.
Willst du die Sorgen überwinden,
Wirst du auch dort die Beute finden.
Dir diene noch zum Unterricht,
Daß meiner Reise größtes Licht
Die Hoffnung nebst der Sehnsucht sei,
Davon ich keine noch bereue."

Die Vögel und die Nachtigall.

Die Vögel haßten überall
Die liederreiche Nachtigall
Nur wegen ihres Lustgesangs,
Und seines süßen Zauberklangs.

Sie suchten sie beschämt zu machen,
Und sagten: „Sollen wir stets wachen,
Um deine Lieder anzuhören?
Laß auch einmal, uns zu beehren,
Und unsrer Freundschaft zu Gefallen,
Des Mittags deine Lieder schallen.
Des Nachts da hört dir Niemand zu;
Und ob dich denn noch einer höret,
Geschieht's mit Abbruch seiner Ruh',
Wann ihn dein Lied in Träumen störet.
Erfüllst du diese Bitte nun,
So will man das Bekenntniß thun,
Daß dir in unserm Vogelreiche
Kein Vogel am Gesange gleiche."

Die Nachtigall erwiderte:
„Ei! wertheste Befiederte,
Nur um ein schmeichelndes Geschwätze
Bricht man nicht Jupiters Gesetze:
Nein, sie sind unveränderlich.
Wie wollet ihr denn, daß ich Schwache
Die Wege der Natur und mich
Um euretwillen anders mache?
Macht ihr des Nachts die Eule schweigen,
So geh' ich auch in euern Reigen;
Sie heulet, und ich singe nur,
Und dies befiehlt uns die Natur.
Wenn gleich der Schlaf euch überfällt,
So schläft doch nicht die ganze Welt;
Die Nacht wird fast von so viel Zungen
Als der verklärte Tag besungen.

Vergeßt nur euern schwarzen Neid
So fällt denn aller Unterscheid
Gleich zwischen euch und euern Brüdern,
Und zwischen unser aller Liedern."

Die Meise und der Sperling.

Es hatte die beherzte Meise
Das warme Jahr durch ihre Speise
Nach eignem Wünschen und Verlangen
Vollauf und ohne Müh' empfangen.

Bald fing der Nordwind an zu rasen;
Es wurde durch sein kaltes Blasen
Des Berges Gipfel silberweiß,
Der Bach, der Teich, der Fluß zu Eis,
Das Feld zu Stein, und durch die Kälte
Sah man in vielen Bäumen Spälte.

„Ei! Vögelchen, nimmst du vorlieb
Mit der im Eis gewürzten Speise?"
So sprach der kleine Saatendieb,
Der Sperling, zu der muntern Meise.
„Ich fürchte sehr, du müssen sterben,
Und durch der Kälte Grimm verderben.
Was dient dir nun dein stetes Springen,
Dein Hüpfen, Fliegen und dein Singen,
Dein Zizipa, dein Zizipa?
Sing eh': O weh, mein End ist nah!
Schau doch, wie hab' ich es so gut:
Ich zeuge täglich frisches Blut,
Von Ueberfluß an Spelz und Gersten
Möcht' ich, du sieht es selbst, zerbersten."

Die aufgeweckte Meise spricht:
„Nein, mein Geschlecht vergehet nicht,
So lang im Boden Würmer leben,

Und Mücken in den Lüften schweben.
Mein lieber Sperling, ohn' ein Wunder
Geht kein Geschlecht der Vögel unter.
Nein, wer nichts nach dem Morgen fragt,
Der lebt vergnügt und unverzagt.
Der holde Lenz mit seinen Schätzen
Wird meinen Mangel schon ersetzen:
Ich singe schon, als wär er da,
Mein Zizipa, mein Zizipa!"

Die Kuh und der Fuchs.

„Fuchs, seh' ich recht, so bist es du!"
So sprach zum schlauen Fuchs die Kuh;
„Du kommst erwünscht hieher gegangen;
Gleich heute war ein Jahr vergangen,
Seit dem wir uns auf dieser holden Matten
In segensvollem Stand gesehen hatten.
Nun wünsch' ich dir zu einem guten Jahre,
(Damit ich eitle Wünsche spare,)
Was sich für deinen Wohlstand füchsisch schickt,
Und dich in deinem Fuchsenherz erquickt:
Zur Sommerszeit Kohl, Gras und fetten Klee:
Und fällt zu seiner Zeit ein tiefer Schnee,
So wünsch' ich dir nur Haber, Salz und Heu,
Und Stroh für deine Füß' und für dein Maul kein Spreu."

Drauf sprach der Fuchs: „Ei! liebe Kuh,
Ich bin zum schönsten dir verpflichtet;
Du hast den Wunsch auf meine Kuh'
Und auf die Umständ' eingerichtet.
Wie trefflich trafst du meinen Sinn,
Herzallerliebste Nachbarin!
Ich muß mich herzlich vor dir schämen;
Wo soll ich Gegenwünsche nehmen,
Die dich, wie deine mich, erquicken,
Die sich gleich trefflich für dich schicken?

Ich wag's und wünsche dir hingegen
Vom großen Jupiter den Segen:
Bald Enten, Hühner, Hasen, Tauben:
Bald aber auserles'ne Trauben,
Bald Fischchen aus den klaren Flüßen,
Nebst Ueberfluß an Kirsch' und Nüssen."

Die Wachteln.

Ein unzählbares Wachtelheer
Befand sich allbereit am Strande,
Und zielte stündlich über Meer
Nach jenem weit entfernten Lande.

Eh' sie die Seefahrt unternahmen,
Verschluckten sie vom Bilsensamen,
Wenn sie dies Mittel eingenommen,
Von ihrer Fettigkeit zu kommen;
Dieweil des Fettes schwere Bürde
Sie sonst am Striche hindern würde.

Doch hörte man die Jungen zanken.
Die einen sagten: „Wir erkranken,
Wenn wir so viele Tage fasten;
Wer gibt uns unterweges Speise
Für eine solche lange Reise?"
Die andern sagten: „Auszuraiten
Ist auf dem grenzenlosen Meer
Kein Aufenthalt für unser Heer."

Die Alten sprachen: „Sorget nicht,
Es dienet euch zum Unterricht,
Daß wir nicht eh' vom Lande gehen,
Bis daß die guten Winde wehen.
Auch finden wir bei Sturm und Wetter
Im Meer an allen Orten Blätter,
Auf welche sich die Müden setzen,

Und dieses sonder sich zu netzen.
Uns ist es noch, ihr lieben Jungen,
Auf allen Reisen wohl gelungen."

Die kluge Rede fand Gehör:
Sie machten sich gefaßt zur Reise,
Und thaten nach der Alten Weise.
Sie flogen fröhlich über Meer,
Und sie erfuhren, gleich den Alten,
Daß Jupiter die ganze Schaar
In augenscheinlicher Gefahr
Durch seinen weisen Schutz erhalten.

Der Enterich und der Fuchs.

Der schlaue Fuchs sah nach den Eicheln
Des Nachts den wilden Enter fliegen,
Und, um den leckern Raub zu kriegen,
Fing er demselben an zu schmeicheln.
Er lockt ihn sanft nach dem Gebüsch,
Und wies ihm einen frischen Fisch,
Er sprach: „Nimm dieses selt'nen Bissen,
Die bittern Eicheln zu versüßen."

Der Entrich schwatzt sich höflich aus:
„Noch einen Fisch auf meinen Schmaus!
Ich müßte, sprach er, schier erworgen."

„Ei, sprach der Fuchs, nimm ihn für Morgen!"
Der Entrich sagt: „Auf einen Fisch
Halt ich nicht viel, er sei denn frisch.
Ich weiß es, daß ihn über Nacht
Das schwüle Wetter stinkend macht:
Es werden morgen sich die Raben
Begieriger an ihm erlaben."

Dem Fuchs entfiel sein Räubermuth
Nach diesem süßen Entenblut;

Doch eben in derselben Nacht
War er auf neue List bedacht.
So viel er Eicheln konnte finden,
Verscharrt er alle nächst bei sich,
Und deckt sie noch mit Eichenrinden,
Und that, als schlief er härtiglich.

Der Entrich kam des Morgens wieder,
Und ließ sich bei den Eichen nieder.
Er fand von Eicheln keine mehr;
„Wo sind sie, ruft er, hingekommen,
Fuchs, sage, wer hat sie genommen?“

Reineke hatte kein Gehör.
Drauf flog mit schnatterndem Geschrei
Der Entrich ihm beim Kopf vorbei,
So daß der Schalk gleich nach ihm schnappte,
Doch ihn zum Glücke nicht ertappte.

Er sprach: „Wie hast du mich erschreckt,
Warum hast du mich aufgeweckt?
Unfehlbar siehst du nach den Eicheln;
Ich sag' es, ohne dir zu heucheln,
Du wirst sie unter diesen Rinden
Gehäufelt bei einander finden;
So, dacht' ich, werden wilde Tauben
Sie diesmal meinem Freund nicht rauben.“

„Nein, sprach der Entrich, dies sei fern,
Ich lasse sie den Tauben gern;
Auch wisse, daß ich dir mithin
Noch lange nicht verfallen bin.“

*Die Zeit und die Raupe.[1]

Zur Raupe sprach die schnelle Zeit:
„Du mußt hinfür nur schlafend leben,

[1]) Bei Herder: „Die Raupe und der Schmetterling.“

Und dich des Raupenstands begeben:
Das heißt dich die Vergänglichkeit."

„Was nennst du, sprach die Raupe drauf,
Im Schlafe leben, sonder essen?
Ich würde bald den Schlaf vergessen,
Befördert' ich des Lebens Lauf
Nicht täglich mit gewohntem Essen.

Die Zeit erwiderte dagegen:
„Du kannst die Furcht beiseite legen,
Du wirst dies Schlafen nicht bereuen,
Ein bess'rer Stand wird dich erfreuen;
Ein Wunder, das ich mehr geseh'n,
Wird, weil du schläfst, mit dir geschehn.
Du wirst ohn' einige Beschwerden
Zum Ersten eine Puppe werden,
Hernach ein bunter Schmetterling.
Halt' meine Rede nicht gering,
Kommt diese Art Verwandlung dir
Gleich jetzt noch unbegreiflich für."

Die Raupe schickte sich darein,
Sie sagte: „Kann's nicht anders sein,
So will ich mich nicht länger säumen,
Ob mir es gleich am Sehen fehlt;
Bin ich zum Schlafen auserwählt,
So möge mir was Süßes träumen."

Drauf hüllte sie sich schleunig ein,
Als sänke sie in's Grab hinein;
Darinnen ward sie, ohn' ihr Wissen
Dem ersten Stande bald entrissen.

Bald kroch der Schmetterling hervor
Und stieg auf einen Ast empor,
Er schwinget seine bunten Flügel,
Er sieht auf ihnen gold'ne Spiegel,
Mit Purpur um den Rand geschmückt,

Hier Silber auf dem Saum gestickt,
Dort rosenroth und veilchenbraun,
Bedeckt mit gelbem Staub von Gold;
Er konnte sich nicht g'nug beschau'n,
Er ward sich endlich selber hold.
Beseelet von der Sonne Strahl
Erhebet er sich in den Saal
Der fließenden, unsichtbar'n Luft;
Er schwingt das prächtige Gefieder,
Dann läßt er sich im Garten nieder,
Den lichtgefärbte Blumen malen.
Er trinket hier aus gold'nen Schaalen
Zu einer Tulpe weichem Schoos,
Worin ein süßer Honig floß.
Dann setzt er sich auf Silberlilien;
Er wechselt Rosen mit Jonquilljen;
Er fliegt von Nelken zu Jasminen,
Und jetzo scherzet er im Grünen.

„O Götter, sprach er, welche Lust!
Wovon die Raupe nichts gewußt."

Der spottende Häher.

Ein Häher sah so bald nicht einen Fuchsen,
So setzt er schon sein Waldgeschrei hintan,
Und sing auf einer Fichte an
Gleich einem zahmen Huhn zu gluchsen.
„Gut, dacht' der Fuchs, gibt's hier von diesem Vieh,
So spart es mir, in's Dorf zu gehn, die Müh'."
Er schlich so bald nach diesem Ort,
Jedoch mit leisen Schritten, fort,
Um diesen leckern Fang zu nützen.
Er schlich, und sah zu seiner größten Schmach
Nur einen losen Häher sitzen;
Zu dem er voller Hohn und Unmuth sprach:
„Verfluchtes Maul, das mich so süß betrog!

Worauf der Häher weiter flog
Und in dem Dorf die Henne schreckte.
Sie hielt den Häher an dem Schreien
Für ihren Feind, den bösen Weihen,
So daß sie gleich die Jungen sorgsam deckte.

Noch über eine kurze Weile
Jauchzt er nach Art der frohen Eule.
Die Vögel saßen bald zu Schaaren um ihn her;
Er hand mit jedem an, und jedes spottet er.

Von ihnen gab ihm einer diese Lehre;
Er sprach: „Mein ausgelass'ner Häher, höre;
Spotten thut nicht gut;
Um den Schimpf zu büßen,
Muß oft eignes Blut
Von dem Spötter fließen."

Bald kam ein Jäger in den Wald;
Der Häher sah ihn nicht so bald,
So drehet er ihm eine Nase,
Er schrie jetzt, wie ein junger Hase.
Der Jäger stund zwar still, doch merket er den Possen,
Und wird darüber ganz verdrossen;
Im Unmuth faßt er den Entschluß,
Und rächt den Schimpf mit einem Flintenschuß.
Der Häher schrie jetzt in der ächten Sprach',
Da er vom Baume fiel und Hals und Kopf zerbrach!

*Das Licht und die Farbe.[1]

„Ich sehe, daß ich etwas bin;
Doch langet mein Verstand nicht hin,
Mir durch mein eigenes Vermögen
Den ächten Namen beizulegen.
Ich bin und bin nicht, wechselsweise;
Oft, weil ich meine Schönheit preise,

[1]) Bei Herder: „Die Farbe und das Licht."

Erfahr' ich meine Nichtigkeit;
Doch weichet nur die Dunkelheit,
So heb' ich mich aus dem Verwesen
Und werde, was ich erst gewesen."

So ließ sich zu des Lichtes Ehren
Die angestrahlte Farbe hören.
Sie sann dem Handel allgemach
Mit tiefer Ueberlegung nach,
Bis sie den Zug in sich verspürte,
Der sie zum Licht, zum Ursprung, führte.

Sie rief: „O Licht, nun merk' ich klar,
Daß ohne dich ich dunkel war;
Daß du mir, wenn du mich bestrahlest,
Das Leben gibst und mich bemalest.
Gestehe es mir, ich bitte dich,
Und sage doch, wie nennt man mich?"

„Du, Farbe heißt du, sprach das Licht,
Du bist mein Kind, du irrest nicht;
Und ohne mich bliebst du gewiß
Versenkt in tiefer Finsterniß.
Hingegen scheinst du trefflich schöne,
Wenn ich dir meine Strahlen lehne;
Und wo du solche recht verlangst,
Und sie mit reiner Lust empfangst,
Will ich dich immerfort bestrahlen,
Und dich mit solchem Schimmer malen,
Daß du, gleich mir, durchscheinend wirst,
Und deine Farbe nie verlierst.
Nichts soll mich ewig hinterhalten,
Mit Sorgfalt über dir zu walten.
Doch Eins, sieh' dich in Demuth vor,
Daß dich der Hochmuth nicht berücke,
Du wollest über mich empor,
Somit zöge sich mein Schein zurücke.
Dann bliebst du, Farbe, ganz gewiß
Ein Körper voller Finsterniß!"

Dr. J. G. v. Zimmermann.

Johann Georg Zimmermann wurde im Jahr 1728 in dem aargauischen Städtchen Brugg geboren. Sein Vater war ein eifriger Republikaner, seine Mutter die Tochter eines in Paris angesessenen Advokaten aus dem Waadtlande. Nach Vollendung seiner Studien in Bern und in Göttingen, wo er mit Haller in die freundschaftlichsten Beziehungen trat, bekleidete Zimmermann mehrere Jahre lang die Stelle eines Stadtarztes in Brugg, fühlte sich aber in seiner kleinstädtischen Umgebung je länger je weniger behaglich, so daß er sich lebhaft nach einem größern Wirkungskreis sehnte. Diesen errang er denn auch durch seine in der Abgeschlossenheit begonnene literarische Thätigkeit, als deren erste Frucht 1755 „Das Leben des Herrn v. Haller", eine Biographie seines Lehrers und väterlichen Freundes, erschien, welche Schrift indessen von dem Letztern wegen ihrer Mangelhaftigkeit nicht sonderlich günstig aufgenommen wurde. Gleich verfehlt war ein poetischer Versuch in Haller's Manier, betitelt „Die Zerstörung von Lissabon". Dagegen lenkte Zimmermann die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes auf sich durch seine philosophische Schrift: „Vom Nationalstolz" (1758), die selbst in's Russische übersetzt ward und ihm die Kaiserin Katharina II. für immer zur Gönnerin machte. Sein Werk „Von der Erfahrung in der Arzneikunde" (1763) bewirkte, daß er 1768 als großbritannischer Leibarzt nach Hannover berufen wurde. In dieser Stellung erhielt er als praktischer Arzt schnell den ausgebreitetsten Ruf. Bald aber suchten Neid und Parteisucht ihn zu untergraben; mehr noch verbitterte der Verlust einer theuren Gattin und einer liebenswürdigen Tochter, sowie der hoffnungslose stille Wahnsinn seines einzigen Sohnes das Leben des äußerst reizbaren Mannes. Er verfiel in Hypochondrie und verwickelte sich später in heftige gelehrte Streitigkeiten; selbst der Ruhm, den er von seinem berühmten Buch „Ueber die Einsamkeit" (1784 — 1785) geerntet, vermochte nicht die Wolken des in schwarze Melancholie versunkenen Geistes zu zerstreuen. Zimmermann starb unglücklich und lebensmüde 1795. —

J. G. Zimmermann, Vom Nationalstolze. Vierte, um die Hälfte vermehrte und durchaus verbesserte Auflage. Zürich, bei Orell, Geßner u Comp. 1768 (erste Auflage 1758).

Ueber die Einsamkeit. Von Joh. Georg Zimmermann, königl. großbrittanischem Hofrath und Leibarzt in Hannover. Karlsruhe, bei Christian Gottlieb Schneider. 4 Bde. 1788—1789.

Zimmermann kann nicht im engern Sinne unter die Dichter gerechnet werden; allein in der poetischen Schilderung ist er durch Einfachheit und Naturwahrheit groß und bisweilen von hinreißender Schönheit. Er galt deßhalb zu seiner Zeit als ein Muster im Styl und verdient in dieser Beziehung heute noch alle Beachtung. „Man muß (so äußerte sich Lessing) den neuen schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie jetzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache verwenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann u. A. schreiben ungemein schön und richtig."

Zimmermann war als sozial-philosophischer und kulturhistorischer Schriftsteller durchaus Kosmopolit. Seine Geistesrichtung war eine universelle; sein Bestreben ging dahin, die Wissenschaft in blühender Darstellung und pikantem Ton zu populariſiren. Allein da dem Kosmopolitismus stets die reale Basis fehlt, weil er mehr auf das Allgemeine, nicht auf die Betrachtung des Einzelnen, auf die Erfassung der Wirklichkeit ausgeht, so entsteht für ihn die Gefahr, sich in haltlosen Behauptungen, in Willkürlichkeiten und selbst in Ungerechtigkeiten zu verlieren, wovon denn auch die Schriften Zimmermann's nicht freizusprechen sind. Darum geschieht es, daß er in der Schrift „Ueber den Nationalstolz" die Nationaleigenthümlichkeit der verschiedenen Völker zuerst in ziemlich leichtfertiger Weise ironisirt, ehe er auf die wirklichen Vortheile des Nationalstolzes zu reden kömmt, und daß er folgerichtig auch von den Republiken seines eigenen Vaterlandes (die freilich, nach Bodmer's Ausdruck, damals nichts mehr als „Leichname" waren) wenig Gutes zu sagen weiß. Allein schließlich durchbricht doch eine ernstere Stimmung (wie ein stilles Heimweh nach dem Boden und der Geschichte seiner Heimat) das leichte Gewinde von Boutaden und Kapricen und entschädigt uns durch eine kernhafte und ächt patriotische Begeisterung.

Zimmermann's berühmtes Werk „Ueber die Einsamkeit" (eine Ausführung der schon 1756 erschienenen „Betrachtungen über die Einsamkeit") vereinigt mit den aus der Genialität des Verfassers entspringenden Vorzügen alle Mängel seiner hypochondrischen Laune. Es ist nicht aus einem Guß; der erste und der letzte Theil des Buches zeigen den unbefangenen Blick in's Leben, den für die Menschheit mit Wohlwollen erfüllten, freien und ruhigen Denker, während die mittlern Partieen bisweilen so maßlos sind in satyrischer Kühnheit und sarkastischem Spott, daß der Verfasser zur Gemeinheit herabsinkt. Durch das ganze Werk hindurch gibt sich eine große Belesenheit, verbunden mit der feinsten Beobachtungsgabe, kund. Die Sprache ist kraftvoll, oft derb, aber immer ungekünstelt. Wie ein

Strom stürmt sie in ihrer feuriger Beredsamkeit dahin; bald glättet sie sich, wie die Welle eines Wiesenbaches, der am Bord mit Gras und Blumen spielt, bald wirft sie zornig ihren schäumenden Gischt über die Felsen und Granitblöcke, an denen sie umsonst ihre ungestüme Kraft versucht. Für die Kulturgeschichte seiner Zeit ist Zimmermann's Werk von bleibendem Werth; aber auch *über* seine Zeit heraus ragt der geniale Mann mit *jenen* Gedanken und Anschauungen, welche er im Aether des gesunden Menschenverstandes gebadet und die er über die bänglichen Stimmungen seines reizbaren Naturells und über die Zufälligkeiten eines durch Tod und Wahnsinn gestörten Familienlebens als leuchtende Sterne einer gesunden Lebensphilosophie gerettet hat.

Vom Nationalstolze.

(Aus dem 17. Kap.)

.... Die Zuversicht in seine Fähigkeiten und der daraus fließende Glaube an Wahrheit und Recht zeugt die Stärke und Herzhaftigkeit der Seele gegen die in einem ganzen Lande herrschenden Mißbräuche und Vorurtheile, das ist, den Muth, einen allgemeinen Haß auszuhalten und aus Ehrfurcht für die Wahrheit sich aus vieler Menschen Meinung Nichts zu machen.

Die Zuversicht in seine Fähigkeiten ist allemal der herzerhöhende Gedanke, ohne welchen der Mensch nichts Rühmliches unternimmt. Dieser Zuversicht beraubt, verfällt der bräfste Mann in einen Stand der Trägheit und der Unthätigkeit, worin seine niedergeschlagene Seele wie in einem engen Gefängnisse abschwindet; wo es scheint, daß sie alle ihre Kräfte sammle um zu leiden; wo die schwere Bürde des Unglücks ganz auf dem Herzen liegt; wo ihm jede Pflicht zur Last wird, jede Arbeit zum Schrecken und jede Aussicht in die Zukunft schwarz. Alsdann ist jeder Weg zur Ehre für ihn geschlossen; sein Geist liegt, gleich einem Schiff im Eismeer, stille. Er gelangt zu Nichts, weil er nach Nichts mehr trachtet; er trachtet nach Nichts, weil er an seinen Fähigkeiten verzweifelt. Leute von weit kleinerm Verdienst erblicket man hingegen nur darum auf der Laufbahn des Glückes immer zu vorderst, weil sie von kühner Gemüthsart sind.

Aus eben diesen allzukleinen Begriffen von sich selbst wird ein Mensch des andern Sklave. Mit wahrer Wehmuth sehe ich Leute von Verdienst in die unausstehlichste Selbstverachtung gegen große Herren verfallen, von denen zwar zuweilen ihr Glück abhängt, die

aber wirklich diese Selbstverachtung nicht verlangen. Ich höre oft eine Sprache reden, die Demuth sein soll und Niederträchtigkeit ist, die für ein theuer verdientes Einkommen, oder einen schlecht bezahlten Dienst, einen Großen an Gottes Stelle setzt, und die sich doch nur für einen algierischen Sklaven schickt, wenn er vor seinem Dey steht. Solche Reden durchbohren mir die Seele, weil sie die ganze menschliche Natur erniedrigen, und weil man auch da, wo es sein soll, vornehme Herren am meisten ehrt, wenn man edel mit ihnen spricht. Wer in das Laster verfällt, wirklich oder dem Anschein nach, auf sich selbst weniger zu halten als recht ist, wird der Sklave von Jedem, der ihn dazu machen will; die Furcht um sein tägliches Brod zu kommen nimmt der Seele all' ihre Stärke, schwellt jeden Louisdor zu der Größe eines Berges auf und gibt jedem Ausdruck das Gepräge der im Staube wimmernden Dienerschaft, wenn man nicht zur Freiheit unüberwindlich organisirt ist. Bei solchen Leuten verschlingt der traurige Begriff ihrer Niedrigkeit alle Begriffe von Würde der menschlichen Natur, von Edelmuth, von Zuversicht zu sich selbst, von Glauben an Wahrheit und Recht. Sie jagen zuletzt auch dem gutherzigsten Großen den Schwindel in den Kopf, wenn sie immer vor ihm kriechen wie vor einem Tyrann, und eben so kläglich an ihn heraufschauen als ein verzweifelnder Sünder zu seinem Gott, oder ein sündhafter Mönch zu seinem Abt.

Aus eben diesen allzukleinen Begriffen von sich selbst, werden die Menschen Sklaven ihrer Leidenschaften und treulos an ihrer Bestimmung. Mehr Zuversicht in ihre eigenen Kräfte würde ihnen zeigen, daß es möglich ist, tugendhaft zu sein und daß man von dem Rosenlager der Wollust mit Ehre wegkommen kann. Die Asceten hätten nicht nöthig gehabt den Docht abzuhauen, an dem die Liebe Feuer fängt.

Man wird treulos an seiner Bestimmung, wenn man die feste Gründung der Seele nicht hat, die gegen alles Leiden ausharrt. Jeder gute Kopf schwindet ab, wenn er in einer reizlosen Entfernung von der Welt Alles ertragen lernt, was nur der feinern Empfindung ekeln, das zarte Gefühl schmerzen und das empfindliche Gemüth durchbohren kann. Er hört auf, seine Talente anzustrengen, wenn er täglich Leute um sich her sieht, die nicht wissen, daß man seinen Verstand und Geschmack an tausend Dingen schärfen kann, deren bloße Namen ihnen unbekannt sind; aber die sodann doch den Einfluß dieses Verstandes und dieses Geschmackes auf sein Betragen von ganzem Herzen hassen. Er greift nach Freuden eines Augenblickes und entnervt seine ganze Seele, um in ihren Gesellschaften

gelitten zu sein. Er bestreitet keines Menschen Meinung, so aberwitzig sie auch immer sein mag. Er läßt jedem Vorurtheil und jedem Irrthum den Gang, entschlossen, wie Tristram Shandy sehr weislich zu einem Esel sagte, sich nimmer mit einem aus dieser Familie zu zanken.

Es ist nicht möglich außerhalb dem immer heitern Bezirke der Religion eine gewaltigere Stütze im Unglück zu finden, als die redliche Achtung für sich selbst. Ein braver Mann frage sich doch im Unglücke: Wer sind die, die mir allenthalben auf den Hals treten, die mich öffentlich verachten, verhöhnen, verläumden, verhunzen? Idioten sind sie mehrentheils und Esel. Solche Leute können eben so wenig Freunde eines aufgeklärten Kopfes sein, als Bösewichter Freunde eines redlichen Manns; Unglück unter ihnen ist eine Ehre. An diesem Gedanken soll jeder gute Kopf sich fest halten; er soll wissen, daß er zu gut ist, um diesem Geschmeiß zu entgehen. Hat er sich aber durchgeschlagen, und sieht er, daß ihm die Schmähsucht jetzt nur flüsternd nachkriecht, daß man ihn nur hinter dem Rücken zerfetzt, o so denke er lächelnd, sie müssen sich einer Last entladen, die sie drückt!

Der Glaube an das Glück, diesen unerwarteten Zusammenfluß von Ursachen, die wir nicht vorhersehen, rettet den Menschen in den Gefahren, hebt sein Herz empor und vermindert dasjenige Grausen, das der in sich selbst gezogene Geist fühlt, wenn er, von einem großen Vorsatze voll, die Gefahren sieht, die er zu überwinden hat. Dieser Glaube an sein Glück wirkte das stolze Betragen des noch ganz jungen Cäsars während seiner Gefangenschaft bei der Insel Pharmakusa unter den cilicischen Seeräubern, die damals wegen ihrer großen Flotten und unzähligen Schiffen, Herren der Meere waren und die blutgierigsten Menschen in der Welt. Cäsar schickte alle seine Leute in die Städte herum, um Geld zusammen zu bringen und blieb allein mit seinem Arzte und zwei Dienern bei diesen Barbaren, die er so verächtlich hielt, daß er öfters beim Schlafengehen ihnen befehlen ließ, sie sollen stille sein und ihn im Schlafe nicht stören. Die Cilicier forderten für seine Loslassung nur zwanzig Talente; Cäsar lachte darüber, gleichsam als wenn sie nicht wüßten, was sie für einen vornehmen Gefangenen hätten und versprach ihnen fünfzig Talente. Beinahe zweiundvierzig Tage lang scherzte und spielte er ganz unerschrocken mit diesem rauhen Gesindel, verfertigte Reden und Gedichte, die er ihnen vorlas, und nannte sie Idioten und Barbaren, wenn sie davon nicht gerührt wurden; ja er drohte ihnen oft mit lachendem Munde, sie alle aufhenken zu

lassen; und kaum war er wieder in der Freiheit, als er mit einigen Schiffen, die er in dem Milesischen Hafen fand, gerade bei Pharmakusa auf diese Seeräuber losging, der meisten sich bemächtigte und alle kreuzigen ließ. Eben dieser Glaube wirkte bei dem Cäsar den Muth, den er einige Zeit vor der Pharsalischen Schlacht in einem Schiffchen zeigte, als er unter einem Sklavenkleide verborgen der Flotte des zurückgebliebenen Antonius entgegen fuhr, bei einem gefährlichen Wirbeln der Wellen plötzlich aufstand, den bebenden Steuermann bei der Hand faßte und ihm sagte: „Fürchte dich nicht, du führst den Cäsar und sein Glück.“ Dem Columbus ahnte, es sei ein Amerika.

Einer glaubt sich zum Unglück geboren, ein Anderer zum Glücke. So wie ein Spieler den ganzen Abend schlecht spielt, weil er gleich Anfangs unglücklich gespielt hat, so wird auch jener gewiß unglücklich sein, weil er immer furchtsam und unentschlossen Nichts wagt, und weil ihn wirklich seine Unentschlossenheit bei andern verächtlich macht. Dieser ist glücklich, weil er wagt, was sich ohne Verwegenheit wagen läßt, und weil ein heiterer Anschein von Glück sofort diesen höhern Grad der Hoffnung vermehrt, den man Zuversicht nennt, und die Achtung bei Andern. Die Zuversicht in sich selbst zeuget das Ausharren gegen die Zeit, den Wettstreit gegen sich selbst, durch neue Thaten die alten zu übertreffen, durch größere Verdienste die schon erworbenen zu verdunkeln und das Glück zu verfolgen, bis man es erreicht. Die größten Seelen sind aber allemal diejenigen, die bei der großen Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge niemals im Glück übermüthig werden und niemals im Unglück verzweifeln.

Hieraus erhellt, daß eine edle Selbstschätzung uns wirklich das Vermögen gibt, über die menschliche Schwachheit uns zu erheben, unsere Fähigkeiten zu rühmlichen Unternehmungen anzustrengen, niemals dem Geiste der Sklaverei Raum zu geben, niemals ein Sklave des Lasters zu sein, dem Zuge seiner Bestimmung zu gehorchen, im Unglücke zu lächeln und an das Glück zu glauben.

Es ist unendlich wichtig, daß man diese Erhöhung der Natur, diese Zuversicht in seine Kräfte schon in der frühen Jugend erwecke. Man muß schon in junge Seelen die Liebe zum Guten, zum Schönen und Großen treiben; man muß ihnen die Tugend in rührenden Beispielen vorstellen, damit sie die Tugend lieben; man muß ihnen große Begriffe von ihren Fähigkeiten geben, damit sie es wagen tugendhaft zu sein, immer durch Schilderungen mit ihnen reden, durch sprechende Gemälde großer Thaten zu ihren Herzen dringen, durch

sinnliche Gegenstände ihre Leidenschaften entzünden. Schweizern giebt man Lavaters Schweizerlieder, und Salomon Hirzels Blicke in die eidgenössische Geschichte in die Hände; diese werden jene Zeiten vor ihren Augen vorbeiführen, wo eine große Seele über Alles galt, wo redliche Sitten eine allgemeine Achtung fanden, und heroische Tugenden einen allgemeinen Ruhm. In der Jugend ist man noch des schönen Feuers fähig, das in den Helden der alten Zeit gebrannt, und des edeln Wunsches, die Lorbeeren einst an eben dem Orte zu pflücken, wo die würdigen Urväter sie gebrochen haben. Die Malerei edler Sitten, die Erzählung einer tugendhaften That wirkt auf der Stelle, reißt die Seele zur Bewunderung und den Willen zur Nachahmung.

Große Thaten aus der Geschichte, in rührenden Schilderungen an die Herzen gedrängt, Leben ruhmwürdiger Männer, wie sie Plutarch und Kaspar Hirzel beschreiben, Geßnerische Gedichte voll edler und unsterblicher Natur sind darum bei der Jugend von erstaunender Wirkung. „Wird man denn einst mein Leben auch beschreiben," fragte in meiner Gegenwart mein fünfjähriger Sohn seine Mutter, als sie ihm, an ihrer sanften Brust liegend, die Lebensbeschreibungen des Plutarch erklärte? Jeder ganz ohne Adel wohlgeborne Jüngling wird ein großer Mann werden wollen, wenn er von dem Genie oder den Tugenden eines großen Mannes gründlich gerührt ist; dieselbigen Tugenden werden in seinem jungen Herzen aufkeimen, er wird bei der Nachkommenschaft eben die Stelle vertreten wollen, die jene erhabenen Männer für sie so prächtig ausgefüllet hatten. Der Trieb zur Nachahmung äußert sich oft durch Thränen, die jeder Vater mit der zärtlichsten Umarmung vergelten sollte! . . . .

. . . . Beispiele mancher Art glänzen in der Geschichte als ewige Muster für die Nachwelt. Sie erwecken in jeder gutartigen Seele eine unwiderstehliche Empfindung der Pflichten für sein Vaterland; und die Uebertragung dieser Beispiele ist nichts anders, als die Fortpflanzung des Stolzes, der sich bei einer Nation auf wahre Vorzüge bezieht.

Durch die Fortpflanzung eines edeln Nationalstolzes keimt also die Liebe zum Vaterland in allen Herzen auf. Alle Herzen sind derselben fähig, alle Herzen werden durch die Zauberkraft dieser Bilder zu derselben Verbindlichkeit hingerissen. Die beständige Rücksicht auf die Vorwelt, die beständigen Aussichten auf die Nachkommenschaft sind wechselweise die Ursachen und die Wirkungen dieses Stolzes und dieser Liebe. Eher würde ein rechtschaffener Mann sterben, als eine Handlung begehen wollen, über die seine Kinder

erröthen müßten, wenn er im Grabe läge; da hingegen Nichts erhabener für seine Ehren klingt, als der Gedanke, seine Nachkommenschaft werde sich seiner Tugenden freuen und durch ihn geehret sein.

Wenn also durch das Aufleben solcher Gesinnungen die Denkungsart einer Nation einen neuen Schwung nimmt, dann werden sich auch die Handlungen der Bürger veredeln, und dieser neuen Denkungsart gemäß sein. Verachten wird man denjenigen, der in der Hoffnung zu einer Stelle der Ehren in der Republik zu gelangen, über Nichts männlich, frei, edel und wahr denken darf. Immer auf das allgemeine Beste wird sich die Rechtschaffenheit beziehen, so sehr sie auch von allen niedrigen Gemüthern für Treulosigkeit ausgeschrieen wird, wenn sie auf die Angelegenheiten ihrer Familien nicht paßt. Alle Unterschiede der Stände werden ihren bittern Anstrich verlieren, wo es nur eine einzige politische Tugend gibt, wo Alles sich vereinigen, Alles sich unter dem herrlichen Namen eines Bürgers darstellen soll. Die Anhänglichkeit an sein Vaterland wird sich nicht mehr nur bloß auf die Ungewißheit beziehen, ob man in einem andern Lande glücklicher sein würde, denn viele werden sich mit der bloßen Nothdurft begnügen, um in dem Vaterlande zu bleiben. Jeder wird seiner Obrigkeit noch mehr aus eigenem Triebe als aus Gehorsam dienen, mehr aus Liebe als aus Beruf. Die Landesregierung wird nicht mehr die Seele vieler Körper sein, sondern die Seele der Seelen.

Noch deutlicher werden diese Vortheile in die Augen leuchten, wenn ich zeige, wie wichtig die Emporhebung eines edeln Stolzes in dem *kranken* Zustand einer Nation ist.

Der edle Stolz hat bei einer Nation abgenommen, wenn die Vortheile, durch die Tugend der Väter erworben, durch die Laster der Enkel verschwinden. Die Zeiten haben sich geändert, sagt man sehr oft, und das Urtheil hierüber ist weder fein, noch verwickelt. Allerdings hätten sich die Zeiten für eine Nation geändert, die nur allein auf die Stärke ihrer Gliedmaßen stolz, jetzt, da die Kunst zu tödten auf's Höchste gestiegen, in einem einzigen Treffen zusammengeschossen wäre; auch zweifelt kein Mensch, der bei Sinnen ist, an der Unentbehrlichkeit der neuesten Kriegswissenschaft. Aber freigeborne Nationen müssen nicht nur die Waffen zu führen wissen, sie müssen auch eine Denkungsart, eine Seele haben; und diese wird ihnen nicht auf den Trüllplätzen eingeprügelt.

In dieser Absicht macht die Aenderung der Zeiten den festen Sinn der Vorväter nur allzunothwendig. Die bürgerliche Tapferkeit und der Eifer für den Staat kommen freilich oft aus der Mode,

aber niemals sind sie unnütz, denn sie bedeuten Stärke. Wenn also eine Nation ihren Geist zu verlieren schiene, weil ihr Gebiet nicht mehr mit dem Blut ihrer Söhne gedüngt wird; wenn das schöne von der Liebe zur Freiheit einst entzündete Feuer in den Tagen einer beinahe allgemeinen Erstarrung abgeraucht und der Müßiggang zur letzten Verschanzung gewählt wäre; wenn die Gemüther, zur Weichlichkeit und zum Zittern gewöhnt, keinen Saft mehr hätten, und keine Stärke; wenn der ungeheure Aufwand den Gelddurst zu einem nothwendigen Uebel machte; wenn Feigheit zum Ansehen brächte, und Muth in Unglück; wenn Leute, die nicht mehr der Tapferkeit zu bedürfen glaubten, in alle Arten von wollüstigen Ausschweifungen verfielen; wenn man nur nicht mehr die Laster hätte, die eine gewisse Stärke und Erhabenheit des Geistes fordern; wenn ein niederträchtiger Eigennutz kein Verbrechen mehr wäre und die furchtsame Klugheit des Augenblickes kein Fleck in der Politik der Zeit; wenn der Ehrgeizige sich um weiter Nichts mehr bemühete als nur seine Gegner durch Verleumdungen zu verschwärzen, und niemals trachtete besser zu sein als sie: alsdann würde doch die Emporhebung des Nationalstolzes kein so gar verächtliches Mittel sein, das Feuer der alten Tugend, und die Kräfte schönster Jahre in den Armen des Todes wieder anzufachen. . . . .

. . . . Eine Nation wird niemals um ihre Ehre kommen, wenn ihre Tugend nicht erkrankt; und ihre Tugend wird so lange nicht erkranken, als die Liebe zum Vaterland dem Geiste einen hohen, edeln, und freien Schwung giebt! . . . .

Ueber die Einsamkeit.

(Aus dem IV. Bd.)

. . . . Eine Art von süßer Melancholie befällt uns bisweilen, im Schooße ländlicher Ruhe, beim Anblick aller Schönheit der Natur. Zu lauter Freude sind wir alsdann nicht gestimmt; aber deswegen genießen wir nur besser jeden freundlichen Ruheplatz, jeden holden Schatten. Nicht ohne große Vortheile für das Herz ist sogar das köstliche Nichtsthun der Italiener, die unter ihrem schönen Himmel arm sind, aber nie elend; deren weiches Klima, fruchtbarer Boden, friedsame, religiöse und zufriedene Gemüthsart Ersatz ist für Alles. Ein vortrefflicher und mir sehr werther engländischer Reisebeschreiber, der Doctor Moore, sagt: die Italiener seien die größten Faulenzer in der Welt; aber indem sie auf ihren Feldern spazieren, oder ausgestreckt im Schatten liegen, genießen sie die Heiterkeit und frohe Wärme

ihres Himmels mit einer ihnen ganz eigenen Seelenschwelgerei. Sie rennen nie in die frechen Ausschweifungen der Britten; nie zeige sich bei ihnen das lebhafte und lustige Wesen der Franzosen, oder das unüberwindliche Phlegma der Deutschen. Das italienische Volk äußere eine Art von sittsamer Empfindlichkeit für jede Quelle des Genusses und schöpfe vielleicht einen höhern Grad von Glückseligkeit daraus, als alle übrigen Menschen.

Romanhaften Empfindungen und Gefühlen entgeht man bei dieser sanften Entfernung von Allem, was uns härmt und quält, vielleicht nicht ganz, und dies hat bei vielen Nachtheilen auch eine schöne Seite. Es mag sein, daß romanhafte Grübeleien uns in die Nachbarschaft verbotener Gegenden leiten; daß sie uns auf einen gefährlichen Boden hinstellen; daß sie meistentheils mit dieser oder jener bösen Leidenschaft im Zusammenhange sind und vielleicht eine schwindelnde und leichtsinnige Art zu denken bei uns nähren; daß sie auch zuweilen die Seele ungeschickt machen, mit Eifer und Thätigkeit vernünftigen Bestrebungen sich zu ergeben, oder an mäßigen und einfachen Entwürfen des Lebens Genüge zu finden; daß auch die Seele von jener idealischen Welt, in der sie zu verweilen sich verstattet, zu dem Umgange mit Menschen nicht ohne Widerwillen zurückkehrt, vielleicht gar abgeneigt wird, des Lebens gewöhnliche Pflichten zu erfüllen, und unfähig, die Freuden desselben zu genießen. Aber romanhafte Empfindungen und Gefühle machen fürwahr nicht immer unglücklich, denn leider so zufrieden, als man zuweilen im Lande der Einbildung ist, wird man doch nie im Lande der Wirklichkeit.

Rousseau las in seiner Kindheit eine große Menge Romane und entsagte durch die daher entstandene Liebe eingebildeter Gegenstände und die Leichtigkeit sich damit zu beschäftigen, Allem was ihn umgab. Daher blieb ihm auch von dieser Zeit an bis in sein spätestes Alter der Geschmack für die Einsamkeit, dieser dem Ansehen nach so trübsinnige und menschenfeindliche Geschmack, von dem er doch glaubte, daß er von einem zu liebreichen, zu liebenden, zu zärtlichen Herzen herrühre, das nur aus Mangel ähnlicher Gesinnungen bei Andern sich gezwungen sieht von Erdichtungen zu leben.

Wanderungen der Einbildungskraft gibt es genug in der Einsamkeit, die dem Herzen wohlthun, ohne ihm oder dem Verstande zu schaden. Allenthalben, wo ich gewesen bin, fand ich Jemand, an dem mein Herz im Stillen hängt. Ach, wenn meine ältesten schweizerischen Freunde wüßten, wie oft sie mich jetzt in schlaflosen Nächten unterhalten; wie keine Entfernung und keine Jahre in meiner Kindheit, Jugend, und in meinem männlichen Alter gewesen sind; wenn sie

wüßten, wie viele gegenwärtige Traurigkeit, wie manches Ungemach des Lebens ich bei diesem süßen Zurückstaunen vergesse: so würden auch sie vielleicht sich freuen, daß ich in der Einbildung noch immer mit ihnen lebe, ob ich gleich in der Wirklichkeit für sie todt bin!

Keinen Einsamen halte man darum für unglücklich, dessen Herz noch irgend ein edles und freundliches Gefühl erwärmt. Es ist doch sonderbar, daß man glaubt, ein Einsamer zehre ab, strotze von schwarzer Galle, fresse sein Herz, indem er unaussprechliche Wollust genießt. Den guten Rousseau hielten die Franzosen für einen düstern Kauz. Das war er in einem großen Zeitraum seines Lebens nicht. Er war es zuverlässig nicht, als er an den Herrn von Malesherbes, Sohn des Kanzlers von Frankreich, schrieb: „Ich kann's nicht aussprechen, wie ich gerühret war, als ich sah, daß Sie mich für den unglücklichsten unter allen Menschen halten. Das Publikum wird eben so urtheilen, wie Sie, und auch dies betrübt mich. Ach, wäre doch das Glück, das ich genieße, allen Menschen bekannt! Jeder würde eben so glücklich sein wollen als ich, und der Frieden würde auf Erden herrschen; dann dächten die Menschen nicht mehr einander zu schaden, und keiner mehr unter ihnen wäre böse, wenn keinem mehr daran gelegen wäre, es zu sein. Aber was genoß ich denn auch, wenn ich alleine war? Ich genoß mich selbst, die ganze Natur, Alles was ist, Alles was sein kann, alles Gute der sichtbaren Welt, und Alles was man sich einbilden kann von der intellektuellen Welt. Ich versammelte Alles um mich her, was meinem Herzen wohl that. Mein Verlangen war der Maaßstab meines Vergnügens. Niemals kannte der größte Wollüstling solche Wollust; ich genoß hundertmal besser meine Einbildungen, als Er seine Wirklichkeiten."

Seelenschwelgerei ist dies freilich; aber wer schwelgt nicht lieber mit Rousseau als mit Euch? Wer entsagt nicht gerne der Leerheit aller eurer Glückseligkeiten, eurer Urbanität und eurem Tabacksrauch, euren Spieltischen und euren Vorurtheilen? Wer sucht nicht lieber ein zufriedenes Gemüth und ein ruhiges Leben in seinem Hause, in der einfältigen Natur, im Walde, an dem stillen See? Wer strebt nicht lieber nach Vergnügungen, die das süßeste Andenken hinterlassen, die so rein sind, so rührend und so entfernt von Euch?

Hirtenlieder sind auch Einbildungen, aber von der mildesten Art, und, wie mir däucht, der höchste und reinste Ausdruck ländlicher Glückseligkeit. Im Stillen, wo die Seele sich ganz entbunden glaubt von Allem, was sie in Städten peinigt und drückt; wo sie frei ist von allen erkünstelten Bedürfnissen, bei deren Sättigung man sich eben so unglücklich fühlet, als wenn man ohne Hoffnung darnach

strebt; wo sie Nichts liebet als die Natur, und an Nichts Geschmack hat, als an ihrer Reinheit und Einfalt: da wohnet Glückseligkeit. Sieht und höret man Nichts mehr von Allem, was uns schmerzt, lebt man in Liebe und Unschuld mit Wenigem vergnügt, mit Allem zufrieden, so lebt man ja in den goldenen Zeiten der Dichter, deren Verlust ihr mit Unrecht bedauert. Liebe und Ruhe und Geschmack an reiner Natur waren nicht bloß den Hainen von Arkadien eigen. Ihr lebt Alle in Arkadien, wenn Ihr wollt. Tage voll Herzensgenuß und unschuldige Freuden finden sich auf jeder beblümten Wiese, an jeder krystallenen Quelle, unter jedem schattigen Baume.

Pope leitet den Ursprung der Dichtkunst von dem Zeitalter her, das unmittelbar auf die Schöpfung folgte. Das erste Geschäft des Menschen war die Sorge für seine Heerden, und also waren auch Hirtenlieder vermuthlich seine ersten Gedichte. In der Muße ihrer schönen Tage suchten diese Hirten auch wohl einigen Zeitvertreib, und in ihrem einsamen Leben war wohl keiner so schicklich wie Gesang, und in ihren Liedern nichts natürlicher, als das Lob ihrer Glückseligkeit. Dies führte wahrscheinlich, wie Pope glaubt, zur Erfindung der Schäfergedichte, dieser Abbildungen jener stillen und glücklichen Zeiten, durch die man die Liebe alter Tugend hervorrufen wollte, um sie seinen Zeitgenossen zu empfehlen.

Glückseligkit theilt sich mit durch solche Phantasieen, und man segnet den Dichter, der in seiner Glückseligkeit Andere eben so glücklich machen wollte, als sich selbst. Sizilien und Zürich erzeugten zwei solche Wohlthäter der Menschheit. Nie findet man die Natur so schön, nie athmet man so leicht, nie schlägt das Herz so sanft, nie ist man so glücklich, als wenn man Theokrits oder Geßner's Idyllen liest; und dies ist mein einziger Ersatz, wenn ich an alle die Freude zurückdenke, die ich von deinem Umgange dort am Fuß des Habsburg hatte, liebster Geßner!

So zeiget denn dies Alles mit wenigen Zügen, wie der Anblick der Natur durch die Imagination in das Herz wirkt, wie das Landleben die Seele zu sanften Gefühlen stimmt, wie Einsamkeit die Phantasie zur Glückseligkeit erhebt, wie man zwar unter dem Einflusse aller dieser schönen Bilder romanhaften Empfindungen nicht ganz entgeht, aber auch Phantasien sich überläßt, die dem Herzen wohlthun, ohne ihm oder dem Verstande zu schaden, und wie man durch Dichtungen und Erinnerungen Glückseligkeit über sein Leben verbreitet.

Ruhe, das höchste Glück auf Erden, kommt sehr oft nur durch Einsamkeit in das Herz. Ruhe heißt aber nicht immer Müßiggehen,

oder Lungern im Schatten. Der Uebergang vom Lästigen zum Gefälligen, vom Geschäftszwange zur Philosophie ist auch Ruhe. Publius Scipio sagte darum, er sei niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe, und sei niemals weniger einsam, als wenn er allein sei. Starke Seelen werden durch Muße und Einsamkeit nicht eingeschläfert, sondern ermuntert, und indem sie sich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deswegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen, verlangen sie nicht Ruhe für den Geist, sondern für das Herz.

Ach, nur zu wahrhaft hat man gesagt, wer einem Zustande nachstrebe, der von aller Beunruhigung frei sei, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens recht froh sein, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu größerer Thätigkeit genießen. Man müsse also dasjenige, was uns auf eine unsern Kräften angemessene Weise beschäftigt, und uns erst nach Mühe und Arbeit Lohn und Genuß verspricht, immer demjenigen vorziehen, was unsere Kräfte ungebraucht läßt, uns in Trägheit einwiegt, und uns Vergnügen oder Vortheile verheißet, die uns gar nichts kosten.

Ruhe muß man nicht suchen in Unthätigkeit, sondern jeden guten Trieb zu irgend einer Art von Wirksamkeit augenblicklich benutzen. Wenn das Unglück der Menschen, die wir lieben, immer unser eigen Unglück ist; wenn alle Schmerzen, die wir sehen, unsere eigenen Nerven zerreissen; wenn Mitleiden für Andere in uns jede Freudenfähigkeit vergiftet, die Welt für uns mit einer melancholischen Finsterniß umzieht, alle Frohheit über unser Dasein erstickt, und uns vollends ungeschickt macht zu jeder glücklichen Geistesarbeit und lahm zur Ausübung irgend einer Kraft; wenn wir Monate und Jahre vergeblich zugebracht haben, die grausamsten Leiden wegzuschaffen, dann, lieber Leser, müssen wir die Einsamkeit suchen; aber die Gehülfin unserer Einsamkeit sei ein weiblicher Engel, der uns bei unserm Hinabsteigen in's Todesthal mit Weisheit und erhabener Ruhe leitet und hält.

Bei allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie keine seligern Stunden, als die, da ich die Welt und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles was mich in Städten drückte, Alles was mich mit Willen oder Ekel, Aerger und Zwang in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die stille Natur, und empfand Nichts, als leises Vergnügen.

Oft blickte ich im Gefühle dieser sanften Wollust, im Früh-

ling, in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmer des Wohnsitzes Rudolf's von Habsburg einsam auf dem Rücken eines waldichten Berges unter allem möglichen Grün sich erheben. Ich sah da, wie die Aare bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabströmt, bald durch enge Felsen sich stürzt und dann wieder ruhig und langsam durch die schönen Auen sich schlängelt, indem ihr von einer andern Seite die Reuß, und weiter unten die Limmat zufließen, und friedsam sich mit ihr vereinigen. In dem schönen blumichten Vorgrund sah ich die königliche Einsamkeit, wo die Gebeine Kaiser Albrechts des Ersten und so vieler fürstlicher Personen des Hauses Oesterreich und so vieler von den Schweizern erschlagener deutscher Fürsten, Grafen, Ritter und Edlen in klösterlicher Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die große Stadt Vindonissa stand, und die Ruinen, auf denen ich so oft in stiller Betrachtung über die Vergänglichkeit menschlicher Größe saß. Im fernsten Gesichtskreise hinter dieser herrlichen Gegend erhuben sich über anmuthige Hügel alte Schlösser und Gebirge, die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen diesen großen Scenen, fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich stand, über die Weinberge herab, tief zu meinen Füßen auf meine kleine, reinliche Vaterstadt, auf jedes Haus und auf jedes Fenster in meinem Hause. Wenn ich dies Alles sah, fühlte, überdachte, und verglich, dann sprach ich zu mir selbst: Ach warum ward doch meine Seele so enge, mitten unter so vielen Veranlassungen zu großen Gedanken? Warum ward mir da doch der schöne heitere Winter so trübe? Warum hatte ich da so viele Langeweile, so viel Unlust, so viel Gram, da ich doch jetzt bei dieser schönen Aussicht Nichts empfinde als Liebe und Ruh' und alle schiefen Urtheile verzeihe und alles erlittene Unrecht vergesse? Warum ist dieses kleine, hier zu meinen Füßen zusammengepreßte Häuflein von Menschen so unruhig, so uneinig? Warum lebt da manche gute Seele so verscheucht? Warum ist da der Regierende so groß und der Regierte so klein? Warum ist da so wenig Freiheit, Keckheit und Selbstgefühl? Warum ist da der eine so stolz, und der andere so demüthig und zerschlagen? Warum ist da, bei so vieler angeborner Gleichheit, so viel Stolz und so viel Neid, da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat und alle ihre Myriaden die Ströme ihrer Lieder milde zusammen vereinen in einen Gesang zum Lobe unsers Schöpfers? Dann stieg ich immer vergnügt und friedsam von meinem Berge herab, machte den Regenten meiner Vaterstadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger die Freundeshand und be-

hielt diese selige Stimmung der Seele, bis ich wieder die schönen Berge und das lachende Thal und die friedsamen Vögel unter den Menschen vergaß!

Ländliche Einsamkeit ziehet also ab von Allem, was uns an den Menschen mißfällt, verändert oft die bittersten Empfindungen in freundliche Gefühle, gibt so manche hohe Begeisterung und so manche kleine Freude, die man in Städten nicht hat, reinigt so manches Herz von lasterhaften Neigungen beim Anblick der ruhigen Natur, macht so gutmüthig, liebreich, offen, zutraulich, hilft immer weit besser fort auf jedem guten Wege, wenn man nur seine Leidenschaften zu guten Zwecken leitet und mit seiner Imagination nie in's Schwarze sieht.

Etwas schwerer ist freilich dies Alles in städtischer Einsamkeit. Es scheint zwar leicht, auch da in seiner Kammer sich über Alles wegzuheben, was uns umgibt. Aber Wenige haben diese Kraft; denn sobald man zu Hause in dem Laufe seiner Gedanken oft von äußerlichen Dingen geneckt, in einem fort durch widerliche Vorfälle unterbrochen wird, stürzen auch auf allen Gassen und in allen Gesellschaften traurige Gefühle schnell und unversehens das Herz in Unmuth und schwächen den nie genug gehobenen Geist.

Rousseau war immer äußerst unglücklich in Paris. Dieser große Geist schrieb zwar auch da große Dinge; aber sobald er auf die Gassen kam, überwältigte ihn ein Heer von widerlichen Gefühlen. Sein Geist verließ ihn, und der große Herzenskündiger, der durchsehende Philosoph, der glänzende Schriftsteller ward beinahe kindisch.

Auf dem Lande geht man heroischer, und zumal mit mehr Gelassenheit und Freundlichkeit von Hause. Hat da der Einsame in seiner Kammer sich müde gedacht, o so findet er unter freiem Himmel dann allenthalben Ruhe, und auf jedem Spaziergange Nichts als Vergnügen. Da reicht er jedem, der ihm begegnet, die Hand; da liebt er alle Menschen, die er sieht, und wird von Allen, die ihn sehen, geliebt. Da ergießt sich nirgends seine Galle. Nirgends hebt sich da vor einem dicken, adelstolzen Weibe, oder einem hochgezäumten Baron das Mark in seinen Knochen. Keine vornehme Aeffin jagt ihn da mit ihrer Kutsche zu Boden. Da ärgert er sich über keine hochadelige H... und über keine stiftsmäßige Gans.

Aber auch in Paris und in jeder Stadt in Deutschland hätte ein vom Tumult des Lebens sich absondernder Mensch nie solche Gefühle, wenn er im Frieden lebte mit seinem Herzen, und wenn seine Nerven nicht krank wären. Beides macht uns zum Spiele un-

männlicher Leidenschaften. Mit schwachen Nerven schauert uns überall und allenthalben die Haut.

Friedsam gleiten unsere meisten Tage vorbei, auch bei einer schwachen Leibesbeschaffenheit, auch zwischen dem größten Menschengewühle, auch beim Anblick der abscheulichsten Gesichter, wenn wir nur im Frieden leben mit uns selbst. Unsere Leidenschaften sind die sanften Winde, mit denen der Mensch sein Schiffchen durch den Ocean des Lebens treiben sollte. Leidenschaften allein setzen die Seele in Bewegung; aber wenn sie stürmisch werden, so kommt das Schiffchen in Gefahr und versinkt. Entfernt man nur jedes sträfliche Verlangen, so unterwirft man sich auch leicht dem Verdruß und dem Kummer. Man vergesse darum das Vergangene, grüble nicht an der Zukunft, grüble nicht an irgend etwas von seiner Lage, das besser sein könnte, als es ist. Alles ist immer besser, als wir glauben. Zufriedenheit kommt nicht von dem, was ihr heftig wünscht, denn wenn ihr es auch erlangt, so seid ihr doch unzufrieden. Alles Vergnügen fängt in uns selbst an, in dem ernstlichen Willen das Gute zu kennen und zu suchen und, so klein es auch sein mag, zu genießen.

Also kommt Ruhe in der Einsamkeit nicht nur aus lässigem Hinstaunen und Hingucken in's Freie. Wer ohne Arbeit, ohne einen großen und festen Lebenszweck in der Einsamkeit glücklich sein wollte, würde auf seinem Landhause gähnen wie in der Stadt, und es wäre da seiner Seele heilsamer, den ganzen Tag Holz zu spalten, als den ganzen Tag in Stiefeln und Sporen zu lungern. Wer aber in der tiefsten Einsamkeit, immer keck, immer frisch und muthig zur Arbeit sich anstrengt, gelangt blos durch Arbeit zu wahrer Ruhe und wird dann immer mit sich selbst fertig. . . . .

. . . . Im Dorfe Richterswyl, einige Stunden von Zürich, wohnt ein großer Arzt. Erhaben und sanft wie die Natur, die ihn umgibt, ist seine Seele. Sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft und jeder milden Tugend. Das Dorf Richterswyl liegt da, wo der Zürchersee durch zwei hervorspringende Landspitzen einen natürlichen Hafen von ungefähr einer halben Stunde macht. Von Norden nach Osten ist der nicht völlig eine Stunde breite See begrenzt durch das in milden, sonnigen Hügeln sich erhebende jenseitige Ufer, einen meilenlangen Weinberg, mit untermischten Wiesen, Baumgärten, Feldern, Gebüschen, Wäldchen, über und über bevölkert, voll Dörfer, Kirchen, Landhäuser und Hütten.

Ein großes, herrliches, unerschöpfliches Amphitheater, das noch kein Maler anders, als in ausgehobenen kleinen Theilen zu zeichnen wagte, öffnet sich von Osten nach Süden. Die Aussicht nach dem von dieser Seite vier Stunden langen obern Theile des Sees führt hie und da auf Landspitzen, zerstreute Inseln, auf das vorstehende, an einen Hügel hingebaute Städtchen Rapperswyl, auf die Brücke, die dort von einem Ufer des Sees zum andern reicht. Dann erhebet sich weiterhin in einem halben Zirkel das unerschöpfliche Amphitheater. Im nächsten Vorgrunde liegt die nur eine halbe Stunde entfernte hüglichte Landspitze; dann folgen niedrige, grüne, mit Bäumen bedeckte Berge, an welchen Dörfer hängen und zerstreute Häuser; dann höhere Berge, fruchtbare Alpen in immer größern, in einander gewundenen Formen, hellblau und dunkelblau gefärbt; hinter diesen Alpen steigen himmelan mit ewigem Schnee bedeckte Felsenhäupter. Südwärts öffnet sich das Amphitheater und neue Reihen von Bergen ragen da in einer immer fortgehenden Folge hervor. Immer und ewig bleibt ein solcher Anblick neu, rührend und unvergleichbar.

Berge ketten sich wieder von Süden nach Westen; das Dorf Richterswyl liegt an ihrem Fuße, am Ufer des Sees. Schwarze Fichtenwälder bedecken ihren Rücken, und unter diesen sind die nähern Hügel mit unzählbaren Fruchtbäumen besetzt, in Gärten von Korn und Gras, mit untermischten Häusern. Das Dorf Richterswyl ist reinlich, die Straßen desselben gepflastert, die Häuser von Steinen und bemalt. Rings um das Dorf sind am Seeufer angenehme Spaziergänge durch Alleen fruchtbarer Bäume, oder auf den Hügeln durch schattigte Wälder und allenthalben die Aussichten von Erhabenheit und Anmuth, wo jeder Wanderer und jeder Fremdling ergriffen wird, stille steht, nur Auge ist, langsam, leise und tief seinen Athem holt. Jeder Fußbreit dieser schönen Erde ist benutzt, bepflanzt, bebaut; aller Menschen Hände arbeiten, Kinder und Greise sind emsig.

Die zwei Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe mit ihren Gärten umringt, so frei und friedlich wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Herzensfreundes läuft am Garten ein lieblich murmelnder Bach, und an dem Bache die Landstraße, auf der seit Jahrhunderten beinahe täglich eine Menge Pilgrime nach dem Kloster Einsiedeln gehen. Aus Zimmern und Gärten sieht man südwärts vor sich den großen, majestätischen Etzelberg; sein Haupt bedeckt ein schwarzer Wald, sein Fuß ist nur eine Stunde entfernt von diesen Zimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer schönen Kirche und auf dieser

Kirche ruhet an jedem schönen Abend die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Zürchersee, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in dessen Wasser sich die Ufer spiegeln, oder dessen Wellen, durch sanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schafe gaukeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenstern, oder athmet man einsam im Garten erfrischende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt und eine feurige Heerstraße über den See hinzeichnet, so hört man mitten unter dieser Todtenstille doch jenseits am Ufer jeden Schlag der ländlichen Glocken; höret des Nachtwächters Stimme herüber hallen und das Bellen treuer Haushunde; höret von ferne den Kahn des langsam herbeirudernden Schiffers, sieht wie er in der feurigen Heerstraße fährt und mit den glänzenden Wellen spielt. Wer verstummet nicht da, wo der Genfersee ganz offen liegt, bei der Majestät jenes Anblicks, als sähe er ein Hauptstück der ganzen Erdschöpfung? Aber hier am Zürchersee, zu Richterswyl bei dem lieben und großen Arzte ist Alles näher, lieblicher, vertraulicher, freundlicher, inniger.

Weder Pracht noch Reichthum ist in den Häusern dieses Menschenfreundes. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh; er schreibt an Tischen von inländischem Holz und speiset sich und seine Freunde aus Gefässen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen überall. Eine große Sammlung gemalter und in Kupfer gestochener Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. Der erste Strahl der Morgenröthe erheitert die kleine Zelle, wo dieser Edle schläft und ruht, und wecket ihn dankbar und froh in's neue Leben. Beim Erwachen begrüßt ihn das Girren der Turteltauben und der frühe Morgengesang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm schliefen.

Die erste Morgenstunde und die letzte Abendstunde sind sein. Alle übrigen Minuten widmet er der großen Menge von Kranken und Traurigen, die ihn täglich besuchen. Sein wohlthätiger Beruf verschlingt sein ganzes Leben; aber er ist auch sein's Lebens Glück und Freude und die Nahrung seines Herzens. Kommt das Volk aus den gebürgigten Kantonen der Schweiz und aus den Thälern der Alpen zu ihm, findet es keinen Ausdruck für die Darstellung seiner Noth, traut es ihm zu, daß er Alles sehe und wisse, beantwortet es jede Frage einfältig, treu und offen, behorcht es jedes Wort, fasset es jeden Rath auf wie Goldkörner und gehet dann von ihm seufzend, getröstet, voll Hoffnung und guter Entschlüsse, wie von seinem Beichtvater in Einsiedeln wieder weg: o so ist er, am Abend eines solchen Tages ein glückseliger Mann! Tritt eine treuherzige

Bäuerin, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in sein Zimmer; drückt sie ihm die Hand, daß es ihn schmerzt; ruft sie Jesus Maria, wie war mein Mann so schlecht, als ich heim kam, und nun ist's in zwei Tagen so viel besser; ach wie seid ihr mir so lieb, Herr Excellenz: dann, ach dann empfindet dieser Menschenfreund, wie es einem König zu Muthe sein muß, in der Stunde, da er einem ganzen Volke wohlthut!

So ist die Gegend der Schweiz beschaffen, wo einer der größten Aerzte unserer Zeit, der Doktor Hotze wohnt; ein Arzt und Philosoph, der durch seinen hellen Kopf, durch seine Geistesgröße und Erfahrung in einer Reihe steht mit meinen Herzensfreunden Tissot und Hirzel. So fließen seine Tage hin, einer dem andern gleich. Er lebet zwar täglich nur zwei Stunden einsam, aber desto wohlthätiger für unzählige Menschen, die jeden Tag seines Lebens zu ihm kommen in diese paradiesische Gegend. Sein thätiger, kraftvoller Geist ruhet nie, aber Himmelsruhe wohnt in seiner Brust. Ach, solche Ruhe hätte er an Höfen nicht gefunden.[1] Aber solcher Ruhe bist du fähig, lieber Leser, wer du auch sein magst, wenn du auch nicht auf einem so schönen Erdenfleck wohnest, nicht bei meinem lieben Doktor Hotze zu Richterswyl, nicht im Kapuzinerkloster bei Albano, nicht in meines Königs Hause zu Windsor!

Salomon Geßner.

Salomon Geßner wurde den 1. April 1730 in Zürich geboren. Da der heitere Knabe von der Natur ein treffliches komisches Talent erhalten hatte, und sich unter seinen Kameraden weniger durch Schulfleiß auszeichnete als durch allerlei Eulenspiegeleien und einen gewissen plastischen Trieb, der sich im Kneten von Wachsfigürchen äußerte, so wurde er für blöde gehalten und mußte es hinnehmen, daß man ihm jede geistige Anlage absprach. Ländliche Einsamkeit, die Bekanntschaft mit Brockes und „Robinson Crusoe", mit Hagedorn und Gleim weckten sein schlummerndes Talent, das zuerst eine

[1]) Dr. Hotz lehnte u. A. einen Ruf nach dem Hofe des Markgrafen von Baden in dem schönen Karlsruhe ab.

satyrische, dann eine keck erotische Richtung annahm. Neunzehn Jahre alt kam er als Buchhändlerlehrling nach Berlin, vertauschte aber hier bald diese mechanische Thätigkeit mit der Palette, dichtete daneben, lernte Rammler kennen, der ihm rieth, in Prosa zu schreiben, kehrte 1750 über Hamburg, wo er Hagedorn aufsuchte, nach Zürich zurück, wurde hier mit Klopstock und bald darauf mit Kleist bekannt und widmete sich, nachdem er Mitantheilhaber einer Buchhandlung geworden, deren Betrieb er indessen fast ausschließlich seinen Geschäftsgenossen überließ, in sorgenloser Muße (abwechselnd bald auf seinem Landsitz im Sihlwald, bald in der Stadt weilend) ganz der Dichtkunst und der Malerei.

Das erste bedeutende Gedicht Geßner's, das anonym erschien, „Die Nacht", hatte in der Vaterstadt des Dichters bei den Theologen wie bei den Schöngeistern (Bodmer hatte der erotischen Poesie bekanntlich längst den Krieg erklärt, und auch Wieland war noch in seiner frommen Periode) keine gute Aufnahme gefunden. Desto günstiger urtheilten darüber die deutschen Freunde. Gleim nannte das Gedicht ein Meisterstück; ähnlich sprachen sich Andere aus, darunter Hagedorn. „Trösten Sie sich also", schrieb Kleist, „über das Urtheil der armen Theologen in Zürich und machen Sie nur mehr dergleichen, wenn Sie für ein Genie und einen witzigen Kopf gehalten werden wollen."

Im Jahr 1754 erschien „Daphnis", zu dem der Dichter durch Amiot's französische Uebersetzung des Longus angeregt worden war. Auch dieses „zart und sinnig ausgeführte psychologische Gemälde der ersten Regungen der Liebe" erweckte bei den zürcherischen Censoren arge Bedenklichkeiten. Weder der Name des Verfassers, der es gewagt hatte, als christlicher Dichter die griechische Mythologie in sein Gedicht einzuführen, noch der Druckort durfte bei der Herausgabe genannt werden. Einzig Bodmer fing jetzt an, richtiger über Geßner zu urtheilen. Zwei Jahre später rückte der Dichter mit seinen „Idyllen" heraus, die seinen schriftstellerischen Ruhm über ganz Europa verbreiteten. 1758 brachte Geßner mit dem religiösen Epos „Der Tod Abels" der Bodmer'schen Kritik, die damals in der Darstellung biblischer Stoffe die höchste poetische Leistung erkannte, seinen Tribut dar. Auch diese Dichtung erhielt den reichsten Beifall. Vier Jahre später erschienen zugleich mit einander „Der erste Schiffer" und die beiden Schauspiele „Evander und Alcimna" (nach Longus) und „Erast", welchen Stücken der Dichter 1772 noch einen schwächern Nachflug von „Idyllen" folgen ließ, womit er seine poetische Thätigkeit abschloß.

Geßner's Werke wurden in alle Sprachen übersetzt und erlebten zahllose Auflagen. Der gefeiertste Dichter seiner Zeit, der zugleich als Landschaftsmaler[1] glänzte, war Geßner ein Mann von freier und offener Seele, bei oft etwas derber Ausdrucksweise ein ächter Priester des Schönen und ein liebenswürdiger Charakter, der aus allen Ländern Besuche und Zeichen warmer Verehrung empfing. Er starb den 2. März 1788. J. J. Hottinger, der ältere, hat ihm in einer ausführlichen Biographie ein schönes Denkmal gesetzt. —

S. Geßner's Schriften. Vier Theile. Zürich bei Orell, Geßner und Komp. 1762. (Mit von Geßner gezeichneten Vignetten.)

Geßner wurde der Theokrit seiner Zeit genannt. Diese Bezeichnung ist eine der Eigenthümlichkeit unsers Dichters unangemessene. Nicht nur finden wir bei Geßner keine Spur von der Naivetät und derben Natürlichkeit des griechischen Idyllendichters, sondern seine poetische Welt ist geradezu eine erträumte. Der Dichter stund dem Volksleben und seinen Stoffen ferne. In der Vorrede zu den „Idyllen" meint er, diese Dichtart erhalte einen besondern Vortheil, wenn man die Szenen in ein entferntes (goldenes) Weltalter versetze; sie erhalten dadurch einen höhern Grad der Wahrscheinlichkeit, weil sie für unsere Zeiten nicht passen, wo der Landmann mit saurer Arbeit unterthänig seinem Fürsten und den Städten den Ueberfluß liefern müsse und Unterdrückung und Armuth ihn ungesittet und niederträchtig gemacht haben. „Ich will damit nicht sagen, daß sich ein Dichter, der sich an's Hirtengedicht wagt, nicht sonderbare Schönheiten ausspüren kann, wenn er die Denkart und die Sitten des Landmanns bemerkt; aber er muß diese Züge mit seinem Geschmack wählen und ihnen ihr Rauhes zu benehmen wissen, ohne den ihnen eigenen Schnitt zu verderben."

Diese Worte enthalten den Schlüssel zu den Dichtungen Geßner's. Dem malerischen Prinzip Bodmer's getreu, will er durch das Geheimniß der Perspektive wirken. Aber es ist nur der in weichen, lyrischen Stimmungen zerfließende Hintergrund und der, nicht in Nachahmung der Natur und des Lebens sondern aus feinster Beobachtung derselben ideal komponirte und in reizender Gruppirung auseinandergelegte Mittelgrund, was in seinen poetischen Schöpfungen wie in seinen landschaftlichen Gemälden als das Charakteristische

[1]) Geßner hat auch treffliche Karrikaturen zu Swift und Shakespeare gezeichnet, die von seiner satyrisch-komischen Ader sattsam Zeugniß geben und hohe Befriedigung gewähren.

hervortritt; ein wirklicher, in scharfer Schraffirung, markiger Zeichnung, realistischer Sättigung der Farbe heraustretender Vordergrund fehlt. Die malerische Darstellung der Natur in ihren reizendsten Heimlichkeiten gelingt dem Dichter vortrefflich, aber seine Szenen sind ohne individuelles Leben; der Mensch, der höchste Gegenstand der Poesie, tritt uns innerhalb dieser warm und poetisch aufgefaßten Natur in einer Allgemeinheit entgegen, welche den Geßner'schen Dichtungen, trotz aller sinnlichen Anmuth und Klarheit der Sprache, ein zu bestimmt durchleuchtendes didaktisches Gepräge gibt. Aber das war es ja auch, was unser Dichter wollte und sollte. Wenn er in dem trefflichen poetischen Gemälde „Die Nacht" sich noch in tendenzloser Genialität gehen läßt, so tritt bereits im „Daphnis" schon jener Einfluß wohlmeinender Rathgeber des Dichters zu Tage, die ihm „die Unerläßlichkeit begreiflich machen wollten, Moral in seine Gedichte einzuflechten. Wenn Anfangs sich Geßner gegen diese Klugheit sträubte, so war er dagegen ein so feines und achtsames Gemüth und hatte sich wenigstens schon so viel vom Geschäftsmanne angeeignet, um auf die öffentliche Stimme und ihre Wünsche zu achten." [1]

Unter diesem Einflusse entstanden die „Idyllen". Ihr poetischer Werth steht und fällt mit dem, was bereits über die Geßner'sche Dichtung gesagt ist; allein ihre soziale und politische Bedeutung war trotz ihrer Sentimentalität, ihrer künstlerischen Verschwommenheit und „moralischen Zerflossenheit", trotz der Einführung der griechischen Mythologie und trotz der engen Stoffgränzen, die der Dichter sich selbst steckte, eine so bedeutende und allgemeine, daß man daraus nur das lebendige Bedürfniß jener Zeit herausfühlen kann, aus der Unzahl künstlicher Bedürfnisse zur Einfachheit der Natur, aus der sittlichen Verkommenheit zu patriarchalischer Tugend, aus dem Markte der großen Welt zum Frieden stiller Häuslichkeit zurückzukehren! Schön und wahr sagt Herder von diesem Gesichtspunkte aus: „Warum ist Geßner von allen Nationen, die ihn kennen lernten, mit Liebe empfangen worden? Er ist bei der feinsten Kunst Einfalt, Natur und Wahrheit. In der Darstellung einer reinen Humanität sollte ihr selbst das Sylbenmaß nicht binden; wie auf einem Faden, der in der Luft schwebt, läßt er sich in seiner poetischen Prosa oder prosaischen Poesie jetzt auf blühende Fluren hinab, jetzt schwingt er sich in die goldenen Wolken der Abend- und Morgenröthe, bleibt aber immer in unserm blauen Horizont gesellig, froh

[1] Mörikofer, a. a. O., pag. 287.

und glücklich. Mit Kindern ward er ein Kind, mit den ersten Menschen einer der ersten schuldlosen Menschen, liebend mit den Liebenden und selbst geliebt von der ganzen Natur, die ihm in seiner Unschuld ihren Schleier wegzog. Gerade der einfachste Dichter, dessen ganze Manier Verbergung der Kunst war, ist unser berühmtester Dichter geworden und hat manche Ausländer mit dem süßen Wahne getäuscht, als sei alle unsere Poesie reine Humanität, Einfalt, Liebe und Wahrheit." —

So wenig Geßner Sinn hatte für die Geschichte, so fremd war er einer streng kirchlichen Richtung. Dies hinderte ihn nicht, dem Unglauben Bodmer's, als sei er zu keiner größern epischen Dichtung befähigt, auf dessen eigenem Gebiet entgegen zu treten und mit der Patriarchade „Der Tod Abels" den Gegenbeweis zu leisten. Allein so sehr auch dieses Gedicht die Bewunderung gleichgestimmter Leser erhielt, so hat der Dichter doch ohne allen Zweifel den dadurch geerndteten Ruhm nicht dem poetischen Werthe, sondern der stofflichen Wirkung des Gedichtes zu verdanken. Es ist richtig, daß darin weit mehr Naturwahrheit und menschliche Empfindung vorhanden ist, als in den gleichartigen Erzeugnissen Bodmer's und Klopstocks; allein ebenso richtig bleibt, daß die Begebenheit, welche hier geschildert wird, nicht unter dem für das Epos unerläßlichen Standpunkt der Nothwendigkeit erfolgt, daß die psychologischen Motive der schrecklichen That fehlen, daß alle und jede lokale Färbung mangelt, daß der Kultus der schönen Empfindung bis in's Weinerliche geht, daß die zärtlichen Lamentationen, die allzu weichlichen und süßlichen Gespräche jedem gesunden Sinn widrig werden, die Gebete einen zu liturgischen Ton haben, die Aeußerungen eines Schmerzes, der sich fortwährend im Spiegel besieht, unpsychologisch und die Folgerungen halbverwaschener und verwässerter theologischer Dogmen ungerecht und unnatürlich sind.

Zu den gelungenern Partieen rechnen wir im 1. Gesang: Kain's Umkehr zu Adam, nachdem er diesem vorher einen Vorwurf über die erste Sünde gemacht; im 2. Gesang: die Schilderung des Gewitterabends, das Erkennen des Todes und die Offenbarung der Schutzgeister der Erde und der Menschen; im 3. Gesang: die Schilderung des höllischen Geistes Anamelech und seiner bösen Anschläge, im 4. Gesang: Kain's Traum, und im 5.: Kain's nächtliche Flucht mit seinem Weibe Mehala und ihren Kindern.

Abgesehen von dem reizenden 1. Gesang des „Daphnis" müssen wir den „Ersten Schiffer" für Geßner's bestes Gedicht erklären. Die stylistische wie die psychologische Durchführung der

poetischen Fabel sind vortrefflich, obgleich wir auch hier wieder alle jene Mängel treffen, welche das Charakteristische der Geßner'schen Dichtung ausmachen. Von den beiden dramatischen Stücken steht „Evander und Alcimna" dem „Fraft" weit voran; aber Geßner konnte im Drama noch weniger Glück haben, als im Epos, da er ungeschickt motivirte und überhaupt keine rechte Handlung in seine Stücke herein zu bringen wußte.

Die Nacht.

Stille Nacht! Wie lieblich überfällst du mich hier, hier am bemoosten Stein. Ich sah noch den Phöbus, wie er hinter den Stufen jener Berge sich verlor; er lachte das letzte Mal zurück durch den leichten Nebel, der wie ein gold'ner Flor entfernte Weinberge, Haine und Fluren glänzend umschlich; die ganze Natur feierte im sanften Widerschein des Purpurs, der auf streifichten Wolken flammte, seinen Abzug; die Vögel sangen ihm das letzte Lied und suchten gepaart die sichern Nester; der Hirt, vom längern Schatten begleitet, blies nach seiner Hütte gehend sein Abendlied, als ich hier sanft einschlief.

Hast du, Philomele, durch dein zärtliches Lied, hat ein lauschender Waldgott mich geweckt, oder eine Nymphe, die schüchtern durch's Gebüsche rauscht?

O! wie schön ist Alles in der sanfteren Schönheit! Wie still schlummert die Gegend um mich! Welch' Entzücken! Welch' sanfter Taumel fließt durch mein wallendes Herz!

Schüchtern durchstreifet mein Blick den dunkeln Wald, ruht auf lichten Stellen, die der Mond durch das dichte Gewölb zitternder Blätter hier am moosigten Stamm, dort auf dem winkenden Gras, oder an zitternden Aesten in's schwarze Dunkel hinstreut; oft eilt er schüchtern zurück durch trügende Gestalten krummer Stämme, oder im Dunkel rauschender Aeste oder schwarzer Schatten erschreckt; oder er fährt auf den Wellen daher, die wie Lichter auf dem schwarzen Bach hüpfen, der sich neben mir rauschend stürzt. Denn Luna fährt über die glänzenden Gipfel der Bäume hin, von zart geschenkelten Rehen, oder von Drachen mit rauschenden Flügeln und schlank gerundetem Leibe gezogen.

Wie lieblich duftet ihr um mich her, ihr Blumen, und du Viole, die bei stiller Nacht nur sich öffnet und Balsam-Gerüche zerstreut! Wie lieblich duftet ihr da im Dunkeln! Unsichtbar! Ohne

den bunten Schmuck glänzender Farben verräth euch die Wollust, die ich jetzt athme. Ihr wieget im weichen Schooße schlummernde Zephyre, die in sanften Spielen um euch her den langen Tag sich ermüdet; und wenn sie erwachen, dann finden sie um sich her gesammelten Thau in reinlichen Schalen der Blätter.

Aber was für ein sanftes Gezwitscher, weich' heiserer Gesang tönt von der sumpfigen Wiese? Kleine Laubfröschen sitzen auf Blättern und singen ihr einschläfernd Lied, untermischt von der gröbern Stimme derer, die im nahen Wasser auf den Rücken schwimmender Stämme sitzen, oder im Schilf ruhen, oder das grüne Haupt aus dem Sumpf emporheben und dem Mond zusingen, so froh beim heisern Gesang wie die Nachtigall bei gefühlvollem Lied. So lächelt und singt ein elender Dichter seinem Mäcenas zu, begeistert, so stark es sein blöder Kopf vermag, wenn er in süßer Hoffnung den Silberglanz der Schüsseln, und die lang vermißte Weinflasche seines Gönners im Geiste sieht, und dünkt sich beim blöden Gesang nicht kleiner, als . . . und . . . beim göttlichen Lied!

Dort hinter der Wiese hebt sich der strauchigte Hügel sanft empor, wo unter schlanken Eichen das Mondlicht und dunkle Schatten durch einander hüpfen; dort eilt der rieselnde Bach, ich hör', ich höre sein Rauschen; er stürzt sich an moosige Steine und eilet schäumend in's Thal und küßt mit hüpfenden Wellen die Blumen des Ufers.

Dort ist es, wo ich einst am grasreichen Ufer beim Mondlicht das schönste Mädchen fand; es lag da in Blumen hingegossen, im leichten Kleid, leicht, wie die dünnsten Wolken, in die sich durchscheinend der Mond oft hüllt; eine Laute ruhete in dem sanften Schooße und im zarten Arm, indem die flatternde Hand Töne aus den hell klingenden Saiten lockte, Töne, die mehr entzückten, als der Philomele ganzes schmachtendes Lied.

Sie sang; die ganze Gegend feierte das Lied, die Nachtigall horchte stumm, Amor lauschte im Gebüsch, entzückt auf den Bogen hingelehnt. Ich bin der Gott der Liebe, der Gott der frohesten Entzückung, sprach er bei sich; aber diesem Entzücken, dieser Wollust, gleichen beim Styx! nur wenige der seligsten Minuten, die ich genoß, so lang ich Amor bin.

Luna befahl ihren Drachen, nicht mit Flügeln zu rauschen; aufmerksam lehnt sie sich über die Seite des silbernen Wagens und seufzt, die keusche Göttin!

Das Mädchen sang nicht mehr; schon hatten die Echo in nahen und fernen Klüften den letzten Ton entzücket drei Mal gesungen;

die Natur feierte noch das Lied, noch saß die Nachtigall stumm auf dem laubichten Ast. Da trat ich zu dem Mädchen. Himmlisches Mädchen, Göttin! stammelte ich und drückt' ihr zitternd die Hand, und seufzte. Das Mädchen sah schüchtern zur Erde, schamroth und lächelnd; kraftlos sank ich neben sie hin; Stammeln und bebende Lippen walten ihr da mein unaussprechlich Entzücken.

Meine zitternde Linke spielt' auf dem leicht bekleideten Schooße mit ihren zarten Händen verrätherische Spiele, indeß der and're Arm um den weißen Hals von braunen Locken umflattert sich wand.

Meine Hand sank auf den athmenden Busen; da seufzte das Mädchen, ich fühlt' es; da sah sie schmachtend nieder und nahm mit zitterndem Widerstand meine Hand vom schwellenden Busen; blöde ließ ich den Busen und den winkenden Sieg.

O Mädchen, Mädchen! Was fühl' ich! Bald fürchte ich, du habest mich Flatterhaften zum ewigen Sklaven gefesselt!

Aber, Götter! was seh' ich dort auf der dunkeln Flur! Flammen hüpfen daher mit hüpfenden Flammen; sie wollen sich haschen, jetzt tanzen sie im Kreise, jetzt fliegen sie, wie Blitze geschwind, über Wälder und Hügel dahin.

Ihr seid Götter! Der fromme Landmann zittert vor euch, und der freche Gelehrte nennt euch entheiligend entflammete Dünste. Milde Götter seid ihr, die gutthätig des Nachts erscheinen; ihr führet den irren Liebhaber zum ängstlich wartenden Mädchen; oder ihr beleuchtet Beiden den Weg, wann sie geheime Gebüsche besuchen; oder führet lauschende Verräther irre, und läßt sie watend im Sumpf. . . .

. . . . Jetzt schwimmen am sternbesäeten Himmel kleine Wolken daher: glänzendes Silber ist ihr Rand. Auf der silbernen Oberfläche gaukeln kleine Liebesgötter; sie lassen Thau herniederträufeln, die Rosen, welche Morgen auf jungen Busen blühen sollen, und den Weinstock zu erfrischen; denn ach, wie oft dienen beide den schlauen Göttern!

Aber, sie erblassen, die Wolken! Warum verbirgst du dich, Luna, im düstern Flor? Kennst du, Keusche, die leichtsinnigen Spiele der Götter auf den Wolken nicht vertragen? Oder hat ein Satyr dir, Endymion! zugerufen?

Beleuchte meinen Weg, sanfte Göttin! Ich will hingehen aus dem Hain und jenen Hügel besuchen, wo den sich schlängelnden Bach junge Reben umschatten, auf dessen weit umsehenden Rücken die Laube steht, wo sich kriechende Reben, im hohen Gewölbe mit Trauben behangen, umarmen; wo ich oft im kühlen Schatten, an die grüne Wand hingelehnt, beim mit Rosen umkränzten Kelchglase mit Freun-

den Lieder sang, die Hagedorn und Gleim mit der Freude und den Liebesgöttern dichten.

Dort ragt sie hervor, die hochgewölbte Laube! Sanfter Schauer mischet sich in das Dunkel, das unter ihrem Gewölbe ruht; denn Bacchus hat die Laube in den Schutz genommen.

Oft hört man hier bei stiller Nacht mit schauerndem Erstaunen Trinklieder und den Silberton des vollen Bechers. Der irre Wanderer hört's, sieht hin, sein forschendes Auge sieht Nichts, erstaunet, bebt zurück und geht voll Ehrfurcht vorüber.

Sei mir gegrüßt, dunkle Laube! Wie hoch wölben sich die Ranken mit Trauben behangen! Wie lieblich hüpfen die Blätter im Mondlicht!

Was säuselt so sanft durch dein Laub und hüpfet von Trauben auf Trauben? Zephyre sind's und . . . . glaubt es der Muse! und künftige Freude; dienstbare Zephire tragen sie auf balsamischen Flügeln; sie flattern mit Liebesgöttern und sammeln sich auf den Rücken der Trauben, und scherzen und spielen, und haschen sich im Labyrinthe der duftende Traube; müde sammeln sie sich dann im Thau in dem hohlen Busen der Rose, oder schlummern auf Nelken und lachen, wenn sie beim Erwachen sehen, daß ein junges Mädchen sie gepflückt und vor den Busen gepflanzt hat.

Ihr Freunde, die ihr jetzt fern in trägem Schlummer liget, ach, wäret ihr hier! Hätte mir fernher das Lampenlicht aus der Laube gestrahlet! Hätte ich fernher euern Gesang gehört! Wie hätt' ich mich in euere Arme geeilt und trunken in Freude meine Stimme dem Rundgesang eingemischt!

Allein, wie wird mir! Was höre ich? Froher Scherz und munteres Gelächter kommen den Hügel hinauf. Vielleicht ist's Lyäus mit seinem ganzen frohen Gefolge!

Doch nein! o Freude! Euch sehe ich, ihr Brüder! Ihr steiget den Hügel hinan! Auf, laßt mit Rebschossen uns kränzen! Laßt in der Laube im Kreis uns sitzen! Wer stimmet ein frohes Trinklied an? Es soll durch nahe Haine wiederschallen, und Klüfte sollen es den Klüften singen!

Der Faun der jetzt in den Höhlen schläft, hört's und wird wach. Erstaunt behorcht er das Lied, hüpft auf, singt nach und öffnet den Schlauch.

Phöbus, wann er hinter jenem Berg im goldenen Wagen herauf fährt, findet uns noch. „Ach! ruft er dann, so froh war ich nie, so lang ich wieder Phöbus bin!" Dann zieht er Wolken zusammen und regnet einen traurigen Tag durch.

Aristus.

Aus dem 2. Gesang des „Daphnis".

.... Aristus (so hieß der Greis aus Croton) war auch aus der Hütte gegangen, die Gegend zu besehen; er bestieg einen nahe gelegenen Hügel und sah da eine ausgebreitete Gegend im Morgenlicht, strauchige Hügel, ferne blaue Berge, weite ebene Felder und Wiesen voll fruchttragender Bäume und zerstreute Wälder von geraden Tannen und schlanken Eichen und Fichten. Fernher rauschte der Fluß zwischen Feldern und Hügeln und Hainen und Felsenwänden mit majestätischem Getöse; nahe Bäche lispelten durch das Gras, oder rauschten in kleinen Fällen sanft in das Getöse, und ein Heer von schwärmenden Vögeln sang froh auf bethauten Aesten oder hoch in glanzvoller Luft ein mannigfaltiges Gesang, untermischt von den Flöten der Hirten und dem Gesange der Mädchen, die gesellschaftlich auf fernen und nahen Hügeln oder ebenen Wiesen die Heerden weideten. Erstaunt mit unstetem Blick irrte der Greis bald in weiter Entfernung, bald in Kräutern und Blumen, die duftend vor seinen Füßen lachten; voll von frohem Entzücken schwoll ihm die Brust.

„Welche Seligkeit! hub er jetzt an, welche Ströme von Wollust! Ach, kaum faßt sie das wallende Herz! Ach Natur, Natur! wie schön bist du! wie schön in unschuldiger Schönheit, wo dich die Kunst unzufriedener Menschen nicht verunstaltet! Wie glücklich ist der Hirt, wie glücklich der Weise, der, dem großen Pöbel unbekannt, in lachenden Gefilden jede Wollust genießt, die die bescheidene Natur fordert und gibt, und unbemerkt größere Thaten thut, als der Eroberer und der angegaffte Fürst! O sei mir gegrüßt, stilles Thal! Seid mir gegrüßt, fruchtbare Hügel! und ihr, ihr rieselnden Bäche, ihr Fluren, und ihr, ihr Haine, festliche Tempel des stillen Entzückens und der ernsten Betrachtung, seid mir gegrüßt! Wie lieblich lachet ihr mir im Morgenlicht entgegen! Süße Freude und Unschuld lachen mir von allen Hügeln, von allen Fluren zu; Ruhe und Zufriedenheit bewohnen die stillen Hütten, ruhen auf den Hügeln oder an schlängelnden Bächen und schlummern im sanften Schatten fruchttragender Haine. Wie wenig wisset ihr, ihr Hirten, wie nahe seid ihr dem Glück! Ihr, die ihr unselig die Einfalt der Natur verließet, ein mannigfaltigeres Glück zu suchen, ihr Thoren! die ihr die Sitten der lachenden Unschuld Grobheit, und das wenige Bedürfniß, das die Natur aus reichen Quellen stillt, verächtliche Armuth nennet, baut immer Gewebe von Glück, die jeder Wind euch zerreißt! Ihr geht durch Labyrinthe zum Glück; ewig mühsam, ewig unzufrieden irret

ihr da; ihr glaubt, die oberste Stufe des Glücks erstiegen zu haben, ihr taumelt in seinem schmeichelnden Arm, und träumt; ihr erwachet, träumend betäubte euch das lächelnde Gesicht der Harpye, wie im Götterglanz; ihr sahet nicht die schwarzen ledernen Flügel, von denen sie euch jetzt Ekel und Entsetzen zuwehet, und den garstigen Rücken. Ihr, die ihr Länder beherrscht, die ihr mit übermüthigem Blick die Gegend von den Thürmen der Paläste durchwandert und stolzt denkt, dies ist Alles mein, dies mühsame Gewimmel von Bewohnern ist für mich, ihren Herren, vor dem sie beben: Wem quillt die süße Lust aus der stillen Gegend, aus den fruchtvollen Feldern, aus der ganzen schönen Natur? Wem rauschen die Quellen Vergnügen? Wen erquickt mehr der Schatten der Bäume? Wen wärmet die Sonne entzückter? Euch, ihr Herrscher! oder den armen Hirten, der im Gras ruht, von seiner Herde umirret? Er ruht da, und athmet Entzücken; zufrieden, unwissend, daß er arm ist; und wär' er Herr der ganzen Gegend, brächte sie dem Zufriednen dann mehr Vergnügen? Die schöne Natur ist ihm eine ewige Quelle von reinem Vergnügen; kein Stolz, keine Herrschsucht, kein Ehrgeiz macht ihn mit seinem Glück unzufrieden; das ruhige Gemüth und das redliche Herz streun immer Vergnügen vor ihm her, wie du, Morgensonne, vor dir her die bethaute Gegend mit Glanz überstreust. Zürnet nicht, ihr Götter, daß ich mich unglücklich glaubte und weinte, da ich Groton verließ, gegen die väterlichen Mauern noch einmal zurück weinte; ihr habt mich durch einen dunkeln sumpfichten Weg in selige Gefilde geführt. O ihr Bäche! An euern Ufern will ich jetzt ruhen; ihr Bäume! empfangt mich in kühlende Schatten; ihr Hütten! stehet offen einem Fremdling, der sein graues Alter süß dahin leben wird, bei euern Bewohnern, die beneidenswerther als Könige sind. Quillt immer, ihr Ströme der Wollust, ich trag' euch ein lachendes Herz, ein heiteres, ein unbeflecktes Gemüth trag' ich euch entgegen; heiter wie der Himmel, wenn keine Wolken ihn trüben, still wie ein glatter See, den die kleinsten Wellen kaum befalten, in dem die ganze Gegend sich malt. Ja, ihr sanften Bäche, ihr stillen Hügel, bei euch will ich jetzt mein Leben voll sanften Entzückens, voll Dank gegen die Götter überdenken; froh sollen es meine Gedanken durchwandeln, glückselig, da sie vor keinem Laster zurückbeben müssen. Mein Leben soll hier verfließen wie ein stiller Bach, sanft soll es verwelken, wie die Rose verwelkt; sie steht da, die welkende Rose, und haucht die letzten Gerüche; ein sanfter Zephyr fährt schmeichelnd über sie hin, die welken Blätter fallen, und die Rose ist nicht mehr."

So sprach der Greis, voll des seligsten Entzückens, übersah die Gegend noch einmal mit Augen voll Freudenthränen und ging mit langsamen Schritten den Hügel hinunter und in die Hütte.

Daphnis.

Aus den „Idyllen".

An einem hellen Wintermorgen saß Daphnis in seiner Hütte; die lodernden Flammen angebrannter dürrer Reiser streuten angenehme Wärme in der Hütte umher, indeß daß der derbe Winter sein Strohdach mit tiefem Schnee bedeckt hielt; er sah vergnügt durch das enge Fenster über die wintrichte Gegend hin. Du derber Winter, so sprach er, doch bist du schön! Lieblich lächelt jetzt die Sonne durch die dünnbenebelte Luft über die schneebedeckten Hügel hin; flimmernder Schneestaub flattert umher, wie in Sommertagen über dem Teich kleine Mücken im Sonnenschein tanzen. Lieblich ist's, wie aus dem Weißen empor die schwarzen Stämme der Bäume zerstreut stehen mit ihren krummgeschwungenen, unbelaubten Aesten, oder eine braune Hütte mit dem schneebedeckten Dach, oder wenn die schwarzen Zäune von Dornstauden die weiße Ebene durchkreuzen. Schön ist's, wie die grüne Saat dort über das Feld hin die zarten Spitzen aus dem Schnee empor hebt und das Weiß mit sanftem Grün vermischt. Schön glänzen die nahen Sträuche; ihre dünnen Aeste sind mit Duft geschmückt und die dünnen umherflatternden Faden Zwar ist die Gegend öde, die Heerden ruhen eingeschlossen im wärmenden Stroh; nur selten sieht man den Fußtritt des willigen Stiers, der traurig das Brennholz vor die Hütte führt, das sein Hirt im nahen Hain gefällt hat; die Vögel haben die Gebüsche verlassen, nur die einsame Meise singet ihr Lied, nur der kleine Zaunschlüpfer hüpfet umher und der braune Sperling kommt freundlich zu der Hütte und picket die hingestreuten Körner. Dort, wo der Rauch aus den Bäumen in die Luft empor wallt, dort wohnt meine Phillis! Vielleicht sitzest du jetzt beim wärmenden Feuer, das schöne Gesicht auf der unterstützenden Hand und denkest an mich und wünschest den Frühling. Ach Phillis, wie schön bist du! Aber nicht nur deine Schönheit hat mich zur Liebe gereizt. O wie liebte ich dich seit jenem Tag, da dem jungen Aleris zwei Ziegen von der Felsenwand stürzten! Er weinte, der junge Hirt; ich bin arm, sprach er, und habe zwei Ziegen verloren. Die eine war trächtig; ach, ich darf nicht zu meinem

armen Vater in die Hütte zurückkehren. So sprach er weinend; du sahest ihn weinen, Phillis, und wischtest die mitleidigen Thränen vom Auge und nahmest aus deiner kleinen Herde zwei der besten Ziegen. Da, Alexis, sprachst du, nimm diese Ziegen, die eine ist trächtig; und wie er vor Freude weinte, da weintest du auch vor Freude, weil du ihm geholfen hattest. O, sei immer unfreundlich, Winter, meine Flöte soll doch nicht bestaubt in der Hütte hangen, ich will dennoch von meiner Phillis ein frohes Lied singen. Zwar hast du Alles entlaubt, zwar hast du die Blumen von den Wiesen genommen, aber du sollst es nicht hindern, daß ich einen Kranz flechte; Epheu und das schlanke Ewig-Grün mit den blauen Blumen will ich durch einander flechten, und diese Weise, die ich gestern sing, soll in ihrer Hütte singen; ja, ich will dich ihr heute bringen und den Kranz; sing' ihr dann dein frohes Lied; sie wird freundlich lächelnd dich anreden und in ihrer kleinen Hand die Speise dir reichen. O wie wird sie dich pflegen, weil du von mir kömmst!

Myrtil.

Aus den „Idyllen."

Bei stillem Abend hatte Myrtil noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatten ihn in stillem Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte und fand seinen alten Vater sanftschlummernd am Mondschein, hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellte er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihn hin. Lang stand er da, sein Blick ruhte unverwandt auf dem Greis, nur blickte er zuweilen auf durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohn vom Auge.

O du, so sprach er jetzt, du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre, Vater! wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet; oder warum ruhet unsere Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Aesten? Warum ist der Segen auf unserer Heerde und auf den Früchten unsers Feldes? Oft, wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest, wenn du dann gen Himmel blickest und freudig mich segnest, ach was empfind' ich dann,

Vater! Ach, dann schwillt mir die Brust, und häufige Thränen quellen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte gingest, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte und die fruchtbare Gegend umher, da sprachst du: Meine Haare sind unter Freuden grau geworden, seid immer gesegnet, Gefilde! Nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren, bald werd' ich euch an seligere Gefilde vertauschen. Ach Vater, bester Freund, bald soll ich dich verlieren; trauriger Gedanke! Ach! dann — — — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen; und dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Rothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater, Milch und Blumen auf dein Grabmal streuen!"

Jetzt schwieg er, und sah mit thränendem Auge auf den Greis. „Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er jetzt schluchzend; es sind von seinen frommen Thaten im Traum vor seine Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint und den glänzend weißen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden und der feuchte Thau!" Jetzt küßte er ihm die Stirne, sanft ihn zu wecken, und führte ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

Amyntas.

Aus den „Idyllen."

Bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bach, und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erde entblößt, und der Baum stund da traurig und drohte zu sinken. „Schade! sprach er, solltest du, Baum, in dies wilde Wasser stürzen; nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen sein." Jetzt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter; „ich kann mir andere Stäbe holen," sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen und grub frische Erde. Jetzt war der Damm gebaut und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt; und jetzt nahm er sein Beil auf die Schulter und lächelte noch einmal zufrieden mit seiner Arbeit in den Schatten des geretteten Baumes hin und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen; aber die

Dryas[1] rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: „Sollte ich unbelohnet dich weglassen, gütiger Hirt? Sage mir's, was wünschest du zur Belohnung; ich weiß, daß du arm bist und nur fünf Schafe zur Weide führest."

„O! wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe! so sprach der arme Hirt; mein Nachbar Palämon ist seit der Ernte schon krank, laß ihn gesund werden!"

So bat der Redliche und Palämon ward gesund; aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde und bei seinen Bäumen und Früchten und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Der erste Schiffer.

Erster Gesang.

Manch kummervolles Jahr war schon vorübergegangen, seit jener schrecklichen Nacht, da Mylons Hütte auf ihrem kleinen Vorgebirge durch die wühlende Fluth weit von dem festen Lande getrennt ward; zwischen dem festen Land und ihrer Wohnung hatte das Meer die vereinenden Fluren verschlungen. Auf einsamer Insel stand ihre Wohnung, von jenen Ufern so ferne, daß sie bei sanftester Stille des Himmels und des Meeres das lauteste Brüllen der Heerden am blauen Ufer nicht hörten, von allen Freuden entfernt, die nachbarliche Liebe und gefällige Freundschaft ihnen ehedem gewährten. Semira hatte lange schon ihren Geliebten begraben, und in trauriger Einsamkeit lebte sie da mit ihrer Tochter und keine Gesellschaft versüßte ihre Stunden, es seien denn die Vögel des Himmels und ihre kleine Heerde.

Melida, ihre Tochter, wuchs, von keinem Jüngling bewundert, in blühender Schönheit; bei frohen Spielen und beim Reihentanz wäre sie unter den Schönen immer die Schönste gewesen, anmuthiger als der junge Pfirsichbaum, wenn er zum ersten Mal mit schönen Blüthen prangt.

Semira, aus zärtlicher Sorge die Einsamkeit ihrer Tochter nicht mit bitterm Kummer zu quälen, nicht mit Begierden nach Freuden, denen jeder Zugang verwehrt war, verhehlte ihr jede gesellschaftliche Freude, die Freuden, die dort am Ufer, auf jeder Flur, in jedem

[1]) Die Dryaden waren Schutzgöttinnen der Eichen; sie entstunden und starben auch wieder mit dem Baum.

Schatten sich umarmen; aber jeden Tag ging sie hin, bei Mylons Grab eine traurige Stunde zu verweinen. „O du bist hin! so klagte täglich ihr Kummer, du bist hin; ach du, du Trost meines Lebens, du Stütze in unserm Elend! Hülflos von Allem verlassen, vom tobenden Meer umschlossen, was für ein Schicksal wartet auf uns! Kein freundschaftliches Mitleid lindert unsern Jammer und jede nachbarliche Hülfe ist uns versagt. O, könnt' ich auch dich sterben sehen, Melida, geliebteste Tochter! Ach, so groß ist mein Elend, daß dies mein sehnlichster Wunsch ist. Könnt' ich dich sterben sehen! Sterb' ich, ach, ach! und du in aufblühender Jugend bleibst allein zurück, schreckliche Aussicht, allein von rauschenden Wellen umschlossen, keine Gesellschaft, als hülfloses Elend und Jammer! Dann kömmt keine menschliche Stimme vor dein Ohr, nie ertönt dir die Stimme eines liebevollen Gatten, die dein Liebreiz und deine Tugend beglücken, nie der frohe Muttername der stammelnden Kinder, nie die Stimme der Freude, nur die Stimme deines eigenen Jammers tönt dir aus den traurigen Schatten und aus den Felsenklüften zurück; lange Qualen werden deine Jugend verzehren, trostlos wirst du sterben, die Thränen der Liebe werden nicht bei deinem hülflosen Sterben fließen und dein Leichnam wird unbegraben an der brennenden Sonne zerfallen, oder der Raub der Vögel des Himmels sein. O verhehlt ihr meine Klagen, ihr Klüfte! Ihr einsamen dunkeln Schatten, euch allein kann ich klagen; verhehlt ihr meinen Jammer, ihr, die in unschuldiger Unwissenheit ihr ganzes Elend nicht kennt! „So klagte Semira und verhehlte ihrer Tochter die Qualen, die immer an ihrem welkenden Leben nagten.

Melida spielte indeß in reizender Unschuld mit jungen Lämmern; (sie brauchten keinen Hüter, da sie das rauschende Meer in ihre kleine Flur umschloß) oder sie wölbte geruchreiche Schatten zu Lauben; sie war die Schützerin der Pflanzen, denn jeder leidenden Blume und jedem Gesträuche half sie zu gesundem Wachsthum empor, und eine Quelle leitete sie umher und ließ von Steinen sie rieseln oder in kleinen Teichen sie sammeln. Rings um die Insel her hatte sie eine gedoppelte Reihe fruchtbarer Bäume gepflanzt, in deren jungen Schatten sie einsam, schön wie Venus auf der Insel Paphos, daherging. Auch hatte sie eine Höhle in einem Felsen am Ufer sich ausgeschmückt; denn die Einsamkeit ist phantasiereich; was die spielenden Wellen von Muscheln ihr an's Ufer brachten, das trug sie in ihre Höhle und befestigte es an ihren Wänden, mannigfaltig nach Gestalt und Farben geordnet. Die größte von allen empfing ein

vom Gewölbe in hellen Tropfen fallendes Wasser mit angenehmem Plätschern, und vor dem Eingang flatterten Jasminstauden empor.

Unter so unschuldigen Geschäften flossen ihre Stunden dahin und sie fühlte es nicht, daß sie einsam war. Sechszehn jugendliche Jahre waren so vorübergegangen, aber jetzt fing sie es an zu fühlen, daß sie einsam war. Staunend und muthlos ging oder saß sie oft in ihrem Schatten und redete so mit sich selbst: „Wofür haben wohl die Götter uns hieher gesetzt, so einsam, unglücklicher als alle andern Geschöpfe? Wofür sind wir dagewesen und wofür sind wir noch da? O ich fühl' es (woher sonst dieser Unmuth, als fehlte mir etwas, das zu meinem Wesen gehörte, etwas, das ich nicht nennen kann;) ja ich fühle es, daß ich zu dieser Einsamkeit nicht geschaffen bin; es muß etwas Besonderes mit uns vorgegangen sein, das meine Mutter mir verhehlt. Ich seh' es, immer schwebt ein trauriges Geheimniß vor ihrer Stirne und wenn ich nachforsche, dann zittern Thränen in ihren Augen, die sie mit Mühe zurückhält. Ich soll mich auf die Weisheit der regie enden Götter verlassen, so sagt sie, und geruhig unser Schicksal von ihren Händen erwarten. Ich will nicht forschen; in stiller Ehrfurcht will ich mein Schicksal von ihren Händen erwarten, so dunkel auch die geheimnißreiche Aussicht ist."

Oft sah sie tief nachdenkend über das weite Meer hin. „O ihr unabsehbaren Fluren! sagt mir, o, sagt mir: Ist dieser kleine Punkt diese Insel, die ihr umgebet, (denn wie klein ist sie in euern unabsehbaren Flächen) ist sie das einzige Land? Sind nicht etwa, meinem Auge zu ferne, andere Ufer, die ihr bespület? Ach! meine Mutter läugnet mir's, aber ihr schweigender Kummer gibt mir Verdacht. Gewiß, gewiß! das ist nicht das einzige Land in eurer ungeheuern Fläche; denn was ist jenes dort, das wie ein niederes Gewölk unbeweglich in einer langen Reihe über euerm äußersten Rand sich hinzieht? Vielleicht trügt mich die Einbildung; aber mir däuchte schon bei tiefer Stille fern hertönende Stimmen zu hören. Was kann es anders sein, wiewohl es so klein zu sein scheint? Das macht die tiefe Entfernung; ich weiß es, o ich weiß es! scheinen doch die fernen Wellen auch klein; scheint nicht unsere Hütte auch viel kleiner, wenn ich vom äußersten Ende der Insel sie sehe? Und ist es Land, wie dieses hier mit Fluren und fruchtbaren Bäumen, so werden auch Geschöpfe sein, zu deren Genuß sie da sind. Aber vielleicht sind es andere Geschöpfe, als die sind, die wir hier haben; vielleicht auch keine Geschöpfe, wie ich bin; keine, die mir zur Gesellschaft besser dienen könnten, als meine Schafe hier; aber wenn es wäre: ach! Zwar macht der Gedanke mir bange, wenn jenes ein Land wäre, von Geschöpfen

wie ich bin, bewohnet, und es wären ihrer viele, wie auch viele Vögel und viele Schafe auf unserer Insel sind, und sie könnten mit einander sich freuen, wie die mannigfaltigen Vögel sich freuen, oder wie meine Schafe in gesellschaftlicher Einigkeit sich freuen; o glückliche, glückliche Geschöpfe! Verlaß mich, verleide mich, zu reizender Gedanke! Ausschweifende Gedanken, wo führet ihr mich hin, mich unglücklich zu machen? O ihr Wellen! wenn ihr an jenes Ufer euch wälzet, dann lispelt den glücklichen Bewohnern, daß ein unglückliches Mädchen am Gestade jener Insel weint. Verlaßt mich, ausschweifende Gedanken, ihr macht mich nur trostlos."

Oft fragte sie ihre Mutter: „Aber sag' mir, warum bleiben wir zwei immer nur zwei, da alle Geschöpfe sich mehren? Um die Pflanzen her wachsen junge Pflanzen von gleicher Art; jährlich mehret sich unsere Heerde; wie freudig hüpfen die jungen Lämmer und freuen sich ihres Daseins! Und die mannigfaltigen Vögel; ich sah es und weinte! Dort in der dunkelsten Laube saß ich und bemerkte viele Tage Alles. Zwei Vögel hatten ein reinliches Nest sich gebaut, dann spielten sie mit süßer Freundlichkeit auf nahen Aesten. O wie sie sich liebten! Bald darauf sah ich Eier in dem Neste, die das eine mit sorgfältiger Wache mit seinen Flügeln deckte, indeß der andere auf nahen Aesten ihm zur Kurzweile sang. Alle Tage bemerkte ich es von der Laube. Bald sah ich unbefiederte kleine Vögel, wo die Eier sonst waren, indeß daß die größern mit neuer Freude sie umflatterten und Speise in ihren Schnäbeln den noch Unbehülflichen brachten, die mit zwitschernder Freude sie empfingen; nach und nach befiederten sie sich und schwangen die noch schwachen Flügel; aber jetzt huben sie sich aus ihrem kleinen Nest auf den nahen Ast, die größern flogen ihnen vor, als wollten sie ihnen Muth geben, das Gleiche zu wagen. O meine Mutter, wie lieblich war das zu sehen! Sie schwangen oft die Flügel, als wollten sie es wagen, und furchtsam wagten sie es nicht. Da wagte es der Kühnste und sang vor Freude über die gelungene Sache und schien seinen furchtsamern Gespielen zu rufen; sie wagten es auch und jetzt flatterten sie umher und sangen mit allgemeiner Freude. Ach, was wunderliche Gedanken da bei mir entstunden! Warum sind wir allein, denen diese Freude versagt ist?"

Semira war bang, die ihrem Geheimniß so gefährlichen Fragen zu beantworten. „Ich weiß selbst von allem dem Nichts, sprach sie; was willst du durch unnützes Nachforschen dir Muthmaßungen, leere Einbildungen erfinden, die Wünsche in dir erwecken, die doch nur Träume sind und dennoch deine unschuldige Ruhe stören? Was willst

du den Göttern mit fürwitzigen Nachforschungen zuvorkommen, die allein wissen, was mit uns vorgehen soll und unser Schicksal früh oder später nach ihrem weisen Willen lenken werden?"

„Aber, so antwortete Melida, die Götter wollen mir's verzeihen," wozu wird man in so müßiger Einsamkeit verleitet! Aber den Wunsch kann ich doch nicht unterdrücken, daß unser Geschlecht sich auch wie andere vermehren möchte; wie das geschehen kann, das kann ich nicht ausforschen, das muß ich den Göttern überlassen. Die Pflanzen entstehen aus dem Saamen, gewisse Thiere gehen aus den Eiern hervor, andere so, andere anders. Ich hab' es Alles bemerkt; was hab' ich auch sonst zu thun? O wenn ich einmal so kleine Menschen fände, die auf die oder irgend eine andere Art entstanden oder ausgebrütet wären! Götter, wie wollt' ich sie pflegen, wie wollt' ich sie lieben! Aber nun will ich diese Phantasien alle mit dem Wind wegjagen; die Götter werden für mein Bestes sorgen. Aber Eines noch, liebste Mutter! Die Frage muß ich thun und dann keine mehr: Ich weiß noch, daß ich nicht immer war, wie ich jetzt bin, daß ich nach und nach zu dieser Größe wuchs, wie die Pflanzen und wie andere Geschöpfe; ich weiß noch, daß ich nicht viel höher war als ein Nelkenstock; also muß ich vorher noch kleiner gewesen sein als ich mich erinnern kann; also muß ich einmal angefangen haben zu sein, wie die Pflanzen und wie Vögel und andere Geschöpfe anfingen zu sein. Sage mir, du mußt vor mir da gewesen sein; sage mir, wie und wo hast du zuerst mich gefunden und was ist mit mir vorgegangen? Wenn du mir das sagst, so kann ich vielleicht Mittel finden, ihnen leichter auf die Spur zu kommen oder wohl gar — — Ach ich weiß selbst nicht recht was, aber du könntest mir Alles sagen!" — So verfolgte sie die unruhige Mutter mit tausend Fragen. „Du machest mich böse, sprach sie, mein Kind, mit deinem wunderlichen Geschwätze; wie du entstanden bist, kann ich nicht sagen. Da ich allein, ganz allein war, hab' ich die Götter um Gesellschaft gebeten, und da fand ich dich an einem schönen Morgen ganz klein unter den Rosenstauden vor der Hütte. Aber noch einmal, fürwitziges Kind, du wirst mit deinem unnützen Geschwätze mich böse machen; pflege du unsere Blumen, spiele mit deinen jungen Lämmern und erzürne die Götter nicht mit deinem Fürwitz und mich mit Fragen, die ich nicht beantworten kann. Seit dem du dieſen wunderlichen Phantasien dich ergibst, bist du nicht mehr erfindsam, deine Stunden angenehm durchzubringen; nur erfindsam, dich und mich zu plagen, lässest du deine Höhle unvollendet und deine Pflanzen ungepflegt."

So lebte Semira mit ihrer Tochter einsam und voll Unruhe und

Kummer; aber die Götter hörten ihr Flehen und beschlossen, ihren Kummer mit Freude zu belohnen. Im Rath der Götter nahm es Amor auf sich. Wer unter den Göttern kann besser ein junges Mädchen beglücken?

Auf dem festen Lande der Insel gegenüber wohnte ein Jüngling, herrlich gebildet; man hätte ihn für einen der Götter gehalten, wenn er auf blumiger Flur oder im Schatten des Hains wandelte. Oft hat ihm sein Vater erzählt, wie vor Jahren ein großer Schrecken weit herum im Land war. „Du siehst jenen Fleck dort im Meer, so sprach er und wies mit der Hand gegen der Insel (er sah sie aus seiner Hütte, die nicht fern vom Ufer stand); ein langer Strich Landes ging einst wie ein ausgestreckter Arm weit in das Meer hinaus. Am äußersten Ende wohnte ein redliches Paar, Semira und Mylon. Herrliche Fluren zogen von unserm Ufer sich bis zu ihrer Hütte und zahlreiche Herden weideten an beiden Ufern des lang gestreckten Landes. Ihr größter Segen und ihre Freude war ein damals unmündiges Kind, ein Wunder von Schönheit und Anmuth. Weither kamen die Weiber des Landes, die Schönheit des Kindes zu sehen, kleine Geschenke ihm zu bringen und die glückliche Mutter zu segnen; aber mir schauert noch, wenn ich des Schreckens gedenke. In einer Mitternacht weckte ein fürchterliches Krachen wie tausend Donnerschläge die ganze Gegend vom Schlafe; die ganze Gegend erbebte, das Meer tobte und stieg mit schrecklichem Getöse über sein Ufer, die Stimmen des Schreckens und des Jammers tönten weit umher durch den nächtlichen Himmel. Bei finsterer Nacht konnte keiner die Ursache des Jammers entdecken. Bebend und voll Entsetzen fand man sich auf dem Feld, in banger Erwartung; aber die Dämmerung kam, da sahen wir die schreckliche Verwüstung im Meere. Die Fluren zwischen dem Land und jener Insel waren in das tobende Meer versunken; erst da die Morgensonne ins stillere Meer schien, entdeckten wir jene Insel, und einer von uns, dem die Götter ein schärferes Auge gegeben, glaubte bei hellen Tagen Mylons Hütte und um sie her Bäume zu sehen. Vielleicht lebt er noch mit seinem Weib; vielleicht ist Melida (so hieß das schöne Kind) in trauriger Einsamkeit das schönste Mädchen, das je ein Sterblicher sah."

Diese Geschichte machte großen Eindruck auf das Gemüthe des Jünglings; seither ging er oft ans Ufer des Meeres und staunte dem Schicksal der Bewohner jener Insel nach. Einmal überschlich ihn ein sanfter Schlaf beim Geräusche der Wellen, da flog Amor zu ihm, setzte an seiner Seite sich, kühlte ihn mit sanften Flügeln, daß die Mittagshitze ihn nicht wecke und gab ihm den Traum, daß ihn

däuchte, wie er das Ufer jener Insel sähe; kleine Liebesgötter flatterten da in heiligen Schatten mit traurigen Geberden, oder sie trauerten auf wankenden Aesten des Gesträuches oder auf Blumen; tief aus dem Schatten hervor kam mit langsamem Schritt und tiefstaunend ein Mädchen mit jedem Liebreiz geschmückt. Schlank gebogen ging sie in nachlässiger Schönheit einher; ihre weißen Haare zerflossen zum Theil auf ihren Schultern wie Milch auf glänzend weißem Marmor zerfließt; zum Theil waren sie in einem Knoten mit einem Myrthenschoß auf ihrem Kopf nachlässig befestigt; eine reizende Blässe war in ihrem schönen Gesicht, wie Rosen, die vor einem jugendlichen Busen verwelken, und feurige Sehnsucht schmachtete in ihren großen blauen Augen. So ging sie einher und achtete der sanften Winde nicht, die mit ihr spielten und der schönsten Blumen nicht, die schmeichelnd um ihre Füße sich schmiegten und mit den lieblichen Gerüchen ihre Aufmerksamkeit reizten; nicht der süßesten Früchte, die in mannigfaltigem Glanz von beiden Seiten an wiegenden Aesten ihr winkten. So ging sie an's Ufer des Meeres, sah traurig über die blaue Entfernung nach dem andern Ufer hin, hub ihre weißen Arme empor und schien um Hülfe zu flehen. Da däuchte ihn, wie er über das Meer hinschwebte und schnell zu ihrer Hülfe eilte. Amor empfing ihn am schattigen Ufer und führt' ihm die Schöne in seine zitternden Arme. Freudig flatterten die Liebesgötter umher in muthwilligen Spielen, umwanden sie mit Blumenkränzen und umdufteten sie mit Blumengerüchen von ihren sanftwehenden Flügeln. Dem Schlafenden pochte das Herz, seine Wangen glühten und seine Arme umschlangen die weichende Luft, und da erwacht' er; lange lag er noch in betäubender Entzückung. Götter! (so rief er mit bebenden Lippen) wo bin ich? Wie? Sie ist weg; sie ist aus meinen Armen geflohen. Ach! Hier lieg' ich am Ufer, — — dort, fern ist die Insel! Ein Traum, ach ein Traum hat mich für immer betrogen, für immer, ich fühle es, mich unglücklich gemacht!

Jetzt ging er öfter an's Ufer, als vorher; in tiefen Gedanken, und seufzend ging oder saß er jetzt am Meersand und sah über die spielenden Wellen nach der Insel hin. Besonders des Nachts beim Schimmer des Mondes, wenn tiefe Stille über die ganze Gegend war und das Meer nur lispelte, dann stand er am äußersten Rande des Ufers und horchte, ob er keine Töne von der Insel her vernähme; oft glaubte er Klagen zu hören oder die Töne einer lieblichen Stimme, denn wie oft trügt die erhitzte Einbildungskraft die Wünsche derer, die lieben! Oft rief er, und ihn däuchte, als höre er Antwort aus tiefer Entfernung; oder zuweilen glaubte er Licht oder den Schimmer

eines Feuers von der Insel zu sehen, wenn hinter ihr ein Stern am Rande des Himmels stand. „Vielleicht, — so sagte er — vielleicht sitzt sie dort einsam bei der nächtlichen Flamme des Herdes und staunt über ihr verlassenes Schicksal und verseufzt umsonst bei nächtlicher Stille ihre jugendlichen Tage. O ihr Winde! Hätt' ich euere Flügel, ihr Winde! Eilet, flieget jenem Ufer zu und sagt ihr, daß ich Elender hier am Ufer verschmachte."

„Aber wie, — so sagte er sich oft — wo ist meine Vernunft hin! Ich Elender, was liebe ich? Einen Traum, einen eitelu Traum! Hier schlief ich, und meine Einbildungskraft schuf ein Bild vor meine Stirne, zwar schöner, weit schöner, als Alles was ich bisher sah; ich erwachte; aber, Götter! es verschwand nicht wie ein Traum! Tief unauslöschlich sitzt es in meiner Einbildungskraft und herrschet über meine ganze Seele, und doch ein Traum! Ein Schatten, der vielleicht nirgend in der Welt seine Wirklichkeit hat, den lieb' ich, der verfolgt mich bei allen meinen Geschäften; wo ich gehe, wandelt er an meiner Seite, nährt in meinem Herz ein beständiges Feuer und diese phantastischen Qualen und reißt mich gewaltsam an dieses Ufer hin. O schäme dich, suche deine Vernunft wieder und sei wieder, was du vor warest, ruhig und zufrieden und fleißig und erfindsam in deiner Arbeit. Geh', lache deiner überwundenen Thorheit. Verlasse dieses Ufer und danke den Göttern, daß du noch nicht das Gespötte der ganzen Gegend bist."

Aber umsonst bekämpfte er die wunderbare Liebe; umsonst war sein Entschluß, das Ufer zu meiden. Bei dem angenehmsten Geschäfte schwebte das Bild immer vor seiner Stirne; immer war es, als schleppte eine unsichtbare Gottheit ihn an's Ufer. „O ihr Götter! — so rief er dann — soll diese Liebe ewig umsonst mich quälen und ein Schattenbild meine jugendlichen Tage mit hoffnungsloser Pein erfüllen? Aber das ist kein Traum, wie die schwärmende Phantasie sonst gibt; zu dieser Idee von Schönheit hat meine Einbildungskraft sich nie erhoben, die so weit jede Schönheit übertrifft, die bisher mein Auge gesehen. Das kann auch die bloße Phantasie im Traum nicht; gewiß, ein Gott gab mir den Traum. Aber warum, was muß die geheime Absicht sein? Das kann ich nicht ausfinden. Lebt die schöne Gestalt wirklich dort auf der Insel, warum ließ er mir im Traum sie sehen, warum will er, daß ich in Liebe gegen sie verschmachte, warum verläßt er mich ohne Hoffnung, ohne Beistand, ohne mir die Mittel zu zeigen, an jenes Ufer zu kommen? Da es unmöglich ist, jenes zu entfernte Ufer mit Schwimmen zu erreichen, was für Rath, was für Erfindung kann mir helfen? Zwar die Götter

gaben dem Menschen hohe, kühne Gedanken und erfindungsreichen Witz und überlassen ihm, seine edlen Kräfte zu seinem Besten zu üben; aber, Götter! welch menschlicher Witz kann mich lehren auf den Wellen des Meeres zu wandeln oder wie die Meerente gefahrlos durch die Fluten zu schwimmen?"

Jetzt saß er oft tiefstaunend am Ufer. Mit arbeitendem Verstande dachte er lange umsonst einer Erfindung nach; denn damals war die Kunst, auf Schiffen sich den Fluthen zu vertrauen, noch nicht erfunden. Was sollten sie auf fernen Küsten, da an jedem Ort, wo Gras für ihre Heerden wuchs, Bäume mit gesunden Früchten standen und eine klare Quelle rauschte, sie ihren ganzen Reichthum fanden und Ueberfluß für jedes ihrer Bedürfnisse! Lange dachte er nach, fand und verwarf lange. Einmal sah er traurig in's Meer hin, da sah er ferner dem Ufer nach etwas, das die Wellen ihm näher trieben; Freude und Hoffnung stürzten plötzlich in sein scharf bemerkendes Auge. Immer kam es näher und da sah er den dichten Stamm eines umgeworfenen Baumes daherschwimmen, von Alter ausgehöhlt, und ein schüchternes Kaninchen, von irgend einem Feind am Ufer verfolgt, hatte mit Schwimmen sich auf den Stamme gerettet. Da saß es sicher im ausgehöhlten Baume; ein laubigter Ast bog sich über ihm hin und deckte es mit seinem Schatten und ein sanfter Wind trieb den Stamm neben dem Jüngling an's Ufer. Ihm ahnte sein Glück; trunken vor Freude hüpfte er am Ufer. Dann staunte er wieder, das dunkle Bild zu entwickeln, das wie ein zweifelhafter nächtlicher Schatten in seiner Einbildung saß, bald sich verlor, bald wieder entstand. Jetzt schleppte er den Stamm auf's trockene Meersand, um Morgens bei früher Dämmerung ein Werk zu versuchen, das so unreif noch in seinen Gedanken lag. Hoffnung und Zweifel und Schlaflosigkeit waren bis zur Dämmerung seine Gefährten; aber jetzt eilte er mit schlechtem Werkzeug versehen, (denn damals bedurfte die glücklichere Einfalt nicht vieles) so eilt' er an's Ufer. „Hab' ich doch oft gesehen — so sagt' er — daß vom Ufer gewehtes Laub, in sich gewölbt, sanft über dem Wasser schwimmt; erst kürzlich sah ich es im Teiche bei unserer Hütte, und Schmetterlinge, die über dem Teiche flatterten, setzten sich hier und dort auf ein Blatt und netzten die zarten Füße nicht. Nun will ich's versuchen; schon hat die Natur die Hälfte der Arbeit gethan; den Stamm will ich so weit höhlen, daß ich gemächlich drinn sitze; so sprach er und hub freudig seine Arbeit an. O du — so rief er — wer du auch bist, milde Gottheit! die den unvergeßlichen Traum vor meine Stirne gebracht hat, höre, o höre mein Flehen, laß meine Arbeit mir gelingen."

Oft sah er, von seiner Arbeit ruhend, nach der Insel und sprach: „O du Schönste unter den Sterblichen! Was ist schwierig genug, das die Liebe nicht möglich macht? Welche Gefahr ist zu groß, daß die Liebe sie nicht besiege? O was für süße Hoffnungen schweben um mein Haupt! Wie kannst du, komm' ich nun bald an dein Ufer, wie kannst du deine Liebe mir versagen, mir, dessen Liebe dem Abgrund des Meeres trotzt? Hat je die Liebe was Kühneres gewagt?"

Oft auch ließ er muthlos von seiner Arbeit ab. „Ich Thor — so redete er zu sich — wie lächerlich ich mich hier bemühe! Wenn ein Vorübergehender mich fragen würde: Freund, was machst du da? Was würd' er zu der Antwort sagen: Ich höhle mir dies Holz, um mich darein zu setzen und in's weite Meer darin zu schwimmen! Wer ist der Elende, der seinen tollen Sohn so sorglos seinen Narreien überläßt? Das müßt' er sagen." So sprach er und sah unwillig auf sein angefangenes Werk. „Aber wie, so sprach er wieder, wenn's auch nicht gelingt, so hab' ich einige, sonst müßige Stunden verschwendet. Sollt' ich für meine Liebe das nicht wagen? Gewiß wohnen Leute auf der Insel; was mir mein Vater erzählte, macht mir's wahrscheinlich, und mein Traum — den hat ein Gott vor meine Stirne geführt — der macht mir's gewiß. Und wenn sie da wohnen, Götter! wie hülflos müssen sie sein, wie verlassen! Oder wenn ihr Vater, wenn ihre Mutter todt wären, oder wenn sie einst sterben, und sie wär' allein auf der Insel, von Allem verlassen und ihre jugendliche Schönheit müßte in trostloser Einsamkeit vor Gram und Verzweiflung verblühen. Götter! Nein, nicht Liebe, Mitleiden allein müßte hier das Kühnste wagen!" So verlor er oft und gewann immer wieder seinen Muth.

Wenige Tage waren verflossen, da war der Stamm ausgehöhlt und hatte die unvollkommene Gestalt eines Nachens. Jetzt schleppte er mühsam ihn dahin, wo das Ufer einen kleinen Theil des Meeres umschloß und vor der Gefahr der Wellen ihn schützte, da stieß er das Fahrzeug in die Fluth, setzte in seine Mitte sich, ließ am Ufer sich treiben, wohin die sanften Wellen ihn führten und beobachtete das Gute und das Mißlungene an seiner Arbeit; die Wellen führten ihn wieder an's Ufer, da hub er seine Arbeit wieder an, änderte oft und versuchte es oft wieder. Aber so dachte er: „Nun ist die Hälfte des Werkes vollendet; aber was für Mittel hab' ich, die Reise nach meinem Willen zu lenken? So fahr' ich nach der Willkür des Windes und der Wellen; tollkühn wär' es, wenn ich die Reise in das offene Meer hinaus nach der Insel so wagte." Hundert Gedanken stellten sich seiner Einbildungskraft dar und hundert verwarf er. Aber

— dacht' er jetzt — lenkt doch der Schwan mit breiten, fortstoßenden Füßen seinen Lauf und alle Vögel, die in den Fluthen schwimmen; hat ein Thier mich gelehrt auf dem Stamm eines Baumes zu schwimmen, so können auch Thiere vielleicht mich hier unterrichten. Wie, wenn ich Füße von Holz mir machte, breit wie die Füße des Schwans, wo sie in die Fluth sich tauchen, und würde, mit jeder Hand einen, auf beiden Seiten des gehöhlten Stammes sie regieren? Voll Entzücken über diesen Gedanken eilte er, bequemes Holz sich zu schneiden und bald war es in Gestalt zweier Ruder; da lief er in den Nachen und probirte lang umsonst; aber jeden Tag beobachtete er die Lenkung der Füße der schwimmenden Vögel und jeden Tag fand er neue Vortheile, sein Fahrzeug zu lenken. Lange schwebte er in dem kleinen Meerbusen umher; aber kühner auf seine Kunst sich verlassend schwamm er jetzt hinaus ins offene Meer und lenkte seinen Nachen glücklich zurück und sprang voll Freude wieder an's Ufer. O süße Freude! — so rief er — nun ist mir das Wunder gelungen; kühn will ich jetzt mit den ersten Strahlen der Sonne auf dem Meer sein. Wofern Morgen die Winde mir gewogen sind, will ich in kleinem Gefässe von Holz den Fluthen des Meeres mich vertrauen. Kühn ist mein Unternehmen, aber marternd und tödtlich meine Liebe, und nur ein Elender wagt's nicht, Unglücklichen durch drohende Gefahren hindurch Trost und Hülfe zu bringen." Jetzt befestigte er seinen Nachen im kleinen Meerbusen und ging — denn die Nacht kam — in seine Hütte zurück. —

Zweiter Gesang.

Ungesehen hatte Amor bei der Arbeit immer seinen Muth befeuert; aber jetzt flog er in thauigter Nacht beim Schimmer des Mondes auf schnellen Flügeln der Insel zu, die Aeolus, der Gott der Winde, bewohnt. Fernher rauschte ihm das Getöse des Felsens entgegen, der in ungeheurer Höhle die Winde verschließt, wie das Getöse eines Sturmes im Weltmeer. Jetzt senkt' er sich gerade auf den Felsen herunter, der hoch aus den Wellen empor stand; da saß der Gott der Winde auf einer Klippe beim Eingang der Höhle. Winde mit sausendem Geräusche flogen aus und ein, wie Bienen um ihren Stock summen. Auf seinen Befehl gehorchend kamen sie sonst oder flogen aus, im Meer zu toben oder in Gebirgen zu heulen oder über Strafbaren ein Gewitter zu sammeln; sanftern Winden befahl er, um stille Hütten und Fluren zu säuseln, den Fleiß bei seiner Arbeit zu kühlen oder in den Schatten der Haine und Gebüsche zu schwärmen. Aber muthlos achtete er jetzt nicht der Winde, saß auf der thautriefenden Klippe da, stützte den Arm auf sein Knie und der eine Schlaf lag in der von Locken umflatterten Hand. Harmvoll saß er

da und sah in die Wellen, die im Mondschein sich wälzten. Ihn peinigte Liebe, Liebe zu einer der Nymphen des Meeres. Amor hatte ihn, da er einmal vorüberflog und müssig vor seinem Fels ihn liegen sah, mit einem seiner schärfsten Pfeile verwundet. Cytherens Sohn hörte fernher ihn klagen und ließ auf einer nahen Klippe des Felsens sich nieder, um seine Klagen zu behorchen. „O du — so klagte er — die du lieblicher bist, als alle vom Gefolge der Thetis, schöner als alle, die in dem Meere schwimmen, soll denn Mitleiden und Liebe, sollen sie nie meine Schmerzen belohnen? Ach! Zu lange schon hat mich die Liebe gemartert; umsonst tragen dienstbare Winde meine Seufzer und meine Klagen vor dein Ohr, und du achtest meiner nicht, wie schmachtend ich hier auf meinem Fels liege und mit sehnsuchtsvollem Auge dir nachsehe, wenn du auf sanften Wellen daherschwimmst, in denen deine milchweiße Brust widerscheint. Wenn du oft hoch über die Fluthen emporsteigst, daß ich den ganzen Reichthum deiner Schönheit sehe, dann schauert Entzücken ganz durch mich hin; aber wenn du dann plötzlich tief in die wirbelnde Fluth dem lüsternen Aug' entfliehst, ach! dann durchbebt mich eiskaltes Entsetzen, oder wenn du mit andern Nymphen auf glänzender Fluth in muntern Spielen umherschwebst, daß das Meer um euch her schäumt und Wasser aus euern Kränzen von blumigem Meergrase rinnt. Aber wüthende Eifersucht zerreißt mir die Brust, wenn ihr in muthwilligem Kampf die schilfbekränzten Meergötter mit Ruthen von Schilfrohr verfolgt; wenn der Verfolgte oft plötzlich sich umwendet und mit nervigem Arm dich umfaßt. Zwar entschlüpfen deine nassen Lenden ihm leicht; unter den Fluthen verborgen, kommst du dann plötzlich mit spöttischem Lachen fern von ihm wieder hervor. Aber wenn er dich unter die Fluthen verfolgt; Götter! wenn mein Auge beide nicht mehr sieht, oder wenn plötzlich einer der Götter dir unversehen tief aus dem Meer herauffährt und auf triefenden Schultern mit lautem Gelächter dich Erschrockene hoch emporhebt; o dann stampf' ich rasend den Boden — — — — denn du lächelst und bist nicht böse über das tollkühne Spiel und vergissest, was für Marter derweil mich Elenden verzehrt. Schon ergreift mein nervigter Arm den nächsten Fels, den Bösewicht zu zerschmettern; schon ruf' ich den rasendsten Winden, im wüthenden Sturm ein mir so häßliches Schauspiel zu stören; aber aus Furcht, dich zu erzürnen, entstürzt der Fels meiner Hand, jag' ich die tobenden Winde zurück und sinke in ohnmächtiger Raserei dahin. Immer sucht dich mein schmachtender Blick' und weckt mich des Nachts das Plätschern der Wellen; dann glaub' ich, du schwimmest am Ufer, ruf' dir umsonst und fluche der Dunkel-

heit, die dich verbirgt. Ach, daß du nicht eine der Erdgebornen bist! Falsche Fluthen verhindern mich, dir zu folgen, dich mit Seufzen und Klagen, wohin du gehst, zu verfolgen. Komm', o komm' an mein Ufer; hier sind liebliche Höhlen; meine sanften Winde sollen dich kühlen; aus allen Welttheilen sollen sie die lieblichsten Gerüche dir sammeln, unter ihrem belebenden Wehen sollen die lieblichsten Schatten rings um mein Ufer aufblühen. Komm', sei du die Herrscherin der Winde; komm in der lieblichen Gestalt, in der ich dich zum ersten Mal an meinem Ufer überschlich, da du im blumigen Grase saßest, da deine lilienweißen Glieder an der Sonne glänzten und glänzende Tropfen sanft herunter ins Gras flossen, wie Morgenthau von frischen Rosen fließt; komm' und bleib in meiner Umarmung und gehe nie wieder in die Wellen zurück, wie du damals, ach! da ich dir schon nahe war, in die Wellen dich stürztest und allen Martern der Liebe mich ließest!"

So klagte der König der Winde, als Amor ihm nahe trat. „Deine Klagen hab' ich alle gehört, mächtiger Beherrscher der Winde! — so sprach er — ich bin der Sohn der schöngegürteten Venus, mächtig' deine Qualen zu enden; ich schwör' es dir beim hohen Olymp, wirst du eine Bitte mir gewähren, so soll mein schärfester Pfeil die spröde Tochter des Nereus verwunden, daß sie mit lieblich-erröthender Schamhaftigkeit an dein Ufer steigt und mit sehnsuchtsvoller Liebe jeden deiner Schmerzen belohnt." Ihm antwortet Aeolus voll frohen Erstaunens: „Du Sohn der mächtigen Venus! Was für eine Bitte soll ich dir gewähren? Nur geringe kann ich das Glück dir belohnen, das du mit hoher Betheurung mir verhießest." „So vernimm meine Bitte, sprach Amor, verschließe alle deine Winde von jetzt, bis an dem Abend die Sonne wieder ins Meer geht und mir gib tausend Zephyre, daß sie so lange meinen Befehlen gehorchen." Schnell rief Aeolus mit mächtiger Stimme die schwärmenden Winde zurück; mit wildem Geräusche flogen sie von allen Seiten herbei; der Gott verschloß sie in ihrer Höhle und tausend Zephyre flatterten um den Gott der Liebe her.

„Bald — so sprach Amor — sollst du deine Dienste belohnt und deine Wünsche erfüllt sehen; jetzt eil' ich, wo meine Geschäfte mich rufen." Er sprach's und flog mit seinem Gefolge von Zephyren schnell dem Ufer zu, wo er bei der Morgendämmerung den kühnen Jüngling schon sah, der voll Freude über die Schönheit des Morgens voll froher Ahnungen da stand. Still und sanft zwitscherte das Meer in der kommenden Morgensonne und heller als sonst, sah er die gegenüberstehende Insel; das Ufer ertönte von dem Gesange der

Vögel und zwei wilde Tauben flogen über seinem Haupt hin, der Insel zu. Nur sanfte Winde lispelten am schattenreichen Ufer; so sanfte Stille war auf dem Meer und an den erwartenden Ufern, als die Göttin Venus in blendender Schönheit aus dem Meerschaum entstand: da sah der helle Himmel und das grüne Meer und die Ufer in feierlicher Entzückung auf das werdende Wunder, die Winde lagen erstaunt auf unbewegten Flügeln, nur sanfte Zephyre küßten die Göttin und jede werdende Schönheit. Von neuem befeuerte jetzt Amor seine Kühnheit und seine Liebe, und jetzt stieg er in den Nachen. „O du Herrscher des Meeres, Neptun — so rief er — Götter und Göttinnen, die ihr die Meere bewohnet, o seid meinem kühnen Unternehmen gewogen! Nicht Trotz, nicht sträflicher Stolz, nein Liebe, die ein Gott in meinen Busen legte und tugendhaftes Verlangen, auf gefährlichem Wege Nothleidenden Hülfe zu bringen, hat mich zu so kühnem Unternehmen befeuert. Laßt, o laßt glücklich mich jenes Ufer erreichen, und du, der diese Liebe entflammt hat, verlaß, o verlaß mich jetzt nicht, du hast zuerst den kühnen Gedanken in mein Gemüthe gelegt!“

Plötzlich, als er noch sprach, ließ Amor aus seinem Nachen einen hohen Stab empor wachsen, von dessen oberster Spitze Blumenkränze in der Luft gegen der Insel hinflogen; denn er hatte den Zephyren befohlen, in die Blumenkränze zu wehen und vom Ufer her die Wellen gegen das Hintertheil des Nachens zu schlagen; andere mußten vor ihm her die Wellen zertheilen und den flüssigen Weg ebnen, und andern befahl er, den Jüngling bei seiner Arbeit zu kühlen. Jetzt sah es der Jüngling mit heiligem Erstaunen, daß ein Gott ihm beistehe und stieß voll hohen Muthes vom Ufer, und Amor flog, ihm unsichtbar, hoch über seinem Nachen vor ihm her. Aus der Tiefe herauf und von fernen Ufern kamen die Tritonen, die Söhne des Neptun, und schilfbekränzte Töchter des Nereus; in plätschernden Spielen schwammen sie in weitem Kreise um ihn her, in freudigem Erstaunen über den kühnen Sterblichen, der zuerst es wagte, in kleinem Schiffe dem weiten Meer sich zu vertrauen. „O sei beglückt! — so sangen sie — gefahrlos sei deine Reise, kühner Jüngling! Dich wird die Liebe belohnen, sie, die so erfindsam dich macht, so kühn, in kleiner Schale des gehöhlten Stammes auf die Fluthen des Meeres dich zu wagen. Wie schön schwimmst du daher, mit flatternden Blumenkränzen auf schimmernden Wellen daher, wie der majestätische Schwan mit künstlich lenkenden Füßen. Zwar Amor fliegt vor dir; der muß glücklich sein, den die Liebe in ihren Schutz nimmt! Empfangt ihn unverletzt, ihr Schatten der Insel! Dort soll er den

Lohn, den süßesten Lohn der kühnen Erfindung empfangen. Wir sehen, o wir sehen in der Zukunft deine verbesserte Kunst! Nationen decken mit Fahrzeugen den Ocean und schwimmen zu fernen Nationen; Völker, ungleich an Sitten, durch ganze Meere gesöndert, empfangen sich erstaunt am friedsamen Ufer; sie holen und bringen sich fremde Schätze und Ueberfluß und Wissenschaft und neue Künste. Auf unwirthbaren Meeren findet dann der Schiffer den ungepfadeten Weg und schwimmt auf unermeßlicher Tiefe. Er trotzet kühn dem tobenden Sturm, wenn Himmel und Meer wüthen und ungeheure Wellen mit seinem Fahrzeug spielen. So kühn und erfindsam ist Prometheus Geschlecht; Feuer der Götter lodert in ihrem Busen und drohende Gefahr befeuert den unaufhaltsamen Muth."

So sangen die Nymphen und Meergötter in plätscherndem Tanz um den Nachen her, andere bliesen auf ihrem Muschelhorn harmonisch zum Lied. So schwamm er glücklich dahin und glücklich kam er ans Ufer, das mit hüpfenden Schatten und lieblicher Kühlung ihn empfing; jetzt sprang er freudig aus dem Nachen und zog ihn ans sichere Ufer; dann dankte er den Göttern, die so gnädig sein kühnes Unternehmen schützten. Voll froher Hoffnung irrte er jetzt durch den Schatten der Insel, auf jedem Fußtritt sah er entzückt die Spuren arbeitender Hände, sah Feigen-, Apfel- und Birnbäume in fruchtreiche Reihen gepflanzt; Reben waren von einem zum andern gezogen, mit Trauben behangenen Armen: Jasminen und Myrthen-Gesträuche waren hier und da in schattige Lauben gewölbt, ein klarer Bach war von einer zur andern durch wölbende Schatten geleitet, sein Ufer mit mannigfaltigen Blumen bekränzt. So irrte er forschend im Schatten. Indeß saß Melida bei ihrer Mutter in der Hütte, stumm ihren Kopf auf den Busen gebogen, saß sie lange da; da sprach Semira: „Wie, immer staunest du, mein Kind! Was staunest du, geliebte Melida?"

Ihr erwiderte Melida und Thränen flogen in ihre Augen: „Ach! ich staune, ich kann's nicht nennen, warum ich staune; ich weiß nicht, warum mein Herz pocht, ich weiß nicht, was so schwer auf meinem Busen liegt, das mich unglücklich macht, unglücklicher als alle andern Geschöpfe."

„Wie, meine Melida! so antwortete die kummervolle Mutter, wie unglücklich? Deine wunderbaren Einbildungen machen dich unglücklich. Was fehlt dir? Wachsen nicht alle deine Gewächse gesund empor? Was du unternimmst, das gelingt dir: deine Lauben kleiden sich mit den lieblichsten Schatten, um dich zu empfangen, die Bäume, die du pflanzest, sind alle die schönsten; sonst war deine Heerde dein

angenehmstes Geschäft, und jedes Geschöpf dieser Insel sucht mit freundlichem Betragen dich zu erfreuen."

„Ja, sprach Melida und weinte, ach ja! Ehedem war Alles Freude um mich her, aber sie ist nirgends mehr; der Schatten dient nur, meinen Kummer zu nähren. Bei allen Gewächsen fand ich sonst Freude, sie duftete mir aus jeder Blume zu, aber ach! auf der ganzen Insel hat sie für mich verblüht, und die lebenden Geschöpfe, ach! sie sind alle glücklicher als ich. Seh' ich auf den Wipfeln die Vögel, wie sie sich sammeln und froh sind und singen; seh' ich meine Schafe, wie sie im Schatten sich sammeln und mit frohen Sprüngen sich ihrer Gesellschaft freuen oder zufrieden eines an des andern wolligter Seite ruhen, dann kann ich den traurigen Wünschen nicht wehren — — —

Semira unterbrach ihre Rede: „Aber wie, immer die alte Klage, unzufriedenes Mädchen! Was das für Einbildungen sind! Verlangen nach Sachen, die du nicht nennen kannst, nach Sachen, die nicht in der Natur sind. Wie, wenn ich auch murren wollte, daß dieses Meer nicht Land ist, oder daß ich nicht fliegen kann wie die Vögel, oder daß diese Bäume nicht mit mir reden? Und das wäre noch lange nicht so wunderlich."

Melida sprach: „Aber das däucht mir doch so wunderlich, so unnatürlich nicht, was ich wünsche. Warum müssen wir das allein missen, was die Thiere alle haben, und doch haben wir sonst so viel Aehnliches mit ihnen. Sie essen, sie schlafen, sie hören, sie riechen, wie wir, sie freuen sich, sie trauern, besonders wenn man sie von ihrer Gesellschaft trennt; wir haben so vieles mit ihnen gemein, warum das nicht?

„Warum das nicht? Wunderliches Mädchen! — antwortete die Mutter in unzufriednem Ton — frage die Götter, warum sie dir keine andere Gesellschaft gegeben haben, als deine Schafe und die muntern Vögel; wenn's die Götter so haben wollen, warum bist du mit dieser Gesellschaft unzufrieden?"

Furchtsam leise erwiderte Melida: „Ja, aber das Schaf freut sich nicht der Gesellschaft des Reyes und die Taube nicht der Gesellschaft der Ente; jedes freut sich nur der Gesellschaft dessen, das von seiner Gattung ist. Sind wir nicht auch eine besondere Gattung? Auch mein zahmstes Schaf freut sich mehr über seinesgleichen, als über mich."

„Aber — sprach Semira — bin nicht ich deiner Gesellschaft, von deiner Gattung und ich liebe dich mehr, als Schafe Schafe lieben können, und Vögel die Vögel ihrer Art?"

„Ja, — antwortete zärtlich Melida — ach ja, geliebteste Mutter! Aber auch du trauerst; vielleicht würdest du weniger trauern,

wenn unser mehrere wären, dann wäre die Freude mannigfaltiger. Wenn unser mehrere wären, o wie entzückend würde es sein, wenn wir mit vereinten Kräften uns bemühen würden, dich zu erfreuen. Ach! wenn auch nur eines, nur eines noch wäre! Jemand, der jede meiner kleinen Freuden mit mir theilte, der immer an meiner Seite wäre, der — — — Ach! es ist — — — mein Herz liebt dich über Alles; aber es ist, als wenn noch mehr Liebe da wäre, Liebe für etwas, das ich nicht finde und nicht kenne."

Semira seufte: „Wie sehr beunruhigt mich dein unglückliches Verlangen! Die Götter versagen's dir, weil du es zu ungestüm verlangst! Sie könnten aus jedem Baum, aus Steinen könnten sie Geschöpfe machen, wie du bist, aber — — —

Lebhaft unterbrach die Tochter ihre Rede: „Wie, aus jedem Baum, aus Steinen könnten sie das? O ihr Götter! Bei jedem Baum, auf jedem Stein will ich euch Opfer bringen; das Schönste, was jede Jahreszeit mir gibt, will ich mit unermüdetem Flehen euch opfern; — — — ja ich will" — — — Plötzlich fuhr Semira zurück. Götter! — so rief sie — was seh' ich, und stund wie eine Bildsäule da; der Jüngling war vor der Schwelle der Hütte. Eben so bestürzt: „Götter! sie ist's, rief er, sie ist's, die ich im Traume sah!"

Semira, ganz erschrocken, sah rückwärts; voll Verwirrung stand sie von ihrem Sitz auf. „Bist du einer der Olympier und willst in unsrer Wohnung uns besuchen, o so sieh' gnädig uns an, und — — Aber wie? Eben so bestürzt wie wir stehest du da an der Schwelle; wer du auch seiest, sei uns willkommen," so sprach sie. Aber der Jüngling trat in die Hütte und sprach: „O nehmet gütig mich in euere Wohnung auf, ich bin nicht vom Olymp; auf wunderbare Weise komm' ich zu euch und flehe um euere Gewogenheit euch und euern Schutz."

Melida, indeß daß sie das redeten, stand unbewegt; nur ihre Blicke eilten auf der ganzen schönen Gestalt des Jünglings umher. Jetzt sprach sie: „O die Götter haben meine Wünsche erhört, diese schöne Gestalt haben sie mir zur Gesellschaft geschaffen. Komm näher, an meine Seite komm', daß ich deine Hände berühre und deine rosenfarbenen Wangen! Aber sage mir: Wie haben dich die Götter geschaffen? O wie will ich unabläßig für die Gutthat ihnen danken! Sage mir: Was warest du erst noch? Ein Baum, ein Stein?" So sprach sie, indeß daß sie des Jünglings bebende Hand an ihre wallende Brust drückte. Jetzt seufzte der Jüngling: „Meine Geliebte! wofern ich dich so nennen darf" — — — „Mich? — sprach Melida — ach sag' es mir immer! mit Entzücken höre ich's. Ich fühle es, ich

bin glücklich, jeder meiner Wünsche ist in dir erfüllt. O fühle, fühle, wie mein Herz vor Freude pocht, meine Hand zittert in der deinen; so hab' ich noch nie mich gefreut, noch nie das empfunden!

„Götter! Wie bin ich glücklich! — rief jetzt der Jüngling — Lange schon hab' ich dich über Alles geliebt. O wie ist meine gefahrvolle Reise beglückt, wie sehr mein kühnes Unternehmen mir belohnt!" So sprach er und drückte des Mädchens Hand an seine Lippen.

„Was machst du, was fühl' ich! — sprach Melida — O ich sterbe vor Wollust! Alles gießt neues, noch nie empfundenes Entzücken in mein Herz, Alles, Alles, was du unternimmst. Aber du, du willst ja immer meine Gesellschaft sein, in allen meinen Geschäften mir beistehen und alle meine Freuden mit mir theilen?"

„Wie kann ich anders, da ich nur durch dich glücklich bin?" sprach der Jüngling.

„O geliebte Mutter! — sprach Melida — wie die Götter gütig sind, daß sie meine wunderbaren Wünsche erhören und mir dieses Geschöpf zu meiner Gesellschaft erschaffen, so liebenswürdig; siehe, Mutter, dieses schöne Geschöpf ist gleich groß mit mir, nicht klein, wie du einst unter den Rosen mich fandest."

Semira sprach jetzt: „Laßt von unserer Verwirrung uns erholen; setzt euch neben mir, und du, sei uns gesegnet, du kannst in keiner übeln Absicht zu uns kommen; erzähle uns, woher du kömmst und wie du zu unsrer einsamen Wohnung gekommen bist. Es muß etwas Wunderbares mit dir vorgegangen sein?

Sie setzten sich jetzt, Melida und der Jüngling Hand in Hand; da hub er an, seine Geschichte zu erzählen, wie ein Gott ihm im Traum die schöne Gestalt der Melida gezeigt, wie er sie geliebt habe, wie er sich hoffnungslos quälte, da das weite Meer sie trennte; wie er endlich seinen Nachen gebaut und auf einem gehöhlten Stamm mit Füßen von Holz in das Meer sich gewagt habe und unter dem Beistand der Götter an dieses Ufer gelangt sei.

Ganz erstaunt hörten sie die wunderbare Geschichte; da sprach Semira: „Die Götter haben dir's in den Sinn gelegt, die gefahrvolle Reise auf den Wellen des Meeres zu thun. O sei uns gesegnet! und den Göttern will ich Dankopfer bringen; sie haben zu unserm Glück dich herübergeführt und den schweren Kummer von meinem Busen gewälzt."

„Also — so sprach Melida — ist dort über dem Meer ein anderes Ufer und andere Bewohner; das hab' ich immer vermuthet und meine Mutter hat mir's immer verhehlt; aber du gehst doch in deinem gehöhlten Stamm nie wieder an jenes Ufer zurück? O bleibe

bei mir, sei einzig und allein mein! Mir däucht, ich könnte es nicht ertragen, wenn du andere Gespielen lieben würdest, wie mich. Aber sage mir: Du scheinst mir nicht ganz zu sein, was ich bin; zarte Haare wachsen um dein Kinn her, die ich nicht habe." „Das macht's, — antwortete der Jüngling — weil ich ein Mann bin und du ein Mädchen bist." „Ein Mann, — sprach Melida — das ist wunderbar, und doch könnt' ich dich nicht mehr lieben, wenn du auch ganz meinesgleichen wärest. O wie vieles hat meine Mutter mir verhehlt!"

Semira lächelte und befahl ihr von den schönsten Früchten die Abendmahlzeit zu rüsten. Sie ging, der Jüngling mußte mit ihr, die schönsten Früchte zu brechen. Unvermerkt, da sie unter öftern Umarmungen und zärtlichen Gesprächen, der Früchte, die sie suchten, vergaßen, verirrten sie dahin, wo der Nachen am Ufer stand. „Siehe, sprach der Jüngling, siehe, meine Geliebte! da steht der Stamm am Ufer, der mich über die Wellen des Meeres hin in deine Umarmung gebracht hat." Schnell, voll froher Bewunderung lief sie dahin. „O wunderbare Erfindung! — so rief sie — o Kühnheit, in solchem Gefässe dem weiten Meer sich zu vertrauen, das Nichts ist im Meer, ein Spiel der Wellen, wie das fliegende Blatt einer Blüthe ein Spiel des sanftesten Windes in der Luft ist; und Liebe zu mir gab dir den kühnen Muth! O mein Geliebter! Wie, ach wie kann ich deine Liebe dir danken! Aber sage mir: Was ist das, an beiden Seiten befestigt? Gewiß, das sind die Füße von Holz, mit denen du, wie der Schwan, deine Reise gelenkt hast! O sei mir willkommen, gehöhlter Stamm! Sei mir willkommen, du Fremdling von fernem Ufer! Mir schöner, wie du schmucklos da liegest, als jeder andere in der schönsten Frühlingszierde! Gesegnet sei der Ort, den du beschattet hast! Gesegnet die Gebeine dessen, der dich gepflanzt hat! Der Frühling gieße alle seine Schönheiten dahin, wo er ruhet! Aber du, mein Geliebter! so sprach sie und eine zärtliche Thräne floß von ihrem Auge, da sie den Jüngling umarmend es sprach: O ich beschwöre, bei allen Göttern beschwör' ich dich, verlaß mich nicht, steige nie wieder in den hohlen Stamm, dieses Ufer zu verlassen! Thust du es, dann müssen die erzürnten Wellen zurück dich in meine Umarmung, zu meinen zärtlichsten Klagen über deine Untreue zurück dich treiben!"

„O meine Geliebte! — sprach der Jüngling und küßte zärtlich die Thräne von ihren Wangen — wie ungerecht ist deine Sorge! Mich müsse die erste Welle in den Abgrund verschlingen, so bald ich in der abscheuwürdigen Absicht dieses Ufer verlasse! Aber wie könnt' ich, da, du über alles Geliebte, wie könnt' ich, da bei dir allein mein Glück, bei dir allein alle meine Freuden wohnen? An diesem glück-

lichen Ufer will ich zwei Altäre bauen, der schönen Venus einen und ihrem mächtigen Sohn, denn er hat die unauslöschliche Liebe in meinen Busen gelegt und den kühnen Entschluß; der andere sei dem Gott des Meeres heilig, der auf dem Rücken der Wellen mich beschützte."

Aber jetzt gingen sie in die Hütte zurück und stellten in reinlichen Körbchen die Früchte auf den Tisch. Bei frohen Gesprächen kam da die Nacht und Amor führte unsichtbar sie in eine duftende Laube von Jasmin und Rosen; eine sanfte Quelle rieselte an ihrer Seite. Liebesgötter spielten durch die Ranken der Laube und sanfte Winde flatterten mit wohlriechenden Flügeln um die Liebenden her.

Ihre Enkel vervollkommneten die Kunst das Meer zu beschiffen. Am Ufer der Insel bauten sie eine volkreiche Stadt und hießen sie Cythera; hohe Thürme und Tempel warfen ihren Schimmer weit in das lakonische Meer; der schönste von allen war der Liebe geheiligt, mit gedoppeltem Kreis von hohen Säulen umgeben; Glück und Ueberfluß wohnten in diesen Mauern und die reichbeladenen Schiffe des Oceans sammelten sich in ihrem sichern Hafen.

Der Tod Abels.

Aus dem 4. Gesang.

Noch sank der nächtliche Thau, noch schwiegen die schlummernden Vögel, noch ruhete Nacht im Thal und blasse Dämmerung auf den Stirnen der Berge; da ging Kain schon aus seiner Hütte melancholisch daher. Mehala[1] hatte in den nächtlichen Stunden, unbewußt, daß er sie behorcht, über ihn geweint und mit gerungenen Händen für ihn gebetet. Da ging er aus der Hütte und murmelte so vor sich her (seine Stimme tönte in der einsamen, stummen Morgendämmerung, wie ein ferner Donner):

„Häßliche Nacht! Was für schwarze Bilder schwebten um mich her! Schrecken auf Schrecken. Doch hatte da meine Einbildungskraft geruhet, die Träume waren verschwunden, ruhig hatte ich geschlummert, da hat ihr Schluchzen, ihr Jammern mich geweckt. Ha! muß ich denn nur zum Jammer erwachen? Muß er mir denn auch nicht eine Stunde der Ruhe übrig lassen? Was weinte sie? Ueber mich; und doch weiß sie das verworfene Opfer nicht. O dies Weinen, dies Seufzen über mich, dies Winseln! ich konnte es nicht ertragen; es

[1]) Kains Gattin.

hat mir jetzt schon die Ruhe des ganzen kommenden Tages geraubt! Beifallendes Lächeln begleitet immer jede, auch die niedrigste That meines Bruders, wenn melancholische Trauer mich aller Orten verfolgt. Mehala! ich liebe dich, wie mich selbst lieb' ich dich; o warum mußt du die wenigen Stunden meiner Ruhe mir verbittern?" ....

.... Anamelech[1] hatte seinen einsamen Fußtritt verfolgt und stand jetzt neben ihm. Tiefer Schlaf hat über seine Augen sich ausgebreitet, so sprach er, und jetzt will ich an seine Seite mich legen und mein Vorhaben befördernde Träume in seiner Einbildungskraft schildern. Witz und du, Einbildungskraft, stehet jetzt in eurer ganzen Stärke mir bei; sucht jedes Bild auf, das hilft, den nagenden Neid, wüthenden Zorn und jede quälende Leidenschaft zum schrecklich tobenden Tumult in seiner Seele aufzudonnern!" So sprach der Verworfene und schmiegte sich an seiner Seite hin. Als er sich hinlegte, da ging ein wildes Geräusche durch die Wipfel und ein brüllender Wind durchwühlte die Gebüsche und schlug die Haarlocken um Kains Stirn und Wangen. Aber umsonst heulten die Gebüsche, umsonst schlugen seine Locken Stirn und Wangen, der Schlaf hatte zu schwer auf seine Augen sich gelegt.

Der Träumende sah jetzt ein weit ausgebreitetes Feld mit einsamen Hütten bedeckt, wo einfältige Armuth wohnte, und seine Söhne und ihre Kinder, auf dem Felde zerstreut, achteten die mittägliche Sonne nicht, die ihre brennenden Strahlen auf ihre braunen Nacken hinstreute; mit ermüdender Arbeit sammelten sie theils ihre Armuth, oder umgruben die rauhe Erde zur neuen Saat, oder gebückt, mit wunden Händen rissen sie das dornige Unkraut aus, das um ihre Feldfrüchte sich schlang und heißhungrig ihnen die nährenden Säfte stahl, indeß daß ihre Weiber in den Hütten die Armuth der Wirthschaft und die übel bestellte Tafel besorgten. Eliel, der erste von seinen Söhnen, (der Träumende kannte sein Gesicht und seine Geberde) hub ächzend eine schwere Last von dem Feld auf die Schulter; Schweiß floß vom braunen Gesicht und Unmuth saß auf der Stirne. „Wie elend ist dieses Leben! so klagt' er unter der Last hervor wie voll Mühe und Beschwerden! Wie schwer liegt der Fluch auf Kains Söhnen! Hat der, der diese Erde schuf, nach dem Fluch sie ganz aus seinem Auge verbannt? Oder sollte vielleicht der Fluch nur des Erstgebornen Kinder treffen? Dort in jenen Gefilden, die Abels Söhne

[1]) Einer der höllischen Geister, „an Stolz und Ehrgeiz nicht geringer als Satan." Derselbe hatte sich im dritten Gesang aus der Hölle erhoben und war durch die alte Nacht und das Chaos zur Erde gekommen, um den Wohnort der Menschen zu suchen und sie durch Mord zu verderben.

bewohnen (sie haben aus jenen Gegenden uns verdrängt und uns in Wildnissen zu wohnen erlaubt), dort, wo sie im wollüstigen Schatten wohnen, scheint die ganze Natur jede ihrer Schönheiten nur ihrer weichlichen Trägheit zu weihen; jeder Trost des elenden Lebens, jede sanfte Erquickung ist zu jenen Wollüstigen hinübergegangen; nur Armuth und Arbeit ist bei uns Elenden geblieben." Jetzt wankt' Eliel mit der Last auf der Schulter seiner Hütte zu. Der Träumende sah jetzt jenseits des Feldes eine blumigte Flur; klare Quellen schlängelten sich in muthwillig windendem Lauf durch dunkle Schatten gewölbter Gebüsche; oft rieselten sie bei grünen Lauben vorbei, oft zwischen langen Reihen von Bäumen; in ihren glatten Fluthen spiegelten sich Blüthen und Früchte in mannigfaltigem Glanz; oft sammelten in blumigen Ufern sie sich zum stillen beschatteten Teich; dort im zitternden Citronenhain spielten kühlende Winde und dort spreitet' ein Feigenhain den breiten Schatten auf Blumen aus. So schön war Tempe nicht, auch Gnidus nicht, wo auf glänzenden Säulen der Venustempel stand; denn da hat die gefabelte Göttin mit ihrem ganzen Gefolge geherrscht. Schneeweiße Heerden irrten im hohen Gras und mähten die duftenden Blumen weg, indeß daß der zarte Hirt mit Blumen bekränzt dem liebäugelnden Mädchen, das halb im Schatten liegt, ein sanftes Lied singt. Dort sammelten sie sich in einer hochwölbenden Laube, Jünglinge und Mädchen, wie Liebesgötter schön, schön wie die Grazien. Da stürzten die süßen Getränke tief in die Trinkschale hinunter und goldne Früchte glühten auf blumenbestreuter Tafel; indeß tönten liebliche Gesänge und sanftklingende Saiten und Flöten weit umher. Aus ihrer Mitte stund jetzt ein Jüngling auf. „Seid mir gesegnet, Geliebte! so sprach er, seid mir gesegnet und wendet euer Ohr jetzt mir zu. Zwar lachet uns die Natur und hat jede ihrer Schönheiten um unsere Wohnung gesammelt; doch fordert sie Pflege und Arbeit, zu ermüdende Arbeit für uns, die wir sanftern Geschäften uns widmen. Der Hand ist es schmerzlich das Feld zu bauen, die gewöhnt ist, die sanften Saiten der Harfe zu rühren; schwer dem zartlockigen Haupt der Sonne Hitze zu fühlen, das sonst, mit Rosen bekränzt, im kühlen Schatten ruht. Geliebte! ich will euch Gedanken vertrauen; ich glaube, mir hat sie ein Schutzengel geflüstert. Laßt uns, wenn das Dunkel der Nacht da ist, auf jenes Feld hinausgehen, wo die Ackerleute wohnen und wenn sie, von des Tages Arbeit müd, in hartem Schlaf liegen, in ihren Hütten sie überfallen und binden und dann gefangen in unsere Wohnungen führen, daß die Männer für uns dienstbar die Arbeit des Feldes verrichten und ihre Weiber und ihre Töchter euch, holde

Mädchen, in euern Kammern dienen. Aber des Nachts! Zwar sind wir an Anzahl ihnen überlegen, aber besser doch, wenn wir gefährliche Gefechte vermeiden." So sprach der Jüngling und die beifallende Schaar klatschte ihm freudig zu. Jetzt sah der Träumende das Dunkel der Nacht und hörte das Geschrei des Schreckens und des Jammers und des Triumphs gemischt von den Hütten her, die entzündet hoch empor flammten; weit umher glühete da die Nacht und seine Wellen blitzten um's erröthende Ufer. Bei der Flamme sah er seine gebundenen Söhne und ihre Weiber und ihre Kinder, wie eine brüllende Heerde vor Abels Söhne dahergehen.

So träumte Kain und bebte im Schlaf, als Abel, der in dem vom Felsen hangenden Busch ihn gefunden hatte, vor ihm stand; er sah mit Augen voll Liebe auf ihn und sprach mit sanft flüsternder Stimme: „O daß du bald erwachtest, Bruder, daß mein liebevolles Herz seine Empfindungen dir sagen, daß meine Arme dich umschlingen könnten! Aber still, mein Verlangen, still ihr Winde im Gebüsche, singet nicht zu nahe, ihr Vögel, daß die erquickende Ruh' ihn nicht verlasse, wenn seine müden Glieder vielleicht noch ihres Einflusses bedürfen! Aber — — — wie er blaß daliegt — — — unruhig, — — — Zorn sitzt auf seiner Stirne. Warum beunruhigt ihr ihn, o schreckende Träume! Laßt seine Seele in Ruhe; kommt, ihr angenehmen Bilder von sanften häuslichen Geschäften und zärtlicher Umarmung und allem was schön ist in der Seele und lachend in der ganzen Natur; erfüllet seine Einbildungskraft mit Heiterkeit und Wonne, wie einen Frühlingstag, daß Freude auf seiner Stirne lache und wenn er erwacht, Lobgesänge von seinen Lippen fliegen." Als er so sprach, sah er mit Augen voll zärtlicher Liebe und mit bangem Erwarten auf seinen Bruder.

Wie ein zottiger Löwe, der an einem Felsen im Schatten schläft (der bange Wandrer geht leise weit neben ihm vorüber, denn Gefahr drohet aus der Mähne hervor, die des Schlafenden Stirne deckt), wie der, wenn er plötzlich die tiefe Wunde des schnell fliegenden Pfeiles in seiner Huft empfindet, mit tobendem Gebrüll schnell aufspringt und wüthend seinen Feind sucht und ein unschuldiges Kind zerreißt, das nicht weit mit Blumen im Grase spielt, eben so sprang Kain plötzlich vom Schlaf auf, schäumend; vor seiner Stirne saß tobende Wuth, wie ein schwarzes Gewitter; er stampfte wider die Erde: „Oeffne dich, Erde! so rief er, und verschlinge mich, verschlinge mich tief in den Abgrund! Ich bin elend, und, o, schreckliches Gesicht! meine Kinder sind elend! Doch, du wirst dich nicht öffnen, vergebens fleh' ich; er, der allmächtige Rächer wird dir's verbieten.

Ich muß elend sein, das will er, und mit allen Schrecknissen mich zu verfolgen, zieht er den Vorhang weg und läßt mich in die Hölle der Zukunft hinaussehen. Verflucht, verflucht sei jene Stunde, da meine Mutter das erste Mal mit Schmerzen gebar! Verflucht die Stätte, wo sie in Geburtsschmerzen dahinsank! Was über ihr steht, verderbe, und der da pflanzen will, der habe die Mühe und den zerstreuten Saamen verloren, und wer vorübergeht, dem soll ein Schrecken durch die Gebeine beben!"

So fluchte der Elende, als Abel, blaß wie in der Todesstunde, mit wankendem Schritt näher trat: „Geliebter! so stammelte er, aber nein — — — o! — — — ich bebe — — — einer der verworfnen Empörer, die Gottes Donner vom Himmel stürzte, trägt trügend seine Gestalt und lästert! — — -- Wo ist mein Bruder? Ach! ich entfliehe! wo bist du, mein Bruder, daß ich dich segne?"

„Hier ist er! so donnerte Kain, hier! Du lächelnder, freudenthränender Liebling des Rächers und der ganzen Natur, du, dessen Nattergezücht einst allein in der Welt glücklich sein wird! Allein — — — und warum nicht? Billig mußte die Mutter einen gebären, der der gesegneten Schaar dienstbare Aufwärter erzeugte; Lastthiere, damit die gesegnete Schaar die der Wollust gewidmeten Kräfte nicht durch harte Arbeit verzehrte! Ha! eine Hölle lodert in meinem Busen mit allen ihren Qualen!"

„Kain! mein Bruder! sprach Abel, (banges Erstaunen und zärtliche Liebe faßen in seinem Gesichte,) was für ein häßlicher Traum hat dich getäuscht? Geliebter! Ich kam mit dem Morgenroth dich zu suchen, dich zu umarmen, mit dem kommenden Tage dich zu segnen. Aber, o was für ein Gewitter tobet um dich her! wie unfreundlich empfängst du meine zärtliche Liebe! Wann — — — ach! wann werden einst die seligen Tage, die Tage voll Wonne heraufgehen, da Friede unter uns ist, und harmlose, ungestörte Liebe die sanfte Ruh' in der Seele und jede lächelnde Freude wieder aufblühen läßt, jene Tage, denen der bekümmerte Vater so sehnlich entgegenseufzet und die zärtliche Mutter? O Kain, Kain! wie trittst du wüthend die Freuden zu Boden, mit denen du da uns betrogest, da als ich entzückt in deiner Umarmung weinte! Hab' ich dich beleidigt, mein Bruder! unwissend dich beleidigt, — — dann — — bei Allem, was heilig ist, beschwör' ich dich, tritt aus dem tobenden Gewitter hervor, verzeihe mir und laß mich dich umarmen!" So sprach Abel, trat näher und wollte flehend des Bruders Knie umfassen; aber Kain sprang zurück — — — „Ha Schlange! — — — Du willst mich umwinden!" so rief er, hub wüthend den Arm und schwang die Keule

durch die heulende Luft auf Abels Haupt; der Unschuldige sank vor ihm hin mit zerschmettertem Schädel, blickt' mit Verzeihung im starrenden Auge noch einmal ihn an und starb; sein Blut floß durch die goldnen Locken an des Mörders Füße.

Kain stand in betäubendem Schrecken todtblaß, kalter Schweiß umfloß die bebenden Glieder; er sah des Erschlagenen letzte krampfige Bewegung und das rinnende, zu ihm aufrauchende Blut. „Verfluchter Schlag! rief er, Bruder! — — erwache — — — erwache Bruder! Wie blaß ist sein Gesicht! wie starr sein Auge! wie das Blut um sein Haupt hinfließt! — — — Ich Elender! — — — O was ahnt mir! — — — Höllische Schrecken!" So brüllt' er und warf wüthend die blutbespritzte Keule weit weg, und schlug die starke Faust wider seine Stirne. Jetzt wankte er zum Erschlagenen hin und wollte ihn von der Erde aufheben: „Abel! — — — Bruder! — — — erwache! Ha! — — — Höllenangst faßt mich! wie sein bluttriefendes Haupt hängt! wie ohnmächtig! — — — Tod — — — — O Hölle, er ist todt! Ich will fliehen! Eilet, wankende Kniee!" So brüllt' er und floh in's nahe Gebüsche!

Triumphirend stand der Verführer jetzt über dem Erschlagenen, in frohlockendem Stolz bäumt' er sich hoch auf, hoch und fürchterlich. So fürchterlich hebt sich die schwarze Säule von Rauch hoch über den Aschenhaufen der einsamen Hütte, deren Bewohner auf dem Felde ruhig arbeiteten, indeß daß die Flamme jede häusliche Bequemlichkeit, ihren ganzen Reichthum verzehrte. So stand Anamelech und sah mit höllischem Lächeln dem Fliehenden nach und dann auf die Leiche hin, und jetzt rief er: „Ha! süßer Anblick, sei mir gegrüßt! sei mir gegrüßt, du erstes Blut des Sünders, das die Erde verschlingt! So vergnügt hab' ich, ehe es dem Donnerer gelang, uns aus dem Himmel zu stürzen, die heiligen Quellen nie rieseln gesehen; so lieblich haben mir die Töne der Harfen lobsingender Erzengel nie getönt, wie dies Röcheln, dies letzte Seufzen des Sterbenden mir getönt hat. Du erhabener Bewohner der neuen Schöpfung, du herrliches, letztes Meisterstück aus des Schaffenden Hand, wie lächerlich du da liegst! Steh' auf, schöner Jüngling, Freund der Engel! Steh' auf, sei nicht so träg' im sclavischen Dienste des Anbetens und des Hinknieens! Aber, er regt sich nicht, sein eigener Bruder hat so unsanft ihn hingelegt. So will ich durch Thaten aus der Dunkelheit mich empor schwingen, durch Thaten, die Satan selbst beneiden soll!" — — —

Noch einmal wollte er in stolzem Triumph auf den Erschlagenen niedersehen; aber der Verzweiflung häßliche Züge zerrissen schnell das werdende höhnische Lächeln und den Stolz auf der Stirne. Der

Herr befahl den Schrecken der Hölle, über ihn zu kommen, und ein Meer von Qualen stürzte sich auf ihn. Da flucht' er der Stunde, in der er ward, fluchte der qualvollen Ewigkeit und floh.

J. K. Lavater.

Johann Kaspar Lavater, der Sohn eines Arztes zu Zürich, wurde den 15. Nov. 1741 geboren. Seine Mutter, von welcher er die hervorstechendsten Eigenschaften seines Geistes, große Einbildungskraft, unersättliche Neu- und Wißbegierde, pedantische Gewissenhaftigkeit, die Sucht Pläne zu machen und sie hartnäckig durchzuführen, sowie (bei aller Ehrbarkeit) eine gewisse Eitelkeit, nach eigener Aussage[1] geerbt hatte, übte auf den Sohn eine vielleicht zu strenge Zucht aus, so daß der ohnehin schwächliche Knabe schüchtern, unbeholfen und verschlossen wurde, frühe seine Richtung zu Gott nahm und im Gebete sich wohl fühlte. In den untern Schulen machte er nur wenig Fortschritte; bemerklicher wurden diese in den obern, wo er Bodmer und Breitinger zu Lehrern hatte. Indessen drang er auch hier nicht tief in den Geist der Klassiker ein und schon im 18. Jahre erklärte er seinen Lehrern, daß die Philosophie ihm keine Glückseligkeit gewähre, die er nicht besser durch die heilige Schrift erreichen könne. Jetzt schon war er unermüdlich, den Seelenzustand seiner selbst und Anderer mit pedantischer Gewissenhaftigkeit zu beobachten und drückte sich mit viel Redeseligkeit gegen seine Freunde über Alles aus, was in seinem und ihrem Innern vorging. Das Studium der Theologie wurde von Lavater als reinste Herzenssache betrieben; es war ihm Bedürfniß, allezeit sich und Andere zur Frömmigkeit zu ermuntern. Für Geschichte, biblische Kritik und die philosophische Zucht des Gedankens hatte er wenig Sinn, wenn er auch den Einfluß der Bodmer'schen Schule nicht verläugnen konnte. Er strebte heraus in's Leben der Gegenwart, und der bezaubernde Eindruck seiner Persönlichkeit, die Macht seines rednerischen Pathos wie sein von Liebe und Wohlwollen überströmendes Gemüth berechtigten

[1] In seiner von Georg Geßner verfaßten Biographie, worin Lavater die ersten fünfzehn Jahre seines Lebens selbst beschrieben hat. Zur tiefern Charakteristik Lavaters dienen namentlich auch die von Hegner herausgegebenen Briefe.

ihn allerdings vor vielen Andern thatkräftig in die Massen einzugreifen und seiner Zeit bis auf einen gewissen Grad den Stempel seines Geistes aufzuprägen.

Die kühne Entschlossenheit, womit der kaum Ordinirte den ungerechten Landvogt Grebel entlarvte, sicherte dem jungen Manne die Sympathien aller Redlichdenkenden in der Schweiz wie im Auslande. Nach dieser gewagten That machte Lavater mit seinem Freunde Heinrich Füeßli (dem nachmaligen berühmten Maler, der die Theologie mit der Kunst vertauschte) und Felix Heß eine Reise nach Deutschland, gewann in Leipzig die Freundschaft Zollikofer's, Gellert's und Oeser's und lernte in Berlin Sack, Dietrich, Mendelssohn und Ramler kennen. Sein eigentlicher Zweck war indessen ein längerer Aufenthalt bei Spalding in dem Städtchen Barth in Pommern, der einen nachhaltigen, höchst fördernden Einfluß auf die noch bildsame Seele des Jünglings ausübte. Auf der Rückreise machte Lavater in Quedlinburg Klopstock's persönliche Bekanntschaft, dessen schwungvolle Manier in der Schreibart er früher schon nachgeahmt hatte und nun völlig und für immer annahm.

Lavater blieb nach seiner Rückkehr mehrere Jahre ohne öffentliche Anstellung. Er verheirathete sich, gründete 1765 eine religiöse Wochenschrift betitelt „Der Erinnerer", worin er seine ersten Poesien niederlegte. Sein Eintritt in die aus lauter edlen Patrioten bestehende helvetische Gesellschaft zu Schinznach[1] veranlaßte die Entstehung seiner „Schweizerlieder", die er nach Bernhard Tscharner's „Historie der Eidgenossen" in vierzehn Tagen dichtete, mit dem Zweck, durch dieselben den vaterländischen Sinn im Volke zu beleben, was ihm auch in hohem Grade gelang.

Da wir es hier nur mit Lavater dem Dichter zu thun haben, so liegt eine genauere Darlegung seiner theologischen und philosophischen Entwicklung außerhalb unseres Zweckes. Wir beschränken uns in dieser Beziehung darauf, auf zwei Würdigungen der Wirksamkeit und des Einflusses dieses seltenen Mannes hinzuweisen, von denen die eine[2] mit Liebe mehr die Vorzüge Lavater's zeichnet und seiner

[1]) Wir nehmen hier Veranlassung, auf das kulturhistorische Werk „Die helvetische Gesellschaft" von Carl Morell hinzuweisen, worin der höchst bedeutende Einfluß dieser Gesellschaft auf die Entwicklung der politischen und sozialen Zustände der Schweiz nach allen Seiten aus den Quellen aufgezeigt wird. In unserer Charakteristik der schweiz. Literatur werden wir auf dieses gediegene Buch zurückkommen.

[2]) J. C. Mörikofer, die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts, pag. 322—400.

erweckenden Vielthätigkeit nach allen Seiten gerecht zu werden versucht, während die andere[1] (ein Meisterstück literar-historischer Kritik) mehr seine Blößen aufzeigt und dieselben von absolutem Standpunkte aus mit der Schärfe des philosophischen Gedankens und des gesunden Menschenverstandes richtet.

Lavater's erste bedeutendere Schriften sind die „Aussichten in die Ewigkeit" (1768—1773); ferner „Geheimes Tagbuch eines Beobachters seiner selbst" (1771), worin er sich als strengen Beobachter der innern Seelenzustände kund gibt, während er in den „Physiognomischen Fragmenten" (1775—1778, in 4 großen Quartbänden) die äußere Erscheinung des Menschen als einen Spiegel der Seele auffaßte und weniger durch philosophische Gründe als mit der ihm eigenen Divination ein System der Physiognomik zu begründen versuchte, von dem er sich den großartigsten Erfolg rücksichtlich der Beförderung von Menschenkenntniß und Menschenliebe versprach. Diese und seine spätern zahlreichen Schriften verwickelten ihn in dogmatische Streitigkeiten mit Nicolai, Semler und Reinhold (abgesehen davon, daß er auch in Zürich früh mit seinen christologischen Ideen auf Widerstand stieß) forderten den Spott Lichtenberg's und Joh. Jak. Hottinger's heraus und raubten ihm endlich auch die Sympathien seiner geistvollsten Freunde, Herder's und Göthe's. Hauptsächlich war es der Glaube, daß die Geistes- und Wundergaben des apostolischen Zeitalters nicht erloschen seien, sein Hang zu mysteriösen Erfahrungen und Erscheinungen (der übrigens in der ganzen Zeit lag) die schwärmerische Unbesonnenheit, womit er solcherlei „Wunder" bei Gaßner, Cagliostro u. A. als Thatsachen annahm oder voraussetzte, was mehr und mehr die Vernünftigen von ihm entfernte, während ihm selber seine gewissermaßen theosophische Weltanschauung schon vom 40. Jahre an sich der Art krystallisirte, daß er über dieselbe später nie mehr hinaus kam. Aber Lavater hatte bei all seinen Eigenthümlichkeiten, Kleinlichkeiten und Sonderbarkeiten etwas Großes an sich, das selbst Gegner, wie Reinhold, als etwas Außerordentliches bezeichneten und anerkannten. Der Letztere schreibt ihm „Orthodoxie und Aufklärung, die festeste Anhänglichkeit an ein System mit der sanftesten Schonung aller übrigen, den feurigsten Bekehrungseifer mit der uneingeschränktesten Duldung, den entschiedensten Wunderglauben mit der bedächtlichsten Ueberzeugung, die verworrensten Begriffe von übernatürlichen Gnadenwirkungen mit den

[1] Neuere Schriften der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von G. G. Gervinus, pag. 276—308.

hellsten psychologischen Einsichten, theologischen Haß neben philosophischer Liebe der Natur" zu. Wenn loyale Gegner dem berühmten Zürchertheologen solche Zugeständnisse machten, so kann es nicht auffallen, daß Lavaters Freunde und Verehrer mit enthusiastischer Verehrung an seinem liebevollen Herzen hingen und seines Lobes nicht satt werden konnten.

Gewiß ist, daß Lavater mit einer allerdings sehr scharf ausgeprägten christlichen Ueberzeugung den freiesten Liberalismus und die größte Humanität verband und daß er, obgleich von Haus aus dem Aetherischen und Ueberirdischen zugewandt, wie kein Anderer als ideenreicher Denker, als Prediger, Bürger, Volksmann und Freund und Berather von Tausenden mächtig und wohlthätig in's Leben seiner Zeit eingegriffen hat. Mit dem Kosmopolitismus Zimmermann's, Herder's und Göthe's, „die mit Geringschätzung auf das Nationalgefühl hinschauten und sich des humanen Weltbürgerthums des deutschen Volkes freuten," wollte er als ächter Schweizer nichts zu schaffen haben.[1] Als Schriftsteller konnte er nie Anspruch auf einen hohen Rang im Kreise der Mitstrebenden machen, weder in seinen prosaischen Schriften noch in seinen Dichtungen, obschon er sich zum Dichter, um der Leichtigkeit des Ausdruck willen, die ihm eigen war, vorzüglich befähigt glaubte und bis an sein Ende aus innerer Nöthigung dichtete. Seine Kraft lag in seiner anregenden, praktischen Wirksamkeit. Zum Schriftsteller fehlte ihm die Gedrungenheit des Styls, die ruhige Klarheit des Gedankens und die Geduld der genauern Ausarbeitung, welche seinen Geisteswerken hätten Dauer geben können; zum Dichter mangelte ihm außerdem die Einsicht, daß nicht bloß die stoffliche Wirkung, sondern erst die künstlerische Erfassung und Behandlung eines Gegenstandes demselben eine poetische Bedeutung verleihen.

Lavater hatte mit großem Interesse den Ausbruch der französischen Revolution verfolgt und sich günstig für dieselbe ausgesprochen. Später widersetzte er sich dem französischen Raub- und Bedrückungssystem in der Schweiz in Wort und Schrift, wurde auf kurze Zeit von der helvetischen Regierung deportirt und bald nach seiner Rückkehr auf öffentlicher Straße von jenem langsam tödtenden Schuß eines französischen Soldaten getroffen, der seinem reichen Leben 1801 ein schmerzvolles Ende machte. —

Auserlesene Psalmen. 1765.
Schweizerlieder von J. K. Lavater, 1766. (Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage, Zürich bei David Bürkli 1788.)

[1]) Vgl. Mörikofer a. a. O. pag. 382.

Zweihundert christliche Lieder. 1771—1780.
Abraham und Isaak, ein religiöses Drama 1776.
Adam. 1779 (Fragment).
Poesien. 1781. (Zwei Bände Gelegenheitsgedichte, den Freunden des Verfassers gewidmet, in reimfreien Versen.)
Vermischte gereimte Gedichte. 1766—1785.
Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn, 1780. (Eine Paraphrase der Offenbarung des Johannes, in Herametern.) Mit Vignetten von Chodowiecki.
Jesus Messias, oder die Evangelien- und Apostelgeschichte in Gesängen. 1783—1786.
Das menschliche Herz 1789. (Ein Lehrgedicht in Jamben.)
Joseph von Arimathea. 1791. (In achtfüssigen Jamben.)

Lavaters gesammte poetische Thätigkeit hat eine sittlich-praktische Grundlage. „Was nicht gut ist, ist nicht schön", — diesem Satze hat er den ästhetischen Geschmack mit Allem, was daran hängt, „die Reinigkeit des Styls und der Mundart, die Anlagen des Planes, die höchste poetische Schönheit jeder einzelnen Stelle u. s. w." (wie er selber in der Vorrede zu den „Schweizerliedern" sagt) zum Opfer gebracht; „denn die Dichtkunst (meint er) ist doch um Wahrheit, Tugend und Patriotismus willen da, und nicht die letztern um der Dichtkunst willen, was auch einige Theorien der Dichtkunst und einige Kunstrichter in Deutschland davon glauben oder lehren mögen." So sieht er den Hauptzweck seiner „Schweizerlieder" darin, „häusliche und bürgerliche Tugenden unter den Eidgenossen wieder herzustellen oder fortzupflanzen". Wie schon gesagt, dieser Zweck wurde erreicht; die Lieder erlebten viele Auflagen, wurden überall mit Begeisterung gesungen, drangen bis zur französischen Revolution tief in's schweizerische Volksleben ein und bildeten im vorigen Jahrhundert bis in das unsrige hinüber neben den poetischen Büchern des alten Testamentes die poetische Hauptnahrung des Schweizervolkes, wie sie auch neben den Psalmen den Hauptstoff des Volksgesanges bildeten.[1] Sie verdrängten einerseits die gereimten Zoten und klingenden Unfläthereien, anderseits die beim Weinkruge gebrüllten und dadurch entweihten Kirchenpsalmen. Während das erste Buch derselben unter dem Titel „Historische Lieder" die Großthaten unserer Väter zum Gegenstande hat, geht das zweite Buch („patriotische Lieder") unmittelbar auf die faulen Zustände jener Zeiten ein und bekämpft dieselben mit geharnischten Worten. Die Lieder des zweiten Buches wurden schon von der zeitgenössischen Kritik in poetischer Hinsicht als weit hinter den historischen Liedern zurückstehend befunden; denn während hier die künstlerische Form

[1]) Morell, a. a. O. pag. 307 ff.

beinahe ganz in der moralischen Tendenz aufgeht, kann man nicht umhin, den bessern historischen Liedern, wenn sie auch da und dort an wortreicher Deklamation und greller Malerei leiden („Knirsch' immer du Tyrannenzahn" „der Schweizerfeldposaunenschall", „So dacht' ein Patriotenklee" u. dgl.) einen kräftigen Ton, eine kernhafte, patriotische Gesinnung, Anschaulichkeit der Darstellung und eine prägnante Kürze des Styls zuzugestehen, die sich nicht selten zum ächt poetischen Ausdruck steigert.

Lavaters religiöse Poesie hat bei Mörikofer[1] eine ziemlich einläßliche und billige Beurtheilung gefunden. Wir erlauben uns, aus derselben Dasjenige hier zusammen zu fassen, was zur Charakteristik des Dichters auf diesem Gebiete nothwendig ist.

„Lavater, sagt Mörikofer, fühlte sich zum Dichter geboren. Er versuchte sich in allen Dichtungsarten. Tiefes, lebendiges Gefühl, glühende Einbildungskraft, Reichthum und Geschmeidigkeit der Sprache standen ihm in hohem Maße zu Gebote. Aber er ist gewöhnlich mehr Redner als Dichter; es fehlt ihm das Geschick, seine Bilder ruhig zusammen zu fassen und künstlerisch zu ordnen, und sich im Strome seiner Empfindungen zu zügeln. Fortgezogen vom Flusse seiner poetischen Wortfülle, verliert er sich häufig in eine Breite, die ermattet und erkältet. Aber als lyrischer und didaktischer Dichter gab er einer ehrenwerthen Zahl seiner Gedichte durch tiefe Wahrheit und Hoheit der Gesinnung, sowie durch die Weisheit und Kraft, womit er die Falten des Menschenherzens eröffnet, bleibenden Werth."

„Im Kirchenlied lehnte er sich an Klopstock und Kramer an, daher seine geistlichen Lieder wie die Vorzüge, so auch die Fehler dieser Dichtweise theilen. Der größere Theil seiner „christlichen Lieder" ist zu lang, schleppend, rednerisch, voll müßiger Ausrufungen; der Grundgedanke wird selten festgehalten und klar durchgeführt; der Dichter springt immer wieder auf Nebengedanken ab; ein Wort, ein Bild, der leichthingleitende Reim ziehen ihn fort und führen ihn auf Nebenpfaden. Gleichwohl ist ein Theil dieser Lieder christliches Gemeingut geworden. Zu den lieblichsten und innigsten gehören: „Liebster Jesus voll Erbarmen", „Wie hat es doch ein Mensch so gut", „Der Tag ist da und weg die Nacht", „Nun so schlaf' ich ruhig ein"; unter seinen Liedern für Leidende: „Fortgekämpft und fortgerungen", „Vater aller Menschenkinder", „Ach nach deiner Gnade schmachtet" u. s. w.

„Lavater wäre unter Umständen nicht ohne dramatisches Ge-

[1] A. a. O. pag. 358—365.

schick gewesen, denn er wußte die Individualität scharf aufzufassen und war glücklich im Dialog. Allein das religiöse Drama „Abraham und Isaak" entbehrt durchaus der Handlung; dagegen herrscht in demselben Schwung und lyrische Erhebung. In dem epischen Gedicht „Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn" (in schlechten Hexametern geschrieben) versetzt der Verfasser sich so lebendig in die Visionen der Apokalypse, daß die Ausführungen der ersten Hälfte dem Geiste des Urbildes entsprechen und sich selbst Göthe zum Beifall bequemte. Im fernern Verlauf aber führt er zu viel Engel und Geister ein, welche redend und singend das Unaussprechliche in langen, erschöpfenden und sinnverwirrenden Hymnen verdolmetschen. Er überschätzte mit Bodmer die poetische Form und gab sich über die Grenzen und Leistungsfähigkeiten der Poesie überhaupt keine Rechnung. In seinem „Jesus Messias", oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen" wollte er eine poetische Erzählung der ganzen Geschichte Jesu geben und folgt der letztern Schritt für Schritt ohne poetische Erfindung, ohne belebende Darstellung des Landschaftlichen, ohne Ausführung von Charakteren und Gemüthszuständen, mit vorwaltender Ausschmückung der Reden und Gefühle. Er wollte (so sagt er selber) eine Messiade schreiben, die historischer, planer, vollständiger, wahrer, weniger neuchristlich und mehr altisraelitisch wäre als diejenige Klopstock's. Aber die Aufgabe mißlang; mit dieser Iliade nach Homer konnte er sich keinen Dank erfingen."

„Nach dem verfehlten Messias glaubte die Kritik sich berechtigt, Lavaters Poesien nicht mehr zu beachten. Gleichwohl lieferte der Unermüdliche zehn Jahre später den Beweis, daß er des Lernens und des Fortschrittes noch fähig war. „Joseph von Arimathea" in achtfüßigen Jamben ist eine freilich breit ausgesponnene Idylle, aber wirklich reich an poetischer Erfindung und voll anmuthiger Szenen im Geiste des letzten Kapitels im Evangelium des Johannes".

„Das Lehrgedicht „Das menschliche Herz" erinnert an ähnliche Poesien Herder's. Es ist eine psychologische Ergründung des Herzens von seiner guten Seite, ein Gemälde seiner Eigenschaften und Tugenden. Die Lobpreisung dieser allgemeinen Eigenschaften, ohne daß aus dem Leben gegriffene Bilder hinzukommen, ist bisweilen breit und ermüdend. Allein namentlich die letztern Gesänge (von den Erscheinungen der Liebe und der Religion im Menschenherzen) sind ein lebendiger Strom aus voller, gotterfüllter Seele. Lavater nennt dieses Gedicht das liebste seiner Werke, ein Schooskind seines

Herzens. Daher erfuhr es auch in der zweiten Auflage eine sonst ungewohnt sorgfältige Ueberarbeitung".

„Lavaters kleinere Gedichte sind fast alle im eigentlichen Verstande Gelegenheitsgedichte von verschiedenem Werth, zu guter Stunde leicht und rasch in beliebige Form gegossen. Diejenigen „an die Freunde" gehören zu den besten. Ueberall reicht er darin einen Labetrunk aus liebevollem, rathvollem und lehrreichem Herzen, jedem sagt er etwas Eigenes, gerade Diesem Abgelauschtes, Zutreffendes; überall verräth' er seinen feinen Blick in's Leben. Die Romantik der Liebe kannte er nicht und besang sie nie; aber wo heitere Jugend und treuer Sinn irgend ein glückliches Band schloß, da mischte er gerne einen herzerfreuenden Ton hinein. — Seine „Handbibliothek" enthält eine nicht kleine Zahl voraus von Sinngedichten, welche durch gesunde körnige Lebensweisheit und durch einfache und gediegene Sprache zum Besten dieser Art gehören und Lavater als Lehrdichter denselben Rang anweisen, den er durch das christliche Lied einnimmt. Denn hier ist er von jeder Manier frei und es tritt die Kraft des Gedankens mit einer Schärfe, seine Kenntniß des menschlichen Herzens mit einer Feinheit, seine Lehrfreiheit mit einer klassischen Ruhe und Klarheit hervor, daß viele dieser kurzen Sprüche mit ihren bezeichnenden Ueberschriften die Vergleichung mit dem, was große Dichter geleistet haben, auszuhalten im Stande sind. Nur selten freilich können die herametrischen Nachlässigkeiten dahin gezählt werden." —

Wilhelm Tell.

„Nein! vor dem aufgesteckten Hut,
Du Mörderangesicht,
Bückt sich kein Mann voll Heldenmuth,
Bückt Wilhelm Tell sich nicht!"

Knirsch immer du Tyrannenzahn!
Wer frei ist, bleibet frei;
Und, wenn er sonst nichts haben kann,
Hat er doch Muth und Treu."

Der Landvogt, voll von Rache, schnaubt,
Und ruft: „Tell! schieß dorthin,
Dem Sohn den Apfel weg vom Haupt;
Sonst würg' ich dich, und ihn."

Tell hört's und flehte den Tyrann:
„Hier bin ich, tödte mich!“
Umsonst' — Er sah den Knaben an,
Und weinte bitterlich,

Drückt an die Brust ihn; — welch ein Schmerz!
Und lispelt ihm: „Steh still,
Und weise, wie dein Vater, Herz!
Ich treff' nicht dich! Steh still!“

Und führt ihn sanft an einen Baum,
Legt ihm den Apfel auf,
Und eilt den angewies'nen Raum
Zurück im bangen Lauf;

Nimmt eilends Pfeil und Bogen, — spannt,
Blickt scharf; (fest steht der Knab' —)
Er drückt mit kaum bewegter Hand —
Es knallt! — der Apfel ab!

Voll jugendlicher Munterkeit
Jauchzt ihm der Sohn, in Eil'
Bringt er dem Vater — welche Freud'! —
Am Apfel seinen Pfeil.

So schlug ihm nie sein Vaterherz,
So pries er niemals Gott;
So quoll ihm Freude nie aus Schmerz,
Und Ehre nie aus Spott.

Doch ach! kaum konnt' er der Gefahr
So heldenhaft entgehn,
Der Vogt, noch eines Pfeils gewahr,
Fragt drohend ihn: „Für wen?“

Tell lächelt: „Das ist Schützenart.“
Doch Geßler merkte Scherz;
Rief laut: „Für wen?“ — „Er ward gespart,
Rief Tell ihm: „für dein Herz!“

Der Vogt, von neuer Wuth entflammt,
Bind't schnell ihm Händ' und Füß'.
Und schäumt, und stampfet und verdammt
Den Tell zur Finsterniß;

Und wirft ihn höhnisch in den Kahn:
„Dem Schlosse Küßnacht zu!"
Sitzt zu ihm ein, und lacht ihn an:
„Jetzt Wilhelm! hast du Ruh?"

Gebunden bleibt der Held ein Held,
In Ketten Tell noch Tell;
Und Gott, dem Unschuld stets gefällt,
Sieht ihn, und hilft ihm schnell.

Er winkt dem Sturm; der Sturm braust her;
Die Schiffer rings erblaßt
Und rufen: „Keine Rettung mehr,
„Wenn Tell das Steu'r nicht faßt!

Der blasse Tod war allzunah;
Gefahr und Angst zu groß;
Und todtbleich steht mein Landvogt da,
Und knirscht: „So laßt ihn los!"

Des Helden freigebundner Arm
Arbeitet fort zum Strand;
Tell springt, und stößt, von Freiheit warm
Das Schiff zurück vom Land.

Die Wellen rauschen fürchterlich
In des Tyrannen Ohr;
Tell sieht zu Gott auf, stärket sich,
Und läuft dem Vogte vor,

Der nach ihm kömmt, im Auge Zorn,
Verwirrung im Gehirn;
Stolz trabt er hinter einem Dorn;
Wuth runzelt seine Stirn.

Tell sieht ihn, still und ungesehn,
Den Bogen in der Hand,
Und hört des Vaterlandes Flehn,
Denkt seinen Sohn, — und spannt,

Und zielt' und drückte tapfer los
Den Pfeil in Geßlers Brust,
Sah Mörderblut, das niederfloß,
Mit Patriotenlust: —

Wie er erblaßt vom Pferde sank,
Dann hülflos lag und todt!
Tell kniet vor Gott hin, voll von Dank,
Und frei von aller Noth!

Die Freiheit seines Vaterlands
Steht auf mit diesem Fall:
Bald, bald verbreitet sich ihr Glanz,
Und strahlet überall.

Loblied auf die helvetische Eintracht.

Holde Eintracht, bester Segen,
Den der Himmel Herzen gab,
Mehr, als Gold und Schild und Degen,
Mehr als Kron' und Königsstab!
Brüder: Brüder! schöner Namen!
Unser Bund soll ewig steh'n,
Schlaget Hand in Hand zusammen!
Eintracht! wie bist du so schön!

Frieden tief im Herzen tragen,
Freundlichkeit im treuen Blick;
Stets sich freu'n und niemals klagen,
Niemals murren, welch' ein Glück!
Welche Lust, sich zu begegnen!
Unbekannt geliebt zu sein!
Ungesehen sich zu segnen!
Wer, wer kann sich deß nicht freu'n?

Nein! die schönen Brüderfreuden,
Alte Treu und Ehrlichkeit
Soll kein Stolz uns je verleiden;
Nie der Argwohn, nie der Neid!
Wir, wir sollten uns verlassen?
Himmel laß es nie geschehn!
Brüder sollten Brüder hassen?
Eintracht! wie bist du so schön!

Einen Gott im Himmel beten
Wir, nur Einen Vater an;
Einen nur, der uns vertreten,
Und uns selig machen kann.
Brüder! Er will wohl uns Allen!
Jede Tugend jedes Stands,
Redlichkeit wird ihm gefallen,
Mit und ohne Rosenkranz.

Nur nach einem Himmel streben
Wir, wir treuverbundne Freund'!
Ewig bei einander leben
Alle, die sich hier vereint.
Namen sollen nie uns trennen!
Wer Gott liebt und redlich ist,
Mag, wie er nun will, sich nennen;
Bruder ist er, und ein Christ!

Ewig sollen alle Zwiste
Unter uns vergessen sein!
Ach! daß jeder Fremdling wüßte,
Wie wir schmerzlich sie bereu'n!
Heiße Thränen rollen nieder; —
Himmelweit entferne sich,
Treue, gottgeschenkte Brüder,
Zwietracht von uns ewiglich!

Schweizerberge, undurchdringlich
Hohe Festung der Natur! —
Aber, Brüder! unbezwinglich
Sind wir doch durch Eintracht nur!

Wer, wer darf an uns sich wagen,
Der uns, Arm an Arme, sieht?
Komm' er nur, mit uns zu schlagen,
Wenn er gern liegt oder flieht!

Wer ists, der uns schützt und rettet,
Wenn es Macht und Gold nicht kann?
Eintracht! Eintracht! Brüdet, betet,
Flehet Gott um Eintracht an!
Unbeweglich in Gefahren,
Unbesiegbar in dem Streit,
Alles, was sie wollten, waren
Schweizer stets durch Einigkeit.

Wehe dem, der zu entzweien,
Kriege zu entzünden sucht!
Weh dem, der ihm nicht darf dräuen!
Wehe dem, der ihm nicht flucht!
Aber! wohl dir, Eintrachtmehrer!
Heil dir, treuer Friedensfreund!
Heil dem sanften Sanftmuthlehrer,
Der beim Zwist der Brüder weint!

Jetzige beglückte Zeiten
Seid ein Beispiel alter Treu,
Alter Eintracht! Ferner Zeiten
Söhne, bleibt vereint und frei!
Laut, vor Gottes off'nen Ohren,
Wollen wir den Bund erneun!
Laut und fei'rlich sei's geschworen!
Eintracht soll unsterblich sein!

J. H. Pestalozzi.

Joh. Heinrich Pestalozzi,[1] der Begründer der neuern Pädagogik, wurde den 12. Januar 1746 zu Zürich geboren, wo sein Vater Wundarzt war. Nach dem Tode des letztern half eine treue Magd der Wittwe (einer Nichte des berühmten Dr. Hotz in Richterswyl) mit hochherziger Aufopferung ihre drei Kinder durch alle Noth und allen Drang der schwierigsten Verhältnisse durchschleppen. Sich selbst überlassen wurde der unpraktische Traumsinn des Jünglings im höchsten Grade durch Rousseau's „Emil" ergriffen, sowie auch das durch Rousseau neu belebte, ideal begründete Freiheitssystem sein träumerisches Streben nach einem größern, segensreichen Wirkungskreise für das Volk in ihm erhöhte. Pestalozzi wollte Geistlicher werden; als ihm aber seine erste Predigt mißlang, ging er auf kurze Zeit zur Rechtswissenschaft über, machte sich, in begeisterter Nachahmung der kühnen jugendlichen That Lavater's, durch eine Schrift über die Ungerechtigkeiten der Regierung (die durch den Henker vor dem Rathhause der Stadt als „aufrührerisch" verbrannt wurde) in Zürich für immer unmöglich und fand einen Zufluchtsort bei seinen Verwandten in Richterswyl. Nachdem er sodann einige Zeit bei dem berühmten bernischen Landwirth Tschiffeli zugebracht, kaufte er um eine kleine Summe eine hundert Juchart haltende Strecke dürren Weidelandes im Kt. Aargau, auf dem er ein schönes Haus, den „Neuhof" errichtete. Aber dieser Bau und der Mangel an tieferer Befähigung für die Landwirthschaft und den Krappbau (wofür sich das Haus Schultheß in Zürich mit ihm verbunden hatte) brachte ihn in ökonomische Verwirrung und zum finanziellen Ruin. In dieser Bedrängniß gründete er, um auf dem Neuhof bleiben zu können, seine „Armenschule," womit der Anfang zu seiner spätern pädagogischen Wirksamkeit gemacht ist.

Pestalozzi wußte für sein Institut die bedeutendsten Männer der helvetischen Gesellschaft zu gewinnen und konnte mit ihrer thatkräftigen Hülfe die Anstalt eröffnen. Einige bernische Landvögte, unter diesen namentlich Niklaus Emanuel Tscharner, den er später typisch

[1]) Es gibt eine Unzahl von Schriften über Pestalozzi, aber unsers Wissens noch keine Biographie des großen Mannes, welche seine Ansichten und seine Wirksamkeit unbefangen und ohne subjektive Beimischung darlegte.

als „Arner“ in „Lienhard und Gertrud“ verewigte, stunden ihm gleichfalls mit Wort und That bei. Eine Schilderung der pädagogischen Wirksamkeit Pestalozzi's, seiner Reform des bisherigen Unterrichts in den Anschauungsunterricht und seiner großartigen Aufopferung im Dienste seiner das ganze Jahrhundert befruchtenden Ideen ist in dem engen Rahmen dieser Skizze unmöglich. Es genügt, in kurzen Zügen darauf hinzuweisen, daß im Jahr 1780 die Armenanstalt einging und daß Pestalozzi viele Jahre lang keinen Wirkungskreis für seinen Thatendrang fand. Verlassen und verachtet schrieb er (1780) die „Abendstunden eines Einsiedlers;“ Ende desselben Jahres begann er (angeregt durch das ermunternde Urtheil des Malers Füßli) sein berühmtes Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ und vollendete den ersten Theil desselben in wenigen Wochen; der zweite Theil erschien 1783. Da dieses Buch unter den vielen Schriften Pestalozzi's hier für uns allein Interesse haben kann, so gehen wir über die andern Geisteswerke des seltenen Mannes hinweg. Einzig die im Jahr 1795 erschienenen „Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens,“ welche Schrift er in ihrer zweiten Auflage 1803 „Fabeln“ betitelte, mögen noch Erwähnung finden.

Pestalozzi hatte in den Achtziger Jahren auf einer Reise nach Leipzig und Frankfurt, woselbst er seine Verwandten besuchte, Klopstock, Wieland, Jakobi u. A. kennen gelernt, und ungeachtet seines nichts weniger als einnehmenden Aeußern auf Göthe und Herder einen günstigen Eindruck gemacht.

Zehn Jahre später lernte er in Zürich Fichte und Herbart kennen, die Beide sich angelegen sein ließen, seine Gedanken über Erziehung auszubilden und zu verbreiten. Allein Pestalozzi konnte sich als Schriftsteller nicht genug thun; er sehnte sich nach einem praktischen Wirkungskreis und hoffte ihn endlich durch die französische Revolution zu erlangen, nach deren Ausbruch er, als eifriger Vertheidiger derselben, in der Gesellschaft von Klopstock, Schiller und Campe mit dem Bürgerrechte der französischen Nation beschenkt und nach Paris berufen wurde, um seinen Rath hinsichtlich der Einrichtung des Erziehungswesens zu ertheilen. Allein die Zukunft strafte seine Hoffnungen Lügen. In den Erwartungen, welche er von der Umwälzung und der neuen Ordnung der Dinge hegte, getäuscht, erkannte der Zweiundfünfzigjährige erst jetzt seinen innersten Beruf, indem er das Wort aussprach: „Ich will Schulmeister werden!“ Sein Aufenthalt in Stanz, als er die armen Waisen der im Aufstande von 1798 Gefallenen um sich versammelte, um diesel-

ben aus dem Schlamm und der Verwilderung der Zeit zu retten, wurde durch fränkischen Einfluß plötzlich unterbrochen; aber der Unermüdliche setzte sein Werk in Burgdorf und später in Yverdon fort, wo seine Erziehungs-Anstalt eine Pflanzschule des edlern Geistes für eine Reihe der trefflichsten Männer aus allen Ländern wurde und in ihrer höchsten Blüthe die Aufmerksamkeit aller Philanthropen und Pädagogen Europa's auf sich lenkte. Als 1825 das Institut in Iferten aufgelöst wurde, kehrte Pestalozzi, achzig Jahre alt, auf den Neuenhof zurück. Er starb den 17 Febr. 1827 mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß alle seine Unternehmungen fehlgeschlagen, aber mit der festen Ueberzeugung, daß sein Werk mit seiner Person nicht zu Ende gehe. —

Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk von J. H. Pestalozzi. 1781. Berlin und Leipzig bei Georg Jakob Decker. Der zweite Theil folgte 1783, Frankfurt und Leipzig, ohne Namen des Verlegers. Die später geschriebenen Theile III. und IV. sollten schließlich noch mit einem 5. und 6. Bd. vermehrt werden; es erschien indessen nichts weiter, obgleich der 5 Band nach Pestalozzi's Aussage im Manuskript beinahe vollendet war.

„Unter dem Schwall seichter und durch Entnervung sittenverderblicher Bücher der philanthropischen Pädagogen des letzten Jahrhunderts, sagt Gervinus,[1] steht ein Buch wie Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud" einzig da in seiner Einfalt und Schlichtheit, mit der er dem Volke seinen Gesichtskreis entlehnt und seine Denk- und Handlungsweise und die Freuden des häuslichen Herdes schildert, um es an sich selbst und innerhalb seiner Sphäre fortzubilden." Dieses Lob aus dem Munde des berühmten Literarhistorikers gegenüber einem Manne, der zunächst sich nicht zum Schriftsteller geboren glaubte und es Zeitlebens nie zu einer richtigen Orthographie brachte, ist nicht zu hoch gegriffen. Pestalozzi verzichtete zwar auf das künstlerische Verdienst; sein Buch floß ihm aus der Feder und entfaltete sich von selbst, ohne daß er den geringsten Plan im Kopfe hatte, oder auch nur einem solchen nachdachte. In wenigen Wochen stand es da, ohne daß er eigentlich wußte, wie er dazu gekommen. Das Geheimniß einer solchen Schöpfung, die auf den ersten Wurf gelang, liegt darin, daß, um mit Jean Paul zu reden, die großen Gedanken Pestalozzi's aus seinem Herzen kamen. Sein liebevolles Erbarmen mit den Verwahrlosten, Verlassenen und Irregeleiteten im Volke beflügelte seine Feder und da er dieses Volk, seine Sitten und

[1]) A. a. O. pag. 352.

Lebensweise aus eigener Anschauung kannte, es verstand, ihm im freundlichen Gespräch seine tiefsten Heimlichkeiten zu entlocken und selbst mit ihm gelitten hatte, so erhielten die Gemälde, die er von dessen guten und schlimmen Seiten entwarf, eine Naturwahrheit, eine rührende Anmuth, eine Frische und dramatische Bewegtheit, die unwillkürlich bezaubern. Die Zeichnung der beim Kirchenbau angestellten Bettler gehört zu den besten aller Volksgemälde. Man fühlt es diesen Bildern ab, daß sie unmittelbare Lebensanschauung sind: die Wahrheit der Darstellung ergibt sich am überzeugendsten aus der Sprache. Denn diese ist die dem Volke abgelauschte Ausdrucksweise, theils in der Kundgebung der Unarten und Leidenschaften, namentlich aber in allen Tönen und Schattirungen des Gemüthslebens. Der Mittelpunkt der Handlung aber ist Gertrud; sie und ihre Haushaltung bieten die Grundlage für eine bessere Zukunft für Bonal. Dabei werden ihr aber keine ungewöhnlichen Eigenschaften und Handlungen angedichtet, sie wird nicht in außerordentliche Verhältnisse verflochten, sondern was sie ist und thut, ist und thut sie als fromme und treue Mutter. Die hohe Poesie dieses Werkes besteht eben darin, daß dieser ganz gewöhnlichen Alltäglichkeit, diesem allerschlichtesten Haushalte eine ganz ungekünstelte sittliche Würde und lauter Frömmigkeit in den Vorkommenheiten des Tages gegeben wird. Es ist eine Lebenswahrheit, wie nur ein edler Mensch und ein liebevolles Gemüth solche geben kann. Die schwache Seite des Werkes bildet die Darstellung der Feinde Arner's, deren Personen und Lebensverhältnisse in dem Grade unnatürlich und fratzenhaft gezeichnet sind, als der Verfasser selbst dem Hofleben und den Anschauungsweisen desselben ferne stand.[1]

Pestalozzi war, wie alle großen Männer, seiner Zeit um ein Jahrhundert voran geeilt; kein Wunder, daß er Vielen als Träumer erschien. Aber seine Ideen sind Blut und Leben geworden und bilden den Stolz unsers Landes, dessen Ruhm es auch ferner sein wird, in Vater Pestalozzi dankbar den Menschen und den ächten Volksbeglücker zu verehren! —

Aus „Lienhard und Gertrud."

Der klugen Gans entfällt ein Ei, oder eine Dummheit, die ein Glas Wein kostet.

Lienhard war heute am Morgen kaum aus dem Schlosse weg, so sandte Arner den Zettel, in dem er die Taglöhner aufgeschrieben

[1]) Mörikofer a. a. O. pag. 416. ff.

hatte, durch den Haſchier Flink zum Vogt, damit dieſer es ihnen anzeige. Der Haſchier brachte den Befehl dem Vogt noch am Vormittag; aber bisher waren ſonſt alle Briefe, die aus dem Schloſſe an ihn kamen, überſchrieben „An den ehrſamen und beſcheidenen, meinen lieben und getreuen Vogt Hummel in Bonnal“; und auf dieſem ſtand nur „An den Vogt Hummel in Bonnal.“

Was denkt der verdammte Spritzer, der Schloßſchreiber, daß er mir den Titel nicht giebt, wie es mir gehört? ſagte der Vogt, ſo bald er den Brief in die Hand nahm, zu Flink, der ihn überbrachte.

Der Haſchier aber antwortete: Beſinne dich, Vogt, was du redeſt. Der Junker hat den Brief ſelbſt überſchrieben.

Vogt. Das iſt nicht wahr! Ich kenne die Hand des gepuderten Bettelbuben, des Schreibers.

Flink ſchüttelte den Kopf und ſagte: Das iſt herzhaft! Ich ſah mit meinen Augen, daß der Junker ihn überſchrieb, ich ſtand neben ihm in der Stube, als er es that.

Vogt. So hab' ich mich denn verdammt geirrt, Flink! Das Wort iſt mir ſo entfahren; vergiß es, und komm', trink ein Glas Wein in der Stube.

Nimm dich ein andermal in Acht, Vogt! Ich mache nicht gern Ungelegenheit; ſonſt könnte das geben, ſagte Flink; geht dann mit dem Vogt in die Stube, ſtellt das kurze Gewehr in eine Ecke, läßt ſich eins belieben, und geht dann wieder fort.

Der Vogt machte jetzt den Brief auf, las ihn und ſagte: Das ſind ja alles lauter Lumpen und Bettler, vom Erſten bis zum Letzten, und von meinen Leuten kein einziger, als der Schabenmichel. Donner, wie das denn auch geht! Nicht einmal einen Taglöhner kann ich ihm mehr aufſalzen. Und jetzt ſoll ich es ihnen heute noch anſagen! Das iſt ſchwere Arbeit für mich; aber ich will es thun; es iſt noch nicht aller Tage Abend. Gerade jetzt will ich es anſagen und ihnen rathen, am Montag ins Schloß zu gehen und dem Junker zu danken. Er kennt von den Burſchen nicht einen; und es fehlt nicht, der Maurer hat ſie ihm alle angerathen. Wenn ſie dann am Montag ins Schloß kommen, und ſo alle mit einander zerriſſen wie Hergelaufene, der Eine ohne Schuhe, der Andere ohne Hut, vor dem Erbherrn daſtehen -- es nimmt mich Wunder, ob es dann nichts geben wird, das mir in meinen Kram dient.

So rathſchlagt er mit ſich ſelber, kleidet ſich an, und nimmt dann wieder den Zettel zur Hand, um zu ſehen, wie einer dem andern in der Nähe wohne, damit er den Weg nicht zweimal machen

müsse. Der Hübelrudi war zwar nicht der nächste; aber er ging, seitdem er seinem Vater die Brunnenmatte abgerechtigt hatte, nicht mehr gern in sein Haus; denn es stiegen ihm allerhand Gedanken auf, wenn er die armen Leute darin sah. Ich will geschwind zu dem Pack, sagte er; und ging alsobald hin vor das Fenster.

Zieht den Hut ab, Kinder es folgt ein Sterbebett.

Hübelrudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack, und sagte zu Rudi: Suche mir doch diesen Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere.

O Mutter, sobald das Feuer im Ofen erloschen sein wird, will ich gehen, sagte Rudi.

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi, ach ich bin dir zur Last!

Rudi. O Mutter, Mutter! sage doch das nicht; du bist mir nicht zur Last! Mein Gott, mein Gott! könnte ich dir nur auch was du nöthig hast geben! Du dürstest, du hungerst und klagst nicht; das geht mir aus Herz, Mutter!

Die Mutter. Grämе dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind, Gottlob, nicht groß, und Gott wird mir bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi. O Mutter! noch nie that mir meine Armuth so weh als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! so krank und elend leidest du, und trägst meinen Mangel!

Die Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden; und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; denn er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi. (In Thränen.) Meinest du denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi, gewiß nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! ich gehe ins bessere Leben.

Rudi. (Schluchzend.) O Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Du warst die Freude meiner Jugend, und bist der Trost meines Alters; und nun danke ich Gott. Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen; dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denke an mich, Rudi! alles Leiden und

aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist heilig Alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für die frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbste reifet, und der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert, dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denke an mich, Rudi! es wird dir wohl gehen bei allen deinen Leiden.

Rudi. O Mutter, liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was, Mutter?

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen; ich muß es dir sagen.

Rudi. Was ist es denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bett versteckte, und gebratene Erdäpfel aus seinem Sacke aß. Er gab seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstohlen. Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen, und seinen Geschwistern laut gerufen haben. Ach er würde mir auch einen gebracht haben, wie er es tausendmal that. Es ging mir allemal an's Herz, wenn er so mit etwas auf den Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Iß auch Großmutter! — O Rudi! wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi! wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring' mir ihn; ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er läuft geschwind, sucht den Knaben, und bringt ihn der Mutter an's Bett.)

Die Mutter setzt sich mühselig zum letzten Mal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme, und senkt das schwache, sterbende Haupt hinab auf den Knaben. Der Kleine weint laut. Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht! Ach stirb doch nicht, Großmutter!

Sie antwortet gebrochen: Ja, Rudeli, ich werde gewiß bald sterben.

Jesus, ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter! sagt der Kleine.

Der Kranke verliert den Athem, und muß sich niederlegen. Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen.

Die Mutter erholt sich aber wieder und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege.

Und der Rudeli: Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?

Die Mutter. Thu' doch nicht so, du Lieber! Ich sterbe ja gern, und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli, wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben; du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden, und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli, du willst ihm folgen und brav werden und recht thun? Versprich mir es, du Lieber!

Rudeli. Ja, Großmutter! ich will gewiß recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli, der Vater im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört Alles, was wir thun, und was wir versprechen. Gelt, Rudeli, du weißt das, und du glaubst es?

Rudeli. Ja, Großmutter, ich weiß es, und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlene Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Verzeihe es mir doch, Großmutter! ich will es nicht mehr thun. Verzeihe mir es doch! ich will es gewiß nicht mehr thun, Großmutter.

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli. (Schluchzend) J — j — ja, Großmutter.

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mau-Mau-Maurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter, um Gotteswillen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudeli, damit du es ein andermal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen, — und um Gotteswillen, mein Lieber! nimm doch nichts mehr! Gott verläßt Niemand; er giebt allemal wieder. O Rudeli, wenn es dich schon hungert, wenn du schon Nichts hast, und Nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott, und stehle nicht mehr.

Rudeli. Großmutter! Großmutter! ich will gewiß nicht mehr stehlen; wenn mich schon hungert, ich will nicht mehr stehlen!

Die Mutter. Nun so segne dich denn mein Gott, auf den ich hoffe, und er bewahre dich, du Lieber! — Sie drückt ihn an ihr Herz, weint und sagt dann: Du mußt jetzt zum Maurer gehen, und ihn um Verzeihung bitten. Rudi, gehe doch auch mit ihm und sage

des Maurers Leuten, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht zurückgeben könne; und sage ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Uebriges segne. Es thut mir so wehe; sie haben das Ihrige auch so nöthig; und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten sich bei ihrer großen Haushaltung fast nicht durchbringen. Rudi, du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte; nicht wahr?

Rudi. Ach mein Gott, von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das sagte klopfte der Vogt ans Fenster.

Die kranke Frau handelt vortrefflich.

Und die Kranke erkannte ihn an seinem Husten und sagte: O Gott, Rudi, es ist der Vogt. Gewiß sind das Brot und der Anken (Butter), wovon du mir Suppen kochest, noch nicht bezahlt.

Rudi. Um Gotteswillen, bekümmere dich nicht, Mutter! es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ernte schneiden, was er will.

Ach, er wartet dir nicht, sagte die Mutter. Und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt; die Kranke aber seufzt bei sich selber und sagt: Seit unserm Handel — Gott verzeih' ihn dem armen verblendeten Tropf! — ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah; und — ach Gott! — in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten. Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe; und den letzten Groll überwinde, und für seine Seele bete. Ich will es thun. — Gott, du leitetest den Handel; verzeih' ihm! Vater im Himmel, verzeih' ihm!

Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: Ach Gott! er ist zornig. O du armer Rudi! Du kommst um meinetwillen unter seine Hände. Sie hört ihn noch einmal reden, und sinkt in Ohnmacht.

Der Rudeli springt aus der Stube zum Vater, und ruft ihm: Vater! komm doch, komm doch! die Großmutter ist, glaub' ich, todt.

Der Rudi antwortete: Herr Jesus! Vogt ich muß in die Stube.

Und der Vogt: Ja es thut Noth; das Unglück wird groß sein, wenn die Hexe einmal todt sein wird.

Der Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Die Kranke erholte sich bald wieder; und wie sie die Augen

öffnete, sagte sie: Er war zornig, Rudi; er will dir gewiß nicht warten?

Rudi. Nein, Mutter, es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder erholt?

Ja, sagt die Mutter, ernsthaft und wehmüthig ihn ansehend. Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? Willst du mich trösten und du allein leiden? Er hat dir gedroht.

Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter! er hat mir angesagt, ich sei Taglöhner beim Kirchbau, und der Junker zahle einem des Tags 25 Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott! ist das auch wahr?

Rudi. Ja gewiß, Mutter! und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun sterbe ich leichter, Rudi. Du bist gut, mein lieber Gott! Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und, Rudi, glaub' es doch ewig fest: Je größer die Noth, je näher Gott! Sie schwieg jetzt eine Weile; dann sagte sie wieder: Ich glaube, es sei mit mir aus; mein Athem nimmt alle Augenblicke ab. Wir müssen scheiden, Rudi; ich will Abschied nehmen.

Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Knice vor dem Bette seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel, und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden. —

Dann sagt die Mutter: Fasse Muth, Rudi, zu hoffen auf's ewige Leben, wo wir uns wieder sehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorüber geht; ich fürchte ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er, mein Erretter, wird über meinem Staube stehen. . . . .

Der Rudi hat sich wieder erholt und sagte: So gieb mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komme ich dir auch bald nach in's bessere Leben.

Und dann die Mutter: Erhöre mich, Vater im Himmel! und gieb deinen Segen meinem Kinde, dem einzigen, so du mir gegeben hast, und das mir so innig lieb ist. Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit dir; und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abraham willen Gutes gethan hat, ach so möge er auch um meines Segens willen dir Gutes thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke, und seinen Namen preise! — Höre mich jetzt, Rudi, und thue, was ich sage! Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armuth nicht verlegen, unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel vertrauen und bauen,

und Geschwister an einander bleiben in Freude und Leid; so wird es ihnen auch in ihrer Armuth wohl gehen. Verzeihe auch dem Vogt! und wenn ich todt und begraben sein werde, so gehe zu ihm hin, und sage ihm, ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben; und wenn Gott meine Bitte erhöre, so werde es ihm wohl gehen, und er werde noch zur Erkenntniß seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde. Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi, gieb mir meine zwei Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuch in einem Schächtelchen liegt.

Und Rudi stand von seinen Knien auf, und brachte Alles der Mutter.

Da sagte sie: Bringe mir jetzt auch die Kinder alle.

Er brachte sie vom Tisch, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bett, und auch diese fielen vor dem Bette der Mutter auf ihre Kniee nieder.

Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! euer Vater im Himmel wird euch erhalten und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuren; und es thut mir weh, daß ich euch so arm und ohne eine Mutter verlassen muß. Aber hoffet auf Gott, und trauet auf ihn in Allem, was euch begegnen wird; so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreue finden. Denket an mich ihr Lieben! Ich hinterlasse euch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin. Da, meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast Alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering! Kinder, es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort auch euer Trost sein, Kinder, und euere Freude, und liebet einander, und helfet und rathet einander, so lange ihr leben werdet, und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen; so wird es euch wohl gehen im Leben. Und du, Rudi! behalte dem Betheli die größere und dem Rudeli die kleinere Bibel, und dem Kleinen die zwei Gebetbücher zum Angedenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig; du vergissest meiner nicht. Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gieb mir deine Hand, du Lieber! Gelt du nimmst doch Niemanden etwas mehr?

Nein doch auch, Großmutter! glaube mir es doch auch, ich werde gewiß Niemanden Etwas nehmen! sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

Nun, ich will es dir glauben, und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh, Lieber, da gebe ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du

älter sein wirst, so lies es, und denke an mich und sei fromm und treu.

Es war ein Zeugniß von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Catharine zehn Jahre bei ihm gedienet und und ihm, so zu sagen, geholfen habe, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war, daß der Catharine Alles anvertraut worden sei, und daß sie Alles wohl so sorgfältig als seine Frau selig regiert habe. Der Pfarrer danke ihr dafür, und gebe ihr das Zeugniß, daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe. Er werde es in seinem Leben nicht vergessen, was sie in seinem Wittwerstand an ihm gethan habe. — Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in diesem Dienste erworben, und solches ihrem seligen Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abprocessirt hat. Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: Es sind noch zwei gute Hemden da. Gieb mir keines von diesen ins Grab. Das, so ich trage, ist recht. Meinen Rock und meine zwei Fürtücher lasse, sobald ich todt sein werde, den Kindern verschneiden. Und da sagte sie bald darauf: Halte die Kinder doch immer rein mit Waschen und Kämmen, und suche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder, ihr Geblüt zu verbessern; es ist so verdorben. Wenn du immer kannst, so halte für sie eine Geiß den Sommer durch. Das Bethli kann sie jetzt hüten. Du dauerst mich, daß du so allein bist; aber fasse Muth, und thue, was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert dich jetzt auch wieder. Ich danke Gott auch für dieses.

Die Mutter schwieg jetzt, und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knieen, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die sie konnten. Dann standen sie auf von ihren Knieen, und Rudi sagte zu der Mutter: Mutter, ich will dir jetzt auch das Laub in die Decke holen. Sie antwortete: Das hat jetzt keine Eile, Rudi; es ist Gottlob jetzt wärmer in der Stube, und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Maurer.

Der Rudi winkt nun dem Bethli aus der Stube und sagt: Gieb auf Großmutter Acht! und wenn ihr etwas begegnet, so schicke das Anneli mir nach; ich werde bei dem Maurer sein.

Ein armer Knabe bittet ab, daß er Erdäpfel gestohlen hat, und die Kranke stirbt.

Rudi nahm jetzt den Kleinen an die Hand, und ging mit ihm. Gertrud war allein bei Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten. Was

willst du, Nachbar Rudi? warum weinest du? warum weint der Kleine? fragte sie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

Ach, Gertrud, ich bin im Unglück, antwortete Rudi. Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etliche Mal aus euerer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat es gestern gemerkt, und er hat es ihr bekannt. Verzeih' es uns, Gertrud! Die Großmutter ist auf dem Todbett; ach, mein Gott! sie hat so eben Abschied von uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorgen nicht, was ich sage. Gertrud, sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. Es ist mir leid, ich kann sie dir jetzt nicht zurückgeben; aber ich will gerne ein paar Tage kommen und dir dafür arbeiten. Verzeih' es uns! Der Knabe hat es aus dringendem Hunger gethan.

Gertrud. Schweig' einmal hievon, Rudi! Und du, lieber Kleiner, komm, versprich mir, daß du Niemanden Etwas mehr nehmen wolleſt. Sie küßt ihn, und sagt: Du hast eine brave Großmutter; werde doch auch so fromm und brav wie sie!

Rudeli. Verzeihe mir, Frau! ich will, weiß Gott, nicht mehr stehlen.

Gertrud. Nein, Kind, thue es nicht mehr! Du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thue es doch nicht mehr! und wenn dich hungert, so komm lieber zu mir, und sage es mir; wenn ich kann, will ich dir Etwas geben.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun auch nicht mehr zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach, es freut mich, daß die Mutter noch diesen Trost erlebt hat. Sage doch deinem Manne, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten, und früh und spät, und ich wolle mir die Erdäpfel doch auch herzlich gern am Lohn abziehen lassen.

Gertrud. Davon ist keine Rede, Rudi; mein Mann thut das gewiß nicht. Wir sind, Gottlob, durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi, ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist. — Sie füllt dem Rudeli seinen Sack mit dürrem Obst, und sagt ihm noch einmal: Du Lieber, nimm doch Niemanden Etwas mehr! und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammenlas, die Decke ihres Bettes besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub auffammeln, und dann eilten sie zu ihr hin.

Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte.

Du weineſt, Gertrud? ſagte die Großmutter; wir ſollten weinen. Haſt du uns verziehen?

Gertrud. Ach, was verziehen? Cathrine, euere Noth geht mir zu Herzen, und noch mehr deine Güte und Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewiß noch an den Deinen ſegnen, du Gute.

Catharine. Haſt du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig' doch hievon, Cathrine! Ich wollte, ich könnte bei deiner Krankheit dir in Etwas helfen.

Catharine. Du biſt gut, Gertrud. Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen. Rudeli, haſt du ſie um Verzeihung gebeten? Hat ſie dir verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter; ſieh' doch, wie gut ſie iſt. (Er zeigt ihr den Sack voll dürres Obſt.)

Wie ich ſchlummere! ſagte die Großmutter. Haſt du ſie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli. Ja, Großmutter, es war mir gewiß Ernſt.

Catharine. Es übernimmt mich ein Schlummer, und es dunkelt vor meinen Augen; ich muß eilen, Gertrud, ſagte ſie leiſe und gebrochen. Ich wollte dich doch noch etwas bitten; aber darf ich? — dieſes unglückliche Kind hat dir geſtohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud, — wenn ich todt bin .... dieſen armen verlaſſenen Kindern .... ſie ſind ſo verlaſſen .... (ſie ſtreckt die Hand aus, die Augen ſind ſchon zu) — darf ich hoffen .... folge ihr, Rudeli ..... Sie verſchied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, ſie ſei nur entſchlafen, und ſagte den Kindern: Rede Keines ein Wort! ſie ſchläft. Wenn ſie ſich auch wieder erholte! Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod ſei und ſagte es dem Rudi.

Wie jetzt dieſer und wie alle Kleinen die Hände zuſammenſchlugen, und troſtlos waren, das kann ich nicht beſchreiben. Leſer, laß mich ſchweigen und weinen; denn es geht mir an's Herz, wie die Menſchheit im Staube der Erde zur Unſterblichkeit reifet, und wie ſie im Trunk und Tand der Erde unreif verwelkt.

Menſchheit, wäge doch, wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todbette des Menſchen! Und du, der du den Armen verachteſt, bemitleideſt und nicht kenneſt, ſage mir, ob der alſo ſterben kann, der unglücklich gelebt hat! Aber ich ſchweige, ich will euch nicht lehren, Menſchen. Nur hätte ich gern, daß ihr ſelbſt die Augen öffnetet und euch ſelbſt umſähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unſegen in der Welt iſt!

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edeln Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte.

Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand: Wie mich die liebe Mutter reuet! Wie sie so gut war! — Gertrud, gelt, du willst auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben, wie ein Stein, wenn ich es vergessen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach, Gott wird dir vergelten, was du an uns thun wirst!

Gertrud kehrt sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzt, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister, eins nach dem andern, mit warmen Thränen bei der Hand, besorgt die Todte zum Grabe, und geht erst, nachdem sie Alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

Guter Muth tröstet, heitert auf und hilft; Kummerhaftigkeit aber plagt nur.

Der Untervogt, der zuerst zu Rudi gegangen war, ging von ihm weg zu den übrigen Taglöhnern und zuerst zu Joggli Bär. Dieser spaltete eben Holz, sang und pfiff beim Scheitstock; als er aber den Vogt sah, machte er große Augen. Wenn du Geld willst, Vogt, so ist Nichts da.

Vogt. Du singst und pfeifst ja, wie die Vögel im Hanfsamen. Wie könnt' es dir an Geld fehlen?

Bär. Wenn Heulen Brot gäbe, ich würde nicht pfeifen; aber im Ernst, was willst du?

Vogt. Nichts als dir sagen, du seiest Handlanger beim Kirchbau, und habest des Tages 25 Kreuzer.

Bär. Ist das auch wahr?

Vogt. Im Ernst! Du sollst am Montag ins Schloß kommen.

Bär. Wenn es Ernst ist, so sag' ich schuldigen Dank, Herr Untervogt. Da siehst du jetzt, warum ich heute singen und pfeifen mag.

Lachend ging der Vogt von ihm weg, und sagte im Gehen: Keine Stunde in meinem Leben ist mir so wohl als diesem Bettler.

Bär aber ging in seine Stube zu seinem Weib, und sagte: Ha, nur immer gutes Muths! unser lieber Herr Gott meint es immer noch gut. Frau, ich bin Taglöhner am Kirchbau.

Frau. Ja, es wird lange gehen, bis es an dich kommen wird; du hast immer den Sack voll Trost, aber nie Brot.

Bär. Das Brot soll nicht fehlen, wenn ich einst den Taglohn haben werde.

Frau. Aber der Taglohn kann fehlen.

Bär. Nein, mein Sack[1] nicht! Arner zahlt die Taglöhner brav; das wird nicht fehlen.

Frau. Spaßst du, oder ist es wahr mit dem Bau?

Bär. Der Vogt kam so eben, und sagte, ich müsse am Montag mit den Taglöhnern, die an der Kirche arbeiten in's Schloß gehen; also kann es doch nicht wohl fehlen.

Frau. Das wäre doch auch gut! Gottlob wenn ich einst eine ruhige Stunde hoffen könnte!

Bär. Du sollst deren noch recht viele haben; ich freue mich, wie ein Kind darauf. Du bist dann auch nicht mehr böse, wenn ich lustig und munter heim komme. Ich will dir den Wochenlohn allemal bis auf den Kreuzer heimbringen, sobald ich ihn habe. Es würde mich nicht mehr freuen zu leben, wenn ich nicht hoffen dürfte, es werde auch noch eine Zeit kommen, in der du mit Freuden denken werdest, du habest doch einen braven Mann, wenn schon dein Gütlein in meinen armen Händen stark abgenommen hat. Verzeihe mir es! Will's Gott bring' ich noch was Rechtes davon ein.

Frau. Dein guter Muth macht mir Freude; aber ich denke doch immer, es sei Liederlichkeit.

Bär. Was versäume ich denn, oder was verthu' ich?

Frau. Ich sage das eben nicht; aber es ist dir nie schwer, wenn schon kein Brot da ist.

Bär. Aber kommt denn Brot, wenn ich mich grämе?

Frau. Ich kann es in Gottes Namen nicht ändern; mir ist einmal immer schwer.

Bär. Fasse Muth, Frau, und muntre dich auf; es wird dir wohl auch wieder leichter werden.

Frau. Ja, jetzt hast du noch keinen ganzen Rock am Montag in's Schloß.

Bär. So gehe ich mit dem halben. Du hast doch immer Sorgen.

Dann ging er wieder zu seinem Scheitstock und spaltete Holz, bis es dunkel war.

Von diesem weg geht der Vogt zu Läupi, welcher aber nicht zu Hause war; da sagte er es dem Hügli, seinem Nachbar, und ging dann zu Hans Leemann.

[1]) Versteckter Schwur, Verstümmlung von Sakrament.

Dummer, Zeit verderbender Vorwitz hat den Mann zum Müßiggang verführt.

Leemann stand vor seiner Hausthüre, und gaffte umher, sah den Vogt von ferne, und sagte zu sich selber: Da giebt es was Neues! Dann rief er ihm: Wo hinaus, Herr Untervogt, so nahe auf mich zu?

Vogt. Sogar zu dir selber, Leemann.

Leemann. Das wäre mir viel Ehre, Vogt. Aber sage doch, was macht des Maurers Frau? Thut sie ihren Mund noch so weit auf, wie vorgestern auf dem Kirchhof? Das war eine Hexe, Vogt!

Vogt. Du kannst so was sagen, du; du bist jetzt Handlanger bei ihrem Manne.

Leemann. Weißt du sonst nichts Neues, daß du so mit dem kommst?

Vogt. Nein, es ist mir Ernst; und ich komme auf Befehl aus dem Schloß, es dir anzusagen.

Leemann. Wie komme ich zu dieser Ehre, Herr Untervogt?

Vogt. Es dünkt mich im Schlaf.

Leemann. Ich werde wohl darüber erwachen, wenn es wahr ist. — Um welche Zeit muß man an die Arbeit?

Vogt. Ich denke, am Morgen.

Leemann. Und am Abend, denkst du, auch wieder davon. Wie viel sind unser, Herr Untervogt?

Vogt. Es sind zehn.

Leemann. Sage mir doch — es wundert mich — welche?

Der Vogt sagt ihm einen nach dem andern her. Zwischenein fragt Leemann mehr als von Zwanzigen: der nicht? der auch nicht? Ich versäume mich, sagte endlich der Vogt, und geht weiter.

Undank und Neid.

Von Leemann weg geht der Vogt zu Joggeli Lenk. Dieser lag auf der Ofenbank, und rauchte seine Pfeife; die Frau spann, und fünf halbnackte Kinder lagen auf dem Boden. Der Vogt sagt ihm kurz den Bericht. Lenk nimmt die Pfeife aus dem Munde, und antwortet: Das ist wohl viel, daß auch einmal etwas Gutes an mich kömmt; sonst war ich so lang ich lebe, vor allem Guten sicher.

Vogt. Lenk, eben noch viele Leute, denk' ich, mit dir.

Lenk. Ist mein Bruder auch unter den Taglöhnern?

Vogt. Nein.

Lenk. Wer sind die Andern?

Der Vogt nennt sie.

Lenk. Mein Bruder ist doch ein viel besserer Arbeiter, als der Rudi, der Bär und der Marx; vom Kriecher mag ich nicht reden. Es ist, bei Gott! außer mir kein einziger, unter allen zehen, der nur ein halb so guter Arbeiter wäre, als er. Vogt, könntest du nicht machen, daß er auch kommen müßte?

Ich weiß nicht, sagte der Vogt, bricht das Gespräch ab, und geht. —

Die Frau bei der Kunkel schwieg, so lange der Vogt da war; aber das Gespräch that ihr im Herzen weh, und sobald der Vogt fort war, sagte sie dem Mann: Du bist undankbar gegen Gott und Menschen. Da dir Gott in der tiefsten Noth Hülfe und Rath zeigt, verleumdest du deine Nachbarn, denen Gott eben das Gute thut, das er dir thun will.

Lenk. Ich werde meinen Batzen verdienen müssen, und ihn eben nicht umsonst bekommen.

Frau. Aber bis jetzt hattest du gar Nichts zu verdienen.

Lenk. Aber auch keine Mühe.

Frau. Und deine Kinder kein Brot.

Lenk. Aber ich, was hatte ich mehr als ihr? sagte der Lümmel.

Die Frau schwieg, und weinte bittere Thränen.

Ein Heuchler und eine leidende Frau.

Der Vogt ging sodann zum Felix Kriecher. Das war ein Kerl, der immer umher ging, wie die Geduld selbst, wenn sie im tiefsten Leiden schmachtet. Vor dem Scherer, dem Vogt, dem Müller und vor einem jeden Fremden bückte er sich so tief als vor dem Pfarrer, und diesem ging er in alle Wochenpredigten und in alle Singstunden am Sonntag Abend. Dafür erhielt er aber auch dann und wann ein Glas Wein, und durfte zuweilen, wenn er recht spät kam, und nahe genug hinzustand, auch zum Nachtessen bleiben. Mit den Pietisten im Dorf aber kam er nicht zurecht, ob er es gleich sorgfältig versuchte; denn er wollte um ihretwillen mit den Andern es auch nicht verderben. Das geht aber bei den Pietisten nicht an; sie leiden es nicht an ihren Schülern, daß sie auf beiden Achseln tragen; und so ward er, trotz alles Anscheins von Demuth, trotz aller ausgelernten Heuchlerkunst und trotz seines geistlichen Hochmuthes, welches Alles sonst bei den Pietisten gar wohl empfiehlt, ausgeschlossen.

Neben diesen äußerlichen und öffentlich bekannten Eigenschaften hatte er auch noch einige andere, zwar nur zum stillen Gebrauch seines häuslichen Lebens, aber doch muß ich sie auch erzählen.

Er war mit seiner Frau und seinen Kindern ein Teufel. In der äußersten Armuth wünschte er immer, etwas Gutes zu essen; und wenn er es dann nicht hatte, so lag ihm Alles nicht recht. Bald waren die Kinder nicht recht gekämmt, bald nicht recht gewaschen, und so Tausenderlei. Und wenn er Nichts fand zum Zanken, und ihn das kleine, vierteljährige Kind etwa sauer ansah, dann gab er ihm tüchtig auf die kleinen Hände, daß es Respekt lerne.

Du bist ein Narr! sagte ihm einst bei einem solchen Anlasse die Frau, und sie hatte freilich Recht, und nicht mehr als die reine Wahrheit geredet; aber er stieß sie mit den Füßen, und da sie entfliehen wollte, fiel sie unter der Thüre zwei Löcher in den Kopf. Ob diesen Löchern ist der Nachbar erschrocken; denn er dachte weislich in seinem Sinn, der zerschlagene Kopf könne sein Leben ruchtbar machen, und wie alle Heuchler im Schrecken sich biegen und schmiegen und krümmen, so krümmte und schmiegte sich damals auch Kriecher. Er bat die Frau auf seinen Knieen und um tausend Gotteswillen, zwar nicht, daß sie es ihm verzeihe, sondern nur, daß sie es Niemanden sage.

Sie that es, und litt geduldig die Schmerzen einer starken Verwundung, und sagte zum Scherer und zu den Nachbarn, sie sei von der Bühne gefallen. Diese glaubten ihr zwar nicht alle; und ach, die gute Frau, sie hätte es vorher denken sollen: kein Heuchler war je dankbar; kein Heuchler hielt sein Wort. Sie hätte ihm also nicht glauben sollen. Doch was sage ich? Sie hatte das Alles wohl gewußt, aber dabei an ihre Kinder gedacht und empfunden, daß Niemand als Gott sein Herz ändern könne, und daß also alles Gerede unter den Leuten umsonst sein würde. Die brave Frau! Ach, daß sie nicht glücklicher ist! O daß ihr Herz alle Tage Kränkungen von ihm leiden muß! Sie schweigt, und betet zu Gott, und dankt ihm für die Prüfungen der Leiden.

O Ewigkeit! wenn du einst enthüllest die Wege Gottes und den Segen der Menschen, die Gott durch Leiden, Elend und Jammer so in ihrem Innern Stärke, Geduld und Weisheit lehret, — o Ewigkeit, wie wirst du die Geprüfte erhöhen, die du hier so erniedriget hast! — Kriecher hatte das Loch im Kopf vergessen, fast eher als es wieder geheilt war, und er ist immer der Gleiche. Er kränkt und plagt die Frau ohne Ursache und Anlaß alle Tage, und verbittert ihr das Leben.

Eine Viertelstunde, ehe der Vogt kam, hatte die Katze die Oellampe vom Ofen herunter geworfen, daß ein paar Tropfen verloren gingen. Du Laster! hättest du sie besser versorgt, sagte er mit

seiner gewohnten Wuth zur Frau. Du kannst jetzt im Finstern sitzen, und das Feuer mit Kühkoth anzünden, du Hornvieh!

Die Frau antwortete kein Wort; aber häufig flossen die Thränen von ihren Wangen, und die Kinder in allen Ecken weinten wie die Mutter.

Soeben klopfte der Vogt an.

Schweigt doch! um aller Liebe willen, schweigt doch! Was will es geben? der Vogt ist vor der Thüre, sagt Kriecher, wischt den Kindern mit seinem Schnupftuch geschwind die Thränen vom Backen, droht ihnen: Wenn Eines nur noch muchzet, so sehet zu, wie ich es zerhauen werde! öffnet dann dem Vogt die Thüre, bückt sich, und fragt ihn: Was habt ihr zu befehlen, Herr Untervogt?

Der Vogt sagt ihm kurz den Bericht. Kriecher aber, der bei der Thüre die Ohren spitzt, und Niemanden mehr weinen hört, antwortet dem Vogt: Kommt doch in die Stube, Herr Untervogt! Ich will es doch auch geschwind meiner lieben Frau sagen, wie ein großes Glück mir widerfahre. Der Vogt geht mit ihm in die Stube, und Kriecher sagt zu seiner Frau: Der Herr Untervogt bringt mir eben die glückliche Botschaft, daß ich an dem Kirchenbau Antheil habe, und das ist eine große Gnade, für die ich nicht genug danken kann.

Die Frau antwortet: Ich danke Gott. (Ein Seufzer entfährt ihr.)

Vogt. Fehlt deiner Frau Etwas?

Kriecher. Es ist ihr leider die Zeit her nicht gar wohl, Herr Untervogt! (Seitwärts blickt er zornig und drohend gegen die Frau.)

Vogt. Ich muß wieder gehen. Gute Besserung, Frau!

Frau. Behüt' euch Gott, Herr Untervogt!

Kriecher. Seid doch auch so gut, und danket dem gnädigen Herrn in meinem Namen für diese Gnade, wenn ich bitten darf, Herr Untervogt!

Vogt. Du kannst es selber thun.

Kriecher. Ihr habt auch Recht, Herr Untervogt, es war unverschämt von mir, daß ich euch darum bat. Ich will nächstens erpreß in's Schloß gehen; es ist meine Schuldigkeit.

Vogt. Am Montag Morgen gehen die Andern alle, und ich denke, du werdest wohl mitgehen können.

Kriecher. Natürlich, Herr Untervogt! ja freilich! ich wußte es nur nicht, daß sie auch gingen.

Vogt. Du hast mir Nichts zu danken. (Er geht, und sagt im Gehen zu sich selbst:) Wenn der nicht den Teufel im Schilde

führt, so trügt mich denn Alles. Vielleicht wäre das ein Mann, wie ich einen brauchte gegen den Maurer; aber wer will einem Heuchler trauen? Ich will den Schabenmichel lieber; der ist geradezu ein Schelm.

Ein reines, fröhliches und dankbares Herz.

Vom Kriecher weg kommt der Vogt zu Aebi, dem jüngern. Als dieser hörte, was ihm begegnete, jauchzte er vor Freude, und sprang auf, wie ein junges Rind am ersten Frühlingstage auf der Weide auffspringt, und sagte zu sich selber: Das will ich jetzt auch meiner Frau sagen, daß sie sich recht freue. Doch ich warte bis morgen; es sind just morgen acht Jahre, daß sie mich nahm. Es war Josephstag; ich weiß es noch, wie wenn es gestern gewesen wäre. Wir haben seitdem manche saure, aber auch manche frohe Stunde gehabt. Gott sei Lob und Dank für Alles! Aber ja, morgen, sobald sie erwachen wird, will ich es ihr dann sagen. Wär' es doch schon morgen! Es ist mir, ich sehe es jetzt schon, wie sie weinen und lachen wird durch einander, und wie sie ihre Lieben und mich in ihrer Freude an's Herz drücken wird. Ach, wär' es doch schon morgen! Ich tödte das eine Huhn ihr zur Freude, und koche es, ohne daß sie es merkt, in der Suppe; es freut sie dann doch, wenn es sie schon reut. Nein, ich mache mir kein Gewissen daraus; es ist für diese Freude nicht Sünde. Ich thue es, und tödte es. Den ganzen Tag bleib' ich daheim, und freue mich mit ihr und mit den Kindern, — nein, ich gehe mit ihr zur Kirche und zum Nachtmahl! Jauchzen und freuen wollen wir uns, und dem lieben Gott danken, daß er so gut ist.

So redete der jüngere Aebi in der Freude seines Herzens über des Vogts gute Botschaft mit sich selber, und konnte vor Sehnsucht den Morgen fast nicht erleben, und that dann, was er eben gesagt hatte.

Wie Schelmen mit einander reden.

Vom Aebi weg ging der Vogt zum Schabenmichel. Dieser sieht ihn von ferne, winkt ihm in eine Ecke hinter das Haus, und fragt ihn: Was Teufels hast du?

Vogt. Etwas Lustiges.

Michel. Ja, du bist der Kerl, den man schickt zu Hochzeiten, zum Tanz und zum Lustigmachen einzuladen.

Vogt. Es ist einmal nichts Trauriges.

Michel. Was denn?

Vogt. Du seiest in eine neue Gesellschaft gekommen.

Michel. Mit wem denn einmal, und warum?

Vogt. Mit dem Hübelrudi, mit dem Lenk, mit dem Leemann, mit dem Kriecher und mit dem Marx auf der Reuti.

Michel. Du Narr, was soll ich mit diesen?

Vogt. Aufbauen und ausputzen das Haus des Herrn in Bonnal und seine Mauern am Kirchhof.

Michel. Im Ernst?

Vogt. Bei Gott!

Michel. Aber wer hat hiezu die Blinden und die Lahmen ausersehen?

Vogt. Mein wohledelgeborner, der wohlweise und gestrenge Junker.

Michel. Ist er ein Narr?

Vogt. Was weiß ich?

Michel. Es hat einmal das Ansehen.

Vogt. Vielleicht ist es nicht das Schlimmste, daß er so ist; leicht Holz ist gut drehen. Aber ich muß fort. Komm diesen Abend zu mir; ich muß mit dir reden.

Michel. Ich will nicht fehlen. Zu wem geht jetzt die Reise?

Vogt. Auf die Reuti zum Marx.

Michel. Das ist ein Kerl zur Arbeit! Man muß von Sinnen sein, so einen anzustellen. Ich glaube nicht, daß der bei Jahr und Tag einen Karst oder eine Schaufel in der Hand gehabt habe; und er ist auf der einen Seite halb lahm.

Vogt. Was macht das? Komm du auf den Abend richtig zu mir. — Jetzt ging der Vogt von ihm weg zu Marx auf der Reuti.

Hochmuth in Armuth und Elend führt zu den unnatürlichsten, abscheulichsten Thaten.

Marx war vor Zeiten wohlhabend, und hatte Handelschaft getrieben; aber jetzt war das, was er besessen, schon längst vergantet, und er lebte fast gänzlich vom Almosen des Pfarrers und einiger bemittelter Verwandten, die er hatte. In all seinem Elend aber blieb er immer gleich hochmüthig, und verbarg den dringenden Mangel und Hunger seines Hauses (außer da, wo er bettelte) allenthalben, wie er konnte und mochte.

Dieser, als er den Vogt sah, erschrack heftig; aber er ward darum nicht blaß; denn er war ohne das schon todtgelb. Er nahm schnell die umherliegenden Lumpen, und schob sie unter die Decke des Bettes,

und befahl den fast nackenden Kindern, auf der Stelle sich in die Kammer zu verbergen. — Herr Jesus! sagen die Kinder, es schneit und regnet ja herein. Höre doch, wie es stürmt, Vater! Es ist ja kein Fenster mehr in der Kammer. — Geht, ihr gottlosen Kinder! wie ihr mich so toll macht! Meint ihr, es sei euch nicht nöthig, daß ihr euer Fleisch kreuzigen lernet? — Es ist nicht auszustehen, Vater! sagen die Kinder. — Es wird ja nicht lange währen, ihr Ketzer! geht doch; sagt der Vater, stößt sie hinein, schließt die Thüre, und ruft dann dem Vogt in die Stube.

Dieser sagte ihm den Bericht. Der Marr aber dankt dem Vogt, und fragt: Bin ich Aufseher unter den Leuten?

Was denkst du, Marr? antwortet der Vogt. Nein, Arbeiter bist du wie die Andern.

Marr. So, Herr Untervogt?

Vogt. Es steht dir frei, wenn du allenfalls die Arbeit nicht willst.

Marr. Ich bin freilich sonst solcher Arbeit nicht gewohnt; aber weil es das Schloß und den Herrn Pfarrer antrifft, so darf ich wohl nicht anders, und ich will sie annehmen.

Vogt. Es wird sie gar freuen, und ich denke fast, der Junker werde mich noch einmal zu dir schicken, dir zu danken.

Marr. Ha, ich meine es nicht so; aber insgemein möchte ich doch nicht bei Jedermann taglöhnen.

Vogt. Du hast sonst Brot.

Marr. Gottlob, noch immer.

Vogt. Ich weiß es wohl. Aber wo sind deine Kinder?

Marr. Bei meiner Frau seligen Schwester; sie essen da zu Mittag.

Vogt. Es war mir, ich hörte eben in der Kammer schreien.

Marr. Es ist kein einziges bei Hause.

Der Vogt hört das Geschrei noch einmal, öffnet ohne Komplimente die Kammerthüre, sieht die fast nackenden Kinder, von Wind Regen und Schnee, der in die Kammer hinein stürmt, zitternd und schlotternd, daß sie fast nicht reden können, und sagt denn: Essen deine Kinder da zu Mittag, Marr? — Du bist ein Hund und ein Heuchler, und du hast das um deines verd unnten Hochmuthes willen schon mehr so gemacht!

Marr. Um Gottes willen! sag' es doch Niemanden! Bring mir es doch nicht aus, Vogt! um Gotteswillen! Unter der Sonne wäre kein unglücklicherer Mensch als ich, wenn es mir auskäme.

Vogt. Bist du denn von Sinnen? Auch jetzt sagst du nicht einmal, daß sie aus dem Hundsstall herauskommen sollen. Siehst du denn nicht, daß sie braun und blau sind vor Frieren? So würde ich einmal meinen Pudel nicht einsperren.

Marr. Kommt jetzt nur heraus! Aber Vogt, um Gottes willen! sag' es doch Niemanden!

Vogt. Und du spielst dann noch beim Pfarrer den Frommen!

Marr. Um Gottes willen! sag' es doch Niemanden!

Vogt. Das ist doch hündisch, du Heiliger! ja, du Ketzer! Hörst du, das bist du, ein Ketzer; denn so macht es kein Mensch. Du hast dem Pfaffen auch die vorige Woche den Schlaghandel erzählt; kein Mensch als du! Du gingst eben um zwölf Uhr, da es geschah, von einer frommen Fresseten heim und neben meinem Haus vorbei.

Marr. Nein, um Gottes willen! glaube doch das nicht! Gott im Himmel weiß, daß es nicht wahr ist.

Vogt. Darfst du auch das sagen?

Marr. Weiß Gott, es ist nicht wahr! Vogt, ich wollte, daß ich nicht mehr hier vom Platze käme, wenn es wahr ist!

Vogt. Marr, darfst du das, was du jetzt sagst, vor meinen Augen dem Pfarrer unter die Nase sagen? Ich weiß mehr, als du glaubst.

Der Marr stotterte: Ich weiß . . ich möchte . . . ich . . . habe nicht davon angefangen.

So einen Hund und einen Lügner, wie du bist, habe ich in meinem Leben keinen gesehen. Wir kennen jetzt einander, sagte der Vogt, ging, und erzählte Alles in eben der Stunde des Pfarrers Köchin, die sich dann fast zu Tode lachte über den frommen Israeliten ab der Leute, und heilig versprach, es dem Pfarrer getreulich zu überbringen. Der Vogt aber freute sich in seinem Herzen, daß hoffentlich der Pfarrer dem wüsten Ketzer das Wochenbrot jetzt nicht mehr geben würde, worin er sich aber gröblich irrte; denn der Pfarrer hatte ihm bis jetzt das Brot wahrlich nicht um seiner Tugend, sondern um seines Hungers willen gegeben.

Fleiß und Arbeitsamkeit ohne ein dankbares und mitleidiges Herz.

Vom Marr weg ging der Vogt nun endlich zum Letzten. Dieses war der Kienast, ein kränklicher Mann. Er ging zwar erst gegen die fünfzig, aber Armuth und Sorgen hatten ihn gar abgeschwächt, und heute war er besonders in einem erschrecklichen Kummer. Seine älteste Tochter hatte gestern in der Stadt Dienste genommen, und

zeigte dann heute dem Vater den Dingpfennig, worüber der arme Mann gewaltig erschrocken war. Seine Frau, die noch kindete, war eben jetzt nähig, und das Susanneli war unter den Kindern das einzige, das der Haushaltung Hülfe leisten konnte; jetzt aber sollte es in vierzehn Tagen den Dienst antreten. Der Vater bat es mit weinenden Augen und um Gottes willen, es solle das Haftgeld wieder zurückgeben, und bei ihm bleiben bis nach der Mutter Kindbett. Ich will nicht, antwortete die Tochter. Wo find' ich denn gleich wieder einen andern Dienst, wenn ich diesen aufgebe?

Der Vater. Ich will nach der Kindbett selbst mit dir nach der Stadt gehen, und dir helfen, einen andern suchen. Bleib' doch nur so lange!

Die Tochter. Es geht ein halbes Jahr, Vater, bis zum andern Ziel, und der Dienst, den ich jetzt habe, ist gut. Wer kann wissen, wie dann der sein werde, den du mir willst suchen helfen? Und kurzum, ich warte nicht bis auf das andere Ziel.

Der Vater. Du weißt doch, Susanneli, daß ich auch Alles an dir gethan habe, was ich immer konnte. Denke doch auch an deine jüngern Jahre, und verlasse mich jetzt nicht in meiner Noth!

Die Tochter. Willst du mir denn vor meinem Glücke sein, Vater?

Der Vater. Ach, es ist nicht dein Glück, daß du deine armen Eltern in diesen Umständen verlässest. Thue es doch nicht, Susanneli! Meine Frau hat noch ein schönes Fürtuch; es ist das letzte, und es ist ihr lieb; sie hat es von ihrer sel. Gotten zum Seelgeräth (Todesandenken); aber sie muß es dir nach der Kindbett geben, wenn du nur bleibst.

Die Tochter. Ich mag nichts, weder von euern Lumpen noch von eurer Hoffahrt: ich kann Das und Besseres selber verdienen. Es ist einmal Zeit, daß ich für mich selber sorge. Wenn ich noch zehn Jahre bei euch bliebe, ich würde nicht zu Bett und Kasten kommen.

Der Vater. Es wird doch auch nicht Alles auf dieses halbe Jahr ankommen; ich will dich nach der Kindbett gewiß nicht mehr versäumen, bleib' doch nur noch diese wenigen Wochen.

Nein ich thue es nicht, Vater, antwortete die Tochter, kehrt sich um und läuft fort zu einer Nachbarin.

Der Vater steht jetzt da, niedergeschlagen von seinen Sorgen und von seinem Kummer, und sagt zu sich selber: Wie will ich mir in diesem Unglück helfen? Wie will ich sie nun meiner armen Frau anbringen, die Hiobsbotschaft? Ich bin doch ein elender Tropf, daß

ich mit diesem Kinde so gefehlt habe. Es arbeitet so brav, dacht' ich immer, und verzieh ihm dann Alles. Meine Frau sagte mir hundertmal: Es ist so grob und so frech gegen seine Eltern, und was es seinen Geschwistern thun und zeigen muß, das thut und zeigt es ihnen allen so hässig, so unartig und so ganz ohne Anmuth und Liebe, daß keines etwas von ihm lernt. — Es arbeitet doch brav; vielleicht sind die Andern auch Schuld; man muß ihm verzeihen, war immer meine Antwort. — Jetzt habe ich dieses Arbeiten! Ich hätte es doch denken sollen: wenn bei einem Menschen das Herz einmal hart ist, so ist es aus; was er auch sonst Gutes hat, man kann nicht mehr auf ihn zählen. Aber wenn ich es nur auch meiner Frau schon gesagt hätte; wie wird sie doch thun!

Da der Mann so mit sich selber redete, stand der Vogt neben ihm, und er sah ihn nicht einmal.

Was darfst du denn deiner Frau nicht sagen, Kienast? fragt ihn jetzt dieser.

Der Kienast sieht auf, erblickt den Vogt, und sagt: Bist du da, Vogt? Ich sah dich nicht. Ha, was darf ich meiner Frau nicht sagen? Das Susanneli hat in der Stadt Dienste genommen, und wir hätten es jetzt auch so nöthig. Aber ich hätte fast vergessen zu fragen: was willst du bei mir?

Vogt. Es kann dir vielleicht ein Trost sein, was ich bringe, weil es mit dem Susanneli so ist.

Kienast. Das wäre wohl ein Glück in meiner Noth.

Vogt. Du hast Arbeit an dem Kirchbau und alle Tage 25 Kreuzer Taglohn; damit kannst du dir in allweg helfen.

Kienast. Herr Gott im Himmel! darf ich diese Hülfe hoffen?

Vogt. Ja, ja, Kienast, es ist gewiß, wie ich sage.

Kienast. Nun so sei Gott gelobt und ihm gedankt! (Es wird ihm blöd, seine Glieder zittern.) Ich muß niedersitzen, diese Freude hat mich so übernommen auf meinen Schrecken. (Er setzt sich auf einen nahen Holzstock, und lehnet sich an die Wand des Hauses, daß er nicht sinke.)

Der Vogt sagte: Du magst wenig erleiden. Und der Kienast: Ich bin noch nüchtern.

So spät? erwiderte der Vogt, und ging seines Weges fort.

Die arme Frau in der Stube sah, daß der Vogt bei ihrem Manne war, und jammerte entsetzlich: Das ist ein Unglück. Mein Mann ist heute den ganzen Tag wie verwirrt, und weiß nicht, was er thut; und eben jetzt sah ich das Susanneli bei der Nachbarin beide Hände zerwerfen, als wenn es vor Verdruß außer sich wäre:

und jetzt noch der Vogt! Was ist doch für ein Unglück vorhanden? Es ist keine geplagtere Frau unter der Sonne . . . schon so weit in Vierzig und auch alle Jahre ein Kind, und Sorgen und Mangel um mich her. — So grämte sich die arme Frau in der Stube; der Mann aber hatte sich indessen wieder erholt, und kam mit einem so heitern und freudigen Gesicht zu seiner Lieben, als er seit Jahren nicht hatte.

Du thust fröhlich. Meinst du, ich wisse nicht, daß der Vogt da war? sagte die Frau.

Und er antwortete: Wie vom Himmel herab ist er gekommen zu unserm Trost.

Ist das möglich? antwortete die Frau.

Kienast. Setze dich nieder, Frau; ich muß dir Gutes erzählen. — Da sagte er ihr, was eben mit dem Susanneli begegnet, und wie er in einer großen Herzensangst gewesen, und wie ihm, Gottlob, jetzt gänzlich aus der Noth geholfen sei.

Da aß er die Suppe, die er in der Angst zu Mittag hatte stehen lassen, und er und die Frau weinten heiße Thränen des Danks und der Freude gegen Gott, der ihnen also geholfen in der Noth, und sie ließen das Susanneli noch desselbigen Tags gehen in seinen Stadtdienst, wie es wollte.

J. G. v. Salis.

Johann Gaudenz von Salis-Seewis wurde als der Sprößling eines der ältesten und einflußreichsten Geschlechter Rhätiens den 26. Dezbr. 1762 in Malans geboren. Die herrliche Natur seiner Heimat nährte in ihm den Keim der Dichtung; eine schlichte, aber sorgfältige Erziehung reifte ihn zu einem gesunden und edlen Menschen. Nachdem der Jüngling einige Zeit wissenschaftlichen Studien in Lausanne obgelegen hatte, trat er nach der damaligen Sitte der adeligen Geschlechter Graubündens 1779 in den Dienst der französischen Schweizergarde. Allein in dem geräuschvollen, von Luxus erfüllten Paris nagte das Heimweh an dem unverdorbenen Gemüthe des jungen Soldaten. Um sich der Sehnsucht nach dem Vaterlande

zu entschlagen, vertiefte er sich in die französische Literatur und lenkte namentlich dem ihm verwandten Dichter Florian seine besondere Neigung zu. Bald durchbrach auch in seiner eigenen Brust die Poesie ihre Knospenhülle. Seine ersten Versuche erschienen 1784 in Füssli's schweizerischem Museum. Kurze Zeit vor dem Ausbruch der französischen Revolution (1789) machte Salis eine Reise nach Deutschland, woselbst er mit mehrern der hervorragendsten Geister seiner Zeit, mit Göthe, Herder, Wieland, Schiller, Bürger u. A. zusammentraf und mit Matthisson eine warme, bis zum Tode dauernde Freundschaft schloß. Dieser Letztere legte denn auch bei der ersten Ausgabe von Salis Gedichten im Jahr 1793 die verbessernde Hand an.

Unser Dichter war nach dem Ausbruch der Revolutionsstürme als Hauptmann in die französische Nationalarmee eingetreten und hatte als Adjutant des Generals Montesquiou den Feldzug gegen Savoyen mitgemacht. Als aber nach der Wegnahme Savoyens die Schweiz, um ihre Existenz besorgt, die Anerkennung der französischen Republik verweigerte, hatte Salis, obschon man ihm die Führung eines Bataillons anerboten, seinen Abschied gefordert und war 1793 in sein Vaterland zurückgekehrt, wo er sich verheirathete und mehrere Jahre zu Chur in ruhiger und glücklicher Zurückgezogenheit lebte. In der Folge gelang es der österreichischen Partei und ihrem Einfluß in Rhätien, die Führer der helvetisch Gesinnten, welche den Anschluß an die regenerirte Schweiz verlangten, zu verbannen, und so verließ Salis mit Tscharner (dem spätern bernischen Landvogt) mit Zschokke u. A. zum zweiten Male die Heimat. Seine Ernennung zum Generalinspektor der helvetischen Truppen war eine ehrenvolle Auszeichnung und Anerkennung seiner militärischen Tüchtigkeit; da ihm aber der theoretische Dienst nicht behagte, so war er als Generaladjutant in Massena's Generalstab, machte dessen Feldzüge und Schlachten mit bis zur Mediation, welche die Verbannten, unter ihnen Salis, wieder nach Rhätien zurückführte. In diesem seinem spätern Lebensalter wurde er mit zahlreichen Aemtern betraut und endlich auch mit der höchsten Würde des Kantons Graubünden beehrt, dessen Wohl er fortan auf seine Kräfte weihte. Salis starb den 29. Januar 1834 zu Malans; seine Asche ruht in Seewis. Er war ein Charakter von seltener Reinheit; seine persönliche Würde, seine Ueberzeugungstreue und sein edles, mildes Wesen sichern ihm für immer ein liebevolles Andenken. —

Gedichte von Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis. 1793. — Neueste vermehrte Auflage. Zürich. 1830. Bei Orell, Füssli und Compagnie.

*

Man ist gewöhnt, Salis mit den Dichtern des Göttinger Hainbundes zusammenzustellen, dessen Thätigkeit zwischen Klopstock und Göthe fällt. „Diese landschaftlichen Lyriker (Brückner, Miller, Hölty, Claudius, Voß) kannten keine andere Poesie, als daß sie in der Natur umherblickten, mit offenem Sinn besangen, was sie fanden und was ihr Herz dabei empfand, und sie standen aller Dichtung entgegen, die mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zusammenreiht, über die man conventionell einig geworden ist, sie poetisch und schön zu finden. Dies bedingt die zwei Haupteigenschaften, die den Kern dieser Dichtungen bezeichnen: auf der positiven Seite ihre Beschränkung auf die nächste Umgebung, ihren landwirthschaftlichen, heimathlichen, häuslichen Charakter, aus dem sich sowohl ihre beschreibend-idyllische als ihre lyrisch-musikalische Natur herleitet; auf der negativen ihren Gegensatz gegen das Unvaterländische, das Weltschweifende, Katholische, Romantische, woraus sich die Polemik gegen alle Poesie des Kopfs, gegen alles Unmusikalische, das Sonett und alles Stehende der romanischen Dichtung erklärte, die mehr Poesie der Form, als der Materie ist. Diese Lyrik steht wenn nicht auf dem niederländischen Standpunkte, so doch ihm sehr nahe; sie vermeidet das absolut Häßliche und die Karrikatur, aber nicht die Landschaft, das Stillleben, das gemüthliche Genrebild; sie hat Achtung vor der Form, aber keine Wahl des Inhaltes; sie entschädigt mit Empfindung für den Mangel an Phantasie, für das fehlende Schöne mit dem Wahren, Edlen, Verständigen.[1]

Noch mehr innere Verwandtschaft als mit den Göttingern hat Salis mit einigen Dichtern der romantischen Schule, die sich an die Göttinger anlehnten, die reicher an Seele, ärmer an Stoff und Wort als jene, mehr nach der Tiefe als nach der Breite empfänglich, mehr sinnige als enthusiastische, mehr sittliche als poetische Naturen[2] waren, wie Chr. Aug. Tiedge, und Fr. Matthisson. Die idyllische Landschaftspoesie des Letztern, „jene duftige Mondscheinspoesie voll sanfter Schwermuth, voll beschaulicher Schwärmerei, voll Naturssinn und weicher, melancholischer Anklänge," macht bis zu einem gewissen Grad auch ein Charakterzug unsers schweizerischen Dichters aus; das reine und züchtige Element dieser Dichtung, das Schiller zu der wohlwollenden Hoffnung verleitete, es werde Matthisson gelingen, seine Landschaften auch mit Figuren zu beleben und auf diesen reizenden

[1]) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. V., pag. 59.

[2]) Gervinus, a. a. O. pag. 611.

Grund handelnde Menschheit aufzutragen.[1] — ist auch das Element der Salis'schen Muse. Allein wenn Matthisson meist nur die dunklen Empfindungen seiner Leser gefangen nimmt, weil ihm Sachinhalt und bildliche Anschauung abgehen; wenn er die Natur gleichsam durch ein Opernglas auf ihre wechselnden Stimmungen hin ansieht und mit ihren farbigen Tönen und tönenden Farben auf die Seele wirkt; wenn er als der Zuckerbäcker der Sentimentalität das gesunde poetische Hausbrod des guten Hölty in lauter Marzipan und Tragant umsetzt; wenn er affektirt ist in Ausdruck, mit gesuchten Reimen prunkt und dadurch bisweilen inkorrekt wird, — so ist dagegen die Salis'sche Poesie zwar nicht überall von diesen Fehlern frei zu sprechen, aber sie ist männlicher, didaktischer, wahrer und von tieferm Gehalt. Auch Salis grüßt oft mit seinen Harfentönen die stille Wehmuth, die bewölkte Lüfte mit Abendsonnenschein hellt, Lampen in die Grüfte hängt und den Leichenstein krönt, die der Kindheit Land mit Sonnengold besäumt, bei blätterlosen Sträuchen der Blüthezeit gedenkt und mit Matthisson Moos von Burgruinen pflückt; allein die Wehmuth über das Vergängliche ist bei ihm kein unnatürliches Gefühl, nicht das Produkt eines schlaffen poetischen Quietismus, sondern einer Zeit, welche durch den Umsturz alles Bestehenden, durch die Einnistung einer das ganze Menschenleben zerfressenden Zweifelsucht, durch die schmerzlichen Geburtswehen eines neuen Weltalters auch dem Gemüth des in Stahl gekleideten Kriegers es nahe legte, bisweilen mit verhülltem Haupte unter Trauerweiden zu wandeln. Man darf nicht vergessen, daß der Dichter, der jenes fast zum Volkslied gewordene Gedicht „Das Grab ist tief und stille" schrieb und der im Gefühle der edelsten Freundschaft Matthisson zusingt:

Wo weilst du Trauter? Schon grünt uns ein Baum,
Der Baum zum Sarge! Schon grünet ein Raum,
Der Raum wo künftig, vom Grashuchs umbebt,
Mein Hügel sich hebt!

den thätigsten Antheil an der Geschichte seiner Zeit genommen und auf dem Schlachtfeld dem Tode stets muthig in's Auge geblickt hat. — —

Salis früheste Lieder, in denen er namentlich die verschiedenen Jahreszeiten besingt, erquicken durch ihre größere Frische und Unmittelbarkeit; später hat er sich allerdings vorherrschend einer wehmuthsvollen Reflexion zugewandt, aber auch an Tiefe und Kraft gewonnen. Wenn in einzelnen Gedichten, wie z. B. in „Abendroth" der Stoff zu allgemein gefaßt und so zu sagen begriffsmäßig durch-

[1] Gervinus, a. a. O. pag. 615.

geführt ist; wenn man in manchen Gedichten, z. B. in „Herbstnacht," „Monodie" und ganz besonders im „Winterlied" die poetische Wirkung durch ein mosaikartiges Nebeneinander von malerischen Ausdrücken und feinen Aperçu's ohne verbindende poetische Idee, ohne anthropomorphistische Belebung (worin Hebel Meister war) ohne organischen Anschuß der Bilder versucht sieht, so gewähren dagegen z. B. „Frühlingslied," „Ermunterung," „Lied eines Landmanns in der Fremde," „Elegie an die Ruhe," „Fischerlied," „Das Mitleid," „Die stillende Mutter," „Entzogenheit" durch reizende Naturwahrheit, tiefe Empfindung, Kraft und edle Gesinnung einen reinen ästhetischen Genuß. Um eben dieser Eigenschaften willen ward die Salis'sche Muse bis auf die Gegenwart herab mit Recht verehrt und geliebt. Während seine elegischen Sanggenossen im Staube der Bibliotheken modern, steht dieser schweizerische Sänger immer noch wie ein Jüngling vor seinem Volke. Wußte er doch auch einen vollen kräftigen patriotischen Ton anzuschlagen und hat er doch nicht bloß für die Einheit der schweizerischen Republik gelebt und gelitten, sondern auch für die schweizerische Poesie ein Vaterland gefordert! In seiner „Antwort auf J. R. Wyß, des jüngern, Zuruf" singt er (in den „Alpenrosen" Jhrg. 1817:)

. . . Es schwebet stets nach alter Dichtung Sagen
Um des Vergessens Strom ein Schwanenchor;
Wo auf der Fluth ein Name sinkt, den tragen
Sie zu des Nachruhms Tempel sanft empor.

Doch müssen oft die Retter Kämpfe wagen,
Es grinst der Hohn, die Scheelsucht drängt sich vor,
Bis an des Ruhmes Kranz nur Dornen blieben, —
Mein bester Ruhm ist, daß mich Edle lieben.

Jhr edeln Sänger an der Aare Wogen,
Jhr an der Limmat und des Rheines Strand,
Ergreift die Harfen, spannt den goldnen Bogen,
Die Eintracht schling' um Euch ihr Bruderband.
Durch milden Sinn stets enger angezogen:
Die Schweizermuse hat ein Vaterland! . . .

Elegie an mein Vaterland.

Ueber trennende Thäler und Hügel und fluthende Ströme
Leite mich, wehenden Flugs, hohe Begeisterung hin!
Wonne! Dort hebt sich die Kette der eisbepanzerten Alpen!
Meine Locken umweht reinere, himmlische Luft.

Unter mir spiegelt sich Zürich in bläulich versilberten Wassern.
Ihre Mauern bespült plätschernd die Wallung des Sees.
Nähne, mit schneidendem Ruder, durchgleiten die schimmernde Fläche,
Von des Traubengestades schrägen Geländern umragt.
Weiter schwebet mein Geist! Schon dämmert in schwindlichter Tiefe,
Zwischen Felsen gepreßt, Wallenstadt's grünlicher See.
Eschen und bräunliche Tannen umdunkeln sein einsames Ufer,
Und im öden Geklüft bauet der Reiger sein Nest.
Schneller wehet mein Flug! Dort schimmern die rhätischen Alpen,
Und wie durch purpurnen Flor leuchtet ihr ewiges Eis.
Vaterland, sei mir gegrüßt; der hehren Scenen so manche
Steigt in der großen Natur schrecklicher Schönheit empor:
Ragende Felsenzinken mit wolkenumlagerter Spitze,
Welche kein Jäger erklomm, welche kein Adler erflog;
Blendender Gletscher starre, krystallene Wogen mit scharfen
Eisigen Klippen bepflanzt, wo, durch umnebelte Luft,
Schneidenden Zuges, die Gähe hinunter die wälzende Lawine
Rollet den frostigen Tod; wo im Wirbel des Nords
Und dem krachenden Donner der tiefaufberstenden Spalten
Kaltes Entsetzen und Gram lauschende Wandrer ergreift:
Dort die Hirtenthale, von silbernen Bächlein bewässert,
Und vom Schellengeläut' weidender Kühe durchtönt;
Aecker, wo stachlichte Gersten bei bebendem Roggen dahin wogt,
Lichter Haber begrenzt bräunliches Furchengentreid.
Welch' ein frohes Gemisch! Es sprießen die herrlichen Bilder
Zahllos, wie Blumen im Lenz, vor der Erinnerung Hauch.
Doch, mich weckt das Donnergetöse der spritzenden Räder,
Und des raschen Gespanns dumpfig erklappernder Huf,
Der geschwungenen Geißel Knall, des treibenden Kärners
Drohender Fluch, und des Markts heiseres Krämergeschrei.
Ha! Mich umschlingen weit Luteziens kreuzende Gassen;
Mancher Zauberpalast, voll des Goldes und Grams,
Hebt die thürmenden Giebel, von stockenden Dünsten umbrütet,
Welche, mit stumpferem Strahl mühsam die Sonne durchwühlt.
Lebet nun wohl, ihr Thäler der Heimat, ihr heiligen Alpen!
Fernher tönt mein Gesang Segen und Frieden Euch zu.
Heil dir und dauernde Freiheit, du Land der Einfalt und Treue!
Deiner Befreier Geist ruh' auf dir, glückliches Volk!

Bleib' durch Genügsamkeit reich und groß durch Strenge der Sitten;
Rauh sei, wie Gletscher, dein Muth, kalt, wenn Gefahr dich umblitzt;
Fest, wie Felsengebirge, und stark, wie der donnernde Rheinsturz,
Würdig deiner Natur, würdig der Väter, und frei!

Abendsehnsucht.

Wenn der Abend sich senkt, flieh' ich die laute Stadt,
Und durchwandere stumm feuchtes Gefild' umher,
Voll die Seele von Sehnsucht
Und voll süßer Erinnerung.

Safranfarbiger Schein ränder den Horizont
Und durchglüht das Gebüsch, welches den Hügel kränzt,
Wo die ächzende Windmühl'
Ihren langsamen Flügel wälzt

An die Schleusen gelehnt, schau ich den Weidengrund,
Frisch von perlendem Thau, und wie des duftenden
Reps gelbblühende Felder
Noch ein röthender Nachschein färbt.

Nur der Emmerling zirpt oben im Ginsterstrauch.
Stille waltet umher, auf dem umbüschten Dorf,
Das der krähende Haushahn
Und aufwallender Rauch verräth.

Frischer dünstet der Thau; tiefere Dämmerung
Spannt den trübenden Flor über die Fernung hin.
Wo die Formen vernachten,
Weilt hinstarrend der lange Blick.

Länder dehnen sich dort hinter der Fläche Rand;
Aber trennende Nacht füllet den weiten Raum
Hin zu meinen Geliebten,
Und die Thräne der Sehnsucht rinnt.

Ermunterung.

Seht! wie die Tage sich sonnig verklären!
Blau ist der Himmel und grünend das Land.
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären:
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?
Hebet die Blicke, die trübe sich senken,
Hebet die Blicke, des Schönen ist viel;
Tugend wird selber zu Freuden uns lenken,
Freud' ist der Weisheit belohnendes Ziel.

Oeffnet die Seele dem Lichte der Freude,
Horcht! ihr ertönet des Hänflings Gesang;
Athmet! sie duftet im Rosengestäude,
Fühlet! sie säuselt am Bächlein entlang;
Kostet! sie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl;
Schauet! sie grünet in Kräutern und Laube,
Malt uns die Aussicht in's blumigte Thal.

Freunde! was gleiten euch weibische Thränen
Ueber die blühenden Wangen herab?
Ziemt sich für Männer das weichliche Sehnen;
Wünscht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten,
Viel auch des Guten ist noch nicht gethan:
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

Mancherlei Sorgen und mancherlei Schmerzen
Quälen uns wahrlich aus eigener Schuld;
Hoffnung ist Labsal dem wundesten Herzen,
Duldende stärket gelaß'ne Geduld.
Wenn euch die Nebel des Trübsinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den sinkenden Muth;
Heget nur männliches, hohes Vertrauen,
Guten ergeht es am Ende noch gut.

Lasset uns fröhlich die Schöpfungen sehen:
Gottes Natur ist entzückend und hehr!
Aber auch stillen des Dürftigen Flehen;
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr
Liebet' die Lieb' ist der schönste der Triebe,
Weiht nur der Unschuld die heilige Gluth:
Aber dann liebt auch mit weiserer Liebe
Alles, was edel und schön ist und gut.

Handelt: durch Handlungen zeigt sich der Weise,
Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit;
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Nützen, so viel als ein jeder vermag,
O das erfüllet mit stillem Entzücken,
O das entwölket den düstersten Tag!

Muthig! auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au;
Gräber, von Trauerzypressen umhangen,
Malet bald stiller Vergißmeinnicht Blau.
Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen;
Freud' ist des Vaters erhab'nes Gebot.
Freude der Unschuld kann niemals gereuen;
Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod!

Das Grab.

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schooß;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlaß'ne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch, sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

Herbstlied.

Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rothe Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind

Wie die volle Traube,
Aus dem Rebenlaube,
Purpurfarbig strahlt!
Am Geländer reifen
Pfirsiche mit Streifen
Roth und weiß bemalt.

Sieh! Wie hier die Dirne
Emsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt!
Dort, mit leichten Schritten,
Jene, gold'ne Quitten
In den Landhof trägt!

Flinke Träger springen,
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder schweben,
Zwischen hohen Reben,
Auf dem Hut von Stroh!

Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröthe
Und im Mondenglanz;
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Ihren Ringeltanz.

Lied eines Landmanns in der Fremde.

Traute Heimat meine Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl, und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch,
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an euch!

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog:
An den Birnbaum, der daneben
Auf das nied're Dach sich bog;

An die Stauden, wo ich Meisen
Im Hollunderkasten fing;
An des stillen Weihers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kommt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Widerhallt in meinem Ohr.

Selbst des Nachts, in meinen Träumen
Schiff' ich auf der Heimat See;
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wäss're ihrer Wiesen Klee;

Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Wann erblick' ich selbst die Linde
Auf den Kirchenplatz bepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde
Uns're frohe Jugend tanzt?

Wann des Kirchthurms Giebelspitze
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

Traute Heimat meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

Frühlingslied.

Unsre Wiesen grünen wieder,
Blumen duften überall;
Fröhlich tönen Finkenlieder,
Zärtlich schlägt die Nachtigall.
Alle Wipfel dämmern grüner,
Liebe girrt und lockt darin;
Jeder Schäfer wird nun kühner,
Sanfter jede Schäferin.

Blüthen, die die Knosp' entwickeln,
Hüllt der Lenz in zartes Laub;
Färbt den Sammet der Aurikeln,
Pudert sie mit Silberstaub.

Sieh! das holde Maienreischen
Dringt aus breitem Blatt hervor,
Beut sich zum bescheid'nen Sträußchen
An der Unschuld Busenflor.

Auf den zarten Stengeln wanken
Tulpenkelche, roth und gelb,
Und das Geisblatt flicht aus Ranken
Liebenden ein Laubgewölb.
Alle Lüfte säuseln lauer
Mit der Liebe Hauch uns an:
Frühlingslust und Wonneschauer
Fühlet was noch fühlen kann!

Fischerlied.

Das Fischergewerbe
Gibt rüstigen Muth;
Wir haben zum Erbe
Die Güter der Fluth.
Wir graben nicht Schätze,
Wir pflügen kein Feld;
Wir ernten im Netze,
Wir angeln um's Geld.

Wir heben die Reusen
Den Schilfbach entlang,
Und ruh'n bei den Schleusen,
Zu sondern den Fang.
Goldweiden beschatten
Das moosige Dach;
Wir schlummern auf Matten
Im kühlen Gemach.

Mit rothen Korallen
Prangt Spiegel und Wand,
Den Estrich der Hallen
Deckt silberner Sand.

Das Gärtchen daneben
Grünt ländlich umzäunt,
Von kreuzenden Stäben
Mit Baste vereint.

Im Antlitz der Buben
Lacht muthiger Sinn,
Sie meiden die Stuben
Bei Tagesbeginn;
Sie tauchen und schwimmen
Im eisigen See,
Und barfuß erklimmen
Sie Klippen voll Schnee.

Die Töchter ergötzen
Sich Abends bei Licht,
Wenn alles an Netzen
Und Maschenwerk flicht
Oft wird mit Gelächter
Durchmustert das Dorf;
Die Mutter, als Wächter,
Schürt nickend den Torf.

Oft rudern wir ferne
Im wiegenden Kahn,
Dann blinken die Sterne
So freundlich uns an;
Der Mond aus den Höhen,
Der Mond aus dem Bach,
So schnell wir entflöhen.
Sie gleiten uns nach.

Wir trotzen dem Wetter,
Das finster uns droht,
Wenn schöpfende Breter
Kaum hemmen den Tod.
Wir trotzen auch Wogen
Auf krachendem Schiff,
In Tiefen gezogen,
Geschleudert an's Riff!

Der Herr, der in Stürmen
Der Mitternacht blitzt,
Vermag uns zu schirmen,
Und kennt, was uns nützt.
Gleich unter dem Flügel
Des Ewigen ruht
Der Rasengruft Hügel,
Das Grab in der Fluth.

Lied beim Rundtanz.[1]

Auf! es dunkelt;
Silbern funkelt
Dort der Mond ob Tannenhöhn.
Auf! und tanzt in froher Runde;
Diese Stunde
Dämmert unbewölkt und schön!

Im Gewässer
Strahlen besser
Felsen, deren Roth verblich;
Und mit dunkelm Violette
Malt die Kette
Schroffer Schneegebirge sich.

Hüpft geschwinde
Um die Linde,
Die uns gelbe Blüthen streut.
Laßt uns frohe Lieder singen,
Ketten schlingen,
Wo man traut die Hand sich beut.

[1]) Solche abendliche Zirkeltänze um Bäume, auf Kirchenplätzen und Promenaden, sieht man oft in Städten und Dörfern des Waadtlandes, besonders längs den Ufern des Genfersee's. Gewöhnlich werden sie mit Gesang begleitet; eine einzelne Stimme singt vor, und alle wiederholen die letzte Hälfte, oft auch nur die Schlußzeile jeder Strophe.

Also schweben
Wir durch's Leben,
Leicht wie Rosenblätter, hin;
An den Jüngling, dunkelts bänger,
Schließt sich enger
Seine traute Nachbarin.

Das Mitleid.

Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallst du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Thaust, wie Balsam, milde Zähren
Hebest das zerknickte Rohr,
Wie zu Hyllus Altären,[1]
Blickt die Noth zu dir empor.

Deine Hülfe stillt ihr Flehen;
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat:
Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserin.

In verarmter Wittwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Lächelns heit're Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erleg'ner Wanderer Bürde
Auf dem tiefbeschneiten Damm,
Und verpflegst in sich'rer Hürde
Deines Nachbars irres Lamm.

[1]) Hyllus, ein Sohn des Herkules und der Dejanire, erbaute in Athen den Tempel der Barmherzigkeit.

Sorglich streust du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus,
Nöthigst zu des Herdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut;[1]
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth.

Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft, wie thauige Hyaden,[2]
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

Du erwärmst in sanfter Rührung
Auch der Selbstsucht starres Eis,
Warnst vor lockender Verführung
Blüthenüberstreutem Gleis';
Neigest dich mit leisem Trösten
An der Schwermuth dumpfes Ohr;
Hebst entfesselt den Erlösten
Von des Kerkers Stroh empor.

Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu;
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu;
Schonst des Schlummers, nahst auf Socken,
Kühlst mit deinem Palmenreis;
Trockest mit ergoßnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

---

[1]) Progne ist der mythologische Name der Schwalbe.

[2]) Die Hyaden waren sieben Töchter des Atlas, die vom Jupiter unter die Sterne versetzt wurden. Ihr Aufgang deutete gewöhnlich Regen an.

Bleib' bei uns, bis einst die Hefe
In dem Thränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,
Die an deinen Schooß sich schmiegt;
Herze sie mit Ammenarmen,
Sei umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab!

Entzogenheit.

Im trauten Schatten stiller Entzogenheit
Fand ich den Frieden, der uns erweicht und stärkt,
Der auf das Schicksal, wie der Weise
Heiter auf blühende Gräber, schauet.

O du des Weltlaufs süße Vergessenheit,
Die, um sie mehr zu lieben, die Menschen flieht;
Erlitt'nen Unrechts Widerhacken
Lösest du sanft aus der Seele Wunden.

Gesetzten Sinnes, mißt der Betrachtung Blick
Den Werth der Dinge, nach der Erfahrung Stab;
Nicht mehr der Meinung Wechselhauche
Dienstbar, noch biegsam dem Druck der Willkür.

Wie draußen Flocken taumeln in kalter Luft,
Sieht er des Leichtsinns Spiele geborgen an;
Des Thoren Freud', ihr trübe lächelnd,
Siege der Bosheit mit kurzen Seufzern.

Verbreite deinen Schleier, Entzogenheit,
Um meine Freuden, dichter um meinen Schmerz;
Birg' meine Thränen vor der Schmähsucht,
Birg' der verschämten Empfindung Wonne!

Wer Jeden duldet, liebt, was zu lieben ist,
Von Andern wenig, Vieles von sich begehrt,
Dem sproßt des heitern Friedens Oelblatt,
Das der Genügsamkeit Stirne kühlet

Mit Lotos kränz' ich meiner Penaten Haupt;
Vergang'ner Kummer, Sorge der Zukunft naht
Nicht meiner Schwelle; Lebensweisheit
Suchet ihr Glück nur im engen Kreise.

Die stillende Mutter.

Wo das Gebüsch geweihte Schatten streut,
Im Rasensitz, von Weiden überhüllet,
Ruht sie im Schmucke holder Weiblichkeit,
Die Mutter, die geheim den Säugling stillet.

Gesenkten Blicks, gleich einer Caritas;
Durch Demuth hehr, wie die Gebenedeite;
Sieh, wie sie sich im Wohlthun süß vergaß,
Ganz sich der Pflicht — ein Blüthenopfer — weihte

Sieh' frommen Ernst mit Zärtlichkeit gemischt.
Der Jungfrau Reinheit bei der Gattin Treue;
Des Frohsinns Glanz durch Leiden halb verwischt,
Auf heit'rer Stirn der Schmerzen erste Weihe.

Wie sie das Kind an ihren Busen drückt,
Mit holder Sorge zu ihm hingebogen,
Und wonnelächelnd auf den Sprößling blickt,
Den süße Müh' und zarte Angst erzogen!

Gleich einer Knospe, die ihr Dorn verletzt,
Zürnt nimmer sie der Ursach' ihrer Schmerzen;
Der stumme Dank im Blick des Kind's ersetzt
Die herbsten Leiden einem Mutterherzen.

Der ersten Freude mattes Morgenlicht,
Das sich auf ihres Kleinen Wangen zeigte,
Verklärt im Widerschein ihr Angesicht,
Wenn es auch thränenfeucht sich zu ihm neigte;

Wie Philomele rein und leiser lockt,
Den Fittig wärmend um ihr Nest verspreitet,
Wo sie, von Weißdornblüthen überflockt,
Der Mutter süßes Wiegenlied begleitet;

Wo häuslich eingekleidet, schlicht und rein,
Wie die geschloß'ne Lilie verschleiert,
In leiser Dämmerung Verklärungsschein
Sie nach des Hauses treuen Sorgen feiert.

Der Abendstern ergießt sein mildes Licht
Mit Wohlgefallen durch bethaute Zweige;
Doch milder, klarer leuchtet Hesper nicht,
Als jener Blick, der Mutterwürde Zeuge.

Die reine Grazie der Mutterhuld,
Die ernste Schwester jüng'rer Charitinnen,
Zart wie die Liebe, fest wie die Geduld,
Treu, wie der heil'gen Flamme Hüterinnen,

Steht, als ihr Engel, schirmend hinter ihr,
Und, von der Unsichtbaren Glanz umleuchtet,
Flieht eitler Wunsch und sinnliche Begier,
Wo fromme Sehnsucht nur ihr Auge feuchtet.

Durch Liebe stark, vermag ein Mutterherz
Den schönen Kranz von ihren Jugendtagen,
Verlächelnd des Verblühens leisen Schmerz,
Auf den Altar der Treue froh zu tragen.

Nicht fragend, ob verdienten Dankes Spur
Im jungen Sinn sich lösche oder bliebe,
Sie spendet wie die gütige Natur;
Ihr Zweck ist Wohlthun, und ihr Wesen Liebe.

Wohl uns, es knüpft des Weltenlenkers Hand,
Wie an den Pappelstamm die Glockenwinden,
Uns an der Mutterliebe zartes Band,
Eh' wir den Sturm des Schicksals noch empfinden.

Vertrauen.

Wer gibt uns unsern Kinderglauben
An eine treue Welt zurück?
Ach, schließt den allzu scharfen Blick!
Was uns die Zuversicht kann rauben,
Zerstört des Herzens Glück.

Dein denkt mein Geist mit Wohlgefallen,
O Zeit, wann, fremd in klüg'rer Welt,
Man traut zu Jedem sich gesellt,
Und arglos, wie die Nachtigallen,
In offne Schlingen fällt.

O Glück, noch kindlich hinzulangen
Nach Blumen, eh' man sie benennt,
Nach Freuden, die man halb nur kennt;
Wenn unser Blick, kaum aufgegangen,
Nicht Schein und Wesen trennt!

Ihr Tage, wo wir klüger werden,
Wie schwül ist euer Mittagslicht,
Wenn die Erfahrung warnend spricht:
Vollkommen weilet Nichts auf Erden!
Was blühet, währet nicht.

Wohl dann dem liebenden Gemüthe
Das sein Vertrauen rein bewahrt,
Und, sein Gefühl sei noch so zart,
Nie zweifelt an des Edeln Güte,
Noch an der Menschen Art.

An ein Thal.

Entleg'nes Thal, von Fichtenhöh'n begrenzt,
Mit Erlenreih'n umhegte flache Matten!
O Bach, auf dem ein gold'nes Schlaglicht glänzt!
O Meierhof, in dunkeln Wallnußschatten!

Der Freudenruf entzückter Wanderer grüßt
Dich, holdes Thal, vom Gipfel ferner Hügel;
Betrachtung sinnt, wo sich dein Quell ergießt;
In deinem Hain saus't der Begeisterung Flügel.

Nimm, trauter Hain, nimm Schattengang, mich auf!
In deiner Nacht entschlummern alle Sorgen!
Beschränkt, wie du, ist auch mein Erdenlauf;
Dein Ausgang mir, so wie sein Schluß, verborgen.

Hier ruht der Ehrsucht Schiff am treuen Strand;
Genügsamkeit band es an Blumenküsten;
Der Vorwitz legt sein Fernrohr aus der Hand,
Besorgniß späht nicht nach der Zukunft Wüsten.

Die Bosheit sprüht hier nicht ihr Nattergift
Auf unbesorgter Unschuld Rosenkronen;
Gerechte Gleichheit theilt des Landmanns Trift,
Und Freiheit herrscht, wo gute Menschen wohnen.

Das Hohngezisch des Witzlers mengt sich nicht
In dieser Espen friedesäuselnd Wehen:
Kein Lästerkreis hält hier sein Strafgericht;
Kein Neider lau'rt, Gebrechen auszuspähen.

Die Muse wallt auf zartbehalmtem Plan:
Sie folgt dem Bach, der jene Flächen theilet,
Und gern verirrt auf sanftgewund'ner Bahn,
So lang er kann, in diesem Tempel weilet.

Aus jener Dorfkapell' in Laub verhüllt,
Klang nie das Sturmgeläut' in Schreckensnächten,

Wenn Aufruhr tobt, der tausendstimmig brüllt
Mit Brand und Dolch in hochgeschwung'ner Rechten.

Den Widerhall der Eppichklüfte schreckt
Kein Schlachtgeschoß; statt rauher Kriegstrommeten
Hallt hier das Horn, das früh die Hirtin weckt;
Der Tag erlischt beim Ton der Weidenflöten.

Hier muht die Kuh auf gelbhelblümter Au,
Dort klingeln hell der Ziegenheerde Schellen;
Das Käuzlein schnaubt im alten Ritterbau,
Und Bienen summen an des Gießbachs Fällen.

Dort flüstern Silberpappeln, sanft umweht,
Die, grün und weiß, die Blätter wechselnd regen;
Das Mühlenrad, das träg' die Schaufeln dreht,
Klappt langsam fort mit gleich gemeßnen Schlägen.

Im Dickicht schallt der Drossel Waldgesang,
Das Heupferd zirpt auf frischgemähter Weite;
Am Hügel klirrt gewetzter Sensen Klang,
Und fern verhallt das dumpfe Stadtgeläute

O selig, wer, nach freier Herzenswahl,
In diesen Grund sich heimisch siedeln konnte,
Wie dort Petrarch im felsumragten Thal,[1]
Wie Xenophon im ländlichen Scillonte.[2]

Wer lang bereut, daß er es einst versucht,
Sich in das Gleis des Weltlings zu gewöhnen,

---

[1]) Franz Petrarcha, geboren zu Arezzo 1304, war Staatsmann, Dichter und einer der ersten Wiederhersteller der Literatur in Europa. Sein Lieblingsaufenthalt war das Thal von Vaukluse, unweit Avignon. Er bewohnte ein kleines Haus, nicht weit von der Quelle der Sorgue, das, den Nachforschungen des Abbé de Sade zufolge, auf der nämlichen Stelle stand wo jetzt die Papiermühle ist.

[2]) Xenophon, ein Athener, berühmt als Feldherr, Geschichtschreiber und Weltweiser, lebte ungefähr 400 Jahre vor Christi Geburt. Verbannt aus seinem Vaterlande, weihte er, zu Scillonte im Peloponnes, nicht ferne von Olympia, die Jahre seines ruhm- und thatenvollen Lebens den Wissenschaften, dem Landbau und der Jagd.

Der eil', entflohn dem Sturm, in dieser Bucht.
Der Meinung nicht, nur der Natur zu fröhnen:

Hier darf ein Herz, das man schon oft verrieth,
Noch eine Welt sich träumen, frei vom Bösen;
Die Liebe, die des Schicksals Härte schied,
Sucht hier den Gram in Thränen aufzulösen.

O du, die mich mit Seraphshuld umschwebt,
Entfernte! hier belebt sich mein Vertrauen;
Die Zukunft glänzt von Hoffnungsgold durchwebt.
Hier dürften wir ein Zufluchtshüttchen bauen.

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug;
Ein Halmendach, das sie getreu verberge;
Ein Räumchen, zur Umarmung weit genug,
Und einen Platz für zwei vereinte Särge.

O ruht' ich hier, an häuslich stillem Ziel,
Nicht mehr verlockt von nichtigen Entwürfen!
O möchte nie das öde Weltgewühl
In seine trüben Strudel mich verschlürfen!

Fern, wie das Meer ein Hirt in Emmas Thal,
Hört' ich die Fluth der Zeitgeschichte tosen;
Nur edler Freiheitshelden Nasenmahl
Krönt' ich mit Eichenlaub und Silberrosen:

Unding bar keines Fürsten Waffenknecht,
Zu edelstolz, um Rang und Sold zu werben,
Entsagt' ich nie der besseren Menschheit Recht,
Für Völkerglück zu siegen und zu sterben.

Dort wo gelind, in lauer Luft gewiegt,
Die schlanken Pappeln sich zusammen lehnen,
Vergöß', an meine Urne hingeschmiegt,
Mein junges Weib der Treue stille Thräne!

J. M. Usteri.

Johann Martin Usteri wurde im April 1763 in Zürich geboren. Von der Mutter erbte er seine herzliche Fröhlichkeit und stets gute Laune, vom Vater die warme Verehrung für die bildende Kunst, den Sinn für Gemeinnützigkeit und Humanität. Die günstigen Verhältnisse seiner Eltern (der Vater war ein begüterter Kaufmann, der sich in mannigfaltigen, großen, mitunter gewagten Unternehmungen gefiel) gewährten seinen Talenten eine durchaus freie Entwicklung. Der stille, fast wortkarge Knabe erweckte indessen in den ersten Schuljahren wenig Hoffnungen. Er hatte früh seine Phantasie mit allerlei Bildern aus der vaterländischen Geschichte und Sagen erfüllt und, durch die Kupferstichsammlung des Vaters angeregt, zu zeichnen angefangen; in der Schule, wohin ihn sein eigenthümlicher Ideenkreis begleitete und zerstreut machte, saß er gewöhnlich der Unterste auf der letzten Bank, die er emsig durch das Einschneiden seines Namens in's harte Holz zu schmücken bemüht war. Aehnlich wie Salomon Geßner und J. C. Lavater begann Usteri erst in den höhern Lehranstalten bessere Fortschritte zu machen. Namentlich vervollkommnete er sich im Zeichnen und zwar nicht bloß in der Kunstschule, sondern im Privatunterricht bei verschiedenen Künstlern. Unter dem Bildhauer Sonnenschein, welcher, nachdem er in Würtemberg in Ungnade gefallen war, im Hause des Vaters unsers Dichters und Salomon Geßner's ein Asyl gefunden, ehe er eine Anstellung bei der Akademie in Bern erhielt, machte Usteri schulgerechte akademische Studien. Schon jetzt liebte er das große Format und den akademisch-heroischen Styl nicht besonders; er hielt sich für seine eigenen Konceptionen lieber an eine kleinere und gedrängte Manier und bekundete hiemit früh seine Neigung zum Niedlichen und Gemüthlichen, zum Sittenbild und zur Idylle. Einen entschiedenen Beruf zur Kunst hatte er schon als zwanzigjährigen Jüngling gezeigt, indem er die Skizzen zu Bodmer's Uebersetzung der altenglischen Balladen (Percy, Reliques of ancient english Poetry) lieferte, die meisterhaft komponirt und ganz frei von ihm entworfen waren. In die Kunst der Malerei wurde er von Sal. Geßner eingeführt.

Der merkantilische Wirkungskreis seines Vaters sagte dem Sohne wenig zu. Glücklicherweise war ihm vergönnt, seine Thätigkeit frei zu wählen, so daß er sich dadurch nicht beengt fühlte. Auf einer längern Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich, lernte

er Klopstock, Göthe, Ramler, Overbeck, Gerstenberg, Claudius und den Künstler Chodowiecki sowie andere Heroen auf dem Gebiete der Kunst und Literatur kennen. Zurückgekehrt verheirathete er sich 1786 und widmete, da ihn das Comptoir aneckelte, von nun an den größern Theil seiner Muße der Kunst und seinen Lieblingswissenschaften. Ueber Usteri's innere Entwicklung in dieser Periode sagt sein Biograph David Heß[1]: „Die vielen Balladen und Ritterbücher, die Usteri früher gelesen, leiteten ihn allmälig auf systematisches Studium der Geschichte und Formen des Mittelalters. Er suchte und fand reiche Ausbeute für seine romantische Geistesrichtung in gediegenen Chroniken, deren einfache und kräftige Sprache seinem eigenen Sinn zusagte, und von einem Zweige zu andern verwandten fortschreitend, war er bald auf jenem weiten Felde der Geschichte einheimisch, bevor es gewissermaßen Mode geworden, in Kunst und Dichtung mit Erinnerungen aus einer ernsten Vorzeit zu tändeln. Allmälig lernte Usteri auch alle seltenen nicht bloß in den Büchersammlungen und Archiven Zürich's vorhandenen Materialien kennen; er setzte sich mit den Alterthumsforschern und Bibliotheken des Auslandes in Verbindung und wurde durch diese fortgesetzten Studien gleichsam ein lebendiges Repertorium der ganzen Literatur des Mittelalters. Weit entfernt, daß unter solchen öfters langweiligen Bemühungen und Studien seine Phantasie ermattet wäre, ward sie vielmehr dadurch belebt und gehoben, weil er auch den trockensten Gegenständen eine ästhetische Seite abzugewinnen und diese im hellsten Licht heraus zu heben wußte. Immer beobachtend, forschend und richtig auffassend, in literarischen Uebungen wie im Umgang mit Menschen und im Anschauen der Natur, gestaltete sich Alles, was er in sich aufnahm zu Dichtungen oder zu bildlichen Darstellungen, deren Entwürfe ihn nicht die mindeste Anstrengung kosteten, denn sein ruhiges, beinahe an Phlegma grenzendes Temperament hielt seine lebhafte und schöpferische Phantasie (als seltene Ausnahme bei genialen Köpfen) stets in jenem nüchternen Gleichgewicht, das immer die einfachsten und passendsten Mittel zum Zweck auswählt, jede Arbeit erleichtert und nie über die Schönheitslinie hinausschweifen läßt."

Eben dieses glückliche Naturell ließ denn auch den Dichter die schweren Schicksalsschläge, die ihm durch allzufrühen Tod Bruder, Schwester, Tochter und Gattin raubten, mit stoischem Gleichmuth

[1]) Lebensbeschreibung Joh. Mart. Usteri's, von David Heß (im III. Bd. v. Usteri's gesammelten Werken.)

und fast beispielloser Gelassenheit ertragen. Seine Geistesthätigkeit wurde durch keine, noch so schwere und anhaltende Sorge gehemmt. Die Stürme der französischen Revolution waren an ihm vorüber gezogen, ohne daß sie ihn in den Strudel der Ereignisse hinein gerissen hätten. Ueber die damaligen Gährungszustände ließ er sich freilich häufig in Karrikaturen aus und machte sich durch beißende Epigramme Luft, aber es geschah dies fast mehr, um seine Freunde, als um sich selber zu trösten und zu erheitern.

Usteri gab in der Folgezeit seine Handlungsgeschäfte auf und wandte sich den öffentlichen zu. Er bekleidete mehrere Stellen der städtischen und kantonalen Behörden, wurde nach und nach die Seele des zürcherischen Künstlervereins, gründete im Jahr 1806 die schweizerische Künstlergesellschaft. Sein nunmehr ganz der Oeffentlichkeit, der Kunst und der Wissenschaft geweihtes Leben bietet keine weitere entscheidende Wendepunkte mehr dar. Ein Augenleiden, das seinem Blick etwas Starres, ja beinahe Schreckhaftes gab und die Harmonie seiner übrigen Gesichtsbildung störte, hatte ihn schon seit dem Jahr 1804 befallen und war vielleicht das einzige Ungemach, das ihm Kummer verursachte. Doch behielt er seine Sehkraft ungeschwächt bis ein Jahr vor seinem Tode. Er starb den 29. Juli des Jahres 1827, in Rapperswyl am Zürichsee; seine irdische Hülle ruht auf dem St. Annenfriedhof in Zürich. Sein Ende war sanft wie sein Leben, sagt sein Biograph David Heß. Gleich einem stillen Bache, der ruhig und schaumlos durch grüne Matten dahin fließt, ohne je über seine selbstgewählten Gränzen mit leerem Geräusch brausend auszutreten, und der bloß bestimmt scheint, liebliche Blumen am Rande zu wecken und zu tränken, ebenso sanft, stets klar, heiter und erfreuend floß Joh. Martin Usteri's Leben dahin, ohne merkwürdige Ereignisse, ohne abentheuerliche Schicksale und doch so reich an innerm Gehalt und wirksam nach Außen für alles Gute und Schöne. Ein für jeden Dichter beneidenswerthes Loos!

> Dichtungen von Johann Martin Usteri. Herausgegeben von David Heß. Der zweiten Auflage zweiter Abdruck. Zürich, Druck und Verlag von Friedrich Schultheß. 1859. 3 Bde.

Vielleicht urtheilte Niemand bescheidener über Usteri's Dichtungen, als unser Dichter selber. Er wollte durch sie nicht seinen Namen, sondern die Saat des Schönen und Guten ausbreiten. Er wollte und konnte nur als Dilettant gelten; „seine Kunst und seine Poesie war ohne höhern Anspruch, aber auch ohne höhere Vollendung.[1]"

[1]) Mörikofer, die schweiz. Lit. des 18. Jahrhunderts, pag. 527.

Usteri will in seinen Gemälden wie in seinen Dichtwerken den Menschen zur Natur zurückführen, ihm Einfachheit und Genügsamkeit empfehlen, als die einzigen Mittel, vergnügt und glücklich zu leben. Der kindliche Sinn und das Vertrauen auf Gott in jedem Alter; das Lob der Bescheidenheit; die Veredlung der sinnlichen Triebe und Unterordnung derselben unter die geistigen; der innige Bund zwischen Gatten, Eltern und Kindern; die Ausgleichung der sozialen Verhältnisse der Reichen und Armen durch den Geist der Liebe; der Preis jeder Tugend in ihrem eigenthümlichen mildem Glanze; die Häßlichkeit und Strafwürdigkeit des Lasters; die Abgeschmacktheit des Lächerlichen und Verächtlichen; die Ermahnung zur Demuth und zur Ergebung und der Hinweis auf ein besseres Leben jenseits der Gräber, — das sind die Motive, die seinen künstlerischen Schöpfungen zu Grunde liegen.[1] Seine Lyrik trägt großentheils den Charakter der Poesie aus dem Zeitraum der Göckingk, Overbeck, Voß, Hölty, Claudius und Bürger, deren Ton er häufig anschlägt, ohne daß er sich, wie einzelne dieser Hainbunddichter, dem Landschaftlichen zuwendet, denn seine Gedichte haben wenig Naturklänge, die das Herz in eine wohlthuende Stimmung versetzten.[2] Natürlichkeit, Lieblichkeit, lebendige, seelenvolle Darstellung, dramatische Handlung (namentlich in den Balladen) sind offenbare Vorzüge unsers Dichters; aber es fehlte ihm, um größere Erfolge zu erreichen, an jenem höhern schöpferischen Schwung der Phantasie, der neue, originelle Bilder erzeugt, an jener Erhabenheit der Gesinnung, die das Hausbackene, Begrenzte und Beschränkte für das nimmt, was es ist und hinter sich läßt, und, bei aller Kunstbegeisterung, vor Allem auch an jenem tiefern Kunstverständniß, welchem das Geheimniß der künstlerischen Vollendung, das richtige Verhältniß zwischen der schönen Form und dem Inhalt erschlossen ist. Usteri fühlte, daß sein Styl sich nicht zur höhern Stufe der Kunst aufzuschwingen vermöge; aus diesem Grunde vielleicht griff er nicht bloß zum Dialect, sondern selbst zur naiven, treuherzigen Sprache des Mittelalters, die durch den Reiz der Naturfrische und des Alterthümlichen einen Ersatz des Klassischen zu versprechen schienen. Allein mit wenigen Ausnahmen (wozu das in der Sprache des 16. Jahrhunderts geschriebene rührende Gedicht „der armen Frow Zwinglin Klag" gehört) ist weder das zürcherische Idiom, noch der Sprachgebrauch des Mittelalters genau festgehalten. Wenn nun Usteri schon durch die Anwendung

[1] David Heß, a. a. O. pag. 253.
[2] Mörikofer, a. a. O. 528.

mittelalterlicher Sprachformen der Romantik sich zugewendet hat, so thut er dies ebensosehr durch die Liebe, womit er sich in den Geist der alten Zeit versenkt und mit demselben von ganzer Seele Eins wird. Allein auch da ist es nicht rein der Geist der alten Zeit, welcher zur Darstellung kommt; die Weichlichkeit und Sentimentalität des modernen Weltalters wird insoferne in das alte zurückgespiegelt, als der Dichter das Rohe früherer Jahrhunderte in den Schatten zurückstellt, und vorzüglich die alten einfachen Sitten, die Strenge der Tugend und die Heldenthaten der Vorfahren zur Nachahmung empfiehlt, während doch all Dieses mit der Armuth und der noch rohern, geistigen wie physischen Kraft früherer Geschlechter zusammenhängt. Wir sagen dies namentlich mit Rücksicht auf die unter dem Titel „Der Erggel im Steinhus“ (der Erker im Steinhaus) zusammengestellten, in Ton und Sprache des 15. Jahrhunderts geschriebenen Erzählungen, die zusammen eine poetische Frauen-Chronik der Familie Meiß bilden und allerdings, was die historische Einkleidung, die Anschaulichkeit der Darstellung, die Lieblichkeit mannigfaltiger, aus dem Leben geschöpfter Bilder der glücklichsten Häuslichkeit betrifft, von keinem Romantiker erreicht, geschweige denn übertroffen worden sind.

Usteri's beide größern Idyllen „De Herr Heiri“ und „De Vikari“, im Stadtzürcherdialekt geschrieben, enthalten viele Lokalanspielungen, die in ihrer komischen Wahrheit wohl bloß in Zürich selbst ganz verstanden werden; sie geben aber den psychologischen Schilderungen einen Charakter der Individualität, der uns manchmal vergessen läßt, daß eben dadurch, wie durch den Rhythmus des Hexameters, hier auch die Prosa bisweilen zur Poesie emporgehoben werden soll.

„Diese Idyllen sind auf Bilder berechnet; Usteri hat Zeichnungen entworfen oder entwerfen wollen, woran die Idyllen sich erzählend festhalten. Sein zeichnendes Talent aber neigt sich zu Genrebildern nach dem Geschmacke Hogarths und Chodowiecki's; er hat ganze humoristische Romane in Bildern komponirt. Dies macht nun, daß seine beiden Gedichte ganz eigen zwischen der Idylle und der komischen Epopöe in der Mitte liegen, die wir der Idylle Gegensatz genannt haben. Sie neigen weit mehr zur komischen Karikatur, als zu der Elegie, die sonst leicht mit der Idylle verschmolzen wird“.[1] Als Mangel dieser Dichtungen muß hervorgehoben werden, was Mörikofer a. a. O. mit wenigen Worten sagt: „Die aristokratische

[1]) Gervinus, a. a. O. pag. 75.

Schadenfreude gefällt sich zu sehr in der Karrikatur; die Sündenböcke beider Stücke sind zu gleichartige Charaktere, die triviale Spießbürgerlichkeit wird zu lang und zu breit dargelegt." In ihrer engern Heimat haben diese beiden Stücke, die Usteri nie veröffentlichen wollte, großen Beifall gefunden.

De Vikari.

(Aus dem ersten Gesang.)

Da ist öppis[1] z'gschaue[2]; und wenn er's wenscheb[3], so will i's
Obedry noh erzelle; „Zum Helge-gschaue[4], da ghört ü
„Nu 's Erzelle", so seit mer myn Götti, so oft er by mir ist,
Myni Bücher durnenset[5], de Livius under de Tisch leit
Und de Tschudi in Winkel: doch wenn er die Laalehistori[6]
Oder die schön Magelone-n-erwütscht, denn gschwind zue mer zuesitzt,
'S Buch use-n-andere leit mit funklige-n-Auge mi aluegt:
„Nu! erzell! erzell! — Zu'n Helge mueß me-n-erzelle!"
Also Numero Eis: — E Pfarrhusstube; doch wo die
Sei, das halted mer z'guet, das müend er währli errathe;
Und errathed er's nüd — hä nu! so lönd is nüd igle:[7]
Fryli brächt's im kei Schand, dem Heere[8] so wenig als ihre,
Oder der Jumpfer Reite, wenn me-n-au Namen und Gschlecht wüßt;
Denn er ist en rechtliche Mah, sie e wackeri Hus-frau,
Und was d'Jumpfer Tochter bitrifft — die schelt mer nu keine!
Aber me häd's nüd gern, wenn s heißt, me chön dä oder dissi
Gmahlet gseh, im roulierte Haar und im plätzete Hus-rock[9],
Oder gar i der Schlutte,[10] und öppe-n-en Brämlig am Bagge;
Und er werbed's erfahre, es git bald Schlutte bald Brämlig,[11]
Villicht öppedie[12] de Brämlig gar i der Seele.
Grad da uf em Blatt isch's neime gar nüd, wie's sy sött,
Denn Verdrüssigkeit häd noh vor wenig Minute

---

[1] etwas. [2] Leider hat Usteri die für diese Idylle bestimmten Zeichnungen nie zu Stande gebracht: es sind nur ein paar höchst flüchtige Entwürfe dazu vorhanden. [3] wünschet. [4] Bilder beschauen. [5] durchstöbert. [6] Geschichte der Laalenburger. [7] ärgern. [8] Auf dem Lande heißt man den Pfarrer gewöhnlich de Heer [9] mit Lappen geflicktem Hauskleid. [10] Nachtkamisol [11] Fußfleck. [12] zuweilen.

Gsichter und Herze verzoge! — und währli, nähmid mer jetzt noh
Dem Herr Pfarrer sy Hand vom Gsicht, mer wurdid erschrecke!
Emmel[1] das Chäpli da hinne-n-am Chopf — de Sitz uf em Egge
Vom verdrehete Stuhl und die verchäute[2] Fedre —
Düütet[3] uf Regen und Sturm; denn g'wahnkli gseht me-n-e anderst.
Wenn en jetzt nu de Tegst vo syner Predig nüd öppe
Zwingt von himmlische Freude-n e Bschrybig z'mache — i fürchte,
'S gäb kein große Glust: es wär jetzt zehemal besser,
Er hät d'Höll underhänds, was gilt's, er sparti denn s' Holz nüd!

Und a dere Missstimmig und dem Verdruß ist dä Brief d'Schuld,
De uf em Bufed[4] dert lit: es häd e gestert de Bott bracht,
Erst um halbi zechni: de Pfarrer isch scho i der Rueh gsy,
Aber sy Frau häd noh gwartet, um gschwind im Blättli[5] noh z'luege,
Was verchündt sei worden am Sunnig[6] und denn im Artikel
Vo'n verchäufliche Waaren, eb's Kaffi uns- oder abschlag.
Und jetzt chund mit dem Blättli dä Brief. Er ist vo's Herr Hauptmes:
Alti Bikannti von ihm und von ihre, by dene de Pfarrer,
Wenn er in Synedus reis't, am Zistig[7] eistert tractiert wird,
Und bym Abicheid denn allwyl wünscht: es möchtid 's Herr Hauptmes
Doch au wieder emal die Ehr und die Freud ene[9] gunne
Und ihres Hüttli bsueche: er dörf bald gar nümme hei gah,
Wenn er syner Frau nüd zuverläßige Bricht bring',
Daß das nächstes gschäch: au protestier er zum voruus
Gegen alli i Zukunft villicht noh z'erwartedi Guetthat,
Wenn er nüd b'ruhiget sei, me werd ene's güetigst verstatte,
Ihri Dankbarkeit — doch au in öppis z'bischeine,
Fryli in g'ringem Maß und ohni alli Verglychig
Gege die erquisit Bidienig und treffliche Gusto,
De me denn niene e so, wie by der Frau Hauptmännin, findi.
— Und denn ripostiert me mit viele Verbüügige wider:
De Herr Pfarrer blieb'[10] z'scherze; sie leid und blybid i Schulde,
Denn dä vortreffliche Aal, mit dem er sie eistert bischämi,
Zahli das Esse ja dopplet und meh! Sie möcht nu au wüsse,

[1] wenigstens. [2] zerkauten. [3] deuten. [4] Wandschrank. [5] Wochenblatt. [6] Ankündigung von Hochzeiten und Todesfällen. [7] Dienstag. [8] immer. [9] ihnen. [10] beliebe.

Was d' Frau Pfarrerin machi? und was sie zum Spyse wol bruuchi?
Oder denn seigis en eigni Art — denn Delikateres fünd me
Sicher a keiner Tafel. Jetzt isch's denn wieder am Pfarrer:
Und dä nigglet[1] gründtli und seit, das lad' em jetzt neui
Dankverpflichtige-n-uuf, daß me-n-au sys Gäbli so huldrich
Akzeptier und sogar en bsundere Werth daruf legi:
Hebid die Fischli en eigene Gout, so ghöri der Chochchunst
Ganz elei de Pris — er gspür nüd bsunders — sie soll doch
Bald an Ort und Stell es Pröbli mache. Und damit
Widerholt er sy Ladig und scheid't mit submissem Scharringle.[2]

Und jetzt chund ja das Glück und die Ehr, als fieled's vom Himmel;
Denn d' Frau Hauptmännin schrybt — — Doch 's ist, i glaub es, am beste.
Daß i de Brief verles', i weiß, d' Frau Hauptmännin zürnt's nüd,
Wenn me-n-e überall zeiget, sie ist e Spezies Ehrti.
Da ist also das Schrybe und mit der Frau Pfarrerin Glosse:
„Theuerste, geliebteste Freundin!" — „Potz tusig wie höfli!" — „Es sehnt sich
„Ach so lang schon mein Herz, die treue Gefährtin der Jugend
„Wieder zu sehn, zu umarmen!" — „Das wird mer en gwaltige Drang sy!" —
„Mit ihr in den Gefilden der rosigen Jugend zu schwelgen,
„O der goldenen Zeit!" — „Herr Jeeger! Was mueß me nüd ghöre!
„Da ist e guldeni Zyt! Tagtägli händ mer ja zangget;
„Ha-n-i[3] mis Weggli[4] nüd mit ere theilt, so häd sie mi klumme,[5]
„D' Fäde an Tüntle[6] verzehrt und dureandere g'chranglet',
„Oder mer d'Nadle verchrümbt und us der Lismete[7] zoge,
„Bis i z'letst brüeleti ha, und sie denn en tüchtige Wüscher
„Vo der Frau Pescholié[10] und mängisch en Wätsch[11] dezue kriegt häd" —
„Ach, daß ein feindlich Geschick so früh die blumige Kette
„Unerbittlich zerriß, die die verschwisterten Seelen" —
„Ja! en artigi Schwöster! es chunnt je länger je besser!" —
„Fest und innig umschlang: da irrt' ich auf einsamem Pfade
„Scheu und zagend umher" — — „Um's Himmels wille! zu-n-alle

[1] schüttelt den Kopf. [2] Kratzfüßen. [3] habe ich. [4] Weißbrod. [5] gekneipt [6] Klöppeln. [7] verwirret. [8] Strickarbeit. [9] geweint. [10] damalige Mädchen-Lehrerin. [11] Ohrfeige.

„Tanz- und Schlittepartie-n-ist sie ja glosse wie rasig,
„Häd die Herre kuranzt, bis eine sich ihrer erbarmt häd" —
„Manche Dornen zerfleischten den Fuß" — Es ist villicht 's Herz gmeint?
„Ja, das weiß i no wol, wo sie die Liebschäfte ghah häd,
„Und sie keine häd welle, bis z'letzt noh de Hauptme-n-is Garn gaht.
„'S ist e suberi Gschicht! a Törne häd's fryli nüd gmanglet!
„Aber was will sie denn z'letzt?" — „Des Lebens Sorgen und Mühen
„Hingen wie schwarzes Gewölk ob meiner Scheitel; es zucken" —
„Ach! das ist es Gwäsch! sie lies't, schynt's noh eistert Romane" —
„Röthliche Blitze" — Aebo!' ich lahne das Wetter passiere" — — —
„Defters dacht' ich an Dich, sah Dich auf friedlichen Auen" —
„Da chund 's Gegestuck — poz tunsig — „Rosen und Veilchen" — —
„Guldeni Sunne-n-und silberi Bäch" — das spar i zum Kassi" —
„Deine Tochter, ich muß sie umarmen, das herrliche Mädchen'
„Wohl so lieblich wie Du? und sanft, bescheiden und wirthlich —
„Aber auch mich erfreut ein rascher Junge voll Feuer,
„Kräftig, gewandt und brav, für Recht und Vaterland glühend.
„Ach gedenk ich der Beiden, dann tritt aus italischem Himmel
„Mir vor die Seele ein liebliches Bild — der kräftige Ulmbaum
„Wie ihn die zartere Rebe umrankt, ihn zierend, sich schützend" —
„Pscht! da lit de Haas!" — ja so! bym Wätti! en Hüüret![2] —
„Richtig, das gaht us das — so, so? — — Ist aber das Herrli — —
„Wo ist de Bürger-Etat?[3] — F — M — H — L — S — — da ist er'
„Zechni, zwänzgi und vieri — — — So? viere zwänzgi? Hätt's nüd gmeint'
„Und eusers Ghind nüünzechni — — Nu, nu! Das lies' si ja ghöre" —
„Morgen bring' ich Dir ihn" — — „Was? Morge? Morge! — Herr Jeses!
„Lisebeth! Lisebeth! gschwind! das ist e vertrakti Histori!
„Ha-n-e keis Bitzli im Huus — und die erwartet e Malzyt!
„Lisebeth! Ghömed doch gschwind! Herr Jeses! keis Ghrebsli, keis Fischli!
„'S Gutli hämmer[4] hütt gessen, und euseri Tüübli[5] de Marter —
„D' Hühner leged jetzt nüd — de Karviol[6] ist nüd grathe —
„D' Höckerli[7] sind verby — und d' Böhnli sind noh wie — Nadle! — —

[1] Pah. [2] Heirat. [3] Ein Buch, in welchem alle Bürger und Bürgerinnen von Zürich mit der Zahl ihres Geburtsjahres verzeichnet sind. [4] haben wir [5] Täubchen. [6] Blumenkohl. [7] frühe Art Bohnen.

„Lisebeth! Ghömed doch au! — Ums Gotteswille, was git's denn?
Daß Sie so rilefed; — ist öppis bigegnet? — „Du Gsel! e Malzyt!" —
Was? e Malzyt? — „Hä ja, es chund is morn[1] e Visite,
„D' Hauptmännin und ihre Mah[2] und bringed denn noh ihre Suh[3] mit. —
„Ach, ich gschlagni Frau! — Das ist es Elend! e Malzyt!" —
Pah! das hät ja noh Zyt! — „Was Zyt? Mer müend ja grad a d'Arbet,
„Choche, süden[4] und brate!" — Und was, Frau Pfarrerin? — „Ebe!
„Ebe was? — ich gschlagne Frau! Keis Krebsli! Keis Fischli!
„'S Gnttli händ mer hütt g'esse — und euseri Tüübli de Marter —
„D' Hüehner leged jetzt nüd — de Karviol ist nüd grathe! —
„D' Höckerli sind verby, und Böhnli sind noh wie Nadle!
„O, ich gschlagni Frau!" — Aebitti[5]! das wird sie wol mache.
Ghömed's aber au morn? — „Du Närsch, lies selber, da stahts ja.
„Zyttig, de und de — und morn, was hämmer? Da unne
„Heißt's noh imme Postscript, — das hanni nüd emal glese —
„Morgen umarme ich Dich; wir sitzen im heimlichen Stübchen,
„Essen ein kräftiges Mus und höchstens ein schmackhaftes
Fischchen;
„Sonst bei Leib keine Schüssel! ich will's und bitt Dich, gehorche!"
„O die vertrackte Fisch! Das ist ebe 's fatalste!
„Ach, ich gschlagni Frau! Die Fisch! — Was münd mer au mache?" —
Jä, da hilft jetzt nüüd, jetzt d' Lisebeth, mag de Herr Pfarrer
Schmäle, so vil er jetzt will, so mueß de Joos is en — — — „Schwyg mer!
„Ich will nüüd vom Joos, de weisch ja, was is passirt ist,
„Und was de Herr us ihn chlagt" — Ja fryli weiß i's, doch wend Sie,
Wie sie's verlangt en Fisch — je mueß de Joos is en — — „Schwyg mer!
„Ich will nüüd vom Joos, keis Grätli[6] i ha's ja versprochen!"
Ach, das weiß i ja alls! — was bruuched mer's aber dem Heere
Au us d' Naje z' binde, es heb de Joos is de — — „Schwyg mer!
„Ich will nüüd vom Joos! Mueß is denn noh hundert Mal säge?
„Ach, ich gschlagni Frau! e Malzyt! Morn schon-e Malzyt! —
Bitti, das ist au e Sach, sie will ja es Mues und e Blatte —
„Ja, du verstahsch's, du Närsch, potz Wätti! blib's bym e Blättli,
„Ghämed mer artig i d' Rispi[7]; de Heer erzellt is ja eistert,

---

[1] morgen. [2] Mann. [3] Sohn. [4] sieden. [5] ich bitte. [6] Grätchen. [7] in die Klemme.

„Wie sie so prächtig traktieri mit Greme, Sulze-n-und Turte —
„Und was weiß i mit was — — dehinne will i nüd blybe!
„Fryli, se guet me's cha — denn — — aber keis Krebsli! keis Fischli! — —
„Schlaft ächt' d' Jumpfer scho? — Chumm, Chumm! mer müend sie ga wecke!"

Und jetzt göhnd s' i der Jumpfer Gmach; die lit scho im Bettli
Und häd d' Aeugli zu und traumt wol schwerli vom Esse.
Wend mer mit ene gah? — Nu, ja, so chömed! Dä streckt scho
Voll Erwartig de Hals, und dä putzt Brülle im Stille —
Aber — Numero nix! Die Herre passed vergäbis!
Das wär fryli es Fresse für mänge Maler und Dichter,
Denn dä malti de heißist Tag, wo-n-alles eim z' warm git[2],
Und dä griff nah der Decki und zupfti, lupfti und zupfti —
Aber nei! das ist nüd my Sach! und guggti vom Füeßli
Nu es Zeheli füre, i deckti's wieder; denn heilig
Ist das Gmach ere reine Jumpfer; es wandled die Engel
Fründtli um's Bett und lächled sie a und chüssed die Schwöster.
Gsehnd er — so ist sie gsy[3] — es dörft ja d' Stadt cho ge luege.
Thät sie jetzt noh ihri Aeugli uni, so tröhli und fründtli
Und verständig, — se blitzti Vertraue und Liebi i d' Herze,
Und er seitid bim erste Blick: Die möchti zur Fründin!
Und die Herre: die weuschti zur Reb, wär ich nu der Ulmbaum.
Au für die g'ängstiget Mueter erichynt, se bald sich die Auge
Groß und verwundert uuithüend, en Stral voll tröstlicher Hoffnig,
Eh sie mit Lache cha säge: „Bah! isch es nu das? i ha z'erst
„Gfürcht, es sei öppis Böses. Da isch bald ghulfe; mer chaufed
„Nu dur de Wirth oder de Müller die Fisch — sei's da oder derther —
„Ente und Hüehner die gänd's is denn au, und Eier, die findt me
„Gnueg im Dorf, und will me's nüd chaufe, se thuet me's etlehne;
„Anke-n-und Nidel die hämmer ja gnueg; Wybeeri und Mandle
„Häd am Frytig de Bott mit de Hüüpe-n- und Offlete[4] heibracht;
„Chalbfleisch isch au noh im Cheller, und Hamme[5] hanged im Chämi;[6]
„Wyßmehl ist au noh gnueg — — — Nei, Mama, göhnd jetzt ga schlafe,
„Duäled i nüd mit dem Züüg: ich will für Alles scho sorge!"
Und der Frau Pfarrerin Gsicht wird allwyl ründer und ründer:

[1] etwa. [2] gibt. [3] Zu dieser Stelle sollte eine Zeichnung kommen, die leider mangelt. [4] Backwerk. [5] Schinken. [6] Rauchfang.

„Ja, de häst wol Recht! ich Närsch, es häd mi de Schrecke
„Halt übernoh, so seit sie, verzieh mer, daß i di gweckt ha.
„Da häst noh en Brief vo der Hauptmännin, 's staht an vo Dir drin!“
Und damit watschlet sie furt: die Jumpfer leit en us's Tischli,
Denn sie hät us de Ton, mit dem sie seit' er gang sie a,
Und us die Miene nüd g'achtet, sie thuet mit der Lisebeth jetzet
Noh de Chuchizedel[1] i d'Ornig mache, und redt denn
Alles noh mit er=n=ab, denn leit sie si wider us's Oehrli,
Und bim Rangiere vom Tisch thuet sie bald an glückli etschlafe.

. . . . .

Und scho vor de Feufe[2], da tüüflet[3] d' Lisebeth d' Stege ab,
Gaht zu's Müllers und bringt en fründtliche Gruez vo der Jumpfer,
Und sie lassi doch bette, daß sü=n=ere Fisch prokurierid:
'S chöm uf der Zubis e Gastig[4], und wenn sie denn noh es Paar Entli
Chönted ebehre, je wär's ere lieb, sie well sie gern zahle,
Und bym Name der Jumpfer schüüßt 's Müllers iys Chäpli wie gfloge
Under en Arm, und mit Lächle seit er, sie soll nu bifele,
Was er im hinderste Winkel heb', das stand ere z' Dienste.
Fisch, die müessi sie ha — er lauf' jetzt selber zum Fischer,
Und heb' dä öppe kei, se jetz er si grad ui syn Schimmel,
Spreng zwo Stund wyt i's Chloster, dert wüsser daß er scho findi,
Und d' Frau Müllerin schüüßt in Hoi und jegt iri Ente
Und ihri Gänf' us en Stäfe und bringt die schönste bym Fäckte;[5]
Seit: es bruuch nu en Wink, se trieb i' ere alles i's Pfarrhuus;
D' Lisebeth gaht drauf zum Wirth und fragt dert um e Paar Güggel[6]
Und dä rezitirt mit fründtlichem Schmunzle e ganzes
Inventarium abe vom allem ihm Vorrath und seit denn
Mit eme tüüfe Buckis: das Alles stand zue n Bisehle
Bo der Jumpfer; sie solli doch thue, als ghör's iren eige.
Und wie d' Lisebeth so 's Dorf uuf und ab gaht, je wüssed's
Scho die Alten und Jungen, es chöm Visite i's Pfarrhuus,
Und us jederem Huus chunnt öppert z'laufe, und gäb gern
Au en Bytrag zum Mal. Da häd me=n=Eier, da Hüehner,
Da en zarte Salat, da Chabis, Böhndli und Rüebli,
Und i weiß nüd all's, und wer nüd geh cha, de will doch
Gern cho helfe, wenn me=n=e bruuch'. So chund jetz de Gsandte

[1] Küchenzettel. [2] vor 5 Uhr. [3] schleicht. [4] Gäste. [5] Fittig. [6] Hähne.

Wider z'ruck mit erfreulichem Bricht und lueget, eb d' Jumpfer
Bald erwachi: — das ist sie scho lang, die Thür ist offe,
Und ires Bettli ist chalt; es stönd die fayancene Blatte
Scho rangirt uf em Tisch und wo sie denn lueget und lueget,
Isch sie im Gartehuus unne, wo sie de Zucker im Mörsel
Stoßt, damit sie de Bapa und d' Mama im Schlafe nüd störi.
Aber au die ist scho uuf und nimmt us em Chästli das Fueter[1]
Mit de silberne Bstecken und rybt's noh mit Chride-n-und Leder,
Butzt au d' Zuckerbüchs blank und füllt sie mit wysserem Zucker,
Malt e levantisches Kaffi im Stillen und rüstet die Aenis-
Schnitte i zierlicher Ornig uf Porseläntеller zum Früehstuck.
Wo sie dänn d' Tochter und d' Magd im Garten gwahret, se chunnt sie
Zue-n-ene abe und freut si gar höchli über die Nachricht,
Wie me von alle Syte Transpört von Eßwaare zueträg',
Daß d' Frau Hauptmännin gwüß erstunne müeßi, wie gschwind si
In irem Dorf es Esse chön rüste, das, wenn me-n-au billi
Zyt und Umständ bitrachtet, s' mit ihrer Malzyt dörf uufneh.
Jetzt gaht's lustig a d' Arbet, me werchet druuf loos, daß's e Freud ist:
Wenn nu eis nüd wär! — und was? Es will de Herr Pfarrer
Gar nüd erwache; — das ist e Straf! — So oft sie au schlyched
Um a der Thüre z'lose,[2] so brunched sie nüd bis zur Thür z' gah,
Scho uf der Laube vernimmt me sys Schnarchle, und will e nüd wecke.
Und doch sötti m'es thue, denn sust darf niemert sys Stübli,
Wo-n-er studiert, go leere; und derte mueß me d' Visite
Doch bym Acho[3] epfah und nah em Esse denn 's Kaffi
Dert serviere; me häd sust kei Platz von unne bis obe;
Und eh sie chömed, se mueß das Stübli noh gwüscht und rangiert sy.
Das ist 's lüstigist Gmach im Huus und 's einzig, das au e
Städtischi Gattig macht; d' Frau Pfarrerin häd au uf iri
Chöste e neue Tapete vom Weerli[4] bschickt us em Zeltweg,
Wo de Herr Pfarrer im Herbst im Synedus gsy ist, und häd em
Denn noh Chupfer[5] dry ghenkt und Umhäng mit gfarbete Franse.
Müeßt' nüd d' Frau Pfarreri gstah, sie selber sei d' Ursach, warum er
Länger schlafi als gwohnkli, so wurd' sie halt schnüüze-n-und wueste[6],
Stieß' an en Sessel und lies' öppis falle und setzti-n-em Flüüge[7]

---

[1] Futteral. [2] zu horchen. [3] ankommen. [4] Bekannter Tapetenfabrikant.
[5] Kupferstiche. [6] sich schnäuzen und husten. [7] Fliege.

Under d' Nase, bis zlest er erwachti. — Jetzt schnücht sie si das z' thue:
Denn wo sie gestert z' Nacht vo dere n-erhaltene Nachricht
Noh de Chopf so voll häd, füruus vo der Reb und dem Umbaum
Cha sie's bis morn nüd by n-ere bhalte, sie mueß ihrem Herre
Alles noh warm eröffne; und wo de pfnuusel[1] und pfnuusel.
Und von ihre Pantoffle, dem Chüssischüttle — dem Abzieh —
Und was denn noh druuf folget, nüd will erwache, se plätschi[2] sie
Tüchtig i's Bett, daß 's Feister[3] erchlirrt und de Bettgatter chrachet:
Aber en lnute Chnurr ist alles, was druuf erfolgt ist.
An ihres Ehehre zur Lingge-n-und vo der Lingge zur Rechte,
-s Zieh a der Decki und 's Rucke vom Chüssi weckt, lyser und lüüter,
Nu es Murre, das sich denn wieder i Pfnuuse verwandlet.
Nah eme Wyli da schürgt sie em 's Chüssi quer über sie Chappe.
Aber er zieht drunder füüre de Chopf und pfnuusel vo neuem.
Jezed laht sie de Zehe mit List über d' Grenze marschire —
Aber de Pfarrer zieht halt d' Bei i d' Höchi — und pfnuusel.
Und ihri Ungeduld wachst, sie setzt em d' Ellbüchs[4] i d' Syte,
Und da chunnt denn z' lest e selzes[5]: „Was git's auh?" zum Vorschy.
Jetzt bricht's Erzelle denn los, was alles d' Frau Hauptmännin schrybi,
Was sie für Arbet müeß ha, und was dä B'suech für en Zweck heb.
Hätt sie bym Erste si länger verwylt, de Pfarrer wär glückli
Wieder entuckt[6], doch 's Zweit, das trybt em de Schlaf us en Auge:
Und me redt derfür und de derwider und rechnet, was 's Hauptmes
Hebid oder noh erbid, und find't, daß 's gueti Partie sei.
Zwar staht das Herrli nüd gwaltig i Gunst bym Pfarrer, es häd scho
Mängist bim Synedus-Esse der Geistlikeit allerlei aghenkt,
Doch zum Glück nu der Claß, mit höflicher Ausnahm vom Pfarrer.
Sust wär's Werben umsunst; er ist gar grausam empfindli.
Aber jetzt überchlinglet die Thaler das Spöttle-n-und Lache —
Und denn füercht me scho lang, es chönnti by Churzem en Atrag
Von ere-n-andere Syte-n-erfolge, de schwerli vo Hande
Zwyse wäri, wenn scho d' Person und bsunders 's Vermöge
Geringer seige als da; drum chäm jetzt e gueti Versorgig
Gar zur glückliche Stund. Und so ist vo dere Birathig
Das 's Conclusum: Me well erwarte, eb morn me si nächer

[1] den Athem laut von sich bläst. [2] plumpt. [3] Fenster. [4] Ellbogen.
[5] verdrießliches. [6] eingeschlummert.

Ueber das Glychnuß erchlärt.

Und jezed chönnt si de Pfarrer

Wider i's Ghüssi schmucke[1], da bringt sie, leider! en neue
Gegestand uf's Tapet: 's Programm vom morndrige Festtag —
Und da chund denn per se de Umstand zum Vorschy, 's Herr Pfarrers
Stübli müeßi me leere für's Morgeneſſe und 's Kaffi. —
Aber das will dem Herr Pfarrer nu ganz und gar nüd bihage,
Und er protestirt mit hundert Gründe dergege;
Aber d' Frau Pfarrerin häd zwei hundert derfür: er verschanzt si
Im ene jedere Winkel vom Gheller 's Huus uuf bis uf d' Winde[2],
Aber vergebes! sie schlaht en us alle bis z' oberst uf d' Dachfirst:
Doch au dert will er kei wyßi Fahne lah wehe,
Und blybt fest deby — er chönn si das Stübli nüd neh lah
Und eme neue Sturm jetzt er 's verdrießlichiit Schwyge,
Und, wo das nüd hilft, e chünstlis Pfnuuje etgege.
Das füehrt plötzli zum Schluß; sie chehrt sie zur Lingge-n-und bäckt[3] noh:
„Me hätt dörfe erwarte, me ließ das Stübli eim z' gfalle
„Nu emal öppe-n-im Jahr und bsunders by dere Visite."
Damit schwygt sie denn au. Da häd der Accent auf dem das ihm
Plötzli sys Pfnuuse vertribe, er brummt jetzt: „hätt me n-im alte
„Nu das Stübli lah blybe " und damit chehrt er si rechtsum.
Das ist de letst Kanonneschuß gsy; es plänklet mit Schnüüze
Aber d' Frau Pfarreri furt, daß 's ihrem Herre um's Bruesttuech
Gar e so chrüüselig wird. — Es sitzt de Schlaf jetzt vergebes
Uf em Pfulme und schüttet syn Mägi[4] uf d' Chöpf und uf d' Chappe;
Denn by dem ewige Chehre, da trohlet[5] sie wieder an Bode,
Erst wo's am Himmel scho grahnet[6], ist er mit sie selber im Reine,
Was er empfindi au z' gstah — nämli: es hebi sy Frau Recht.
Seiti er's ihre au grad! Doch macht der Etschluß ihn scho rüehig,
Und der Rueh folgt de Schlaf; er pfnuuset jetzt nüd bloß pro forma.
Und d' Frau Pfarrerin häd au's Nämli z'hoffe; denn endli
Häd sie es Pis-aller gfunde, wenn's denn partout äso sy müeß:
Sie will's Franzose Stübli — de Name-n-erchlärt si vo selber —
Use lah ruume und denn mit Blueme und all ihre Gmäle[7]
Ussstaffiere und Sessel dry thue und sibe Mal räuchere. —

---

[1] schmiegen. [2] Söller. [3] belfert. [4] Mohn. [5] rollen. [6] grant, dämmert. [7] Gemälden.

Aber es taget scho starch am Himmel und d'Angst und de Wunder
Was ihri Tochter und d' Magd nu ussgmacht hebid, und was denn
Wol die erster zum Ulmbaum säg — das trybt sie zum Bett uus;
Aber d' Pantoffle die nimmt si i d' Händ, damit ne nüd weckt;
Denn sie hofft vom e fründliche Schlaf au e fründlichi Antwort
Ueber das Stübli-Bigehre. — Doch jetzet schlaft er au gar z'lang!
Es schlaht's Halb, es schlaht's Ganz — und wenn me lueget, se sind noh
D' Umhäng zoge, und gaht me go lose, tönt d' Muuk noh eitlert.
Wo's denn Achti wird, so chan me's nüd länger lah astah;
D' Noth erfindt jetzt e Liit. — Sie laht de Ringgi[1] i d' Stube;
Dä häd d' Sach bald i der Ornig; er springt ui d' Decki und bschleckt em
Muul und Naie — — De Schlaf ist verby — — er rybt si in Auge —
Und wo d'Sunn äso schynt, se gryft er erschrocke zur Sackuhr,
Springt denn gschwind usem Bett — und schmalt daß niemert e weckt:
Und so trifft's d' Frau Pfarrerin wider im leidiste Zytpunkt,
Wo sie hinder em Ringgi i d' Stube tüüflet[2], um z' frage,
Eb me jetzt 's Stübli dörf rumme[3]? Anstatt eme fründliche Fryli
Ghört sie e chöges Mira[4]! und Schmäle, daß niemert e gweckt heb —
Denn er häd hütt die Lych vom alte Gschworne und jött noh
En Panegyrikus mache. Das bringt en jetzt schier noh um's Kaffi,
Emmel um d' Pfyfe Tubak, drum lüpt er dert, i dem erste
Blatt, e so chrumb a dem Tisch: und warum d' Frau Pfarrerin derte
Au e so sumber erschynt, das, glaub i, erchlärt si vo selber
Dur das Ghstandsgespräch — all Händ voll z' schaffe und z' sorge
Und kei Schlof i der Nacht. Wer chönnt's da ihre verüble?
Und der Lisebeth ebe se wenig: du weißt nüd wo wehre,
Die häd z' laufe und z'butze und z' fege und z' füüden und z' brate
Hätt sie au hundert Händ, sie bruchti hundert und eini!
Und au 's Gsichtli der Jumpfer ist lang nüd se fröhli als gwohnkli:
Aber by-n-ihri ist Chumber und Angst meh d' Ursach als Selzni[5],
Fryli au die e chly — denn wo sie us Atrieb der Mueter
Zum ene schöne Herz der Anke[6] formiert und mit Lache
Rose drum umme rangiert, fragt d' Mama fründtli: „Ja säg au
„Was seist[7] zue dem Brief?" — und wo-n-ihre d' Tochter verführet,
Sie heb nümme dra denkt, er lig no, wo si-n-ne gleit heb,

[1] Name des Haushundes. [2] leise auftritt. [3] ausräumen. [4] trotziges „Meinetwegen". [5] Mißlaune. [6] Butter. [7] sagst du. [8] nicht mehr.

Thuet sie ihre-n-erzelle, was drin vom Suh und von ihr stand,
Aber wo die vernimmt, daß sie de Grund vo dem Bsuech sei,
Wird's ere schwarz vor den Augen, es fallt ere 's Herz us en Hände.
Und: „Herr Jeses! i hoffe-n-er spassid?" — das seit sie und sust nüüd.
Sitzt denn ab uf en Bank, und wo d' Frau Pfarrerin lueget,
Rüeft sie: „Um Gotteswille! de bist wie wenn d' wettist verscheide!"
Nimmt ihres silberi Herz mit dem Schlagwasser-Schwümmli und fahrt denn
Ihre-n-a d' Schläf und vor d' Nase: „Ae! Nette, säg au, was ist das?
„Han i mym Läbe kei Jumpfer noh gseh, die, wem mer e-n-achündt[1]
„'S sei en Freier um d Weg[2], i d' Ohmacht will falle — — — es wär denn
„Daß sie en andere hätt — — i will doch nüd hoffe, daß das da?" — — —
„Ach! was denked er au! so seit sie — aber es mueß ein
„Ja erschrecke, wenn eim so unerwartet erchlärt wird,
„'S sei um e so öppis z' thue! Nei, Mama, i bitti by allem,
„Allem, was heilig ist, doch nüüd z'verspreche! I ha ja
„I mym Läbe dä Herr nie gseh: ihr kenned en au nüd —
„Und eh me weiß, daß me glückli chön sy — so wird me doch wills' Gott — —
„Nei! versprecheb mer das! — er müend, er müend mer's verspreche!" —
„Ae wie thuest au, du Närsch! du druckst mer noh d Händ ab enandre!
„I cha gar nüd bigryfe — — was ist — was häst au? i weiß nüd,
„Was i soll denke!" — — „Ach Gott! daß d' Angst mi tödi!" so seit sie. —
„Ja! das möcht si erlyde[3], es ist ja noh gar nüüd im Reine: —
„Fryli wird me-n au luege, eb eis dem andere gfalli.
„Und wer weiß überal, ob ihres Glychnuß uf dich gaht?
„Oder eb's gar nüüd bidüüt. — Sie macht dere glehrte Kramanzis[4]
„Schlag der jetzt das us em Sinn! und hilf mer schaffe, es gaht ja
„Scho uf die Nüüni, und sind's dä Morge by Zyte vo Zürri,
„Chönned's in ere Stund scho da sy! — Lueg au, das Herz ist
„Uf der eine Syte verdruckt — machs wider i d' Ornig!" —
„Ach! mys ist uf beede verdruckt" so süüfzt sie und nimmt denn
Ebe das Herz; doch chönnt sie jetzt nüüd uf der Erde biwege
Ihm die vorig Form wider z' geh; sie balled de Anke
In en Eierform zsämme und leit die Rösli uf d' Syte,
Lauft in Garte und holet Schabab[5] und ziert e mit dem uus!

---

[1] ankündigt. [2] unterwegs. [3] das lohnte sich der Mühe. [4] schnörkelhafte Verzierungen. [5] Grethel in der Hütte (oder im Busch), Jungfer im Grünen, Braut in Haaren, Nigella damascena. Wenn ein Mädchen diese Blume einem Jüngling reicht, so ist es ein Zeichen, daß sie ihn verschmäht.

Und mit ängstlichem Blick durmuſtret ſi alles am Nachtiſch[1],
Und wo öppis ſie ſchlingt, da löt ſie's mit zittrede Hände,
Daß nüd öppe das Schlinge-n a d' Reb und de Umbaum erinneri:
Selber das niedli Ghränzli vo Winde, das ſie vo Zucker
Ui ere Glychſchwer-Turte[2] mit Chunſt und Sorgfalt formiert häd,
Blaſ't und wüſcht ſie eweg und ſtrent mit de Fingre de Zucker
Z' ringsfelum im ene einfache Ring; er wird aber g'ſchlänglet!
'S iſt jetzt währli es Glück, daß me ſo früeh a der Arbet
Gſy iſt; denn der Jumpfer will s gar nümme gſchwind us en Händen,
An der Mueter nüd; denn wenn ſie denkt, wel en Struck
Byn ihrer Tochter dä Bricht vo dem, was s' erwarte ſei, gmacht heb
Grüblet ſie nah eme Grund und wird denn ängſtli und ernühait:
Und nu langſam macht im Teig die Chelle[3] de Zirkel,
Sie bhalt i der Hand das Mehl und ſtunnet i d' Blatte,
Und ſcho zwei, drüü Mal ſchwebt d' Frag: „Nei ſäg au, my Liebi,
„Du häſt öppis Gheims?“ uf ihre Lippe; — denn viertlets's
Wider a der Uhr; ſie denkt a das Gſpräch mit dem Ehherr
Und die Chelle gaht gſchwinder s' ringsum zum Marſch, den ſie anſtimmt:
„'S iſt doch bym Wätti, nüd billi, daß jetzed de Herr äſo ſchalket,
„Mueß er doch ſelber bigryfe, me chönni ſys Gmach nüd etbehre;
„Hätt i mer vhilde chönne, daß das für die Ghöſte de Dank wär,
„Hätt i mys Geldli ſcho anderſt gwüßt s' bruuche! Er gieht, wie mer Müh
händ,
„Und ſtatt is s' helfe, ſo ſchnarcht er drauf loos i ſym Chüſſi und ſchmält jetzt,
„Warum daß niemert e wecki — und hätt me n-e gweckt, o Herr Jeeger!
„Hätt er denn erſt aiah brummle, me laſſe nüd ſchlafe! — Was weiß ich,
„Wenn er ſy Abdankig ſchrybt; er hätt ſyt dem Sunntig ja Zyt gha!
„Und für wen iſt das Eſſe? es iſt ja im Grund nu Revanche
„Für ſyni Schnepf und Paſteten und Turten und Crêmen und Sulze[4],
„Die-n-er am Synedus iſſet, und vo dem allem mir nüüd händ
„Als zur Straf noh de Gluſt“ — —
So bringt an d' Höhni en Vorthel;
Denn ſo wie ſie ſchmält, ſo trüllt ſie au tüchtig de Teig um,
Und ihres Bachwerch wird ſo ſchön und luſtig, wie's nie noh
In ihrem Läbe-n-iſt grathe. Das gäb es Recept in es Ghochbuech!

[1] Nachtiſch, Dessert. [2] Art von Gebäck. [3] Kelle, Kochlöffel. [4] Gallerte.

Aus dem „Erggel im Steinhus".

Damit kam dann die Bäsingotten zu dem 6ten Wappen, das hat einen im Mittel herabtheilten Schilt, vnd ist der Vordertheil rot, vnd der Hintertheil sechsmahl wyß vnd blaw schräg gestreift, vnd sagt dann „dies ist das Wappen der Kriegen, vnd sind dieselben ein vralt adelich vnd verrümbt Gschlecht in der Statt Zürich, vnd hieß der Mann den dyse Kriegin hat, Junker Vlrich Meyf, vnd was der dritt Sun der vorgenannten Fraw, die von Gschlecht ein Finkin was, vnd jrem Herren vier Sün geboren hat. Derselb wz ouch des Ratzs von Kittern, wie das sin Vatter ouch was gsyn.

Dise Kriegin aber was nit sin erst Frow, wie das sine vnd je Elteren gloubt hättend, daß das also gschechen sollt, vnd er selber vnd die Kriegin ouch.

Vnd was im Jar 1280 ein grufame Brunst in der Statt Zürich, die hat ein heillos Mann angstift, der hieß Wackerboldt, vnd wz ein Beck, hat neiswas verschuldt, vnd sagen etzliche, er habe zu klein Brot backen, der wurd deshalb gfänglich angnommen, und in den Korb gefatzt, by der Schnelli, ob dem Rüden, vnd musst da in den wüesten Sumpf hinabspringen, vnd durch das Rot watten zu männigklichs Glächter vnd Hohn.

Diser Straf halb ward derselb vnbillicher Wys also erzürnt, dz er den Vorsatz fasst sich an der Statt ze rächen, louft vil Holzes vnd füllt damit sin Hus an, vnd einsmals da es jnn am füeglichsten bedunkt, da der Wind starck daher weihet, zündt er früy am Morgen sin Hus an vnd floch damit zur Stadt vs, vnd verbrunn die groß Statt erbärmlich, vom Riderdorf vf bis vf Dorf an den Schwibogen, zu S. Laurenzen, dz darzwüschen gar wenig Hüser blybend. Vnd beschach dadurch ein vnsaglicher Schaden.

Vnd hätt niemantz gwüsst woher der Brand entstanden wär, wenn das der verrucht Böswicht nit selbst vsbracht hätt. Derselb was vs der Statt gwichen, vnd da er vf den Zürichberg kam, traf er daselbs zwei Wyber an, die über die schrwzlich, allzyt zunehmend Brunst jamertend. Dieselben bschälktend[1] jnn da, dz er vs der Statt louf, da doch alles Mannsvolk hinjn loufen sollt, Hülfe ze leisten, vnd antwortt er jnnen „ich frew mich dises Vnglücks, gahnd hin vnd sagend den Herren von Zürich, sy habind den Wackerboldt zwungen dz er in das Wasser springen vnd sich naß machen mußt, da hab er müssen ein Fewr anzünden, damit er sich wieder tröcknen

[1]) tadelten.

mög, vnd syg im das, wie er merk, wol glungen, vnd lach er nun über sy, wie sy über in nouch glacht habind.

Vnd wz in der Statt ein vnsaglich jammer vnd Verwirrung, vnd lagend vf allen Plätzen vnd vf dem Graben alt vnd krank Lüt vnd klyne Kind, vnd Husrath vnd Plunder den man flöchnet, ouch wund Lüt, die jammerend vnd Hülf begerend, die inen in der großen Not niemantz geben mocht. Vnd hat die Frow Meysin die ein Finkin was von Geschlecht, zevörderst jre Knäblin über die Bruggen gflöchnet zu iren Elteren vnd wz jr in dem Gedräng der Vlrich abhanden kommen, ohn dz sy das merkt bis sy vf den Wynplatz kommen wz, da lief sy im Schrecken wider zruck vnd fragt all Lüt ob sy das Knäblin nit gsechen habind, kount aber nützit erfahren, denn jetlich Mensch mit syner eignen Not gnug ze thun hat, vnd vmb sölliches jammeret was er verlüren mußt. Vnd da sy in die Gegni kam, wo die Wullwebergaß ist, luf jr die Frow Kriegin entgegen, vnd ruft „Frow ich hab üweren Vlrich vf der Gassen funden gar kläglich jammerend dz er üch verloren hab, vnd ist derselb by myner Bäsinn gar wol versorgt.

Da lobt die gut Frow Meysin Gott zem allerhöchsten, und danket der Frow Kriezin ze tusend malen, vnd ilt mit jr in das Hus. Das wz von dem Fewer verschont blyben, vnd lagen darin vil alter vnd kranker Lüten die man dahin gflöckt hat, und vil Husraths vnd Plunders, vnd vf einem anbrennten Bettstuck ersah da die Frow Meysin jren Knaben, der schlief gar sanftiglich vnd lag der Frow Kriegin jr klein Töchterlin neben ihm, ouch schlafend, vnd hieltend sich die beiden Kind gar früntlich umbfassend, vnd irret sy all die Not vnd der jammer nützit, vnd lagend da mit rosinroten Bäcklinen und mit frewdigem antlitz neben einander, iam zwei Engelin.

Vnd gienggend den beyden Mütteren die Ougen über, da sy das ersachend, vmbhalstend da einanderen vnd iewsztend „ach möchte doch unseren Kinderen ein söllich sanft Bysammen syn jr lebenlang ze Theil werden, vnd gloubtend dz das ein Vorbedütung syge, dz sy mit der Zyt Mann vnd Frow werden sölltind, vnd was innen das gar gnehm vnd lieb.

Der Knab mußt ouch von da an von Zyt ze Zyt sinem Brütlin neiswas schicken, oder bringen, vnd gabet dann hinwider ouch das Mägdlin jrem Brütigam, wie sy da einander hießend.

Vnd vnter anderem bracht einmal der Knab an dem helgen Tag ze Wienachten dem Mägdlin ein schön Schäppelin von Oepfel- vnd Birenblust, frischen Rosen vnd anderen Blümlinen meer, dann die 3 letzten Monate desselben jares überus warm warend, so dz all

Boüm wider anfiegend ze blüyen, ouch die Knaben am selben Tag in dem See badetend, vnd sagt im „Myn liebes Brüttlin, ich mag dir wol myn Lebtag dhein söllichs Schäppelin meer bringen, darum verwahr dasselb als dyn Brutschäppelin, vnd da zu dem Brutschäppelin ouch ein Mahelringlin gehört, so bring ich dises ouch.

Darüber hat das Mägdlin ein groß Frewd vnd gab im dagegen ouch ein Mahelringlin vnd ein Schnürlin vm den Hals ze tragen, daran hiengend etzlich Granätlin als ein Blümlin zesammen formirt, vnd vnten daran ein silberin vnd vergultes III, welches Trew bedüten sollt.

Vnd gieng das Spiel etwa mannich jar also fort, aber der Junker Krieg nahm ab an Gut, sowol wegen dem erlittenen Brand, als noch mehr wegen Bürgschaften die er gleistet hat vnd zalen musst, vnd wusst das der Junker Meyss wol, thät aber nit derglychen sunder trachtet dz er im Stillen das Band wider lößt das sinen Sun an die Kriegin binden sollt, vnd das anfängklich ouch im gnehm wz gsyn.

Vnd schyn im der best Vsweg der ze syn, dz er denselben verschickt, vnd hat einen vertruwten Fründ, einen Herren von Heidegg, der saß vf sinem Heidegg, nach by Embrach. Vnd wz dazemal in dieser Gegni gar vil Adels, vnd am Irchel, vnd am Blawen, vnd vf den Höchinen gegen Bülach zu stuhndend vil Schlösser von Burgen, die jetzt zum Theil zerstört oder vergangen sind, zum Theil aber noch stahnd, vnd in Mitzet lyt das alt Chorherrenstift St. Peter vnd Paul von Embrach in einem anmuthigen vnd fruchtbaren Thal.

Vnd sagt man dz dises Stift von einem frommen Einsiedel sinen Vrsprung vnd Namen erhalten hab, der Emericus geheißen, vnd gar ein frommer Mann wz gsyn. Derselb hat ob der Burg Fryenstein im Wald ein Hüttlin buwen, darin wohnt er, vnd kamend vil Lüt zu im die Trost vnd Rath by im suchtend, vnd im sin Nahrung brachtend. Vnd nit wyt von im, ouch am Irchel, wohnt ein andrer Waldbruder, der was aber lang nit so fromm wie der erst, hat ouch wenig Achtung vnd Liebe by dem Volk, vnd erzürnt in das vs der Maaßen, vnd ward voll Nyd vnd Hasses gegen sinen Nachpur, vnd meeret der Tüfel denselben Nyd von Tag ze Tag so fast, dz er zeletzt den frommen Bruder ermürt, vnd sin Hüttlin anzündt, damit es das ansechen haben sollt, sam das Hüttlin durch Sorglose des Einsidels angangen vnd daby der Bruder vmbkommen vnd verbrunnen wär.

Vnd da das Volk das Fewr ersah, luf männigklich hinzu, dem frommen Mann ze helfen, vnd fand man sinen Görpel ganz unverseert am Boden liegen.

Da luf der heilloß Mörder ouch hinzu, sam er von Wytem her käm vnd das Fewr ersechen hätt, vnd jammert da gar kläglich über den Tod sines lieben Gfährten. Vnd da er zu dem Lychnam hinzu trat, fieng derselb an ze bluten, vnd erkanntend dadurch die Anwesenden dz er der Mörder sin müß, griffend deshalb zu im, vnd wz er selber über das Zeichen heftig erschrocken, das er das Mort zur stund bekennet.

Derselb ward da dem Lantgrafen von Kyburg überantwortet, der ließ inn radbrechen, vnd führt man den todten Görpel des frommen Bruders in die Kilchen, vnd begrub jn daselbst, vnd fieng der selig Mann an vil Wunders ze würken, vnd gschachend deshalb vil Wallfahrten an den Ort.

Vnd gab das den Anlaas zu der Chorherren Stift ze Embrach, denn schon vorher ein Kilchen daselbs erbuwet wz, von dem umliegenden Adel für inn vnd sin Gsind: vnd hät dieselb by Ober-Embrach erbuwt werden sollen, an einem Ort der noch hüt ze Tag der Kilchacker genannt wird, vnd hat man zu dem Buw vil Holz vnd Stein an denselben Ort gführt, aber alles was man am Tag dahin führt, das kam in der Nacht wider fort, vnd lag am Morgen an dem Ort wo jetzt die Kilchen stat, vnd achtet man das für ein Merkzeichen, dz dort gebuwen werden sollt, was man ouch that.

Vnd komm ich nun wider zu dem Junker Ulrich zeruck, und wz derselb gern an den Orten wo Lust vnd Frewd ist, wie das jung Lüt hand, vnd was in diser Gegni Lust vnd Frewd, vnd ze zyten meer denn gut wz, denn vnter den Chorherren ze Embrach waren nit wenig die lieber ein weltlich Leben führtend, denn ein geistlich, vnd was da bald ein Jagen, bald ein Reigerbeitzen, bald ein Fischen, bald ein Tanz, bald eine Mummery bald anders meehr, vnd warend vil von den Frowen vnd Töchtern der Edellüten ouch dahy, darunter ouch die 3 Töchteren des Junkers von Heidegg, bsunders die eltest, derselben gfiel der Junker Meyss gar wol vnd trachtet nach jm.

Der Junker aber hat sin Brütlin nit vergessen, vnd wenn er in die Statt kam, war das erst wz er that, dz er dasselb bsucht. Das wärt aber nit länger als ein jar, da hört das Bsuchen vf, vnd wenn jn syne Mutter dazu ermahnet, so thät er es nur zwungen vnd vnlustig, meistentheils ouch gar nit.

Das sah sin Mutter nit gern, hat ouch sust nit gern dz jr Sun in dem wüsten Leben erzogen syn sollt, das wie sy wol wusst in selber Gegne von vylen tryben wurd, vnd satzt zem öfteren an jren Herren dz er jnn wider heim nemmen sollt.

Das wollt aber der Junker Meyss nit thun, vnd tröstet sy

damit dz er ihr sagt, dz der von Heidegg ihren Sun by kurtzem an dem Hof des Grafen von Stülingen versorgen werd, wie er im das versprochen hab, vnd wo er gar wol bekannt syge.

Das verzug sich aber von einem jar zem anderen, vnd hieß im Winter es werd im Summer gschechen, vnd im Summer redt man vom Winter.

Vnd da das Brütlin erhört wie der Junker ze Zyten in der Statt was gsyn, vnd sy vnbsucht glassen hab, ward dasselb fast trurig vnd vermocht die Mutter je länger je weniger dasselb ze trösten.

Dieselb hat ein Magd ghan, die nun ze Embrach wohnet, denn sy einen Mann gelichet hat, der by dem Probst dasselbs dienet, die kam ze Zyten in die Statt vnd erzalt der Frow Kriegin vnd irer Tochter vil von dem Leben das da was, vnd ouch von dem Junker Meyf was derselb mach, vnd wie die Heideggerin vnd ander Frölin meer vil vf dem Junker hieltind.

Das alles bracht dann das Mägdlin in große Angst vnd Bekümbernuß, vnd mufft im dann die Magd doch alles erzählen, vnd wenn es dann syner Mutter wider klagt, wie der Junker mit der Heideggerin den Vortantz than, oder mit der von Tüfen gfischet, vnd mit der von Fryenstein gwümmet[1] hab, ald mit der von Baldisperg in Haselnuffen, vnd der von Moosbrunn in den Erdbeerinen gsyn syge, ouch mit der von Geilsperg ein Reh gjagt, vnd die von Grafenspül spat heimb begleitet hab, vnd derglychen noch gar vil meer, vnd daby erfewzget vnd trurig sygt „fahr hin, fahr hin myn Brutschäppelin, fahr hin min Ringlin", dann tröstet das Mütterlin dieselb wider, vnd sagt „laß dich das nit kümberen, je meehr Liebschaften je weniger Liebe das bringt alles das Leben mit sich, das man dort führt, vnd vs dm der gut Ulrich leider noch nit errettit ist.

Aber einsmals da die Kilwe zu Embrach gsyn was, vnd sich da auch vil adels versamblet hat, kam die Magd ouch wieder in die Statt vnd erzelt da von disem Tag, vnd da sy nützit von dem Junker Meyf sagt, fragt sy die Mutter, wie sich derselb daby ghalten hab? Da sagt die Magd, er war nit daby vnd ouch die Heideggerin nit, vnd wundert mich das, denn ich sy am Tag vorher gsund und wol by dem Ehrütz antroffen hab, das man am Irchel an dem Platz vfgrichtet habe, wo der selige Bruder Emericus vmbbracht worden.

Da wollt sich das Brütlin frewen, dz es das Ansehen gwinn, wie wenn sich der Junker dem wildem Leben entziehen wölle, aber

[1]) Trauben gepflückt.

das Mütterlin ersewfzget vnd sagt „du armes Brütlin, jetzt gib dine Hoffnungen alleuklich vf, denn glaub mir, er ist für dich dahin.

Ao. 1298. Vnd bald darnach zog Künig Albrecht von Oesterrych für vnser Statt Zürich mit großem Volk, und hat das vs Antryb deren von Winterthur thun, die allzyt in Forchten warend, die Züricher möchtend sich des erlittenen Schadens halb an inen rächen. Vnd satzt sich da vnser Burgerschaft gar tapferlich gegen den Künig vnd gebruchet ouch einen List, der jr gar wol erschossen ist. Sy wappnetend nemlich jr Frowen vnd Töchteren, auch die Knaben die dazu groß gnug warend, zugend da mit denselben, mit Trummen vnd Pfyfen and die Ort vnd End, wo sy der Künig von der Höchi bym Kratten herab wol sehen mocht, vnd stelltend sich dann vf den Hof, so dz die Vend meintend, die Züricher müsstend ein groß Hülf erhalten haben, die inen gefährlich werden möcht. Deswegen zeigt sich der Künig gneigt ein Vnterhandlung anzenemmen, zog ouch vor der Statt ab, vnd verrichtet darnach die von Winterthur mit inen.

Da der Junker Vlrich die Mähre vernommen hat dz der Künig Albrecht vor Zürich zühen wölle, was er flentz dahin gritten damit er helfen möcht die Statt ze bewahren, vnd da der Vend wiederumb abzogen was, luf männigklich vf den Hof, die tapferen Frowen vnd Töchteren daselbs ze sechen, wie sy sich in jrer vngwohnten Rüstung darstellten.

Da gieng der Junker Meyf auch dahin, vnd sah da syt langem zum erstenmal syn eemalig Brütlin wider, durft denselben aber nit nahen vor Scham, vnd hätt sich auch heimlich wider davon gschlichen wenn jn nit jr Vatter, der Junker Krieg, ersechen vnd zu jm gseyt hätt, „Junker, kommt mit mir, ich muß üch ouch myn Töchterlin zeigen, wie die sich mit Schild vnd Schwert so tapferlich geverdet. Vnd da sy zu jr kamend, vermocht der Junker dhein Wort ze sagen, vnd was jm als wär jm syn Hals verstrickt, vnd sagt die Jungfrow ouch nützit, sunder sah stetigklich vf den Boden vnd stieß jr Schwert in denselben. Vnd kam sy jm schöner vor denn je, aber bleich vnd zimlich mager.

Vnd nach langem bracht er zetetzt die Worte herfür: „Ey sagt mir, wie habt jr es wagen dörfen in das Kriegsgetümmel hinus ze gahn, da jr üch doch vor Zyten vor jeglichem Dolch vnd Schwert gfürchtet habt, vnd die von wytem kum ansechen durftet?

Da antwortet die Krieginn mit truriger Stimm: „Junker, ich bin gern darin gangen, wyl ich wünscht dz mich der erst Pfyl treffen möcht." Tises Wort war ouch ein Pfyl in des Junkers Herz,

vnd sagt derselb nützit denn die Wort „das was ouch myn Wunsch, daß mir also gschechen sollt."

Vnd redtend die zwey wyter kein Wort mit einander, vnd nach wenig Tagen kam die Frow von Embrach wider in die Statt, vnd erzählt da wie der Junker Meyß mit der Heideggerin verlobt worden syge, vnd wie das Gred unter dem Volk gang, dz er sy eerenthalben habe nemmen müssen.

Vnd wz damit alle Hoffnung des Brütlins des gäntzlichen dahin, vnd konnt nun syn Brutschäppelin vnd syn Mahelringlein thun wohin es die thun wollt, vnd ward sy wie ein krank Pflänzlin dessen gelbe Blätter anzeigend dz es bald sterben werd.

Vnd wenn nachgendz die Frow von Embrach in die Statt kam, fragt die arm Tochter nie meer was der Junker mach, hörts ouch nit gern wenn sy ungefraget erzält, wie derselb syt siner Ee, vnd schon vor derselben all syn Freudigkeit verloren hab, vnd meertheyls einsamklich vßryte, vnd wie der Probst sag, das syge der Sünden Sold, vnd hätt gwünscht dz im wol wär, denn sy von syner Trurigkeit dhein Gwünn haben mocht.

Es bracht jr ouch vil Kummer als der Jammer über das Land kam, den der Tod des Kaiser Albrechtz verursachet, der zu Königsfelden von sinen eignen Vettern und etzlichen siner ge-
Ao. 1308. heimbsten Diener was ermürt worden. Vnd traf diser Jammer bsunders ouch das Thal, darinn der Junker Meyß wohnet, vnd in dem vntzher luter Lust vnd Frewd was gsyn, vnd wurde das Schloß Wart zerstört vnd der Fryherr geräderet, wyl er by dem Mord des Kaisers gsyn was, vnd kannt die Frow von Embrach dessen Gewyb gar wol, und erzalt vil von jr wie sie vs eelicher Trüw, drey Tag vnd drey Nächt lang unter dem Rad verharret, vnd für iren Herren bettet hab, bis derselb zletzt gestorben, vnd sy darnach in ein Kloster nach Basel zogen syge. Erzält ouch von dem Bruder des Grichteten, wie man dem ouch unverschuldeter Wys sin Schloß Multberg verbrennt hab, vnd wie der arm Herr nun ze Reitenbach sitze, vnd sin Leben in einem armseligen Hüttlin truriglich verbring, wie ouch noch ander Edellüt, die in diser Gegne wohnen, verfolgt vnd geschädiget worden sygen, vnd noch verfolgt und gschädiget werdind, vnd man lang glouibt hab, dz auch das Schloß Heidegg gschleift und verbrennt werden sollt, da die rachsüchtig Künigin Agnes 3 Töchtern des Junkers ins Kloster verstossen habe, vnd wie man in diser Gegne noch meer Vnglück vnd Verfolgung erwarte.

Vnd hattend die Frow Kriegin vnd jr Tochter, denn der Jun-

ker Krieg verstorben wz, von diesem Jammer ouch selbs vil vernommen, vnd zum Theil ouch davon gsechen, da das schön
Schloß Schnabelburg vf dem Albis zerstört vnd ver- Ao. 1309.
brennt wurd, das dem Fryherren von Eschenbach gehört,
der ouch an dem Mord des Kaisers Schuld haben sollt, vnd nit lang darnach sollten sy ouch wider eigne Not vnd Schaden lyden,
denn nach etzlicher Zyt verbrunn ouch ein groß Theil
der klynen Statt, wo dazemal die Frow Kriegin syt dem Ao. 1313.
Tod jres Herren wohnet, vnd gieng der ganz Reunweg,
vnd die anderen Hüser, bis an die vntere Bruggen im Fewr vf, vnd verlor die arm Frow daby ouch wider vil von jrer hab, wie das by der Brunst in der großen Statt ouch gschechen wz, ward ouch von einer Krankheit angfallen, vnd vermeert der Schrecken vnd der Kumber den jr dise Brunst zuzogen hat, dieselbe so fast, daz sy nach wenigen Tagen verstarb, vnd jr Tochter als ein arm trostlos waislin verlassen must.

Vnd da dises Vnglück gschach, wz der Junker Meyss Gschäften wegen in Frankenland, erhört aber schon dort die Mär von disem großen Schaden den sin Vatterstatt abermals erlitten hatt, vnd sobald er heimb kam ilt er dahin das Näher ze erfaren. Vnd gieng da ouch zu sinem Oehm, dem Junker Fink, der wohnt nit wyt zu der Kilchen by St. Peter, vnd hat derselb jyn Hus noch voll von allerley Hussrat vnd Plunders den man by der Brunst dahin gflöckt hat, vnd den man großentheils daselbs lygen ließ, weil die abbrennten Lüt denen er zughört noch dhein blybend Wohnungen funden hattend.

Vnd in dem Gmach darjn der Junker Fink den Meyssen gführt hat, ersah derselb vnter andern Sachen ouch eine Truhen, deren Deckel gar künstlich gschnitzt vnd mit Gold und Farben gmalet wz, vnd was das das Martterthumb von St. Felix vnd St. Regula vnd sah man da gar klarlich wie der Römisch Feldherr Maximinius die Thebaische Legion hinrichten ließ, wyl sy den Heidnischen Götzen nit opferen, vnd Christum verloügnen wollt, vnd wie St. Felix mit siner Schwester dem Mord entrunnen wz, vnd über wild Gebürg mit jr zog, vnd durch einen grusamen Wald, darin man Bären vnd Wolf vnd ander rußend Thier erblickt, ouch vil Schlangen vnd ander Bnzyser meer.

Vnd wider in einem andern Hüslin oder Kämlin sach man die Heiligen wie sy in dem Hohl ze Glarus lebtend vnd bettetend, ouch das Volk lertend. Vnd zeigt wider ein ander Hüslin dieselben wie sy nach Zürich kommen warend, vnd an der Limatt ein arm

Hüttlin buwen hattend. vnd da die Heiden lertend, vnd Kranke vnd Elende heiltend.

Vnd wz noch in vilen anderen Hüslinen ald jntheilungen abbildet, wie sy für den Landpfleger Tecius gfüert wurdend vnd sich da weigertend den Götzen ze opferen, item wie sy da gmartelt wurdend, zerst vf dem Sylbüel an ein Stud bunden, vnd mit Ruthen vnd jsinen Stäben gschlagen, darnach wie man sy in einen Kessel mit südendem Oel than hat, item wie man jnen fließend Bly vnd süttiges Oel, ouch brennendes Harz jngossen hat, darnach wie man sy vnter große Räder mit scharpfen Messeren vnd Hacken legen wollt, vnd der Donder dise Räder zerschlug, vnd zletst wie sy enthöpted wurdend, vf dem Platz an der Limatt wo jetst die Wasserkilchen stat, vnd wie sy da jre Höpter von dem Boden vfgnommen, vnd damit vf den Büel gstygen warend, vnd sich da niederglassen hattend wo jetst die Cruft by dem Münster ist. Vnd zeiget das letst Hüslin, wie die Engel die Marterer zu den himmelischen Frewden führtend, vnd sy da glorrych empfangen wurdend vnd den Lohn für jr groß Frombkeit vnd Bharrlichkeit im Glouben empfiengend. Alles gar klarlich vnd subtil, dz man sich der großen Arbeit vnd Kunst nit gnugsamklich verwunderen kont.

Vnd da der Junker Meyf dise Truhe oder Kistlin ersah, ward jm gar ängstigklich vnd wehmüthig in sinem Herzen, denn er dieselb gar vilmals gesechen hat, wenn er als Knab zu dem Junker Krieg gangen wz syn Brütlin ze beuchen, vnd was dazemal den beyden Kindern das allerliebst gsyn, wenn sich dann die Frow Kriegin zu jnen satzt, vnd jnen die Gschichten erzalt, die da abbildet warend, vnd was jm dieselb Zyt wär wider da, wo er so zefrieden vnd so glücklich gsyn was.

Vnd hät gern das Kistlin vfthan ze sechen ob ouch noch die Kleinod, Häften vnd Gürtel darin wärind, die jnen dann die Frow Kriegin ouch zeigen musst, der Schlüssel aber steckt nit in dem Schloß. Damit erinnert er sich aber wider, dz vnten an der Truhe ouch ein verborgen Ghalter wz, den man vfthun kunnt, wenn man an einem verborgenen Nägelin druckt, vnd hat er das vormals manichmal than, vnd sucht das Nägelin vnd druckt. Vnd da der Ghalter uffsprung, fand er ein verdorret Kränzlin vnd an einem schwarzen Fädelin war ein Ringlem daran bunden.

Vnd da er das ersach gieng jm ein Stich durchs Herz, denn er sich gar wol entsinnet, dz das das Kräntzlin vnd Ringlin was, die er sinem Brütlin einmal bracht, vnd dasselb betten hat, dz sy das als jr Brutschäppelin vnd Mahelringlein vfbehalten sollt. Vnd

was disen Dingen ein kleines Permentenes Zedelin anghenkt, darauf folgendes gschryben stuhnd „V. M. L. V. M. vnd soll man Kränzlin vnd Fingerlin in mynen Sark legen wenn ich stirb."

Vnd kount er dise Buchstaben nit anders vslegen als „Von Mynem Lieben Vlrich Meyf." vnd brach im darüber das Herz, vnd legt sym Hopt vf die Truhe, vnd gedacht an dieselben Zyten vnd dann an das wie es jetzt syge vnd wz fast vnglücklich.

Vnd da der Tehm wider in das Gmach kommen wz vnd den Junker also lygend fund, fragt er inn was inn also beweg, vnd ob es die Martel vnsrer lieben Heiligen syge, die im Thränen in die Ougen bracht hab?

Da sagt der Junker „nein myn lieber Tehm, das ist nit die Martel von St. Felix vnd St. Regula, wiewol dieselb der Thränen ouch würdig ist, aber das Andenken an gute Zyten vnd an gute Lüt, vnd wisst, dz ich dise Truhe gar wol kenn, denn ich sy in myner Jugend zem öfteren gsechen hab, vnd beklag ich das Unglück zum allerhöchsten, das die guten Lüt vis new troffen hat, denen dieses Kistlin gehört, vnd wurd ich gern ze inen gahn vnd inen das selber sagen, aber myn Kumber ist ze groß, aber wenn sy die Truhe wider by üch holen werdend, so sagt inen das, vnd sagt inen ouch dz ich ob derselben gweinet hab im Andenken an alte glückliche Zyten, die für mich dahin sind ewiglich.

Damit litt er wider heimb, ganz trostlos vnd bekümberet. Vnd in diser Zyt fassten die Frowen am Oetenbach den Schluß, jr Kloster das an dem Horn im Seefeld was, in die Statt zu verlegen, wegen den biorglichen kriegerischen Zyten die dazemal warend. Vnd hat die Brunst die vor 32 jaren in der großen Statt was gsyn den Predyger München Gelegenheit geben einen großen Bezirk der Brandstett für jr Kloster ze koufen, vnd machtend inen jetzt die Klosterfrowen am Oetenbach dasselbig nach, vnd kouftend ouch einen merklichen Zirk Landes in der kleinen Statt, vnd da im jahr darnf der Buw vollendet wz vnd die Schwesteren inzogen warend, vnd das verlassen Brütlin all Tag jr Glöcklin erhört, was es im manichmal es ruf im zu, es soll ouch in das Kloster kommen, denn im vf der Welt doch dhein Glück vnd Frewd meer werden mög. Und da es gedacht, wie es schon von Kindheit an groß Vnglück erlebt hab, vnd im dessen lychtlich ouch noch mehreren zustoßen möcht, es ouch als ein arm, verlassen Waislin niemantz hab, der sich siner beladen vnd annemmen würd, so wurd im die Sprach des Glöcklins all Tag dütlicher, vnd einsmal sagt es zu sich selber „ich mag das zwyfelhaftig Ding nit länger meer tragen, vnd muß ich einen Bschluß fassen,

fyg es nun der oder der, vnd nam da ein Pläppertlin[1] das hat vf der einen Seyten ein Grütz vnd vf der andern nützit, vnd sagt „ich will das in die Höchi werfen, vnd kommt das Grütz oben, so soll das ein zeichen syn dz ich ins Kloster gang, vnd ist nützit oben so soll ouch nützit an dem Ruf des Glöcklins syn.“ Damit warf es das Plaphärtlin in die Höche, vnd da dasselb vf den Boden fiel vnd es schowet was oben fyge, was es das Grütz.

Des was es zem Theil erschrocken, denn es dheinen großen Lust zum Klosterleben in im verspürt, glaubt aber dz das ein Zeichen vs dem Himmel syn möcht, vnd beschloß dz es dem folgen wollt.

Vnd grad da es sich anleyt vmb in das Kloster ze gahn vnd mit der Priorin sines Vorsatzes halb ze reden, kam die Frow von Embrach zu im, vnd erzalt wie die Frow Meysin vf Heidegg gestern gählings verstorben syge, da sy mit dem Pferd einen Fall hab thun, da sy ze Nacht von der Kilbe ze Embrach heimgritten syge, vnd hab disen Ritt wider den Willen vnd wider die groß Bitt jres Herren vnd anderer Lüten meer thun, denn dieselben sy nit haben wollen ryten lahn, da sy bi nit gar langem wider ins Kindbett kommen sollt, hab aber all Red vnd Bitt nützit by jr verfangen mögen, vnd hab gesagt „Sie müeß dahin, vnd woll dahin, vnd wenn sy wüßt dz sy daselbs in das Grab tanzen sollt.“

Tiser Bericht was dem Brütlin gar wunderbar vfs Herzen gfallen, vnd bsunders da er grad in dem Augenblick zu jr glanget da sy in das Kloster gahn wollt, vnd wusst nit ob sy das nun ouch für ein Zeichen vs dem Himmel nemmen sollt.

Vnd was wider ganz zwyfelhaftig worden, sagt ouch in jrer Beklemmuß der Frowen von jrem Vorhaben, vnd wiewohl jr die dasselb widerrieth, so verblyb sy zletzt daby, dz das Kloster jr allein ein rüwig Leben geben möcht.

Vnd Morndes früy, da sy mit Not vs jrem Bettlin gstygen wz, war die Frow von Embrach schon wyder da, vnd verlangt mit jr ze reden.

Dieselb wz in der Nacht wider von Embrach herkommen, vnd erzalt jr da wo sy gester z'abig heimbkommen syge, vnd dem Herren Probst das bracht vnd brichtet habe was er jr ze bringen vnd ze erfahren vftragen hab, syge der Junker Meyf ouch by dem Probst gsyn: der habe sy da ouch befragt, was sy nüwes vs der Statt bring? da habe sy im vnter anderem ouch gsagt dz sy by üch gsyn syge, vnd da in Gottz Namen ouch nit verswygen mögen was sy jr

[1]) Münze jener Zeit.

wegen dem Kloster gsagt hab, vnd wärind jr daby die Thränen vs den Ougen brochen.

Und syge der Junker Meyſ by diesem Bricht ganz erbleichet, vnd vf des Probsts Stul gsunken, vnd habe diser, da er das ersechen jlentz vs einem Käsplin ein Fläschlin gnommen vnd jm das Mul vfbrochen, ouch ein Löfelin voll darin gossen, vnd hab sy fortgschickt jlentz den alten Chorherren zu holen.

Vnd syge sy da nit wider in die Probsty, sunder heim gangen, vnd wol ein Stund darnach, da es schon Nacht gsyn, hab jemantz an jrem Hus klopfet, vnd da jr Mann dasselb göffnet, syge es der Junker Meyſ gsyn, der habe sy da vf das allerdrungenlichst betten, dz sy doch ohn allen Verzug wider nach der Statt jlen sollt, vnd hab jr verheißen, dz wenn sy das thüge, er jr alles geben wölle, was sy nur forderen werd, ouch wölle er jr Pferd vnd Knecht schicken damit sy desto schneller dahin gelangen mög. Vnd da sy gfraget, was sy daselbs thun sollt, hab er gsagt „gand so früy als das syn kann zu der Kriegin, vnd saget jr, dz ich sy um vnsers Herrn Lyden, vnd vmb syner heiligen Mutter willen bitt, jren Vorsatz in das Kloster ze gahn nit ze vollbringen, bis ich sy gsechen vnd jr viles gsagt hab was sy wüssen müeß bevor sy einen Bschluß nähm."

Und hab sich da jr Mann anboten, dz er gahn, vnd alles vollkommenlich brichten wölle, wie er das verlang, der Junker aber heb wöllen dz sy gang, vnd so müed vnd hellig sy ouch jemer gsyn wär, hab sy sich doch sinen drungenlichen Bitten nit entzühen mögen, vnd syge da in Gottz Namen vf das Roß gsessen das jr der Junker gschickt hab, vnd mit einem Knecht hieher gritten.

Vf diesen Bricht ließ das Brütlin sinen Bsuch im Kloster anstahn, vnd in kurzer Zyt kam der Junker in die Statt, vnd mag man wol denken, dz er mit schwerem Herzen zu jr gieng, vnd dz sy denselben ouch mit schwerem Herzen empfangen thät, vnd sagt jr da vfrichtig all den Handel wie der erloffen wz, wie er gegen synen Willen von Zürich habe fortzühen müessen, vnd da in ein Leben kommen syge, das jm vntzher ganz frömbd wz gsyn, dz er aber, wie dz by jungen vnerfahren Lüten nit wol andern syn mög, allzyt meer Gfallen dran gfunden hab, vnd nit der alt fromm vnd gut Vcheli blyben syge, der ehdem jr vnd jrer Mutter seligen Gunst vnd Liebe bsessen hab, aber ouch nit der böſ Vlrich, wie sy das villicht von jm glouben möcht, denn jm das wild vnd wüest Leben ze Zyten höchlich mißfallen hab, vnd jm zem öfteren erleydet syge, vnd er, bsunders vf der Jagd, wenn er an einsamen Or en des Gwilds gwartet, vnd über sin Leben nachdenkt hab, zu tusend malen gwünscht hab, dz er

nie möcht vf das Schloß Heidegg vnd in disc Gegend kommen syn, sunder dz das in Erfüllung gangen wär was sy alle vor Jaren gwünscht, vnd ouch glaubt hattend, dz das gschechen sollt.

Vnd hab er jr nie vergessen, ouch nie im Sinn ghabt die Heideggerin ze eelichen, bis jm einsmals ein Stündlin Vnglück vnd Rew für vil Jar bracht hab.

Damit zog er ein Schnürlin vs synem Busen, vnd zeigt es jr, vnd sagt „Sehet da, das ist das Halsschnürlin das jr mir einsmals geben, vnd daby befohlen habt, dz ich das vfbewahren sollt, vnd hab ich dasselb trewlich than, vnd werd es wyters thun bis an myn End, vnd ist das Schnürlin nie von mynem Hals kommen, vnd so mengest dasselb zerbrochen waz, so mengest hab ich das wider zsammenknüpft, so dz ich es nit meer vmb mynen Hals bringen mocht, sunder dasselb an ein Büschelin zesammen macht, vnd zesammt dem Fingerlin, das jr mir dazemal ouch gabet, an ein ander Schnürlin ghenkt, wie jr da seht, vnd so vilmal mir dasselb auch brochen ist so ist mir doch niemals weder das Ringlin, noch das guldin III, noch eines der Granätlinen verloren gangen, worüber ich mich allzyt von Herzen frewt, vnd hofft dz das ein gut Vorbedütung sein sollt, wenn ich schon nit wusst für was vnd wie.

Vnd lasst mich üch nun noch ein gut Vorbedütung sagen, die mir noch tusendmal lieber ist, vnd ohn die ich niemals so bherzt gsyn wär zu üch ze kommen, vnd damit erzalt er jr, was jm mit der Truhe vnd dem verdorreten Schäppelin darin begegnet was, vnd fragt ganz zaghaftigklich ob er die 5 Buchstaben vnd alles ander so vslegen dürff, wie jm das der Wunsch synes Herzens ingeb?

Da die gut Tochter erhört dz jr Geheimnus grad von dem entdeckt worden wz, dem sy es zem allerletzten goffenbaret hätt, wurd sy noch vil röter, denn sy zevor was, vnd da sy vor Schrecken keine Wort finden mocht, sagt der Junker wyter „Lahnd mich hoffen dz üwer Stillschwygen dhein Abschlag syge, vnd dz ich üch mit der Zyt ein ander Schäppelin bringen dörf, in wellichem die Blüemlin frisch vnd frewdig blüyend, vnd nit verdorret sind. Vnd bin ich zwar nit meer ein frischer Jüngling, sonder ein bstanden Mann, brächt üch ouch an mynen 2 Buben die ich noch von myner Frowen hab, ein schwer Bürdelin, aber es sind eben die zwey, denen ich eine gut Mutter geben möcht, die sich jrer meer annähm, als leider vnzher gschechen ist, vnd wünsch ich dz dieselben nit länger an einem Ort verblyben müessind wo sy das nit lernend wz sy lernen sölltind.

Das ist das Schlimm was ich üch von mir ze sagen hab, vnd ist dises Schlimme doch ouch nit ohn neiswas Gutes, vnd rechne ich

dahin, dz jr an mir nun sicherlich einen besseren Mann bekommen würdet, als jr einen erhalten hättind, wenn ich vs dem Embracher Thal wider heimbkommen wär, vnd üch da geelichet hätt, so hab ich ouch ein schön Gut erwyhet das üch zu Nutzen kommen sollt, vnd wenn jr nun schon vs Gottz Verhenknus durch den nüwen Brand abermals zu Schaden kommen seyt, so mag die Verminderung üwers Vermögens dhein Grund meer syn, dz myn Vatter disse Ee hintertryben sollt, denn ich des Gutz für mich hab."

Damit wartet er vf ein Antwort, vnd brachend der Junkfrowen die Thränlin vs jren Ougen, vnd sagt wehmüthig „Ach, ich bin ein arm verlassen Waislin, vnd hab dhein Mutter meer mit der ich mich in einer söllichen schweren Sach beraten möcht: was soll ich üch sagen Junker? jr habt myn Schrift funden vnd glesen, wie mag ich derselben widersprechen? "

Damit gab sy im jr Hand, vnd danket jr der Junker jrer Antwurt zem höchsten, sagt aber „Liebes Brütlin, denn so hoff ich werd ich üch by nit gar langer Zyt wider heißen mögen wie ich üch vor Jaren ouch also gheißen ob, jr sollt nützit ohne den Rat einer Mutter thun, vnd wenn jr mir das erloubt, so bring ich üch die myn, die wird ouch üwer Mutter syn, vnd was das schon als jr noch ein klein Mägdlin waret, vnd ist es warlich nit jr Schuld dz jr nit schon lang jr lieb Tochter seyt."

Damit gnadet er jr vnd gieng zu sinen Eltern, jnen sin Vorhaben zu sagen, vnd warend dieselben dessen wohl zefriden, kerten ouch mit jrem Sinn zu der Kriegin zeruck, vnd nachdem die Trurzyt vorby wz, ward dieselb ein recht Brütlin, vnd mußt man jr die verdorreten Blüemlin ouch in jr Hochzytschäppelin binden, vnd henkt sy das klein Mahelringlein als ein Kleinod an jren Hals, denn sy dasselb nit meer an jren Finger stecken mocht.

Vnd wz die alt Frow Meysin disser Ee vs der Maaßen froh, vnd das ouch darumb, dz jr Vorhersagung doch noch erfüllt worden wz, die sy than hat, als sy die zwey Kind vf dem Bettstuck ersechen hat, wie eins das ander in Armen hielt, vnd meint sy hätt nur darvf acht schlagen sollen, dz das Bettstuck anbrennt was gsyn, vnd damit vf ein Vnfall zeiget hab, der der Ee voran gan sollt. Frewt sich aber, dz das Vnglück nun vorüber was, vnd man desto meer Gutz für die Zukunft erwarten möcht.

Vnd wurd diß Hoffnung ouch des gäntzlichen erfüllt, vnd lebtend die beiden Eemenschen in großer Eintracht vnd Liebe, vnd in großer Ruw vnd Friden, vnd wz jnen das vmb so tröstlicher, da zur

Zyt jrer Ee lützel[1] Ruw vnd Frid im Land vnd in der Statt wz, denn dieselb ward Kaiser Ludwigs halb wider in den Bann than, vnd wärt derselb by 17 Jaren, vnd zug die Priesterschaft ouch wider vs derselben, vnd blybend die Baarfotten allein darin, vnd thatend den Bürgeren Gottzrecht, wie das vormals ouch also wz, Ao. 1331. gsyn: aber ee die Priesterschaft wider jnzug was der alt Junker Meyß gstorben.

Vnd geschachend während disem Bann ouch wider Kriegszüg gegen etzlich Edellüt, vnd wurdend die Schlosser Schönenwerd, Schlatt, vnd ouch Hochen Tüfen vnd Fryenstein zerstört die dem Junker Meyß in siner jugend so bekannt warend, vnd später ouch Hochen Landenberg vnd Schowenburg vnd andere meer. Ouch geschach noch by sinen Lebzyten die Regiments-Aenderung vnter dem Burgermeister Brun, worus vil jar groß Vnruwen vnd Krieg entstanden sind dasselb alles traf aber den Junker Vlrich nit bsunders, vnd ouch syne Kind nit, da er Alters vnd andrer Vrsachen halb nit in den Krieg zühen musst, vnd sine Knaben dazu noch ze jung warend, sonsten sy dasselb gern than hättind, denn sy alle frisch vnd bherzt warend.

Darunter wz bsunders einer den er von der zweiten Frowen, der Kriegin, hat, der hieß Heinrich, vnd folgt von dem ouch hernach, derselb wz gar ein muthig, vnerschrocken Knab, vnd erzeiget das ouch in syner Jugend schon, denn als im Jar 1338 ein vnerhörte Vile von Höwstöfflen[2] in das Land kamend, die in so vnzalbarer Menge daher flugend, dz sy den Tag verfinstertend, vnd wo sy sich niderliesend alle Frucht, Loub, Gras vnd alles Gwächs abfrasend, so dz das Land by vilen Mylen wyt wie verbrannt vssach, vnd vnsaglicher Schaden beschach, da fürcht sich vil Volks nur vs den Hüseren ze gahn, vnd schoch[3] ouch vil Mannsvolk diß Vnzyffer, aber dem Heinrich wz es ein groß Lust vnder dasselb ze louffen, vnd schlug vil tusend ze Tod, vnd wollt jren Rebgarten vor jnen bschützt han, das mocht aber nit gesyn, denn es half alles nützit gegen die vnerhört Vile derselben, vnd zünt man Fewr an, vnd lütet die Gloggen wie zum Wetter, damit die Welt zu Gott bätte, vnd hielt man Crützgäng, was aber alles vmbsunst.

Ao. 1338. im Aug. u. Sept. vnd kamend darnach wieder Ao. 1354 vnd 1364.

Dieser Heinrich erzeigt ouch sinen frischen Mut im Jar vorher, als die Züricher nach Grynow zugend gegen den Graf Hansen ze Rapperswyl, welicher die by der Regimentsänderung entflohenen vnd bannisirten Räth gegen alle Bil-

Ao. 1337.

[1]) wenig. [2]) Heuschrecken. [3]) scheute.

ligkeit enthielt, und inen Schutz gegen die Statt Zürich gab, mit der er doch im Burgrecht wz, da was derselb mit sinen ältern Brüdern an die Ländi gangen wo sich das Kriegsvolk inschiffet, und hat da gar drungenlich dz man in mitnemmen sollt, hat ouch ein klein Degelin angleit, womit er an die Viend wollt, dessen lachtend die Kriegsknecht und joüktend die Buben fort, aber da sy vom Land stießend, und einer der Schifflüten ein Tuch vflupft das hinter der Kisten lag, was der jung Heinrich darunter verborgen, und hat sich heimlich in das Schiff gschlichen, und war vnter dieses Tuch krochen in Hoffnung dz man in nit finden sollt bis man so wyt von der Statt wär, dz man in nit meer zeruck schicken möcht, und mußt man da synethalb wider länden.

Und wenn sin Vatter söliche Sachen erfur, hat er darob gar ein groß Frewd, tröst ouch sin Frowen die darüber erschrecken wollt und sagt „Liebe Frow wir lebend in ruchen Zyten und werden deren noch rüchere kommen, und wer darin nit will untergehn, der muß selber ruch syn. Und satzt dann mit lachenden Mund hinzu „wie magst du dynem Büblin sin kriegerisch Sinn und Wesen übel nehmen und fürhalyn, da er das doch von dir ererbt hat, denn du dich vor Jaren ja ouch gwappnet hast und mit Schwert und Schild vf den Hof zogen bist, und ist dazemal der Künig Albrecht vor dynem trutzigen kriegischen Vsfechen dermaßen erschrocken, dz er mit all synem Volk vf und davon gflohen ist!

Und sind bald darauf die ruchen Zyten inbrochen von denen der Junker seyt. Derselb aber starb noch vor der Mordnacht, und hat im sin zweite Frow bessere Zyten bracht als die erst, so dz er zum öfteren zu ir sagt, „wär ich by mynem ersten Brütlin blyben, wie vil Kumbers weniger hätt ich in mynem Leben ertragen müessen."

's arm Elseli uf der Vsfluh.

Hoch obe uf schwindliger Höcht.
Hoch uf jeder Wand so chahl,
Dert gseht me n es Meitischeli süse.
Das stirret so trüeb i's Thal.
Und de ganz Tag
Tönt eitere in Chlag:
„'s Währt au so lang!
„O, wie wird's mir so bang!"

Dert, a selbe stotzige[1] Wände,
Dert sammlet syn Liebste 's Gras:
Was anderi fürched und fliehed,
Das achtet de Hans für Gspaß.
Aber keis Seil! —
Und 's ist dert so steil! —
Herr schick ihm du
Doch es Engeli zu!

Und 's Elseli ghöret e johle,
's Tönt wyt dur das Thal sy Stimm:
Es ghört e vom Schätzeli singe
Und weißt, was er singt, gilt ihm.
Aber keis Seil!
Und 's ist dert so steil!
Herr schick ihm du
Doch es Engeli zu!

Und es häd's zue der Höchi da trybe
Um fründli syn Hans z'cpfah,
Und daß er em gleitiger[2] chömmi,
Fahrt's dobe-n-an z' singe-n a.
Aber sys Gsang
Tönt leider nüd lang:
's Währt au so lang!
Und es wird em so bang!

Und s singt em so truurigi Liedli,
Und freudigi singt er druuf:
s Tönt abe vo Liebi — und Liebi
Tönt's wieder vom Elseli uuf.
Aber sys Gsang
Wird ängstli und bang:
„'s Währt au so lang!
„Ach, es währt so lang!"

[1]) jähen, abschüssigen. [2]) bälder.

Und „Jeses! — O Jeses!“ ghört 's schreie,
Und 's chrachet dur d' Tanne n ab — —
Und tüüfer — — und tüüfer — — es rolled
D' Stei nahe n ui s Hanielis Grab'
's Elseli lit da,
De Tod in em nah —
Fründtlichi Lent
Händ's mit Thrane hei treit.

Wie 's wider zum Lebe n erwachet,
Luegt s alles so gimmig a:
Von allem, was ehe bigegnet,
Häd's Bünnig zum Glück verlah.
's Wartet ihm nah,
Es redt alli a,
„Jsch er jetzt da? —
„Ach, isch er jetzt da? “

Und wo denn die schwyged und weined,
Schlacht's wider zur Wand so chahl.
Sitzt dert a sys Plätzeli ane
Und stirret so trüeb i's Thal:
„'s Währt au so lang!
„Wie wird's mir so bang!
„'s Währt au so lang,
„O, wie wird's mer so bang!

Und früeh, eh das Lerchli noh singet,
So sitzt's scho ui sieben Stei,
Und z' Nacht, wenn die Sternli erglimmed,
So sitzed sie 's truurig hei.
Und de ganz Tag
Tönt eistert sy Chlag:
„'s Währt au so lang,
„O, wie isch mir so bang!“

D' Störchli.

Wis Chindli, gsehst das Storchenest,
Uf sädem hoche Huus?
Es sind drüü jungi Störchli drin,
Sie gugged her, sie gugged hin
Wol über's Dörfli uus.

Was strecked's ihri Hälsli so?
Was möchted si gern gseh?
Sie gugged nah em Müeterli,
Es will ene es Füeterli
Zum Abigesse geh.

Und gseich es dert, das Müeterli,
Im grüne Wisli stah?
I syne rothe Strümpflene
Suecht's nah de beste Mümpflene,
Die's derte möchti ha.

Da macht es Fröschli: quag! quag! quag!
Und — wips! häd's es bym Bei,
Und bringt mit raschem Flügelschlag,
So gschwind's au numme müüge mag,
Das Brätli freudig hei.

Die Junge speered d' Schnäbeli
Und möchted's Fröschli ha;
Das Müeti aber seit: nu, nu!
Ihr beedi da thüend d' Schnäbel zue.
Es gaht dem Alter nah.

Denn flüügt es wieder, wie-n-en Pfyl,
Zum Teich am Wisequell;
Es faht es Fischli, glatt und zart,
Und bringt denn ui der dritte Fahrt,
Es Mälchli schwarz und gel.

---

*) Wissen.

So sorget es de ganze Tag
Für d' Chindli ohni Rueh;
Und chund denn d'Nacht, machts ihne 's Bett
Vo Flun[1] und Moos und deckt's so nett,
Mit syne Flügle zue.

Und wachsed ihne d' Fäderli,
So lehrt's es denn de Flug;
Da git's e lustigs Tänzerchor,
Sie mached's nahe — es macht's vor
Und thüend z'ern läppisch gnueg.

Doch g'rath am End das Flünge n'au:
Denn nimmt s' es mit zur Fahrt,
Zeigt ihne, wo me 's Fresse find'
Und wie me fang, bald gmach, bald gschwind,
En jed's nah syner Art.

Und d' Störchli werded groß und starch,
Und 's Müeterli wird alt;
Chund's mängist vo sym Freßzug hei,
Sind d' Füeß und d' Flügel schwer wie Blei.
Und d' Nacht, die dunkt's so chalt'

Und wenn denn d' Zyt zum Reise chund,
Staht's mängist truurig da
Und füüfzt: jetzt chund e böß Zyt,
Die Reis', die ischt erschröckli wyt,
Wie wird's mer ächtert[2] gah?

Und ghöred's d' Chind, so säged sie:
Ach, fürch di nüd uf d' Reis',
Und sött sie an no wyter gah;
Du häsch für eus ja gsorget gha;
Jetz isch die Sorg an eus!

[1] Flaum. [2] wol.

Und chund denn de Jakobitag,
So rüefed's: Müeti chumm;
Aftatt dem Flug mach jetz en Mitt.
Sitz uf 'nen Buggel, wo du witt,
Mer miached um und um.

Es höckled uuf, sie flüügeb furt
Wyt über Land und Meer;
Und i dem heiße-n-Afrika
Faht 's Müeti wider z' chymm-n a,
Dert isch's em nümme schwer.

Liebs Chindli, jäg, wie gfallt dir das?
Wend mir's nüd au so ha?
I bjorge dich, so lang i cha,
Und will's vor Alter nümme gah,
So gaht's jär dich denn a.

Du bjorgist mich, wie ich dich jetz,
Und machst mir liecht und wohl;
Denn thuet en jeders, was es soll,
Und thuet me das, so isch's eim wol,
Ja, beede-n-isch denn wol!

Rundgesang.

Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

So mancher schafft sich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf, und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das ihm am Wege blüht.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. s. w.

Wenn schon die Schöpfung sich verhüllt,
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So scheint am Abend, nach dem Sturm,
Die Sonne, ach, so schön!

Chor.
Freut Euch des Lebens, u s. w.

Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht,
Genügsamkeit im Gärtchen zieht,
Dem schießt sie bald zum Bäumchen auf,
Das gold'ne Früchte bringt.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. s. w.

Wer Redlichkeit und Treue übt,
Und gern dem ärmern Bruder gibt,
Da siedelt sich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. s. w.

Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die holde Freundschaft stets
Dem Redlichen die Hand.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. s. w.

Sie trocknet ihm die Thränen ab,
Und streut ihm Blumen bis in's Grab;
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht.

Chor.

Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Sie ist des Lebens schönstes Band,
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand,
So wallt man froh, so wallt man leicht
In's bess're Vaterland.

Chor.

Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

Das goldene A B C.

Auf Gott den Herrn dein Hoffen bau,
Den Menschen nie dich ganz vertrau:
Er ist's, der Treu' und Glauben hält,
Dein Freund ist schwach, und falsch die Welt.

Bewahr' dich vor geheimer Schand,
Sonst Ehr' und Ruhm ist leerer Tand:
Sei Adels werth, dann trägst du's leicht,
Wenn Neid dich schmäht und Liebe schweigt.

Es ist aus Reih' und Glied gestellt
Von aufgeklärter Modewelt:
Ruf'st du's zurück, ist's wohlgethan,
Dein Credo fängt mit ihm sich an.

Dräng' nie dich an den Fürstensohn,
Du wirst sein Sklav', sein Spiel, sein Hohn:
Beim kleinen Mann kehr' lieber ein,
Er weiß es noch, ein Mensch zu sein.

Erheb' dich nicht in Uebermuth,
Ist dir geworden Rang und Gut:
Sie gibt das Glück, nicht Herz und Kopf,
Und Glück sucht oft den schwächsten Tropf.

Fromm sei dein Herz, und keusch und rein,
So zeig' es Gott, doch ihm allein:
Der Mensch zu schau'n es nicht begehrt,
Er ist's zu schau'n auch selten werth.

Gedenk' an deinem gutem Tag,
Daß Mancher heut wohl seufzen mag:
Des Dankes Thrän', ein Druck der Hand,
Ziert schöner dich als Diamant.

Hinweg mit Kälte, Haß und Streit,
Ist dir von Freund geschehn ein Leid:
Oft schmerzt's dich, übt er streng nur Pflicht,
Oft kränkt er dich, und wußt' es nicht.

In deiner Jugend bleib' dabei
Daß, was du schaffst, auch tüchtig sei;
Der Mann das nimmer schön vollbringt,
Was nicht dem Knaben gut gelingt.

Kein Freund ist, wer dich tadelt nicht,
Und viel von deinem Vorzug spricht:
Gar selten kömmt aus Herzensgrund
Was allzu süß entfließt dem Mund.

Laß nie verwirr'n und beugen dich,
Ob ein Bemüh'n geht hinter sich:
Wenn sonst nichts, lern' vom Lauf der Welt,
Er sei auf Wechsel stets gestellt.

Maaß halt', auch zürnend, jederzeit,
Doch geh' im Dulden nicht zu weit:
Die Schwachheit dulde, Böses nicht,
So üb' in beidem deine Pflicht.

Nie schäm' dich, auch bei reichem Geist,
Lehrt man dich, was du noch nicht weißt:
Nichts wissen halt' nicht so gering,
Als frech bemäkeln jedes Ding.

*

Ob dir dein Weib jetzt Schmerzen gab,
So zieh' dich drum nicht von ihr ab:
Der Fehl liegt selten ganz an ihr:
Und wär' es auch; sie trägt mit dir.

Preis' Gott, wenn Kinder dir verlieh'n;
Dein Dank sei, wohl sie aufzuziehn:
Vertrauend folgsam laß sie sein,
Dann aber sich als Kinder freu'n.

Quäl' niemals dich um irrig's Thun:
Hast du gefehlt, mach's besser nun.
Vergeb'ne Reu verzehrt die Kraft,
Womit du Bess'res sonst geschafft.

Ruf' gern zu Gott in stiller Nacht,
Wenn er nur und dein Kummer wacht:
Er schrieb den Trost mit Sternenlicht;
Dort oben wankt und schwankt es nicht.

Stolz strebe nicht in weite Fern':
Das Nächste thu', doch treu und gern:
Wer stätig wandert, wandert weit,
Und kömmt an's Ziel zu rechter Zeit.

Tracht' stets darnach, daß, was gethan,
Du selbst als gut erkennest an:
Wer's Jedem gern zu Danke macht,
Hat Keines Dank, und nichts vollbracht.

Unwunden gib kein würdig Wort,
Die Kraft entweicht, der Geist fliegt fort:
Wer Andre Edles lehren will,
Red' edel, oder schweige still.

Verlaß', wozu dich Gott nicht schuf,
Und höre auf den innern Ruf:
Wer alles will, will keines recht,
Wer jedes treibt, treibt jedes schlecht.

Weh dem, der nicht an Tugend glaubt,
Doch dreimal Weh! wer Unschuld raubt:
Beklage jenen, den veracht',
Und hätt' er Davids Geist und Macht.

Xerres verließ sich auf sein Heer,
Geschlagen, peitscht' er dann das Meer:
Warst du zu keck, trag's mit Geduld,
Und denk: ich büß' die eigne Schuld

Zier' all dein Thun mit Menschlichkeit,
Hob Gott dich über Andre weit:
So wird dem Neid die Kraft entwend't,
Und Alles nimmt ein gutes End'.

Briamel vom Schuldenbott [1].

Der Schuldenbott gieng über felt,
Der tüfel sich zu im gesellt:
Kumpan, wohin so schnelle?
(Botte) Ich treib ein armes Bürlin vs,
Vnd was gehst du zu suchen vs?
(Tüfel) Ein Brätlein für die helle.

Kam da ein kind mit seiner gais,
Die trillt's im felt vnd jagt's in schweis,
Es rief voll angst vnd schmertzen:
Der tüfel hol dich! (Botte) Frisch, kumpan,
Greif zu, greif zu. (Tüfel) das geht nit an,
Der wunsch kam nit von hertzen.

Druf kam ein Bur mit einer saw,
Der rief, vor ärger brun vnd blaw,
Ob irem widerspertzen:

[1]) Briamel (Præambulum), eigentlich gereimte Sittensprüche, wie Luther deren die Menge gemacht hat, und wie man sie noch zuweilen an Bauernhäusern u. s. w. findet. Nicht selten waren sie am Rande mit Bildern in Arabesken verziert, deren Darstellungen sich auf den Inhalt bezogen.

Der tüfel hol' dich! (Botte) Frisch, kumpan,
Greif zu, greif zu. (Tüfel) Das geht nit an.
Der wunsch kam nit von hertzen.

Ein weiblein schlug ihr wildes kind:
Der Tüfel hol dich, jsengrind,
Du bringst mir itel schmertzen.
Hörst, sprach der Botte; frisch, kumpan,
Greif zu, greif zu. (Tüfel) Das geht nit an.
Der wunsch kam nit von hertzen.

Als nun der Bur den botten sach,
Voll schreck vnd todesangst er sprach:
Daß satan dich erdrücke!
Hörst, sprach der tüfel, hörst, kumpan,
Jetz hat das hertz den wunsch gethan,
Vnd brach jm das genicke.

Das Schäppelein [1]

Mütterlein stickte; Töchterlein pflückte
Blumen, sein Schäppelein frisch zu durchzieh'n.
„Warum verwelken Rosen und Nelken?"
Seufzt sie: „O, möchten sie nimmer verblühn!"

Mütterlein sagte, da sie so klagte:
Alles, was blühet, muß wieder verblüh'n.
Was nie zerstäubet, ewiglich bleibet,
Wohnet nur dort wo die Sternelein glüh'n.

[1]) Schappel, Schäppelein, Kranz, als Hauptschmuck in verschiedenen Zeitaltern, bald von Bändern mit Goldflittern, bald bloß von Blumen geflochten. Noch heut zu Tage tragen die Bauernmädchen in einigen Schweizerkantonen Schäppelein bei Hochzeiten und Kindtaufen.

Müht dich das Aendern, forme aus Bändern
Schäppelein, wie sie die Jugend einst wand;
Rings um den Reifen farbige Streifen,
Golden beschrieben von künstlicher Hand.

Sömlichen Kränzen dankten bei Tänzen,
Arbeit und Spielen, an jeglichem Ort,
Ernstgait und scherzend, froh und verschmerzend,
Wir manch belehrendes, köstliches Wort.

Aus meinem Kranze, goldig von Glanze,
Sprachen acht Blumen einst sinnvoll mir zu:
Willst du die Lehren, Töchterlein, hören,
Sag' ich sie dir, und noch andre dazu.

Emsiges Ringen führt zum Gelingen:
Baust du nicht fort, so stürzt Alles dir ein!
Nimmer verzagen, frisch wieder wagen;
Tröpflein auf Tröpflein durchhöhlt auch den Stein.

Zornig und hitzig ist niemals witzig:
Zürnen ist schädlich, doch keinem wie dir.
Zorn hat, wie Thoren, Weisheit verloren,
Liebe und Achtung verschließt ihm die Thür.

Züchtig und sittig! Flatternder Fittig
Führet das Vöglein in Netz und in Tod.
Drehen bringt Schwingen; Schwingen bringt Springen;
Springen führt häufig in Dornen und Koth.

Freundliches Geben zieret das Leben:
Schließe dem Dürftigen nimmer die Hand.
Frommes Erbarmen läßt nicht verarmen;
Wohlthun ist Quelle in brennendem Sand.

Schweigen und denken thut Niemand kränken:
Vorlaut hat Tadel und Schaden zum Sold.
Lörchler und Frager sind auch Vertrager;
Reden ist Silber, und Schweigen ist Gold.

Mäßig in Freuden spart viele Leiden:
Mäßige Lust nur entwickelt das Blust.[1]
Wärme ernähret; Hitze verzehret;
Zucker auf Zucker bringt Ekel statt Lust.

Nie zu behende! — Denk' an das Ende.
Wohl dem, der gern in die Zukunft auch schaut!
Wägen, dann wagen; denken, dann sagen;
Schnell ist gebrochen, doch langsam gebaut.

Blumengerüche schwinden: doch Sprüche,
Sinnig geflochten, zum schmückenden Kranz
Lieblich sich ranken, wecken Gedanken,
Leuchten in nimmer verwelkendem Glanz.

Sehnsucht nach den Bergen.

Wenn freundlich noch die Traubenhügel
Im Abendglanz der Sonne glühn,
Und auf des See's krystall'nem Spiegel,
Den Schwanen gleich, die Nachen ziehn;
Dann fühlt mein Herz ein süßes Sehnen,
Dort, wo vom Purpur leicht umflort,
Die Schneegebirge sich erheben,
Dahin, dahin wünscht es zu schweben —
O wär' ich dort! O wär' ich dort!

Geliebtes Land, das seine Söhne
Mit Zauberbanden an sich schließt,
Daß, fern von dir, des Heimwehs Thräne
Vor deinem heil'gen Bilde fließt!
Sie sehnen sich nach deinen Bergen,

[1]) Blust: Blüthe; schweizerisch, auch altdeutsch.

Wie Sturmbedrängte nach dem Port,
Und lassen Reichthum, Glanz und Ehre,
Denn du nur füllst des Herzens Leere:
O wär' ich dort! O wär' ich dort!

Wo Frömmigkeit der Väter Tugend
Im buntbemalten Kirchlein ehrt,
Und früh im zarten Herz der Jugend
Die Freiheitsliebe weckt und nährt.
Der Knabe sieht die Zwinger fallen,
Sieht den Tyrann vom Pfeil durchbohrt,
Und seine Augen glühn in Flammen,
Die kleine Faust ballt sich zusammen:
O wär' ich dort! O wär' ich dort!

Wo durch des Thales Blumenmatten
Des Felsenquells Gewässer fließt,
Und in der Wallnußbäume Schatten,
Sich murmelnd in den See ergießt:
An dem beschilften Ufer blicket
Aus Laubgewölben Ort an Ort,
Und in der rebumrankten Hütte
Wohnt noch der Väter alte Sitte
O wär' ich dort! O wär' ich dort!

Wo von der Fluh, im Silberschimmer
Das Bächlein spielend niederschwebt,
Dann schäumend durch Granitgetrümmer
Von seinem Sturz der Fels erbebt,
Und über ihm das Alphorn hallet —
Zu jenen Höhen treibt's mich fort,
Wo an des Erdballs höchsten Gränzen
Des Glaubens fromme Zeichen glänzen.[1]
O wär' ich dort! O wär' ich dort!

[1]) Auf vielen hohen Bergen der Schweiz hat die Frömmigkeit ein Kreuz gepflanzt.

Wo die Natur zu hoher Feier
Der Allmacht Gottes ernst uns winkt,
Und Psyche, ihrer Bande freier,
Des Lebens reinste Wonne trinkt;
Die niedern Leidenschaften schwinden,
Wie unter uns im Thal der Ort;
Klein wird die Welt, wie ich sie sehe,
Und mich ergreift der Gottheit Nähe —
O wär' ich dort! O wär ich dort!

Der armen Frow Zwingli Klag.

O Herre Gott, wie heftig schluog
Mich dines Zornes Ruothen!
Du armes Hertz, ists nit genuog,
Kannst du noch nit verblouten?
Ich ring die Händ: käm doch min End'
Wer mag min Elend fassen?
Wer mißt die Not? Min Gott, min Gott,
Hast du mich gar verlassen?

Ich fürcht die Nacht, ich fürcht den Tag,
Ich schüch mich vor den Lüten;
Ich hör nur Jammer, Angst vnd Klag,
Nur Bschuldigen vnd Stryten.
Man sicht mich an: din Mann hats than!
Les ich in vielen Ougen.
Es bocht der Hohn: das Alt muoß koh'n!
Bald offenbar, bald tougen[1].

Was klagt ihr mir der Uewern Tod?
Hab ich nit gnueg ze tragen?
Ach, üwer Not ist ouch min Not,
Vnd meeret mine Klagen!

---

[1]) heimlich.

Wer suocht das Korn am Schleyendorn?
Bym steinin Bild Erbarmen?
Was soucht denn Ihr Trost, Hilf by mir?
Ich bin die ärmst der Armen!

Vnd kumbt die lange Abendzeit,
Wo Kopf vnd Oug ermatten,
Erschreckt mich in der Einsamkeit
Ein jecklich Ton vnd Schatten.
Ich süfftz: o Nacht, wärst du verbracht,
Möcht doch din Dunkel wychen!
Entschlafen koum, plagt mich der Troum
Mit itel Bluot vnd Lychen.

Ich renn in Stryt, ich souch, vnd kann
Durch Spiess vnd Schwerter dringen,
Find Mann, Sün, Bruoder, Schwestermann
In Blout vnd Tode ringen,
Man zeigt mir ouch den schwarzen Rouch
Sich hoch zum Himmel schwingen;
Ich seh die Rott mit Hohn vnd Spott
Ihr Grewelthat vollbringen.

Es gellet ouch das Jammergschrey
Mir stäticklich in Ohren:
Uf, Waffen, Waffen Alls herbei!
Ach Gott, wir hand verloren!
Uf Wyb vnd Mann louf, louf wer kann!
Der Fynd ist vor den Thoren.
So helf vns Gott, Alls, Alls ist todt!
Louft, louft zu Mur vnd Thoren!

Ich rannt hinus, fragt wen ich sah,
Vnd fürchtet doch die Märe.
Ich Thörin, ach ich wußt es ja,
Daß er nit wiederkehre!

Des Sternes Ruoth, die Luft in Bluot
So grumsamclich entzündet,
Die Klag der Owl, das Nachtgehewl,
Halts sattsam schon verkündet.

Er wißt es ouch, doch wollt er mich —
Ich wollt ihn nit erweichen.
Doch da sin Roß so rücklings wich,
Thät er wie wir erbleichen.
Die Kind vnd mich, wie brünstiglich
Hat er vns noch umbfangen!
Sah stets zurück, sin letzter Blick
Ist mir durch's Herz gegangen.

So schwinget sich, wie ein Gekett,
Um mich nur Angst vnd Jammer:
Entflüch ich dann der Lagerstett,
Zu füßen in der Kammer,
So schlycht mir, ach, das Kegli nach,
Vnd weint: kannst du nit schlafen?
Zwingt mich ze Bett. — So bluoten stett
Die Wunden, die mich trafen.

Hör' ich das erste Hahnengichrey,
So pryß ich minen Herren:
Gottlob die Nacht ist bald vorbey,
Der Tag will widerkehren!
Er zeigt mir doch die Kindlein noch,
Sy mindern doch die Läre.
Wie oft voll Forcht hab ich gehorcht,
Ob ich s' noch athmen höre!

Ein Engelskuß hat s' ufgeweckt,
D'rum sy so freundlich lachen,
Ein jegklichs dann sin Köpflin streckt
Vnd spächt, ob ich erwachen.

Dann henken ſ' ſich mit Bitt an mich:
Ach, hör doch uf ze ſchreyen! —
O Mutterhertz, du armes Hertz,
Kann dich noch was erfreuen?!

Du bindeſt mich an's Leben noch,
Du trybſt den Tod zerücke,
Du lüpfſt des Kumbers yſin Joch,
Daß er mich nit erdrücke!
Du ruoſt: fortan luog d'Waislin an!
Was ſoll us inen werden?
Sy ſind ein Pfand us Huldrychs Hand,
Bnd hand nur dich vf Erden!

Ja, dieſen Schatz, mir anvertruwt,
Ich will jn trüw verwalten!
Den Tempel, den er ufgebuwt,
Den ſollend ſy erhalten.
Uf ſiner Bahn führ ich ſy an,
Daß er durch ſy ſich neuwe,
Bnd Huldrych im Himmelrych
Sich ihr vnd miner freuwe.

Komm du, o Buoch! du warſt ſin Hort,
Sin Troſt in allem Uebel.
Ward er verfolgt mit That vnd Wort,
So griff er nach der Bibel,
Fand Hilf by ihr. — Herr zeig ouch mir
Din Hilf in Jeſu Namen!
Gib Muoth vnd Stärk zum ſchweren Werk
Dem ſchwachen Wybe! Amen.

Legende von der Gräfinn Idda von Toggenburg.

Von Toggenburg Graf Heinrich kam,
Idda, geborn vs hochem stam
Von Kirchberg, thät er freyn, den Ring
Sie züchtiglich von im empfing.

Man sah by Arbeit vnd Gebet
Die fromme Gräfinn frü vnd spät,
Dem Graf hielt ij getrüwlich Hus,
Klopft selber ire Kleider vs.

Einst hatte ij jr Hochzytkleit
Vnd Schmuck zu sonnen vsgespreit,
Da kam ein Rab zum hochen Ort,
Trug das Verlobungsringlein fort.

Die Gräfinn schewt den gächen Zorn
Des Herrn, verschwig was ij verlorn,
Wollt förderst alles noch dursehn,
Vnd heimblich vf den Finder spähn.

Einst zog ein Jeger durch den Wald,
Hört junger Raben Schreyn, und bald
Drang er hinuf durch Loub vnd Ast,
Vnd fand das Ringlein in dem Nest.

Ein Bösewicht, dem Jeger gram
Vnd ouch der Gräfinn, das vernam,
Erhitzt den Grafen mit falschem Tand,
Zeigt im den Ring an Dieners Hand.

Von jacher Zornesflamm erblindt
Graf Heinrich strar den Jeger bindt
An wildes Roß, bergab es jacht,
Jn grausamklich vms Leben bracht.

Druf jlt er in der Gräfinn Gmach,
Veracht jr Thrän vnd was sj sprach:
Stürzt sj vom hohen Rittersaal
Hinab in's grusam tüfe Thal.

Das Buschwerk brach den gächen Fal,
Vnd ungeletzt kam sj ze Thal,
Dankt Gott für siner Gnaden Schyn,
Globt fürder ewig syn zu syn.

Zog wyter druf im Walde fort,
Sucht einen wildverwachsnen Ort,
Trug Stein vnd Rysig da ze Huf,
Buwt sich ein armes Hüttlin uf.

Hie dienet Gott mit Müh vnd Gfar
Die Gräfinn sibenzechen Jar,
Da funden sj by dem Gejecht
Mit Schreck vnd Frewd des Grafen Knecht.

Der Graf er hörts vnd ylt herbey,
Bezeugt jr knüwend Leid vnd Rew
Bat dz sj leblind vngetrennt:
Jr Vnschuld hatt er längst erkennt.

Das schlug sie ab, doch mildigklich,
Sagt, mynem Gott gelobt ich mich,
Vnd bat jn, daz er in der Auw
Jr eine kleine Zelle bauw.

Hier dienet Gott sy spat und früy
Vnd wenn in's nahe Kloster sj
Zur Mette gieng, beleitet sj
Ein Hirz mit leuchtendem Gewyh.

Jr frommes Thun den bösen Feint
Verdroß, zu stören ers vermeint,
Doch triumphieret jr Gebet,
Mit Wunder groß sj leuchten thet.

Zuletzt erhöret gnädiglich
Der Herr ir Bitt, nahm ſi zu ſich,
Gab ir die Himmelsfreuden dort,
Hie lebt ſi noch durch Wunder fort.

Der Graf von Falkenſtein.

Wer trabt ſo raſch durch Feld und Haid'?
Der Graf von Falkenſtein:
Es prangt ſein ſcharlachrothes Kleid
So ſtolz im Sonnenſchein;
Im Federbuſche ſpielt der Wind,
Er ſpielt in ſeinem Haar,
Und Kette, Sporn'n und Wehrgehäng
Erglänzen ſternleinklar.

Wo eilt der Ritter hin? Was ſchaut
Sein Blick nach jenen Höh'n?
Ein Ritterſchlößlein, wohlgebaut,
Iſt auf dem Fels zu ſeh'n:
Nach dieſem Schlößlein trabt er hin,
Drei ſchöne Mägdelein
Mit ihrer Mutter wohnen drin,
Die Beſte will er frein.

Er naht dem Schloß; — die Fräulein ſehn
Den ſchöngeſchmückten Mann:
Schnell hört das Spinnrad auf zu gehn,
Und wird beiſeit gethan.
Die ältern flieh'n, die jüngſte bleibt
Allein an ihrem Ort
Bei ihrem Mütterchen und treibt
Ihr Rädlein luſtig fort.

Doch kehren jene bald zurück,
Geputzt, zum Tanz zu gehn,
Und ſcheinen mit erſtauntem Blick
Was Fremdes hier zu ſehn:

Die eine hält ein goldnes Band,
Das sie mit Perlen schmückt,
Die and're säumt am Meßgewand,
Von fremder Hand gestickt.

Den Graf, als würd's ihm angethan,
Durchläuft es kalt und heiß;
Er nannt die schönen Fräulein an,
Bewundert Kunst und Fleiß.
Ihr Kosen war so honigsüß,
Ihr Thun so sanft und schön,
Daß er entzückt das Schloß verließ,
Auf bald'ges Wiedersehn.

Und langsam, langsam ritt er dann
Zurück, so zweifelvoll,
Weil er sich nicht entscheiden kann,
Wen er nun wählen soll:
Bald lockt der Witz der einen ihn,
Und bald der andern Blick;
Es blieb die junge Spinnerin
Im Hintergrund zurück.

Wer eilt dort über Feld und Haid'?
Der Graf von Falkenstein:
Vermummt in eines Krämers Kleid,
Tritt er in's Schloß hinein;
Er hat der Waaren allerlei
Für Männer und für Frau'n;
Die Mägdlein drängen sich herbei,
Den schönen Kram zu schau'n.

Die Mutter prüft das Leinenzeug,
Die Jüngste Zwirn und Scheer';
Auf Gold und Steine fallen gleich
Die beiden ältern her;

Und was der einen wohlgefällt,
Reißt schnell die and're fort,
Verkleinert dann, was jene wählt,
Mit manchem spitzen Wort.

Der Ritter schied mit frohem Sinn,
Und lobt den schlauen Fund:
Es blieb die schöne Spinnerin
Nicht mehr im Hintergrund.
„Doch trüge mich der Schein auch heut
„Wie gestern?“ .. seufzt er schwer.
Ach, flöße ihre Häuslichkeit
„Aus reiner Quelle her!“

Wer schleppt sich dort durch Feld und Haid'?
Der Graf von Falkenstein:
Gehüllt in eines Bettlers Kleid.
Wankt er zum Schloß hinein.
Er klagt, mit jammervollem Blick,
Den Fräulein seine Noth,
Wünscht ihnen ungetrübtes Glück
Und sich den schnellsten Tod.

Die Aelt're lachte stolz: „Es hängt
„Dich keine hier; drum fort;
„Doch wenn's dich so zu sterben drängt,
„Such' einen andern Ort!“
Die Zweite sprach von Diebsgesind,
Das sich im Land verkroch,
Und droht' ihm, flieh' er nicht geschwind,
Mit Stock und Hundeloch.

Die Jüngste hört mit nassem Blick
Der Schwestern hartes Wort,
Bricht ihm vom Brot ein derbes Stück,
Und bittet: „Eile fort!

„Dort steht ein Hüttlein tief im Thal,
„Das dich bewirthen kann,
„Und bei der Sonne ersten Strahl
„Ziehst du mich, armer Mann."

„Wohl heb' ich, theures Brot, dich auf,
„Wie heiliges Gebein!"
Es tropften Freudenthränen drauf;
„Sie muß die meine sein!"
Dann eilt der Ritter hocherfreut,
Wohl über Thal und Höh'n,
Um morgen zur bestimmten Zeit
Um ihre Hand zu fleh'n.

Wer jagt so rasch durch Feld und Haid'?
Der Graf von Falkenstein;
Auf seinem reichgeschirrten Kleid
Glänzt Gold und Edelstein;
Und der Vasallen große Zahl
Folgt froh dem Aufgebot,
Und g'leitet ihn in's stille Thal
Beim schönen Morgenroth.

Dort wandelt schon mit frommem Sinn
Mathilde durch das Ried,
Zum wohlbekannten Hüttlein hin,
Und singt ihr Morgenlied;
Sie sieht den Reiterschwarm sich nah'n,
Und birgt, nach Kinderbrauch,
Da sie ihm nicht entfliehen kann,
Sich hinter einem Strauch.

O weh! die Reiter halten auch
Und springen schnell vom Roß,
Es schützt die Arme nun kein Strauch,
Sie kommen auf sie los:

„Mein Fräulein," ruft Graf Falkenstein,
„Der Himmel segne dich!
„Das Körbchen, das du birgst, ist mein
„Du füllest es für mich.

„Sei fühlend bei des Armen Noth
„Wie ich bereits dich fand;
„Du, Engel, gabst mir gestern Brot,
„Ach, gieb mir heut' die Hand!"
Und höher ward das sanfte Roth
Das ihre Wang' umfloß,
Als jetzt der Graf die Hand ihr bot,
Zurückzugeh'n auf's Schloß.

Der Mutter Ja gar herzlich war;
Es krächzte, halb erstickt
Vor Neid, das stolze Schwesternpaar:
„Lebt beide hochbeglückt!"
Und dies geschah auf Lebenszeit,
Denn wer lebt nicht beglückt,
Wenn gutes Herz und Häuslichkeit
Des Weibes Schönheit schmückt?

Der Storch von Luzern. (Ao. 1613).

Was rennt durch die Straße die ängstige Schaar?
Was deutet das dumpfe Getöse?
Horch! furchtbar verkünden vom Thurm die Gefahr
Des Feuerhorns gräßliche Stöße,
Und näher und ferner, Gass' aus und Gass' ein,
Hört lauter und lauter man Feuer! jetzt schrei'n.

Und fürchterlich über die Giebel erhebt
Sich wirbelnd, die rothbraune Säule;
Und Hülfe zu bringen die Menge nun strebt,

Verachtend in muthiger Eile
Die stürzenden Balken, die sengende Gluth.
Und rettet die Menschen, und rettet ihr Gut.

Ach, aber wer ist dort die weiße Gestalt,
In rauchende Wolken versunken?
Wo wilder es wirbelt und qualmet und wallt,
Durchzuckt vom hellleuchtenden Funken?
Die Störchin, die Arme, umkreiset ihr Nest
Die hülflosen Jungen, die halten sie fest!

Und Mitleid ergreift alle Menschen: man sucht
Durch Werfen von Steinen und Stecken,
Durch lautes Gelärme den Vogel zu Flucht
Vom rauchenden Giebel zu schrecken;
O eitles Beginnen! wo sparet der Muth
Der Mutter beim sterbenden Kinde das Blut?

Und schwärzer und dichter bricht's oben hervor,
Hoch schlagen die leuchtenden Flammen;
Schon züngeln sie prasselnd am Reisig empor,
Bald stürzt jetzt der Giebel zusammen.
Und Hoffen und Hülfe die Störchin verläßt,
Sie sinkt, ihre Flügel verbreitend, auf's Nest.

Und „Jesus Maria!" schallt's ängstlich, und kalt
Durchschauert's die Menge, denn oben
Erblickt sie im Rauch eines Jünglings Gestalt,
Den sprühende Funken umtoben;
Es hat sein hochschlagendes Herz ihn gemahnt,
Und kühn durch die Flammen den Weg ihm gebahnt.

Und Tausende beten: „Belohne den Muth;
Und jauchzen: Das Ziel ist errungen!"
Hoch hält er empor die gerettete Brut,
Und es folget die Mutter den Jungen:
Und jubelnd von brennender Leiter er springt,
Und jubelnd die Menge den Helden umringt.

Und wo er jetzt wandelt, in Stadt und im Land,
Ihm lohnende Blicke begegnen;
Es schütteln die Männer ihm kräftig die Hand,
Die Herzen der Frauen ihn segnen:
Ha! böt ihm ein König für das einen Thron,
Er lachte wohl über den ärmlichen Lohn!

* * *

Es haben die Bücher die mannliche That
Mit Freuden der Nachwelt verkündet;
Doch — ungern erzähl' ich es — niemand noch hat
Den Namen des Thäters ergründet:
Doch fehlt uns darüber auch jeder Bericht,
So fehlt er im Buch der Vergeltung doch nicht!

Mark Anton Studiger von Schwyz.

„Sei hoch mir gegrüßet, du heimisches Land,
„So seh' ich nun endlich dich wieder!
„Bald segnet mich Frohen der Eltern Hand,
„Bald seh ich die Schwestern, die Brüder,
„Und drücke sie alle an's klopfende Herz,
„Und nimmer erneut sich der Scheidenden Schmerz!"

So jubelte Studiger laut als der Kahn
Bei Brunnen ihn landet; es schmückte
Der Lorbeer sein Haupt, den auf blutiger Bahn,
An Afrika's Küste er pflückte;
Er hatte mit Philipp die Mauren bekämpft,
Und muthig den Aufruhr der Kühnen gedämpft

„Es segnet mein Herz dich, du heiliger Herd,
„Es küsset mein Mund die Scholle,
„Dir, Vaterland, weih' ich nun fürder mein Schwert,
„Zum Dank, den ich billig dir zolle!
„Stets lachte dein Bild mir in freundlichem Licht,
„Beim Glanze des Thrones verbleichte es nicht.

„Wo Früchte und Blumen aus dunklerem Grün
„In brennenden Farben erglühen,
„Und duftender Flieder und edler Jasmin
„Die zaubrischen Lauben umziehen,
„Da dachte ich sehnend der steinigen Flüh'n,
„Wo Rosen der Alpen im Purpur entblüh'n.

„Und wo der gewaltigen Säulen Pracht
„Hell schimmernd himmelan strebet;
„Die Flamme der goldenen Leuchter die Nacht
„Zum Glanze des Tages erhebet,
„Da schwebte so gerne mein innerer Sinn
„Zum niederen Kirchlein des Rigibergs hin.

„Dort botst du mir, Mutter, beim Abschied die Hand,
„Dort hast du noch für mich gebetet:
„Es hat mich dein Flehen, im feindlichen Land,
„Aus manchen Gefahren gerettet;
„Die Gottesgebährerin kennet den Schmerz
„Der leidenden Mutter, und schirmet ihr Herz,

„Drum auf zu der Höhe! es ziehet mich fort,
„Hinauf zur geweihten Kapelle!
„Erst grüß' ich den gnadenbescheerenden Ort,
„Dann such' ich die heimische Schwelle:
„Dort preis' ich Mariens erbarmende Huld
„Und löse des frommen Gelübdes Schuld!"

Und muthig begann er die mächtige Höh'
Mit Hast zu erklimmen; ihn schreckte
Nicht schneidende Kälte, nicht hemmender Schnee,
Der Halden und Ebenen bedeckte;
Erinnerung schwebte am Fels und am Steg,
Am Bach im Gehölze, und wies ihm den Weg.

Doch, weh' ihm! es treiben die Winde mit Macht
Von des Thales beeisten Seen
Hinauf zu den Höhen des Nebels Nacht,

Wie wird es dem Armen ergehen?
Es spähet umsonst sein umschleierter Blick,
Er sieht nicht mehr vorwärts, er sieht nicht zurück!

Die Spur seines Pfades, — sie ist ihm verweh't
Er irret in ängstlichen Kreisen;
Der tröstende Schimmer des Tages vergeht,
Was kann aus der Irre ihn weisen? —
Hier thürmt sich entgegen die felsige Wand,
Hier schreckt ihn der Flühen verräth'rischer Stand.

Sein Rufen um Hülfe — wie schauerlich hallt
Von Felsen, aus Klüften es wieder!
Die Fittig' des Todes umweh'n ihn so kalt,
Es erstarren die zitternden Glieder:
Von Thränen des Grams ist das Auge jetzt voll,
Dem erst noch die Thräne der Freude entquoll.

„Den duftenden Kranz, den die Hoffnung mir gab,
„Zerreißet die Hand des Geschickes!
„Sie gräbt mir ein frühes, ein gräßliches Grab,
„Am Eingang vom Tempel des Glückes,
„Zerbricht meinem Vater den stützenden Stab,
„Und stürzet die Mutter zur Grube hinab!

„So habt ihr umsonst denn gebetet, gefleht,
„Ihr sollt den Ersehnten nicht sehen,
„Der schon vor der Schwelle der Harrenden steht:
„Das wird nicht, das kann nicht geschehen!
„Es ist eine Stimm', die im Inneren spricht:
„Es sieht dich Maria, und läßet dich nicht "

Und — horch, aus der Ferne erschallet der Ton
Der Glock' in Mariens Kapelle —
Und es steiget sein Jubel zum himmlischen Thron,
Und in seiner Seele ist's helle;
Und bis er erreicht den geheiligten Ort,
Erklingen die rettenden Töne ihm fort.

Er tritt in das Kirchlein: am Glockenseil zieht,
Mit Ehrfurcht gebietenden Blicken,
Ein Greis; der verläßt sein Geschäft nun und geht
Hinaus, und mit freundlichem Nicken
Begrüßt er, doch was er zum Betenden spricht,
Das flüchtige Wort — er versteht es nicht.

Und folgt ihm — und sucht mit Befremden umher
Und findt nur von eigenen Tritten
Die Spur, — und die Wohnung der Klausner in leer,
Verschlossen die wirthlichen Hütten —
Verbanne das Grauen, das leis' dich beschlich,
Maria rief wieder den Engel zu sich!

Von tiefen Gefühlen des Dankes gepreßt,
Durchbetet er selige Stunden,
Und da er das einsame Kirchlein verläßt,
Ist Dunkel und Nebel verschwunden;
Es leuchtet der Mond an dem himmlischen Zelt
Der freundlich zur Heimat den Pfad ihm erhellt.

Und er weint an der glücklichen Eltern Brust,
Ihn umarmen die Schwestern, die Brüder,
Er erzählt des gekrönten Vertrauens Lust,
Und es tönen lobpreisende Lieder:
„Heil! Heil dem, der stets auf den Himmel vertraut,
„Er hat seine Veste auf Felsen gebaut!"

Die Versöhnung

oder Ulrich zur Linden von Zürich und Arnold von Winkelried von Unterwalden. Ao. 1499.

An Thurgaus Grenze lag der Kaiser,
Und um ihn her des Adels Macht,
Ihm, wähnt er, müßt' es doch gelingen,
Das Hirtenvölklein zu bezwingen,
Und dachte sich den Plan der Schlacht.

Vorüber lag die Schaar der Schweizer,
Mit Muth im Herz und Kraft im Mark,
Bereit, den Adel, sollt er's wagen,
Zum fünften Mal auf's Haupt zu schlagen,
Froh jauchzend: „Eintracht macht uns stark!"

Doch Eintracht floh zwei Heldenherzen,
Die einst der Zufall feindlich schied.
Und, daß dabei das Land nicht leide,
Beschied des Zuges Führer beide,
Zur Rinden und von Winkelried.

„Es droht Gefahr der guten Sache,"
Sprach er, „wenn Zwist die Brüder trennt;
„Versöhnt euch, Freunde, oder schwöret,
„Daß ihr, so lang die Fehde währet,
Die eigne Streitigkeit nicht kennt."

„Wir schwören's!" riefen beide Krieger:
„Gerecht ist das, was ihr begehrt!
„Nie soll man uns als Feinde sehen,
„Doch wenn des Friedens Palmen wehen,
„Dann ende unsern Streit das Schwert!"

Und einst, als bei des Lagers Wache
Zur Rinden stand, drang ein Geschrei
Zu ihm, daß Winkelried umgangen,
Bei kühnem Streifen aufgefangen,
Vielleicht wohl gar erschlagen sei.

Und hin stürmt er, wie Gottes Wetter,
Haut ein! Es fällt was widersteht
Und Winkelried sieht sich gerettet
Von Schand' und Tod, und losgekettet
Läßt ihn Zur Rinden stehn und geht.

Doch sieh! bald trabet der Befreite
Auf reich geziertem Roß herbei,
Von stolzem Bau und starken Hufen,
Und laut ertönt des Reiters Rufen:
„Wer zeigt mir, wo Zur Linden sei?“

Und Streit besorgend eilt die Menge
Zu scheiden, und der Führer fällt
Ihm in den Zügel, ruft entrüstet:
„Wo bleibt dein Wort?“ und kampfgerüstet
Tritt jetzt Zur Linden vor sein Zelt.

Doch Winfelried springt von dem Rappen,
Und spricht: „Entblöße nicht dein Schwert,
„Mein Retter! Höre mein Begehren:
„Willst du des Herzens Dank nicht hören,
„So nimm doch mein erkämpftes Pferd!„

Und tief bewegt ergreift die Rechte
Zur Linden, die ihm jener bot:
Des Herzens Rinde ist zersprungen,
Die Helden halten sich umschlungen,
Und Alles jauchzt, und danket Gott.

Und im Gezelt des Führers kreiset
Der Sühne Becher; froh entfliegt
Beim Freudenmahl die Nacht, man singet:
„Ein Held ist, der den Feind bezwinget,
„Ein größ'rer, wer sich selbst besiegt.“

Graf Walraff von Thierstein.

Der groß Erdbidem, in dem Basel zerfiel, was an S. Lucastag (18. October) MCCCLVI

Graf Walraff von Thierstein ritt über die Heid,
Synem liebsten Fründ gab er das Geleit,
Nach Basel wollte der kehren,

Er hatte wol manchen Tag vnd Nacht
In Luſt vf dem Pfefringer Schloß verbracht,
Vnd gwünſcht ſo möcht's ewiglich währen.

Hör, Walraff, ſo hub der von Berenfels an,
Ich gloube du biſt der glückſeligen Mann,
Wyt vmb vf dieſer Erden;
Du haſt ein kluges, ein frommes Wyb,
Vß edelem Stamm vnd von herrlichem Lyb,
Vnd von adelichen Geperden.

Du haſt am Blawen das beſte Schloß,
Haſt Land vnd Leute vnd Nychthumb groß,
Dazu viel Gönner vnd Fründe:
Du haſt dyn Lebtag nur Glück und Fall,
Die ſchönſten Pferde in dynem Stall,
Vnd die beſten Falken und Hünde.

Graf Walraff darauf zu dem Berenfels ſprach:
Du pryſeſt wol billiglich mym Gemach,
Doch haſt du noch Großes vergeſſen:
Ich habe ein Knäblein ſo grad wie ein Bolz,
Das blickt einem jeden ins Auge ſo ſtolz,
Wird einſt mit dem Kühnſten ſich meſſen.

Ich habe noch fürder ein zweites Gut,
Das macht mich ſo freudig vnd hochgemuth,
Baſt glych wie der Knabe vnd die Frawe:
Ich hab einen Fründ, vnd dieſer biſt du,
Myn Berenfels, dem ich mit Frewde vnd Muw
Gut, Leben vnd Ere vertrawe.

Sy ſprachen noch diſes, ſy ſprachen noch das:
Ein Prieſter trabte die nemliche Straß,
Vnd hört die glorierenden Worte:
Er grüßte die Herren vnd ritt fürbas,
Lut ſewßzend: Das Glück iſt zerbrechliches Glas,
Gar öfter zum Vnglück die Pforte.

Graf Walraff fuhr in fast zürnend an:
Was geht dich, Pfäfflein die Rede denn an
Thu Anderen prophezeyen
Muß, wenn ein Vögelein sich erschwingt,
Und lustig in dem Gezwige singt,
Denn stets ein Rabe drum schreyen?

Sagt Dank dem Raben, wenn er warnt:
Von Hochmuth ist die Welt umbgarnt,
Die Demuth ligt fyndlich gebunden;
Es flieht die Rotte der Sünder das Haus
Des Herrn, und wühlet in Saus und in Braus,
Die Tugend ist gänzlich verschwunden.

Gotz Marter, wann hat du denn vsgeschwätzt,
Rief Berenfels zornig zu im, und hetzt
Wol auf synen Klepper die Hunde;
Der sprang erschrocken gar hoch empor,
Der Priester-Zügel und Zaum verlor,
Lag ächzend vf dem Grunde.

Spar, rief der Ritter, hinfür dyn Wort
Bis daß du stehst an dem rechten Ort,
Und habe dir das nun zur Buße.
Du predigst so ernstlich der Demuth Bahn,
Wolan, so fang by dir selber denn an
Und gehe wie Christus zu Fuße.

Der Priester rief dem Ritter nach:
Ich überlaß es des Herren Rach,
Den Schimpf an dem Diener zu rächen;
Gedenke des Worts, du entgehst jr nicht,
Es drohet vns allen ein schweres Gericht,
Das straft wol ouch dines Verbrechen.

Die Ritter gaben den Pferden die Sporn,
Sy bliesen ein frewdiges Stücklein ins Horn
Und jagten wol über die Heide;

Sy jagten wol hin bis zum steinernen Grüts
Vnd schiden daselbsten dann beyderseyts
Mit schmerzlich empfundenem Leyde.

Der Graf trat still synen Heimweg an,
Im war's er sey nur ein halber Mann,
Sytdem er vom Fründe geschieden.
Bald kam er zurück an des Zankes Ort,
Er suchte den Priester, doch der war fort,
Er wollte mit im sich bersöen.

Das plagt ihn vnd wie er nun wyter ritt,
Syn frewdiger Muth stetz rückwerts schritt,
Vnd wurde je länger je kleiner;
Der Wind bließ so heiß und die Luft war so schwer,
Es schossen die Vöglein so ängstig vmbher,
Als jagte der Falken sie einer.

Vergeblich zog er den Zaum empor,
Syn muthiges Roß hieng Kopf vnd Ohr,
Vnd dicht an syne Hufen
Drängt sich der rüstigen Hunde Paar
So furchtsam, als nahte die größte Gefahr,
Vnd wimmerte, thät er im rufen.

Und als er gen Esch in das Dörflin kam,
Da sah er im Feld vnd in Straßen bysamm
Wol manches Häufelein Leute;
Sie schawten gar ängstig zum Himmel hinan,
Vmbringten den Grafen sobald sy yn sahn,
Zu fragen was dises bedewte.

Es wht vs den Bergen die Luft so heiß,
Es blicket die Sonne so trawrig wyß
Hervor vs dem grawen Gewölke,
Es fladern die Hühner im Greise vnd schreyn,
Die Tuben sy stürmen bald vs vnd bald yn,
Vnd es knistert im Hus das Gebälke.

Die Rinder erheben ein lautes Geplär,
Sie irren wie toll vf der Weide vmbher,
Ach, sagt, was soll dises bedeuten? —
Was dises bedeutet das kennet nur Gott,
Ich sorge, es drohe vns schreckliche Noth,
Thut euch zu dem Schlimmsten bereiten.

Es zittert wie Espen des Grafen jun Roß,
Er sporut es hinauf zu dem mächtigen Schloß,
Es heulen im Hofe die Rüden;
Es tritt jm entgegen, den Knaben im Arm,
Die Gräfin vnd seufzet, daß Gott erbarm,
Was in vns wol Böses beschweren?

Das Knäblein es findet nicht Schlummer, nicht Ruw,
Vnd fallen im doch jyne Äugelein zu,
Es suchet ja auch dir nicht entgegen. —
Was Böses vns drohe, das kennet nur Gott,
Ich fürchte, es nahen sich Jammer vnd Noth,
Mit harten zermalmenden Schlägen.

Die Gräfin schließt bang in jr Zimmer sich yn,
Sy legt in die Wiege das Knäblin hinin,
Kniet betend dann neben jm nider.
Graf Walram durchirret den Hof vnd das Hus,
Sieht forschend bald oben, bald vnten herus,
Vnd kehrt immer ängstlicher wider.

Vnd traurig erschallen tief vnten im Thal.
Die Glocken zur Vesper, jr klagender Hall
Ertönet wie Grabesgeläute —
Da toets, da rollts in der Erde so schwer,
Es knisteret, es kracht im Gebälke vmbher,
Vnd die Wände sy wanken zur Syte.

Vnd dreymal erneuet sich der heftige Stoß,
Dann folgt eine bängliche Stille im Schloß,
Vnd knieend flehet Alles zum Herren

Barmherziger, schütz vns, das ist die Gefahr,
Die vnbekannt ängstigend über vns war.
O lasse nie wider sy kehren.

Und ruwig blybts lange, vnd Hoffnung kehrt yn,
Ach — aber das Knäblein fährt fort zu schreyn
Vnd ist doch die Nacht schon am Himmel —
Da stocket von newen des Blutes Lauf,
Denn lauter vnd lauter vom Hofe herauf
Tönt der Thiere verworrnes Getümmel.

Es stürzen die Knechte voll Schrecken herbey
Die furchtbaren Zeichen erschynen vns nüw,
Es ist vns noch Härtres beschyden.
Laut brüllend die Ochsen am Barren ziehn,
Es stampfen die Pferde vnd wollen entfliehn,
Vnd gräßlicher heulen die Rüden.

Vnd hört yr, wie draußen im Tannenwald
Das Schreyen der Raben vnd Krayen erschallt,
Vnd der Dullen vom Thurme hernider?
Die Speise der Falken ligt vnberührt da.
Sy stehn vf der Stange, wie nie man sy sah,
Mit struppigem wildem Gefieder.

Und als es kamb vmb die zehnte Stund,
Da brüllt es von newem im Erdengrund
Vnd dröhnet wie Donnergetöse.
Es wanken die Wände mit lautem Gekrach,
Es rollen die Ziegel herab von dem Dach
Vnd es reißt, als ob Alles sich löse.

Es bersten die Mauren mit schröcklichem Knall,
Es stürzen zu Thale mit donnerndem Fall
Gewaltige Wehren vnd Zinnen.
O Jesus Maria, das Kämmerlein
Der betenden Gräfin bricht krachend auch yn,
Vnd sy vnd yr Kind sind darinnen.

Es ylet Graf Walraff mit Jammergeschrey
Bergabwertz, er ruft syne Leute herby,
Bringt ylends helleuchtende Brände.
Die jammernden Diener sj halten jn nicht,
Die stürzenden Trümmer sj schrecken jn nicht,
Er ylt, daß syn Liebstes er fände.

Doch weh, wer durchdringet den furchtbaren Graus
Zertrümmerten Mauerwerks von Thürmen und Haus,
Vnd die Stöße zersplitterter Bäume!
Sj sytwärtz zu schaffen vermag keine Macht,
Es zeigt nur der Tag, wenn er wieder erwacht,
Zum Pfad die geeigneten Räume.

Vnd zehenmal noch in der nemlichen Nacht
Erneut sich der Jammer, es prasselt, es kracht
Jn's Thal hinab frisches Getrümmer.
Vy jeglichem Stürzen durchschnydet der Schmerz
Den Grafen und tödtet im bangenden Herz
Der Hoffnung kaum glimmenden Schimmer.

Verzwyfelnd durchschowt er das wyte Thal,
Vnd nahe vnd ferne — ach überall
Jst eben der Jammer verbreitet.
Es stürzen hier Burgen, dort Wohnungen yn,
Vnd ringsumb vernimmt er ein gräßliches Schreyn,
Vnd vm Hülfe manch Glöckelein läutet.

Vnd fürchterlich dröhnt es von Basel her,
Ein Wolkengebirge schynt schwarz vnd schwer
An syne Gibel gekettet.
Es größert vnd größert, wallt höher empor,
Jetzt schlagen helleuchtende Flammen hervor,
Vnd der Himmel steht furchtbar geröthet.

Vnd endlich entschwindet die schröckliche Nacht,
Der jammerenthüllende Morgen erwacht,
Schon schawt vs den Trümmern des Schlosses

Der Graf in die wilde Verheerung hinab,
Vnd sucht mit Entsetzen das blutige Grab
Des Kinds vnd des Ehegenossen

Vnd wyt vmb erschallet syn jubelndes Schreyn,
Er sieht sy die Gräfinn, sy sitzt am Gestein,
Den: Kind ist am Busen gebettet --
Vnd vnten ist Walraff — er weiß es nicht wie —
Vnd hält in den zitternden Armen sy,
Die Gottes Erbarmen gerettet.

Er windt sich mit yr vs dem furchtbaren Graus
Der Trümmer mit Müh' vnd Gefahren hinaus,
Vnd es jauchzt syn Gesind ihm voll Frewde -
Ach aber da kommen jm Schlag über Schlag
Die trawrigsten Kunden den ganzen Tag
Von Schaden vnd Jammer vnd Leide.

Wol ist jm gerettet syn köstliches Gut,
Was aber die Folge des Falles thut —
Wie darf er da Gutes wol hoffen?
Es grawt jm hinns in das Leben zu sehn,
Denn überall drohen Gewitter, es stehn
Nur dornige Pfade jm offen.

O Walraff, wo ist dyn gewaltiges Schloß,
Wie härtigklich lydet dyn Rychthumb groß,
Wo sind dyne Falken vnd Hünde?
Wo sind dyne Pferde, die schönsten im Land?
Ach alles ist hin, vnd den Vntergang fand
Auch mancher der Gönner vnd Fründe.

O Walraff, wo ist dein geliebtester Freund?
Er, dem du so hohes Vertrawen bescheint —
Nie siehst du vf Erde jn wieder.
Er floh zu Sanct Peter hinuf durch den Rain,
Da stürzten dym Brügglin die Ringmauren yn,
Vnd schlugen den Fliehenden nider.

O Walraff, wie hat sich dyn Glück verkehrt,
Des Priesters Wort wird zum schwebenden Schwert,
Wie hart ist der Hohn nun gerochen.
Wo tilget die Zyt der Verheerungen Graus
Erbawet steht wieder dyn mächtiges Haus,
Doch blybet der Muth dir gebrochen.

Drum wallst du so finster am Lucas-Tag,
Wenn jährlich die Basler des Schicksals Schlag
Dem Angedenken erneuen,
Als Armer gekleidet im grawen Gewand,
Die brennende Kerze in zitternder Hand,
Zum Dom in der Büßenden Reihen.

Vnd endet die Feyer, so wankest du dann
Die Todtengasse so trurig hinan.
Sanct Peters Brügglein zu sehen,
Vnd betest an dieser vnheimlichen Stell
Für dynes erschlagenen Fründes Seel,
Vnd scheydest mit brennenden Wehen.

Zu Pfeffingen in dem gewaltigem Hus
Da schawst du so einsam zum Fenster hinus —
Sy ist dir zu Grabe getragen,
Die edle Gefährtin, des Schlosses Kron' —
Vnd wo ist dyn starker, dyn muthiger Sohn?
By Sempach da ligt er erschlagen.

Zu Pfeffingen in dem Rittersaal
Da rüstet die Frewde kein gastliches Mahl,
Da schallen nie fröhliche Klänge —
Dort sitzst du — das silberne Haupt in der Hand —
Betrachtest vf künstlich bemalter Wand
Der Bilder entsprechende Menge.

Du sihst dynes mächtigen Hufes Fall,
Du sihst dyne Gattinn hinab in das Thal
Durch schützende Engel getragen —

*

Du sihst dynen Fründ, der vf yliger Flucht
Durch Trümmer vnd Lychen zu retten sich sucht,
Von stürzenden Mauren erschlagen.

Du schawest von Basel den furchtbaren Brand —
By sechzig zerfallener Burgen im Land,
Vnd Haufen von Wunden vnd Todten,
Schawst trostloses Volk vf den Feldern zerstrewt,
Vnd Ruchlose, höhnend die schreckliche Zyt,
Zum Raube zusammen sich rotten.

Vnd über dem Jammer, vs finsterer Luft,
Ein Engel bewehrt mit dem Rachesschwert ruft
Des Priesters verhöhnete Worte!
O ytele Menschen erkennet ewch bas
Vnd wisset, das Glück ist zerbrechliches Glas,
Gar öfter zum Vnglück die Pforte.

Der Maler.

Ballade.

Es zog ein Maler wohl über Feld,
Er sang mit frohem Muth:
„Hab' ich im Beutel auch leichtes Geld,
„Bleibt mir nur leichtes Blut!
„Bei frohem Sinn, bei leichtem Muth,
„Wird was wir erschaffen auch hell und gut!"

Er blickte froh in die schöne Welt,
Zog munter seine Straß',
Da sah er unter dem Laubgezelt
Drei Mägdelein im Gras:
Die jüngste war so wunderschön,
Der Maler, er konnte nicht fürder gehn!

Wo ist, o Maler, dein froher Muth?
Wo ist dein leichter Sinn?
Was blickst du, im Herz und Auge Gluth

Stets nach dem Mägdlein hin?
O weh! er folgt ihr hin zur Stadt
Und pflücket die Blümlein, die sie betrat.

Und an der Linde bei ihrem Haus,
Da blieb er sehnend stehn;
„Ach, säh' sie nur einmal noch heraus,
„Dann wollt ich weiter gehn,
„Und suchte mir ein Nachtquartier,
„Und sprächʼ, und dächte, und träumte von ihr!"

Der Mond stand hoch an dem Himmelsplan,
Im schönen Sternrevier:
Da nahte ein junger Harfnersmann,
Und saß vor ihre Thür;
Der Stimme Ton, der Saiten Klang
Dem Maler bis tief in die Seele drang.

„O daß ich, daß ich ein Harfner wär'!
„Ich sängʼ ihr süße Wort',
„Und drückte ihr Herz ein Kummer schwer,
„Den Kummer spielt' ich fort;
„Ich sängʼ ihr früh, ich sängʼ ihr spät,
„Bis freundlich die Holde mir danken thät'."

Und als er morgens zur Linde kam,
Da tummelte sein Pferd
Ein junger Ritter aus edlem Stamm
Mit goldnen Sporʼn, und kehrt
Bei ihrem Hause wohl auf und ab,
Bis sittiglich sie einen Gruß ihm gab.

„O daß ich, daß ich ein Ritter wär',
„Auf stolz gebautem Pferd!
„Wer wagte um sie zu buhlen? wer?
„Ich zög' mein blankes Schwert!
„Bei Gott, auch gegen das ganze Land
„Erkämpfte ich muthig des Mägdeins Hand!"

Und als er wieder zur Linde trat,
Da ging ein Handelsmann
In's Haus; den glänzenden Königsstaat
Gafft alles staunend an;
An seiner Hand blitzt Stein an Stein,
So hell wie am Himmel die Sternelein.

„O daß ich, daß ich ein Kaufmann wär',
„Dem Glück vertraut und hold!
„Und hätte Schiffe auf weitem Meer,
„Und Kisten mit rothem Gold —
„Mein Alles gäb' ich für sie hin,
„Und dankte laut jubelnd für den Gewinn!"

„Wer ist das Mägdlein so wunderschön?
„Wer gibt mir deß Bericht? —
„Schon zwanzig Freier hieß sie gehn,
„Warum? das weiß man nicht:
„Noch blieben drei, und diesen drei'n
„Ertheilet sie heute ihr Ja oder Nein."

Es drängt den Maler der Liebe Qual,
Er wagt's in's Haus zu gehn,
Da sah er im reichgeschmückten Saal
Die Freier vor ihr stehn;
Ihr Auge stillen Schmerz verrieth,
Er wäre so gerne vor ihr gekniet.

Der Edelmann sprach: „Gib mir die Hand,
„Und schwing' dich auf mein Roß,
„Ich bringe dich in mein schönes Land,
„Auf meiner Ahnen Schloß;
„Bei Tanz und Schmaus, Turnier und Jagd,
„Wird lustig das Leben dann zugebracht."

Der Handelsmann sprach: „Gib mir die Hand,
„Dann reizt dein goldnes Kleid,
„Die Ketten, Ringe, das Perlenband,

„Der größten Fürstin Neid:
„Was Leckres alle Welt bescheert,
„Das hast du, sobald es dein Mund begehrt."

Der Harfner sagte: „Gib mir die Hand,
„Und willst du mit mir zieh'n,
„So bring' ich dich in mein Vaterland,
„Wo die Orangen blüh'n.
„Bei Harfenspiel und Saitenklang
„Da tanzen wir froh das Leben entlang."

„Wirbt wohl noch einer um meine Hand?" —
Sie sah zum Maler hin;
„Wohl würb' ich, hätt' ich des Kaisers Land,
„Ich flehte: sei Kaiserin!
„Doch Armuth ruft mir: bleibe fern!
„Und nur eine Bitte, die wagt' ich gern.

„Laß mich es malen, dein schönes Bild,
„Und sei's auch noch so schwer,
„So kindlich fromm, so sanft und mild,
„Und doch so groß und hehr!
„Als Mutter Gottes, rein und klar,
„Stell' ich es im Dom auf den Hochaltar.

„Wenn einer vor dieser Königin
„Dann betend niederfällt,
„Ich fühl' es, es durchzittert ihn
„Ein Ahnen beßrer Welt,
„Und tief im Herzen ein Bild ihm bleibt,
„Das ihn zum Guten und Schönen treibt."

Sie sprach: „Ich suche nicht eiteln Glanz,
„Nicht Gold und nicht Gewand;
„Gar bald ermüdet der frohe Tanz; —
„Nimm, Maler, meine Hand!
„Wem Schönheit so tief die Seele rührt,
„Dem billig vor Allen der Kranz gebührt!"

Der Maler.

Erzählung.

Ein junger Maler vor manchem Jahr
In einem freundlichen Dorfe war,
Lebte der Kunst und der Natur,
Durchstrich mit reinem Gefühl die Flur;
Und fand er auf Auen, im Wald, am Bach,
Etwas, das lauter an's Herz ihm sprach,
Trug er es wieder mit seinem Sinn
Und künstlich auf seine Leinwand hin:
Das Finklein, das Speise den Jungen bringt,
Oder dem brütenden Weibchen singt;
Die Henne, die ihre Küchlein deckt,
Wenn sie der lauernde Kater schreckt —
Oder sie ängstlich zu fliehen mahnt,
Wenn hoch in den Lüften der Geier plant,
Kurz, solche Bilder, die Jedermann
Gern sieht, der sehen und fühlen kann.
Der Pfarrer lobte sein Werk; es schwur
Der Förster: „'s sei alles pure Natur!"
Der Amtmann nickte zufrieden; sein Sohn
Allein sprach nicht in gleichem Ton;
War eben von seinen Reisen zurück,
Und maß nun die Bilder mit vornehmem Blick;
Munkelte was von gemeiner Natur,
Vermißte Tendenz und Geistes-Cultur;
Meinte, der Thiere Angst und Winseln
Sei allzu prosaisch, sie nachzupinseln;
Finken und Spatzen laufen uns nach,
Katzen seh' man auf jedem Dach,
Schaafe höre man täglich blöcken,
Und Hunde geb' es an allen Ecken.
Erzählt dann mit Pathos und krampfigem Drehen,
Was er gesehen und nicht gesehen,
Vom himmlischen Michel Angelo,
Tibaldi und Fritz Barozio;
Und wie ihm über diese alle

Nun David's neue Schule gefalle;
Wie's da uns ergreife — wie alles strebe,
Und uns zur göttlichen Griechheit erhebe!
Dem Maler ward es bang und heiß,
Ihm floß von der Stirn der kalte Schweiß;
Es drängt ihn ein ungekanntes Gefühl,
Ein Sehnen nach jenem erhabenen Ziel;
Doch dunkel war alles um ihn, und Licht
Hineinzubringen vermocht' er nicht;
Nur so viel schien ihm dunkelfrei,
Daß er der erbärmlichste Stümper sei.
Dann loderten die belebenden Flammen
Des Kunstsinns wieder — er ließ sein Haus,
Packte Pinsel und Farben zusammen,
Und zog in die weite Welt hinaus.

Hier sah er in manchem Bildersaal
Der kanonisirten Maler Zahl;
Stutzte zuweilen, und wagt's zu fragen; —
Ihm wollte dies und das nicht behagen.
Doch man bewies ihm je länger je mehr,
Sein Kunstsinn sei verhunzt, und er
Könn' auf dem Pfade in's Paradies
Der hohen Vollendung nie gelangen!
Da nahm er sein Gefühl gefangen,
Und den verschrieenen Weg verließ.
Horcht' nun in Demuth mit offenen Ohren
Dem Kunstgewäsch der Saalinspektoren,
Verschlang den Jean Paul, studirte die Horen;
Und alles, was er nicht verstand,
War sinnig und hoch erhaben er fand.
Lernte den Geist der Kunst umfassen,
Seine Bilder sich aussprechen lassen,
Tauchte den Pinsel in Sonnengluth
Und Regenbogen und Meeresfluth;
Fühlte Beruf zu erhabenen Zwecken,
Und brennende Gier, die Menschheit zu lecken,
Die ungeformte! Die pestigen Beulen

Verdorbnen Geschmacks mit dem Pinsel zu heilen
Fand er sich geeignet, und so gebot
Jetzt Durst nach Ruhm, und Hunger nach — Brot,
Gleich kategorisch sich mitzutheilen.
Rüstig er nun an die Arbeit trat,
Pinselte Bilder im größten Format,
Götter, alte und neue Mythen;
Nordische Helden mit griechischen Sitten,
Und umgekehrt, ließ er erscheinen
Mit ausgespreizten Armen und Beinen,
Bei denen sich jede Muskel verschob,
Wenn einer nur eine Nadel hob;
Alles nackend bei Schnee und Wind,
Wie heutzutag' viele Bilder sind.
Zog mit dem Kram in eine Stadt,
Die Sinn und Liebe für Künste hat;
Sah nach dem größten Lokal sich um,
Bat ein verehrliches Publikum
Durch bunte Affichen an allen Straßen:
Von seiner Kunst sich ansprechen zu lassen.
Da trat der Kenner kleine Zahl
In den mit Bildern behängten Saal,
Stutzte — rieb sich die Augenlider —
Zuckte die Achsel — und kam nicht wieder.
Herren und Damen in bunten Schaaren
Kamen zu Fuß und angefahren.
Und vor der Schöpfung, die sie da fanden,
Mit offenem Maul und Augen standen.
Die Herrchen die griechischen Mädchen lorgnirten
Die hüllelosen, die Damen fixirten
Götter und Helden mit schielendem Blick,
Und wünschten die kraftvolle Zeit zurück.
Hier sich Flüstern und Kichern erhob,
Und dort vernahm man lautschallendes Lob:
„O seht doch das Feuer! — Wie glänzet der Knopf! —
„Wie roth das Blut! — Wie natürlich der Zopf'" —
In jeder Richtung durchkreuzte den Saal
Der Maler, sich zu Gnaden empfahl;

Erklärte die Mythen, da drängten sich Haufen
Beschauer um ihn; ließ aber vom Kaufen
Ein Wort er fallen, so verschwand
Mit Blitzesschnelle die Menge: es stand
Der hochbelobte Erklärer — verlassen,
Gelang's ihm nicht, einen beim Rocke zu fassen.
Doch hatte dann dieser wo in der Welt
So eben ein Dutzend Gemälde bestellt;
Bedau'rte, daß er nicht früher gekommen,
Sonst hätt' er die Bilder alle genommen.
Ein Zweiter suchte das Genre nicht,
Dem Dritten es leider an Platz gebricht,
Der Vierte erwartet vorerst Bericht,
Was sein Agent aus Rom ihm sende,
Ein Fünfter hat nur Marmorwände —
Kurz, Alles sprach im gleichen Ton
Und ging dann, ohne zu kaufen, davon.
Vergebens hoffte, umlagert von Sorgen,
Der Maler auf den kommenden Tag;
Es brachte jeder ersehnte Morgen
Nur neuen Aerger und neue Plag'.
Kein Hoffnungsstrahl war zu erblicken,
Täglich erschien mit steiferem Rücken
Der Wirth, die Rechnung in der Hand,
Und ließ, da jede Aussicht schwand,
Käufer zu finden, den Maler zwingen,
Die Bilder auf eine Gant zu bringen,
Wo sie ein geoffroidischer Müller erstand,
Vandalisch über die Säcke band,
Und — daß Apoll ihn schinde, den Scythen!
Die nordischen Sagen, die griechischen Mythen,
Walhalla, Olymp und goldenes Vließ,
Mit — Müllerrädern bemalen ließ!
Den armen Erlös von wenigen Gulden
Bezog für Fracht- und Einfuhrschulden
Die Mauth; der, so die Gant begehrt,
Sah nun seine Rechnung mit Sporteln vermehrt.
Maler und Wirth vor Zorn jetzt glühten,

Donner rollten und Blitze sprühten,
Den Detail aber von diesen Wettern
Der günstige Leser wohl gern vermißt,
Da er in eleganten Blättern
Sich übersatt an Schimpfen liest.
Am Ende blieb, wie sich's versteht,
Apollo's Jünger der Besiegte,
Der, wenn auch schon sein Weibchen fleht,
Sich weder zum Kriechen noch Schmeicheln fügte;
Bitter auf Weib und Säugling wies,
Den Wirth Barbar und Knicker hieß;
Da schloß dann dieser den Akt, und ließ,
Berechtigt von den Landesgesetzen,
Den Maler in den Schuldthurm setzen.
Hier ließ ihn die eiserne Noth erkennen —
Die oft Verstand dem Dümmsten borgt —
Den Schädel wider die Wand zu rennen,
Sei nicht für Weib und Kind gesorgt.
Des Zornes Lohe wurde kühl,
Bald sank nun auch sein Hochgefühl
Mit weggeschmolznem Wachsgefieder
Aus den ätherischen Höhen nieder;
Er fordert Pinsel und Farben zum Malen,
Um so seine Schulden dem Wirth zu zahlen.
Man reicht ihm diese, — und wie er itzt
Sinnend vor seiner Leinwand sitzt,
Da tritt im rosafarbnen Licht
Sein freundliches Dorf ihm vor's Gesicht,
Und der Erinnerung bangendes Sehnen
Entlockt dem Auge heiße Thränen.
Er wandelt wieder auf lachender Flur,
Am murmelnden Bach, belauscht die Natur,
Sieht sich von guten Menschen umringt.
Er malt — und was er malt, gelingt,
Und Ruhm und Freud' und Gold ihm bringt.

Und nun? — Er mußte sich's selbst gestehen,
Und hatte sich's leise auch oft gesagt,

Daß er seitdem im Nebel gejagt,
Und nichts gefangen und wenig gesehen,
Daß, immer zweifelnd, immer schwankend,
Sich meist um fremde Empfindung rankend,
Er freilich viele Bilder gemacht,
Vollendetes aber nichts vollbracht,
Da Individualität
Man immer dabei vermissen thät;
Und immer klarer es vor ihm stand,
Daß Angelo, der Glanzumstrahlte,
Anders dachte und anders empfand
Als er — und darum auch anders malte.
Der Irrwahn, der ihn täuschte, schwand:
Er nahm die ästhetische Wage zur Hand,
Legt in die Schaalen die Götter — und Finken,
Die er gemalt, und letztere — sinken.
Er hatte bei ihnen auch mehr empfunden,
Als da er Berge von todten und wunden
Helden häufte, den Othin sich raufen
Ließ, den Pelops in Stücken schnitt,
Die Dido auf dem Scheiterhaufen
Und auf dem Rost den Lorenz briet.
Dann träumt er sich wieder die heimische Flur
Empfind't auf's neue, wie's ihm behagte,
Wenn laut der ehrliche Förster schwur:
„Bei Gott! der Haase, den ich jagte!"
Oder der freundliche Pfarrer sagte,
So halb im Ernst und halb im Scherz:
„Das nenn' ich Bilder für Geist und Herz,
„Die mehr als meine Reden taugen."
Und welch' Entzücken sich über ihn goß,
Wenn aus des Weibchens schönen Augen
Der Rührung heil'ge Thräne floß.
Und so, gestimmt zu düstrer Trauer,
Im Hinblick auf alles, was ihn jetzt drängt,
Ergreift er seine Palette, und fängt
Zu malen an:

In einem Bauer
Saßen drei Vögelchen eingesperrt;
Ach! all' ihr Futter war aufgezehrt,
Und selbst die Hülsen aufgegessen,
Der Napf stand ausgetrocknet da —
Man hatte die armen Dinger vergessen —
Jetzt waren sie dem Tode nah.
Das Weibchen blickte mit Mutterschmerzen,
Selbst sterbend, auf ihr Junges hin,
Das neben ihr mit klopfendem Herzen
Zum letztenmal zu athmen schien;
Das Männchen hielt sich nur mit Müh'
Auf seiner Stange, und schwach und schaurig,
Mit dürrer Kehle blickt es so traurig,
So wehmuthsvoll auf die leidende Sie,
Und auf die neben ihr liegenden Kleinen.
Und — ach! es war ein Bild zum Weinen,
Voll herzergreifender Phantasie.
Und dieses Bild erhielt der Wirth;
Er trug's beschämt und halb gerührt
Zu einem Kenner, der hocherzückt
Die Rechnung bezahlt', zum Kerker eilte,
Den staunenden Maler an Busen drückt',
Und seines Herzens Wunden heilte.
Bald ward das Bild zu Hof und Stadt
Das Taggespräch, und Jeder hat
Nicht Eiligers, als hinzulaufen,
Und eine Copie davon zu kaufen.
Der Maler wird nun hoch fetirt,
Vergöttert selbst; man subscribirt
Auf alles, was er in Jahr und Tag
Und Tag und Jahren vollenden mag;
Und durch Versprechen von Ehren und Gnaden
Sucht man ihn fest zu halten. Doch er,
Den Beutel von Dukaten schwer,
Das Haupt mit Kränzen des Ruhmes beladen,
Eilt fröhlich wieder zur heimischen Flur,

Die lang entbehrte Mutter Natur
Mit neuem Feuer zu umfassen,
Und thut den nie verletzten Schwur:
Nimmer die leitende Hand zu lassen,
Die du ihm reichst, und dein Geheiß:
Zu singen, wie uns der Schnabel gewachsen
Fürder zu ehren.

Im frohen Kreis
Der Freunde oder des muntern Knaben
Und seines liebenden Weibes genoß
Er heitern Sinnes die üppigen Gaben,
Die die Natur auf die Gegend goß;
Pinselte wieder mit künstlicher Hand
Was ihn begeistert, und frohes Gelingen
Belohnt ihn wieder, da das Vollbringen
Mit seinem Wollen im Einklang stand.

U. Hegner.

Ulrich Hegner wurde 1759 in Winterthur, Kts. Zürich, geboren, wo sein Vater Stadtarzt war. Für das Studium der Medizin bestimmt, bezog er 1776 die Universität Straßburg, wo er, ganz seiner Phantasie und Neigung folgend, ein sonderbares Leben führte, sich jedoch 1781 die medizinische Doktorwürde erwarb. Als er hierauf eine Reise nach Norddeutschland machte, lernte er in Dresden die Kunst lieb gewinnen, beschloß, sie zu seinem künftigen Lebensberufe zu machen und widmete sich derselben mit großem Eifer. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er indessen mit der von seiner Familie seit Jahrhunderten verwalteten Landschreiberei Kyburg betraut, die er bis zur Revolution von 1798 besorgte. Hierauf in das Appellationsgericht nach Zürich versetzt, lebte er, ferne dem wilden Treiben des Parteigeistes, in Lavater's Hause.[1] Nach dem Tode dieses Letztern machte Hegner eine Reise nach Paris, die ihm zu der Schrift „Auch ich war in Paris" Veranlassung gab. Vom Jahr 1805 an verwaltete er mehrere Stellen in seiner Vaterstadt und wurde 1812 in die Regierung nach Zürich berufen. Allein schon ein Jahr später kehrte er nach Winterthur zurück, da weder die Ortsveränderung noch die Staatsgeschäfte seiner Lebensweise und Geistesrichtung zusagten. Von nun an beschäftigte er sich ausschließlich mit literarischen Arbeiten. Er starb den 3. Januar 1840.

Die Molkenkur, von U. Hegner. Zürich, 1812.
Salv's Revolutionstage, von U. Hegner. Winterthur, 1814.
Suschens Hochzeit, von U. Hegner. Zürich, 1819. (Eine Fortsetzung der Molkenkur.)
Leben Hans Holbein's, des Jüngern, von U. Hegner. Berlin, 1828.
Gesammelte Schriften. 5 Bde. Berlin 1828.

Wenn je ein schweizerischer Dichter in positiver Weise die Richtigkeit des Satzes bestätigt, daß die Theilnahme am politischen Parteileben die ruhige Spiegelkraft der Phantasie trübe und die ächt künstlerische Thätigkeit zurückdränge, so ist es Ulrich Hegner. Einer der vorzüglichsten Schriftsteller, welche die Schweiz gehabt hat, verdankt er diesen Rang dem durch keine äußere Verhältnisse beeinträch-

[1]) Die trefflichen „Briefe" Hegner's über Lavater, welche uns offenbar den sichersten Einblick in das Leben dieses seltenen Mannes gewähren, wurden schon pag. 139 erwähnt.

tigten Streben, die Kunst in ihrer Tiefe zu erfassen, und der innern Nöthigung, ihr mit ganzer Seele sich hinzugeben. Das „Leben Hans Holbeins des Jüngern," eine Frucht zwanzigjähriger Studien, gibt hievon genügend Zeugniß; ebensosehr die novellistischen Arbeiten unsers Dichters.

Wenn er in „Salys Revolutionstagen" eine vorzügliche, in Dichtung gekleidete, jedoch dem Wesen nach wahre Darstellung der revolutionären Ereignisse des Jahres 1798 lieferte, deren Fortsetzung er um nicht zu vermeidender Persönlichkeiten willen, unterließ, so schenkte er uns in der „Molkenkur" und deren Fortsetzung eine anerkannt klassische Erzählung. Bei großer Geschmeidigkeit, Kraft und Durchsichtigkeit des Styls umfaßt Hegner Alles, was im Horizont eines wahren Dichters liegt: Natur, Kunst, Sitte, Gesellschaft, Politik, Religion und Philosophie und zwar mit einer Gesundheit des Urtheils, einem Gefühl für das Schickliche, einer Tiefe der psychologischen Beobachtung, einem Sinn für Geschmack, einer Feinheit der Ironie und einer Gutmüthigkeit der Laune, welche Ihresgleichen suchen. Bewunderungswürdig ist, mit welcher Fülle der Dichter seinen äußerst einfachen Stoff, namentlich durch Schilderung des innern Lebens seiner Personen sich entfalten läßt; es sind wahre und ganze Menschen, die er zeichnet und es thut einem wohl, ihnen allen durch des Dichters Kunst in's Herz zu sehen. Gelungen ist vor allem die Zeichnung des alten podagrischen Oberst, der so behaglich und geschwätzig und doch mit so viel Geist und Humor über Welt und Menschen schmollt, und dem man es doch mit jedem weitern Briefe anmerkt, daß er gesunder wird und aus seiner galligten Verbitterung zum annähernd frohen Genuß und zu objektiver Anschauung des Lebens zurückkehrt.

Hegner ist ein sehr bedeutender Schriftsteller, aus dessen Werken viele unserer modernen, nur nach Effekt haschenden Novellisten und Romanschreiber lernen könnten. In ihm stellt sich auf eine seltene Weise die fast zu nüchterne, schweizerische Art zu sein und zu denken dar, in Verbindung mit einer geistvollen Erfassung der Kunst und des Lebens überhaupt.

Aus der „Molkenkur".

An die Baronesse von *

Aui Gais, 22. Juni.

Wenn ich erst eine Antwort abwarten wollte, bevor ich dir wieder schriebe, geliebte Schwester, so gäbe dies einen langsamen Briefwechsel; und was noch schlimmer ist, ich müßte in diesem Winterlande länger weilen, als mein Vorhaben zuläßt. Zudem schreibe ich nie weniger gern, als wenn ich muß, und für einen Brief am Posttage hab' ich weder Sinn noch Gedanken. Laß mich dir also täglich, wie und wann es mir einfällt, einige Nachrichten und Bemerkungen mittheilen, damit du seheſt, daß ich deine Gesellschaft liebe; nur die Freimüthigkeit laß ich mir in der freien Schweiz noch weniger nehmen, als zu Hause. Mögt ihr mich dann, bin ich es doch schon gewohnt, launisch und mürrisch heißen, weil ich nicht immer lachen mag, wo Andre zu lachen scheinen, noch lobe, wenn man es erwartet, und nicht galant sein kann, wenn mich die Schmerzen plagen; böse ist es gleichwohl nie gemeint. Es mag zwar sein, daß Ueberfluß, Podagra und Einsamkeit meiner Gemüthsart etwas Herbes gegeben; deſſenungeachtet aber müßt ihr am Ende eingestehen, daß ich dennoch gut bin. Und daran halte dich, meine Schwester, nicht nur bei mir, sondern bei Jedem, über den du ein wahres Urtheil zu fällen Lust hast: Dasjenige, was man sich von einem Menschen, den man zu viel gelobt oder getadelt hat, am Ende dann doch selbst eingestehen muß, eben das ist des Menschen wahrer Charakter, das, was wir zum Grunde legen müssen, wenn unser Urtheil billig sein soll; Billigkeit aber sind wir einander vor allen Dingen schuldig, und sollen nicht einzelne Worte oder Handlungen auf die Waagschale der Gerechtigkeit legen, um den ganzen Menschen darnach zu richten; wer wollte da bestehen!

„Thue selbst, was du lehrest, und übe deine Billigkeit auch an Clotilde!" hör' ich dich erwidern. — Das thu' ich auch, ich erzähle nur, was und wie ich sehe und höre, und wenn ich auch zuweilen eine Unzufriedenheit äußere, so hasse oder liebe ich deshalb weder mehr noch weniger, vielmehr thu' ich es öfters aus Liebe; auf den Ton kömmt es nicht an. Aber so seid ihr allzumal, ihr wißt keinen Unterschied zu machen, und der sinnliche Eindruck bestimmt immerfort euer Urtheil, und zu eurer Rechtfertigung ist euch jeder Grund hinreichend; denn ich weiß schon, daß du sagen wirst, ich müsse vieles, was ich der Clotilde und ihrem Mädchen zur Last lege, auf ihre

Jugend, auf den weiblichen Charakter überhaupt und auf meinen kranken Gemüthszustand schreiben. Als ob ich das, was euch seit Eva Allen gemein ist, nicht zu unterscheiden wüßte! — Als sie mir keine Ruhe ließ, bis ich sie mitzunehmen versprach; als sie die Zeit der Abreise kaum erwarten mochte, und alle Tage wieder neue Siebensachen einpackte, und dann doch beim Abschied so kläglich that, als müßte sie in ein Kloster wandern; als ich endlich ungeduldig sagte: Wenn es dich gereut, liebes Kind, kannst du ja bleiben, und sie sich stellte, als ob sie das nicht hörte, das Kammermädchen aber schnell seine sympathetischen Thränen trocknete, und das Fräulein in den Wagen schob, und in ein paar Stunden aller Jammer ein Ende hatte — schrieb ich das Alles billig auf Rechnung des weiblichen Charakters; nicht wahr? So auch, wenn sie meinen alten Rath zwar gefällig aufnimmt, aber die Anwendung desselben immer vergißt; das mag ebenfalls die liebe Natur thun. Ja es kam mir nicht einmal seltsam vor, als Suschen heute von einer Gemse begierig aß, über welche sie gestern, als sie der Jäger brachte, bitterlich weinte.

Abends.

So eben ward ich von Clotilde in ihr Zimmer gezogen, um die Berge zu sehen, die heute zum ersten Male sichtbar waren. — Nun ja, hoch sind sie, und voll Schnee auch, und die Sonne scheint schön darauf, das ist Alles! Aber die Luft ist so kalt, daß einem über den Anblick die Haut noch mehr schaudert. Und doch meinte heut ein Schottentrinker (so nennt man die Kurgäste hier), die Pracht des Gebirges sei allein schon einer Reise hieher werth. „Ja, wenn einer nicht weit hat," antwortete ein Appenzeller, auf den er sich, um des Beifalls gewiß zu sein, berief. — Der hatte Recht; wer wird nach Island reisen, um den Hekla zu sehen, der wohl noch prächtiger ist, wenn er Feuer speit? Unförmliche kahle Felsenmassen, die zu erdrücken drohen, Schneeflecke, die daran kleben, schwarze Tannenwäldchen am Fuße derselben können an sich keinen angenehmen, nicht einmal einen malerischen Anblick gewähren; aber im hohen Sommer, wenn die Thäler durchglüht sind, und die Sonnenstrahlen von den erhitzten Wänden zurückprellen, schmachtet der Wande er nach Kühlung und nach dem Schatten der Wälder; er eilt den Lüften der Höhe entgegen, und sein Auge träumt Seligkeit dort oben in blauer Ferne. — Der Eindruck bleibt, weil er Leib und Geist trifft; der Wandrer nimmt denselben in seine Heimat zurück, und seine Erzählung wird, wie von allem Gewaltigen, anziehend. Nun kommen die Nachempfinder, und wollen den Eindruck ebenfalls haben, und täuschen sich

selbst, wie jeder, der nach fremder Empfindung haſcht. Aber sie wollen auch erzählen, auch Theilnahme erregen, und suchen durch vornehme Redseligkeit oder studirte Phantasie zu ersetzen, was ihnen an wirklicher Empfindung abgeht; so entstehen dann die sublimirten Naturschilderungen, deren Farben nicht glühend genug aufgetragen werden können; und so entstand nach und nach die ganze Phraseologie der Alpenempfindsamkeit, fader Wortschaum, die Untiefen des Verstandes zu bedecken, derer, die keine Gedanken haben und mit Gefühlen imponiren wollen.

Frage den Pastor, ob die Alten, die noch eine schönere Natur um sich hatten, als Deutsche und Schweizer, je davon so viel Lärm gemacht haben? Ich glaub' es nicht.[1]

Den 23. Juni.

Gestern Abends, als sich der Himmel erheiterte, verkündigte jedermann, selbst die Appenzeller, gutes Wetter, und heute als man die Augen aufthat, war Alles weiß von Schnee. Stelle dir vor, zu Ende Junius, wo wir im Norden den schönsten Sommer haben, hier noch Schnee! — Um der Wetterpropheten willen freute es mich; denn auch hier wie allenthalben gibt es solche Tröpfe, die sich täglich irren und täglich wieder weissagen. Man hat mir zwar viel von der Erfahrung der Bergleute über das Wetter gesagt, aber ich habe schon einige Spuren, daß selbst diese es nicht wissen, und unbefangene Reisende, die man noch zuweilen antrifft, haben mich dessen auch versichert. — Sonst hab' ich wohl Ursache mich zu ärgern über meine eigne Thorheit, und die, welche mich hieher geschickt haben, um im Schnee trübe Molken zu trinken.

Das Fräulein ist sehr stille dazu, und voll Wehmuth über die schönen Alpenblumen, die nun ihr zartes junges Leben so frühe in den kalten Armen des späten Winters verhauchen müssen. Sie hat sich darüber — freue dich, glückliche Mutter! — in einem Gedichte versucht, welches mir Suschen mit einer Freude ankündigte, als wäre ein Erstgeborner in der Familie erschienen. Ich bekomme aber nichts davon zu sehen, weil die Dichterin meine Frage, ob sie vom südlichen Himmel begeistert worden, übel nahm. Vielleicht hätte ich auch theilnehmender sein, und mich mit den Freuenden freuen sollen; denn solche Geistesblumen vertragen so wenig rauhe Winde, als jene Kin-

[1]) Ueber diese Ansicht vergleiche der Leser die berühmte Darstellung dieses Gegenstandes im zweiten Band von Humboldts „Kosmos", sowie das ausgezeichnete Werk „die Cultur der Renaissance in Italien" von Jacob Burkhardt (Basel, 1860.) pag. 292 ff. A. d. H.

der des Frühlings den Schnee; schmeichelnde Lüftchen sind ihre Nahrung. — Hingegen dem Pfarrer, der ein guter, treuherziger Mann ist, hat sie die Verse gewiesen, und der macht viel Wesens davon. Meinetwegen! ich lese nicht mehr gerne solche unschuldige Versuche.

An die Baronesse von *

Auf Gais, 25. Juni.

Die Briefe aus Norden sind angekommen, und mit ihnen das schöne Wetter, welches auch ein Nordwind brachte; denn von Süden her haben die Schweizer nichts als Regen zu erwarten. Mit dem schönen Wetter stellte sich zugleich eine ungewohnte Heiterkeit bei mir ein, so daß ich bald glaube, dem Doktor Unrecht gethan zu haben, als ich seinen Rath eine List nannte, meiner mit guter Art los zu werden. Freilich haben Vorurtheile und Selbstbetrug, die ich leider allenthalben antreffe, noch übermächtigen Reiz auf mich, und wenn das Krankheit ist, so bin ich noch lange nicht genesen; da gewährt mir aber gerade das, was Ihr am wenigsten leiden könnt, die lebhafte Aeußerung meines Unmuths, wär's auch nur auf dem Papiere, am meisten Erholung. Mich also, wie du meinst, nach und nach wieder mit der gefälligen Welt auszugleichen, das geht nicht so leicht, liebe Schwester, ich hab' es schon zu oft versucht und alle Mal gefunden, daß die Bemühung die Sache nur ärger mache; wie jede Anstrengung des Menschen, aus seinem Charakter herauszutreten, ihn nur närrisch oder falsch macht.

Nun hat auch der Tag seine bessere Ordnung, seitdem der Himmel günstig ist. Anfangs mußten wir die Molken auf dem Zimmer trinken, nunmehr aber, da sich viele Fremde eingefunden, trinkt man unten auf dem großen Platze, der mitten im Dorf ist. Diesen Platz kann dir unser Freund der Pastor (den ich zu grüßen bitte) aus seiner Prospektsammlung weisen. Es ist Raum genug da für alle Schottentrinker in der ganzen Schweiz, aber kein Schatten, keine Spur von kunstgeregelter Anlage. Die Schweizer thun überhaupt, wie man sagt, wenig zur Verschönerung der Natur im Kleinen, das heißt, für den Geschmack; sie meinen, man solle sich mit der großen Natur begnügen, die schön genug sei. Von dem Appenzeller-Volke — denn hier zu Land ist Alles Volk, und von Herrschaften weiß man nichts, aber auch desto weniger von Pöbel — ist hier gar nichts zu erwarten; alles Alte ist ihnen recht, und, was neu ist, verdächtig und verhaßt; auch haben sie kein öffentliches Gut zu Bestreitung gemeinschaftlicher Ausgaben. Mit vieler Mühe und nach jahrelangem

Widerstande, der kaum durch die Revolution gehoben wurde, konnten sie endlich dahin gebracht werden, fahrbare Straßen durch ihr Ländchen anzulegen, da vorher lauter Fußsteige gewesen, auf denen kein andrer Transport als durch Saumthiere möglich war. Die hiesige Gemeinde (denn da befiehlt sonst niemand, gnädige Frau!) soll sogar dem Wirthe, der sich erbot auf eigne Kosten den Platz mit Linden zu bepflanzen, den Abschlag gegeben haben.

Auf diesem schattenlosen Boden nun trinkt man des Morgens die Ziegenmolken oder Geißschotten, wie die Schweizer sprechen, die täglich aus dem Gebirge drei Stunden weit noch ganz heiß gebracht wird, wofern es wahr ist, daß sie nicht unterwegs gewärmt werde — und bratet dabei an der Sonne, deren Strahlen nun schon wieder brennen, als könnte es hier nie Winter werden. Doch auch dieses Braten und Schmelzen wissen die Aerzte vortheilhaft zu deuten, und sagen, die Hitze befördere die Ausdünstung, welche die Molkenkur nothwendig erfordere. Hingegen als es kalt war, sagten sie, das rühre von der Höhe des Orts her, weil da die Luft reiner und schärfer sei; eben diese Luft aber sei dem, der aus der Tiefe komme, gesund. Ein Andrer erklärte den auffallenden Stallgeruch, den manche gleich beim Eintritt in dies Milchland bemerken wollen, für heilsam. Wer kann daraus klug werden, und wie mag Reinheit der Luft und jener Geruch neben einander bestehen? Laß dir diese Widersprüche von unserm Aeskulap heben, wenn du Lust hast, aber bemühe dich nicht, mir seine vermeinte Wahrheit bekannt zu machen; er ist wie die Andern; räsonniren können alle, und im Erklären ist jeder Meister, es wäre aber besser, sie könnten heilen.

17. Juni.

Zu Mittag, auch zu Nacht wenn man will, speist man an der Wirthstafel, die, etwas Langsamkeit abgerechnet, nicht übel und sehr reinlich bedient ist, und dem entspricht, was Reisende von den Vorzügen der Schweizergasthöfe sagen. Nach Tische macht man sich Besuche, oder man schläft, welches oft eben so kurzweilig ist; und Abends wandert der größte Theil der Kurgesellschaft, denn einen andern Gang hat man nicht, nach einem Wirthshause, am Stoß genannt, das eine Stunde von hier liegt, wo man in das obere Rheinthal hinunter sieht, von welcher Aussicht man mir eine so reizende Beschreibung machte, daß ich auch einmal hinwackelte. Man schaut da von der Höhe in ein tiefliegendes Land hinab, durch welches der Rhein schlängelt; im Hintergrund liegen rauhe Hügel und ferne Berge. Originell, aber etwas wild ist der Anblick; auch verderben die häufigen kleinen Tannenwälder durch ihr düsteres Schwarz viel von den Annehmlich-

keiten desselben, welches in der Schweiz oft der Fall sein soll. Gleichwohl wird das alles sehr empfunden und erhoben; denn kein deutscher Fürst konnte ehmals stolzer auf seine militärischen Drathpuppen, kein Franzose eingebildeter auf die unsterblichen Meisterwerke seiner Dichter sein, als es die Schweizer auf ihre Aussichten sind. Wo irgend eine Höhe liegt, von der man hinunter blicken kann, oder wo in einem Landgut ein Fenster offen steht, da führen sie den Fremden hin, als hätte er so was noch nie gesehen.

Besser, als alle diese schweizerische Augenweide, behagte mir daselbst die schöne Butter und der gewürzige Honig, die man auf dem weißesten Semmelbrod (anderes kennt man kaum hier zu Lande) zusammenstreicht. Das ist eine wahre Hirtenspeise, von einfacher Nahrung und Kraft, deren ich mich nun öfters mit auffallendem Vortheil zum Frühstücke, statt der inspiden Molken, bediene, weil ich finde, daß mich diese nur grämlich macht. Sage das dem Doktor; wenn er es mißräth, so will ich aufhören; bis die Antwort kömmt, kann ich mich schon eine Zeitlang daran laben.

Zuweilen reite ich auch, denn gehen kann ich auf diesen steinigen Straßen nicht, nach Appenzell hin, wo ich die Bekanntschaft eines wackern Mannes, der lange in Frankreich gedient, gemacht habe. Dieses ist der Hauptort vom katholischen Theile des Landes und liegt dicht an den Bergen. Erwarte aber von mir keine nähere Beschreibung; ich beschreibe nicht gerne, am wenigsten das, was man allenthalben schon beschrieben findet, und überlasse dies deiner dichterischen Clotilde, die alles mit liebender Phantasie umfaßt, wovon Andre große Worte machen. Mir gefällt das finstere Städtchen mit seinen dreisten Bettlern bei weitem nicht so wohl, als die unzähligen, durch das ganze Land bis zu den höchsten Bergen hinan zerstreuten Häuser, deren jedes seine Wiese, seinen Quell und seine Unabhängigkeit hat.

Den 28. Juni.

Durch das Herumbieten des Pfarrers ist des Fräuleins Blumenelegie hier allgemein bekannt worden, und zieht ihr jetzt viele Komplimente zu, worüber ihre Bescheidenheit erröthet, zugleich aber die sanfte Gluth unterdrückter Freude ihre Augen belebt. Wer wollte den Versen eines schönen Mädchens seine Bewunderung versagen! — Nur ein ernster alter Professor aus Z. stimmte nicht so ganz in den unbedingten Beifall ein, sondern nannte die Verse elegante Reminiszenzen aus Matthissson und Salis, den Dichtern, über deren zartduftende Blumen hinaus nur selten eine weibliche Seele den Flug

wage. Als Oheim durfte ich nicht lachen, mochte aber auch nicht zürnen; denn der Mann gefiel mir, der erste freisprechende Schweizer, den ich gesehen. Ich will nicht wissen, ob sein Urtheil begründet sei oder nicht; aber daß er kein Bedenken trug, die Eitelkeit eines jungen Frauenzimmers der Wahrheit aufzuopfern, kommt mir heut zu Tage, auch an einem alten Mann, auffallend vor; über das Ungewöhnliche aber staunt oder lacht man.

Besser machte es ein herumreisender Deklamator, der soeben angekommen war; denn sogar bis in die Appenzellergebirge versteigen sich diese deutschen Kunstredner. Der war galanter als der Professor; er nahm das Gedicht sogleich unter die Stücke auf, die er der Gesellschaft vortrug, und wußte auch die zarte Wehmuth, die darin herrscht, so rührend herauszuheben, daß einigen Zuhörerinnen die Thränen in den Augen standen, und das Kammermädchen kaum die Gelegenheit abwarten konnte, mir zu verstehen zu geben, die Belohnung, die ich dem unvergleichlichen Manne zugedacht haben möchte, könnte nicht groß genug sein. Da werde ich nun nicht anders als der Erwartung entsprechen dürfen; und so muß ich immer die Sünden der Welt tragen, wenn ich gleich keinen Antheil daran genommen habe. Nun, er hat dem guten Kinde Freude gemacht, das ist auch bei mir kein Kleines!

Für seine andern Vorträge aber gäb' ich ihm nicht einen Pfifferling. Er macht es, wie die meisten, die sein Geschäft treiben; er begleitet alles mit einem Geberden- und Mienenspiel, das auf die Schaubühne gehört, wo der Schauspieler als eine, in das Drama des Lebens verflochtene Person, handelnd auftritt, nicht aber in einen stillen Kreis, wo man nicht sehen, sondern nur hören will, wie sich ein poetischer Sinn über Gegenstände der Empfindung ausspreche, oder wie große Thaten durch die Macht der Worte ewige Dauer erhalten können. Aus dem Munde Homer's floß der milde Strom seiner Gesänge gewiß nicht mit dem fingirten Feuer eines Sachwalters, und er wollte nicht selbst Achill sein, wenn er ihn als den ersten der Helden sprechen ließ. Wenn Demosthenes vor dem athenienſischen Volke sprach, geschah es ohne Zweifel mit einer Begeisterung, die sich über sein ganzes Dasein ergoß; da war es natürlich und nothwendig. Aber eine Rede, die ihm nachgesprochen wird, vor Zuhörern, die nicht der Gegenstand ihrer Wirkung sind, kann und soll auch nicht mit dem gleichen Affekte vorgetragen werden; denn ohne das athenienſische Volk vor sich zu haben, wäre der hochbegeisterte Redner ein übertriebenes Bild. So auch Pindar; und, wer, der sich einen Anakreon denken kann, würde mit so einem reisenden, süßlichen Schöngeiste, der

ihn vorstellen wollte, vorlieb nehmen? — Die hervortretende Persönlichkeit des Vorlesers bewirkt gerade das Gegentheil von dem, was sie bezweckt; sie zerstört das idealische Bild, das sich der feinfühlende Zuhörer von selbst macht. Den Zauber, die Fülle, den Adel der Worte will man hören, und nicht die nachgeahmte Wirklichkeit vor sich sehen. Die wahre Poesie ist zu heilig für mimische Lebhaftigkeit, und zu geistig für sichtbare Darstellung; sie kömmt aus dem Unsichtbaren, und Töne allein sind ihr Organ. Die alten Rhapsoden rezitirten ihre Gedichte feierlich zur Leier, halbsingend war ihr Vortrag, und drang in die Herzen der Hörer. Diese neuen Deklamatoren hingegen stehen in dem Wahne, daß es bei ihrer Kunst hauptsächlich auf Täuschung abgesehen sei, und daß sie wirklich mit ihrem ganzen Wesen darstellen müssen, was sie nur gefällig nachsprechen sollten; daher kommen dann Ziereyen aller Arten zum Vorschein; sie wollen aus der Haut fahren, wo Unruhe herrscht, und schmelzen dahin bei zärtlichen Gefühlen; bei Schillers Resignation schlagen sie die Arme in einander, und geben sich das Ansehen, noch viel mehr zu wissen, als in dem ohnehin krausen Sinne des Gedichtes liegt; zu Göthes Legende von Petrus machte dieser Sprecher hier ein Gesicht, als wäre er selbst der schlaue Gesell, der solche Einfälle hätte, und verfehlte damit ganz die naive Einfalt des trefflichen Stückes. —

Wende mir nicht ein, die gebildetsten Gesellschaften haben doch von je her mit Vergnügen Schauspieler vom ersten Range einzelne Scenen aus berühmten Trauerspielen hersagen hören, und diese haben es mit allem Pathos des Theaters gethan! Das ist etwas ganz anderes; jene Zuhörer sind mit dem Stücke, woraus deklamirt wird, längst bekannt, und vergegenwärtigen sich so das Ganze. Was sie hören und hören wollen, ist Reminiszenz des Theaters; wiewohl auch hierin viel dem guten Ton untergeordneter Geschmack obwalten mag.

Dieser Meinung ist auch der Professor aus Z., die alte Nachteule, wie ihn ein Schmeichler des Fräuleins nannte, mit deren Federn ich mich jedoch, wie du wohl merken wirst, schmücke. Ja er that noch hinzu, was mir aber fast zu sonderbar vorkam: die beste und natürlichste Art, die Poesie vorzutragen, stehe zwischen der singenden Manier des Volkes und der rednerischen Deklamation in der Mitte. Auf den Modegeschmack komme es nicht an; aber Jeder, in dem ächtes Gefühl des Schönen wohne, werde, wenn er für sich selbst, von andern unbehorcht, ein Gedicht hersage, das ihm den Busen belebt (circum præcordia ludit), es in einem etwas modulirten Rhythmus thun,

fern von anmaßendem Verstandesausdruck; dies sei die Stimme der Empfindung, also auch, in diesem Falle, der Natur.

Was sollen übrigens diese Leute in der Schweiz? Man versteht sie nicht, wenigstens wer nicht Umgang mit Deutschen gehabt hat, und an ihre Aussprache gewöhnt ist; das sah ich ganz deutlich. Sie können doch zur Umänderung unserer Sprache beitragen, sagen die Einen. Das wäre Schade, sagen die Andern: so lange wir Schweizer sind, sollen wir auch die Sprache beibehalten!

An den Pastor *

Auf Gais, 29. Juni.

Ich habe mich schon oft gefragt, wie zwei Menschen in Freundschaft verbunden bleiben können, die an Schicksal, Charakter und Lebensweise so verschieden sind, wie Sie und ich, und noch keine genugthuende Antwort herausgebracht. Das Band der Freundschaft ist vielleicht aus frühern oder geheimern Faden gewebt, als die kurzsichtigen Sterblichen wissen; Gewohnheit aber und gu er Wille machen es haltbar. — Sie sind auf die Universität gegangen und wieder nach Hause gekommen; ich habe die weite Erde durchstrichen, und den größten Theil meines Lebens unter Fremden zugebracht; Sie kennen die Welt aus Büchern und lieben sie, und werden ihrer Kenntniß nicht satt; ich kenne sie aus der Erfahrung, und glaube nicht, Ursache zu haben, sie liebenswürdig zu finden. Welcher von uns beiden Recht habe, weiß ich nicht; daß Sie aber der Glücklichere seien, weil Sie lieben können, will ich gerne zugeben. Mir ist alles Gesammte, Vielfache, Zusammengesetzte langweilig und zuwider; ich kann nur noch das Einzelne lieben, und auch dies selten genug. Unter das Seltene aber gehören Sie, rechtschaffener, glücklicher Mann! Was ich daher zur Befriedigung Ihrer unschuldigen Liebhabereien thun kann, ist mir erwünscht — und so habe ich als Beitrag zu Ihrer Völker- und Länderkunde manches zusammengebracht, das Ihnen Freude machen soll.

In einer benachbarten Stadt wohnt ein Buchhändler, dem die Liebe seiner Mitbürger zur Literatur gar wohl Zeit übrig läßt, mir aus allen Theilen der Schweiz zu verschreiben, was noch nicht in Ihrem Schweizerkatalog, den Sie mir mitgegeben, steht. Ich habe dessen schon eine ganze Ladung beisammen; denn Sie glauben nicht, welch' eine Unzahl von Schriften das vorige Jahrhundert über dies kleine Land hervorgebracht hat, von dem ernsten Scheuchzer an, der mit

Gelehrsamkeit und warmer Vaterlandsliebe die wundervolle Natur des Landes zum Lobe des Schöpfers beschrieb, bis auf den Cantor Bourrit, der nichts wußte, als mit romanhaften Schilderungen Unwissende, wie er ist, zu locken, um auf unbetretenen Pfaden die Robinsone zu spielen; von dem Alpengedichte, das aus Hallers gedankenvoller Seele drang, bis zu dem gefühlsiechen Dichterling, dem die Berge nur Mäuse gebären; von dem großen Werk über die Schweizergeschichte, bis zu dem armen Tropfe, der eine Ilias post Homerum schreiben will — wie ist alles beschrieben, betastet, entweiht! Man will nicht mehr das Land, sondern nur seine künstlichen Empfindungen über das Land bekannt machen!

Sie sollen den Winter hindurch genug zu lesen haben; und wenn Sie dann unsern Bauern von der Kanzel herab das Land, das von Milch und Honig fließt, beschreiben, oder die Unschuld der Sitten malen, und das Glück der Freiheit preisen wollen, so greifen Sie nur kühn nach einer solchen Reisebeschreibung; da steht es schwarz auf weiß, wie und wo dies Alles zu finden sei. Sie dürfen nur für die Schweiz den Wohnplatz der Seligen substituiren, so werden Alte und Junge das Reich ererben wollen; das mag ich auch nach der Hand meinen Unterthanen wohl gönnen, und ist mir lieber, als wenn sie noch bei lebendigem Leibe Schweizer werden wollten.

Damit Sie aber denselben das Maul nicht zu wässerig machen, so habe ich auch für Gegenmittel gesorgt, und mehreres der Sammlung beigefügt, was Nachgier, Mißgunst oder überspannte Erwartung über das Land ausgegossen, wo denn freilich jene gepriesene Sitteneinfalt als klägliche Beschränktheit erscheint, und die allbeglückende Freiheit unter die Willkür der Städte oder einiger herrschenden Familien oder dreister Volksführer zu stehen kömmt. — Uebertriebenes Lob reizt zum Tadel, und leidenschaftlicher Tadel leitet hinwiederum das bessere Gemüth auf den Pfad der Billigkeit; diesen Pfad suchen Sie sich nun selbst aus, liebster Pastor, und erklären mir dann, wie es gekommen, daß vor Zeiten die Schweizer ihre Städte und Dörfer aus Ueberdruß selbst verbrannten, und das Land, von dem sie jetzt ein so großes Wesen machen, freiwillig verließen? War es damals anders beschaffen, oder hatten sie weniger Naturgefühl, oder nicht so wohlmeinende Landesväter?

„Ich bin im Kuhdreck geboren und erzogen, und werde wohl „auch darin sterben, und doch tauschte ich meine Heimat nicht an „Eure Grafschaft", sagte jüngst ein Appenzeller zu dem Grafen R*, der ihn über seine Wirthschaft spöttisch aufzog. Eine solche Vorliebe muß doch irgendwo einen Grund haben! Freilich besitzt der Graf

keine Herrschaft und war deshalb beschämt; das wußte aber der Appenzeller auch nicht.

Eines nur macht mich verlegen, wie ich Ihnen dies Alles zuschicken soll? Auf der Achse bis an die Ostsee kömmt es zu theuer, und selbst mitführen kann ich die Waare auch nicht; das Beste wird wohl sein, ich lasse die Ladung den Rhein hinunter und über's Meer gehen; kapert sie dann ein feindliches Schiff weg, so hat die ganze Mannschaft genug zu lesen, und vergißt vielleicht darüber etwas Schlimmeres; verschlingt sie aber ein Fisch, so wird er, wenn er Geschmack hat, sie schwerlich so lange behalten, wie den Propheten Jonas. Indessen, wenn zehn Ge echte eine ganze Stadt vom Untergang retten können, so wird ein halbes Dutzend guter Bücher wohl auch eine Kiste voll vor dem Verderben bewahren. Es sind ihrer aber mehr; so habe ich Ihnen zum Beispiel das ganze Schweizerische Museum in 80 Stücken beigelegt, das Sie noch nicht haben, woraus sie den kleinen und großen Geist der Schweizer, ihre Redseligkeit, ihre Vaterlandsvorliebe und Anhänglichkeit an das Herkommen, ihre sichere lebendige Umsicht innerhalb der eigenen Markscheide, und ihre staatskluge Bedächtlichkeit gegen das Ausland besser kennen lernen, als aus hundert reisebeschreibenden Urtheilen und Absprüchen. In gleichem Sinn habe ich auch einige alte Chroniken einzelner Kantone beigefügt, und (Ihnen darf ich es wohl sagen, ohne meinen Geschmack auf's Spiel zu setzen), ein mir sehr lieb gewordenes Buch: **Miscellanea Tigurina**, das in drei dicken Octavbänden schon anfangs des vorigen Jahrhunderts herausgekommen, worin das reine häusliche Leben, die ungeschmückten ernsten Sitten und die heilige Arbeitsamkeit der Reformatoren, und die gutmüthige Harmonie zwischen Magistrat und Geistlichkeit auf das natürlichste und wahreste zu finden ist; das wird auch Ihnen behagen. Von diesen konnte ich um des besondern Wohlgefallens willen nicht schweigen; das übrige sehen Sie selbst nach; es ist noch mehr Altes von der Art, das an innerer Gediegenheit das Neue weit übertrifft, aber nicht mehr gelesen wird, weil ihm die Geschmeidigkeit des Styls abgeht; denn der Styl ist bei der Lesewelt, was die Mode bei den Weibern.

Größer noch als die Anzahl der Bücher ist die Menge der Prospekte von der Schweiz. Da könnte sich einer arm kaufen! Alpen, Gletscher, Seen, Wasserfälle (einer hat sogar einen „träufelnden Wasserfall" herausgegeben), Hauptstädte, Hauptflecken, Hauptdörfer, Klöster, Amthäuser, Brücken, Schlösser, die man kaum von Bauernhäusern unterscheiden kann, Edelsitze, wo kein Adel wohnt, und Bauernhütten, je häßlicher desto besser, Alles hat seinen Maler gefunden, und der

Maler hinwiederum seinen Käufer. Und wenn schon die fremden Liebhaber der Schweiz manches mitnehmen, so bleibt doch das meiste im Lande selbst, eben weil die Schweizer so sehr in ihr Land verliebt sind; denn es giebt hier Sammler aus bloßem Patriotismus, die nicht auf Schönheit, nicht auf Größe, nicht auf natürliche Merkwürdigkeit sehen, sondern ohne Unterschied alles zusammenlesen, was ihren Kanton angeht, und ausschließlich nur dieses. Bücher, Bildnisse, Aussichten, Neujahrskupferstiche (was dieses sei, werden Sie aus einer wirklich ächt schweizerischen Sammlung, die ich habe auftreiben können, ersehen), ja sogar wöchentliche Intelligenzblätter, alles das, sobald es nur Bezug auf Stadt und Land hat, wird fleißig gesammelt, und auf Versteigerungen gesucht. Ich tadle es übrigens nicht; die Sammler sind die glücklichsten Leute, und wenn sie auch ihr Leben damit verständeln, so kann doch einmal einer kommen, der es zu brauchen weiß; zudem ist ein solcher Patriotismus doch besser — als gar keiner. —

Von einer einzigen Gegend aus dem Berner-Oberlande habe ich Ihnen, zur Erhärtung dessen was ich sage, zweiunddreißig verschiedene Ansichten beigelegt; und so gibt es von andern berühmten und begafften Stellen vielleicht noch mehr. Es ist beinahe kein Städtchen, wo nicht so ein Prospektmacher selbst oder sein Kramladen zu finden sei, und es wäre bald nöthig, daß die Natur neue Berge schüfe oder alte zusammenstürzte, um der zahlreichen Innung weitere Nahrung zu geben.

Es ist aber nicht zu läugnen, daß sie nicht auch geschickte Leute in diesem Fache haben. Sie werden mehrere große mit Wasserfarben ausgeführte Blätter in der Kiste finden; auch Zeichnungen, die Sie aber mit meiner Nichte theilen müssen; denn das Mädchen, Sie werden nun erst Freude an ihr haben, ist so sehr schweizerisch geworden, daß sie ein ganzes Kabinet mit helvetischen Natur- und Kunstprodukten ausrüsten will. Diese Blätter werden Ihnen zum Beweise dienen, wie weit es die Schweizerkünstler in getreuer Darstellung ihrer Landesnatur gebracht haben, und werden Ihnen zugleich den Vortheil gewähren, diese gepriesene Natur beständig in ihrer Klarheit zu schauen, da sie in der Wirklichkeit fünf Sechstel des Jahres mit Regenwolken überdeckt ist.

Da ich Ihre Liebe für diesen Kunstzweig kenne, so wird es Ihnen auch nicht gleichgültig sein, den Namen und Kunstcharakter der besten Landschaftmaler in der Schweiz zu erfahren, um so viel mehr, da sie außerhalb wirklich nicht so bekannt sind, wie sie es verdienten; ich theile Ihnen hier eine bezeichnende Liste derselben mit, wie ich sie

jüngst von einem zuverläßigen Kenner erhalten habe. Sie muß aber durchaus nicht bekannt gemacht werden, denn der Verfasser ist der Meinung, von einzelnen Kunstwerken lebender Meister könne man gar wohl öffentlich urtheilen, aber ihren ganzen Künstlerwerth zu bestimmen und preis zu geben, findet er bedenklich; allgemeiner Tadel benimmt ihnen den Muth, und unbedingtes Lob ärgert die Andern. Denn sie haben überhaupt einen höhern Begriff von der Schriftstellerei und Kunstrichterei, als sie sollten, und getrauen sich darum nicht, wie die Gelehrten, durch eine Antikritik die Welt eines Bessern zu belehren. [1]

— — — — — Sie sehen, daß es wenige giebt, die aus eignem Geiste komponiren. Die meisten halten sich an die bloße Natur; denn seit Aberli die bekannte Manier der Aussichten in Aquarell aufgebracht hat, und gleich mit so lieblichem Gelingen darin fortgeschritten ist, hat sich ein Heer von Nachahmern gefunden, wovon ihn manche noch an Stärke der Färbung, wenige an Geschmack und Lieblichkeit übertreffen, und immer kommen noch geschicktere nach. Indessen hat denn doch diese Aussichtenmalerei, da sie blos an der Wirklichkeit hängen bleibt, den Nachtheil, daß sie auch das Einförmige und Widrige aufnehmen muß, weil es in der vorliegenden Natur ist; zudem daß durch sie der edlere Theil der Kunst, die idealische Landschaftmalerei, welche schöne Formen und überdachte Harmonie der Anlage sucht, und deswegen mehr Zeit, Geist und Anstrengung erfordert, in Abnahme kömmt, und nach und nach ihre Anhänger verliert, und so zuletzt nur noch für den großen Haufen gemalt wird.

Es sind mir auch Abbildungen in allen Formaten von schweiz. Kleidertrachten zugeschickt worden, die habe ich aber zurückgegeben; denn wozu dienen sie? Was sollen sie ästhetisch oder geschichtlich lehren? Sie sind weder durch Geschmack, noch durch Alterthum, noch durch ausgezeichnetes Verdienst der Leute merkwürdig, die alten Schweizer trugen sich ganz anders; wir könnten mit eben dem Recht unsre Bauern als alte Deutsche stechen lassen. Wenn die Schweizer ihre Heimat nicht für ein Schlaraffenland gehalten wissen wollten, und unsre Leichtgläubigkeit, welcher jede fremde Brille recht ist, sich nicht so vieles aufbürden ließe, so würden auch nicht dergleichen Gegenstände der Kunst gestochen und feil geboten werden. Weil einige Kleidungen, besonders der Berner-Dienstmädchen niedlich sind, wie diese Mädchen selbst sein sollen, und daher ihre Abbildungen Beifall fanden, und von Fremden zu mancherlei Andenken aufbehalten wurden,

[1]) Aus obigen Gründen wird dies Verzeichniß auch hier weggelassen.

so glaubte der Patriotismus, das geschehe aus Interesse für's Land, und hielt es für seine Schuldigkeit, sogleich mit den Kleidertrachten aller Kantone aufzuwarten. Wenn es auch noch Nationaltracht wäre! Aber das ist es nicht einmal; mancher Kanton hat deren mehrere ganz verschiedene, und die gebildetere Klasse trägt sich nach allgemeiner Mode. Von der Kleidung der Schweizerbauern, wie sie anfangs des vorigen Jahrhunderts üblich war, sind nur noch hie und da einige Bruchstücke übrig geblieben, von älterer also noch weniger. Die meisten jetzigen Trachten der Landleute sind Abkömmlinge altmodischer Kleidungen, die nach und nach in Städten abgelegt, und wohlfeil auf das Land verkauft wurden, und sich da halten, weil es die Noth oder die unter den Bauern herrschende Spottsucht gegen alles Neue gebieten. —

Für den, der die Geschichten der Kleidermoden, oder gar das Buch von den menschlichen Thorheiten, wovon jene schon ein großes Kapitel ausmachen würden, schreiben will, möchte diese Sammlung ebenfalls auch zu einem kleinen Beitrag dienen; aber alle Reiche dieser Welt und die Geschichte aller Zeiten können ihm eben so seltsame Muster liefern, von dem Feigenblatt an bis zum Reifrocke, und von diesem bis zur französischen Griechheit unsrer Tage. Dieses Buch werden Sie aber nicht schreiben, mein guter Pastor, und darum brauchen Sie auch die Bilder nicht; Sie sind, was jener Weise für das Geheimniß des Glücks hielt, arm und zufrieden, und lassen die Thoren laufen; und ob ich schon reich und unzufrieden bin, und mich die Leute ärgern, so werde ich es auch nicht thun, und sollt' ich auch der Welt ihre Tollheiten wie in einem Spiegel vorhalten können — sie wird doch nie anders!

So vergeht mir hier die Zeit, indem ich mich mit Ihren Liebhabereien, mein Freund, emsig beschäftige; ich sehe dabei wohl ein, daß eigentlich in einer solchen harmlosen Beschränkung die Ruhe wohnt, nach der ich so lange schon strebe, und nie erjagen werde, weder in der Hütte des Appenzellers, noch in der Hauptstadt der alten Welt, wohin mich meine sorglichen Freunde noch schicken wollen. Allein so sehr ich Sie und Alle, die ihr Heil in ihren Sammlungen finden, beneide, so ist es mir doch nicht möglich, und will mir kein Versuch gelingen, mich so mit einzelnen Lieblingsgegenständen einzugränzen; denn eben so oft bemitleide ich diejenigen, welche von dem Sammlergeiste besessen sind, weil dieser Geist doch niemals zur wahren Erkenntniß führt, sondern gewöhnlich an Nebensachen kleben bleibt. Daher möchte ich auch, bei aller Achtung für Ihre Pünktlichkeit und Erfüllung jeder anerkannten Pflicht, und für Ihre Vergnüglichkeit

am wohlgeordneten Besitz Ihrer Schränke, doch nicht Sie sein, mein lieber Pastor, wogegen ich Ihnen freilich auch gern zugebe, daß Sie Ihre Persönlichkeit nicht an die meinige tauschen würden. Und daran haben wir beide Recht; jeder, so befiehlt es auch die Natur, soll bleiben was er ist, „sein eigen Gut bewahren, und sich sondern vom Uebel, wie er kann.“ Wenn nur dieses so leicht wäre, als es der müßigen Betrachtung scheint, und die Kraft nicht meist im Mißverhältniß mit der Erkenntniß stände! Doch genug hiervon, wir nehmen einander wie wir sind, mit Achtung und Geduld, und darum bleiben wir Freunde. Nur diejenigen halte ich mir vom Leibe, die mir eine Ehre anzuthun glauben, wenn sie mich bedauern und mir zu verstehen geben, es fehle mir nichts, als daß ich nicht denke und handle, wie ihre eigene Wenigkeit, da sie doch selbst fühlen müssen, wie erbärmlich sie sind.

Man will mich den Winter in Italien zubringen machen; allein was soll mir das Reisen? Post equitem sedet atra cura! Ich bin ein Nordländer, und mich verlangt nach den herrlichen Winterabenden, sollte ich sie auch wiederum mit geschwollenen Füßen erkaufen, wo Sie und der Major im schneeumstürmten Schlosse um meinen Lehnstuhl saßen, und wir bei nächtlicher Lampe von großen Thaten des Alterthums mit dem Feuer der Jugend sprachen, und so oft, der uns umgebenden kleinen Welt vergessend, in zusammentreffendem Gefühl uns der Menschheit freuten, und uns sehnten, wie der sterbende Sokrates, dahin zu gelangen, wo jene großen Seelen vorangegangen, um uns ungestört ihres Umgangs zu freuen. O Freundschaft und Vernunft, ihr seid das Heiligthum des Lebens!

Ja und Nein.

Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein,
Wird stets, o Mensch, dir heilsam sein:
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Macht dich beliebt bei Groß und Klein,
Weil kräftig Ja und freundlich Nein
Nur der spricht, dessen Herz ist rein,
Und kräftig Ja, und freundlich Nein
Dem braven Mann stärkt Mark und Bein.
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
So Mann als Weibe stehet fein;

Spricht kräftig Ja und freundlich Nein
Der Mann, so will ich prophezei'n:
Sein kräftig Ja, sein freundlich Nein
Muß Feinde noch wie Freund' erfreu'n;
Denn kräftig Ja und freundlich Nein
Den Mann zum Manne weihet ein,
Und kräftig Ja und freundlich Nein
Macht Treu' und Glauben allgemein.
Geht kräftig Ja und freundlich Nein
Dem Weibe über Tändelei'n,
Ist kräftig Ja und freundlich Nein
Ihr Wort, und hagt sie, was den Schein
Von kräftig Ja und freundlich Nein
Nicht hat, so schwind't des Mannes Pein
Vor kräftig Ja und freundlich Nein
Hinweg wie Nacht vor Sonnenschein.
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Vom alten Mann ist alter Wein;
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Die Jugend ziert wie Edelstein.
Ein kräftig Ja, ein freundlich Nein
Laß deinem Freund oft angedeihn;
Und kräftig Ja nur, freundlich Nein
Sprich du, wenn Böse nach dir spei'n.
Ein kräftig Ja und freundlich Nein
Empfahl auch Er, der uns allein
Durch kräftig Ja und freundlich Nein
Zu Wahrheitsfreunden wollte weih'n.
Kurz, kräftig Ja und freundlich Nein
Wird dir und mir stets heilsam sein!

Ermunterung.

Wenn die Jugend von dir weichet,
Und das Alter dich beschleichet,
Ist's zu spät von frühen Tagen
Das Versäumte nachzutragen.

Doch ist Alles nie verloren;
Täglich wird man neugeboren,
Täglich steigt vom Himmel wieder
Hülf' und Licht zur Erde nieder.

Wird nun noch ein Sämlein sprossen,
Pfleg' des Sämleins unverdrossen,
Hast du nicht mehr Gold zu setzen,
Lerne dann den Pfennig schätzen.

Will dich das Vergangne grämen,
Mußt es nicht zu Herzen nehmen,
Frisch im Glauben, Lieben, Hoffen
Steht dir noch ein Himmel offen.

Sei auch Glauben, Hoffen, Lieben
Leicht empfohlen, schwer zu üben,
Nimmer wird ein ander Mittel
Tilgen deine Schuldentitel.

Trost.

Suchst du Freiheit, suchst du Friede,
Werde nicht des Suchens müde;
Endlich hast du doch die Freude,
Kömmt der Tod, zu finden beide.

Sicheres Geleit.

Auf dem verschlungenen Pfade des Lebens die Richtung zu finden,
Hat sich dem schwankenden Geist einzig die Lehre bewährt:
Denke mit Ehrfurcht stets an Gott, an die Menschen mit Liebe,
Und mit Ernst an die Pflicht! Laß es dann gehen wie's mag;
Sind auch die Menschen nicht treu, so bleibt es der innere Gott dir,
Und aus den Dornen der Pflicht sprossen die Rosen des Heils.

G. J. Kuhn.

Gottlieb Jakob Kuhn wurde den 16. Okt. 1775 in Bern geboren, der Sohn eines Buchbinders, welcher ein geringes Vermögen aber eine große Anhänglichkeit an seine Vaterstadt hatte. Gottlieb war in seiner Jugend ein heiterer, wohlbehabter Knabe, der mit sittsamen Betragen einen strebsamen Fleiß verband. Als er in die sogenannte „Eloquenz" (Obergymnasium) seiner Vaterstadt eingetreten war und sich „Herr" durfte nennen lassen, vertauschte er nicht ungern Mantel und Kragen, welche die Herren „Eloquenzen" zu allen ihren Unterrichtsstunden trugen, mit Gewehr und Jagdtasche, durchstreifte häufig mit einigen Freunden die Umgebungen Bern's, härtete dadurch seinen Körper ab, schärfte Aug' und Ohr und gewann eine bleibende Liebe zur Natur und ihrer Geschichte.

Wie frei in den Neunziger-Jahren bei aller Strenge und Pedanterei das Studium der Theologie betrieben wurde, geht daraus hervor, daß Kuhn als stud. phil. und theol. nicht weniger als vier Jahre hinter einander eine Hauslehrerstelle im Schloß Trachselwald bekleidete. Obschon er ferne von den Lehranstalten und nur in den Mußestunden seine Studien betreiben konnte, leistete er dennoch bei den Prüfungen vollkommen Befriedigendes. Im Jahr 1798 vertrieb ihn die Revolution aus seiner Stellung bei der Familie von Rodt in Trachselwald. Er kam nach Bern, das er bereits in den Händen der Franken fand. Dies ging ihm sehr zu Herzen, und sein Leben lang konnte er nicht glauben, daß unserm Vaterland von Frankreich her etwas Gutes komme. Im nämlichen Jahre wurde er ordinirt und trat bald darauf das Vikariat Sigriswyl an. Dort oben über dem Thunersee, unter'm Sigriswylergrat, umgeben von der herrlichen Alpenwelt, fand sein reger, lebendiger Sinn für die Schönheiten der Natur reiche Nahrung, und sein poetisches Gemüth fand sich getrieben, sich in Liedern auszusprechen, wozu ihn zwei jüngere dichterische Freunde, Franz Weber und Joh. Rud. Wyß, der jüngere, wirksam aufmunterten. Dort dichtete er die Lieder „Bueb, mir wey uf d's Bergli tryhe", „Blümeli my", „die Entstehung der Alpenrose". Andere später entstandene, wie „der Gemsjäger", hatten, obwohl in Rüderswyl gedichtet, doch Sigriswyl zur Geburtsstätte.

Kuhn wirkte vom Jahr 1806 bis 1812 an den Stadtschulen zu Bern; 1812 bezog er die Pfarrei Rüderswyl, wo er hauptsächlich dem Armenwesen seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte. Im Jahr

1824 nach Burgdorf gewählt, zog er sich vom Gebiet der Poesie mehr und mehr auf seine amtliche Thätigkeit und zu theologischen Studien, besonders auf dem Gebiete der vaterländischen Kirchengeschichte zurück. Die poetischen Erschütterungen des Jahres 1830 veranlaßten den allem revolutionären Wesen grundsätzlich abholden, von unerschütterlich strengen Rechtsbegriffen und außerdem mit Pietät für frühere Gönner erfüllten Manne zur Herausgabe mehrerer politischen Flugschriften, die ihm ebensoviele Feinde als Freunde zugezogen. Er starb den 23. Juli 1845. Von imposantem Aeußern, war Kuhn in seinem Silberhaar einer der schönsten Greise, welche man sehen konnte Er war ein heiterer und freundlicher Geist, ein Dichter voller Kraft und Lieblichkeit, als Theolog ein Anhänger des hauptsächlich von Reinhard vertretenen rationalen Supranaturalismus, ein treuer Bürger der alten Zeit und ein ächter Volksfreund, der mit Eifer sich die Wohlfahrt seines Volkes zur Lebensaufgabe machte.

Schweiz. Volkslieder und Gedichte von J. J. Kuhn. Mit Musikbeilagen und Idiotikon. Bern, 1806. Neue Auflage, daselbst 1819 u. s. w.

Erzählungen und Novellen, (aus den Jahren 1811—1817) zerstreut erschienen in dem schweiz. Almanach „Alpenrosen".

Sammlung von schweiz. Kuhreigen. Bern, 1812.

Kuhn war ein scharfblickender Freund der Natur, die ihm in allen ihren wechselnden Erscheinungen eine gern belauschte Predigerin Gottes war. Ein kindlich naiver Sinn liegt auch der Auffassung und Darstellung des Volkslebens zu Grunde, die wir in seinen Volksliedern finden, und von denen viele wirklich Eigenthum des Volkes geworden sind und in aller Munde leben. Sie sind Denkmale eines heitern und freundlichen Gemüthes, das gerne Alle so froh und zufrieden sähe, wie es selber ist und bei allem frohen Genuß des Lebens dem Gemeinen und Schlechten abhold bleibt. Auch diejenigen seiner Lieder müssen so beurtheilt werden, die dem Verfasser von einer Seite her Tadel und Mißbilligung zugezogen haben. Er faßte die im Kt. Bern bestehende Volkssitte z. B. des Kiltgangs, von seinem Standpunkte aus mit naivem Sinne auf und ergriff mehr ihre ideale, harmlose, als ihre gefährliche und verwerfliche Seite.

Als Volksdichter steht Kuhn, was poetische Auffassung seines Gegenstandes und gelungene Handhabung des Dialektes betrifft, unter den Dichtern dieser Periode unstreitig Hebel am nächsten. Seine Lieder[1] athmen eine rührende Natürlichkeit und sind von einer ge-

[1]) Die urwüchsigen Melodien von Ferdinand Huber aus St. Gallen zum „Gemsjäger" zum „Ustig" u. a. Liedern Kuhns, sowie dessen „fünf-

funden, wohlthuenden Heiterkeit durchdrungen; was sie namentlich hoch stellt ist, daß sie sehr viel poetische Stimmung verrathen die kaum je in's Sentimentale sich verliert. Gedichte wie „Der Gemsjäger", „Der Ustig wott cho". „Herz, wohi zieht es di" und „Ach, wie churze-n-üsi Tage" werden für das Herz des Schweizers ewig ihren Reiz bewahren! —

Die Entstehung der Alpenrose.

Es trurigs Stückli will i zelle,
Ihr Meitleni, get ordlig Acht!
I ha's für euch u jungi G'selle
Zur Warnig styf i Ryme bracht.
Ihr wüßet z'Sigriswyl bi-n-i
Z'erst sibe Jahr Schulmeister g'si.

Dert steit ech, grad ob Oberhuse,
E grusam höhji, spitzi Flueh;
Es wurd ech scho vom Agseh gruse,
U d'Gemschi chöme chuum derzue.
Flüehblumi gits die schönste dra,
Schad, daß sie niemer g'winne cha!

Was g'scheht? Vor meh as hundert Jahre
Geit eine ame Meitschi na;
Doch das het alli Burs für Nare,
Bal seit es nei, bal seit es ja.
'S isch einzig Ching, hübsch, rych derzue,
Drum ist ihm kene fürnehm gnue.

Hätt' er die Näri fry la blybe!
Us dere gits kes fründligs Wyb.
Het eine vo-n-ech Lust zum Wybe,

stimmige Kuhreigen" sind bekannt und haben dem Komponisten die Anerkennung eines Franz Liszt und Mendelssohn-Bartholdy erworben. Huber, der um's Jahr 1816 als Musiklehrer nach dem weltberühmten Hofwyl kam, war wie Nägeli ein ächt schweizerischer Tonkünstler, der mit Vorliebe nach den Erzeugnissen vaterländischer Dichter griff.

So eire blyb er ja vom Lyb!
Doch er mit G'walt will Eisi ha,
U sött er Lyb u Lebe la.

Es Mal am Aelper-Sunde z'Abe
Führt er sys Eisi o zum Wy;
U lat ihm Zucker gnue dry schabe,
U Musketnuß, u schenkt ihm y.
U flismet: „Säg mer einisch ja!
„G'wüß cha di kene lieber ha!"

Es thut as wet's dervo nüt g'höre:
„Aeh! Schwyg vo dem! — Nei, la mi ga!"
Du däicht's: i will di scho verthöre,
U sait ihm z'letst: „Du mußt mi ha,
„Wit du mir vo der spitze Flueh
„Flüehblumi vor mis Pfäister thue."

Hans! heb du Sorg! Das chönnt dir fehle;
Wer G'fahr suecht, dä chunnt liecht drinn um.
Ja! Da hilft Rathe nüt u Schmähle;
Er thuts doch, aller Warnig z'Trumm,
Er seit: „Es Bott! Du mußt sie ha,
„We du wit mit mer z'Chilche ga."

E Morge früeh, daß d'Sterne schyne,
Er uf u z'weg, dür d'Allmit uf,
U-n-über Oberhuse-n-yne
Dem Gerbibach na der dürus;
Jetz steit er unte-n-a der Flueh
U faht a chlettre. — G'seht ihm zu!

G'seht, wie-n-er a de glatte Wände,
Mit Angst u Noth mag ufe g'choh!
Er blüetet scho a beede Hände,
Doch ist er no wyt, wyt dervo.
Geng obsi! B'hüt is Gott der Herr!
I wett nit, daß i Hansi wär.

Geng obü! Jetz isch's gli erstritte!
Heb an di, Hans, u wehr di guet!
Ja gschauet — es isy kener Tritte
So are Flueh. Wohl, d'Sach chunnt guet!
Herr Jesis Gott! Da rütscht er us,
U fallt — u fallt! Es ist e Gruus.

Da lyt er grad ob Oberhuuse,
Grusam zerfallne, a der Flueh.
D's Bluet lauit zu Muul u Nase=n=use.
Jä, g'seht er! Das cha d'Liebi thue.
Die macht ech d'Lüt so dumm u blind.
B'hüet Gott e=n=jedes Mönsche=Chind.

Gel Acht! So öppe na zwo Stund
Chunnt Eis früi vom Melche hei,
Sy Weg füehrt's e chli wyter unte
Der Flueh na, 's thuet e lute Schrey.
„Herr Jesis! -- Hansi, B'hüet mi Gott'
„Was ha=n=i g'macht' -- Da lyt er — tod!"

U fallt uf d'Chneu; es möcht gern gryne,
U cha doch nit; es schlückt, und schlückt —
U zittret; — 's faht ihm afa schwyne,
Bis ihm der Schrecke d's Herz abdrückt.
Da liege=n=alli beedi, tod,
Uf füechtem Gras im Morgeroth.

Me het se=n=erst am Abe funde,
U het i d's Dorf se=n=ahi treit,
U na zwe Tage druf, am Sunde
Si z'Siegriswyl i Chilchhof g'leit,
Der Pfarrer het e Predig gha,
'S het Jung u=n=Alti z'Briegge tha.

U=n=a der Flueh wo Hans isch g'lege,
Wachst us sym Bluet e Blueme=n=uf;
D'Alprose, wie 're d'Lüt jetzt säge,

Ihr Meitleni, get Achtig drui!
Die Blumi dra sy roth wie Bluet
U stah am dunkle Laub gar guet.

Ihr chent se=n=uf de Berge g'winne!
Si wachse jetzt a mänger Flueh.
Doch söttet ihr derby geng sinne,
Ihr wellet nie wie Eisi thue!
Mit treuer Liebi heit nit Spott,
Vor Hochmuth da biwahr ech Gott!

Der Gemsjäger.

I de Flüehne ist mys Lebe,
U=n=im Thal thue=n=i ke Guet.
Andri wehre mir's vergebe:
„Gang doch nit! 's ist G'fahr um's Lebe!"
O ihr liebe, gute Lüt,
Enes Säge nützt hie nüt!

Früy am Tag, we d'Sterne schyne,
Stah=n=ig uf, u gah uf d'Jagd.
Nu, mys Wyb, u myni Chlyne,
Müeßt nit um=e=n=Aetti gryne!
Uese Herrget ist dert o;
D'r Aetti wird scho umhi cho.

Wo=n=es alle Möntsche gruset,
Wo kei andre düre cha,
Unter mir d's Waldwasser bruset,
Gletscherluft dur d's Haar mer fuset,
Obe=n=unte — z'rungsum Flueh,
Gah=n=i frisch u fröhlich zue.

Dört, wo hinter äine Grinde
Uese große Gletscher steit,
Wo die frechste Chüe erwinde,

D'Weiße chunnt der Weg no finde,
Het der Winter ohni End
Geng sy Thron, sys Regiment.

Aber wä=n=er no so chalte,
U der Gletscher no so wild
U no drümal ärger g'spalte,
Alles ma mi nit abhalte;
We=n=i dört e Gemschi weiß,
Ist mir seligs Alles eis.

Wahr ist, mänge fallt da abe,
D'Ewigkeit erdrohlet er,
U lyt tief im Ysch vergrabe.
O wie luegt sys Wyb am Abe:
„Chunnt er ächt?" Lueg wie de witt,
Leider Gott! er chunnt der nit.

Tröst du di! Er lyt da unde
Sanft so gut as ime Grab;
Uese Herrget het ne funde,
U biwahret ne da unde
I dem tiefe Gletscherschrund,
Bis de jüngsti Tag de chunnt.

We=n=a dem Tag früy eh d'Sunne
Strahlt in ihrer Herrlichkeit,
Ist der Gletscher gly zerrunne,
De het's Haus glatt Alles g'wunne'
Gryn du nit! Ihr werdet scho
Dört no einisch z'säme cho.

Mein Blümchen.

Ha a=n=em Ort es Blüemeli g'seh.
Es Blümeli roth und wyß;
Das Blümeli g'seh=n=i nimme meh,
Drum thut es mir im Herz so weh.

O Blüemeli my!
O Blümeli my!
I möcht geng by der sy.

Ihr chennet mir mys Blüemeli nit,
'S git nume=n=eis e so!
'S ist, leider Gott! viel tusig Schritt
Vo hie; i g'sehy mys Blümeli nit.
O Blümeli my!
O Blümeli my!
I möcht geng by der sy.

Das Blümeli blüht — ach! nit für mi,
I darf's nit breche=n=ab.
Es mueß e=n=andre Kerli sy!
Das schmürzt mi drum so grüseli.
O Blümeli my!
O Blümeli my!
I möcht geng by der sy.

O lat mi bi mym Blümeli sy!
I gschände's wäger nit.
Es tröpflet wohl es Thränli dry,
Ach! i ma nimme lustig sy.
O Blümeli my!
O Blümeli my!
I möcht geng by der sy.

U we=n=i einisch g'storbe bi,
U d's Blümeli o verdirbt,
So thüet mer de mys Blümeli
Zu mir uf d's Grab, das bitte=n=i.
O Blümeli my!
O Blümeli my!
I möcht geng by der sy.

Der Killer.

Benz.

Hoscho! Eisi la mi yne,
Es macht nüsti grüsli chalt;
Lueg wie d'Sterne heiter schyne!
G'hörst du? D's Huri schreit im Wald.

Eisi.

Benzi, gang mer ab der Byge;
Los! der Ringgi bellet scho;
We mer jetz nit gleitig schwyge,
Chönnt is d's Müeti drüber cho.

Benz.

'S Bott, ih gah jetzt nit da dänne!
Mira syg dys Müeti da!
Was het es da drüber z'gränne?
'S het der Att o yhe g'la.

Eisi.

Ni-n-is g'wüß! I mueß mi schäme;
Bist erst nächti by mer g'si.
We s o dyner Lüt vernähme,
Denk, o Benz, was seiti si?

Benz.

Mira was sie wei, die Narre,
Mira doch! Was g'heit es mi?
Es zieht mi a-n-alle Haare,
Eisi, bis i byder bi.

Eisi.

Nei, gang doch vom Fäister abe!
Ich cha di nit yhe la!
Chum du be am Samste z'Abe,
De ma's notti sanft aga.

Benz.

Eisi, mach nit Federlese!
Well du wottsch mi yhe la?
'S wär mir doch es arigs Wese,
We=n=i wieder hei sött ga.

Eisi.

Du bist gar e fuule Kerli;
Du magst säge, was de witt!
Aber glaub mer's ja=n=i währli,
Dä Rung chunnst mer notti nit!

Benz.

Eisi, bis doch nit so g'späßig:
Was ha=n=i dir z'wider tha?
Angri Mal bist nit so häßig;
Mira! I cha wieder ga.

Eisi.

Nu so de! So chumm de=n=yne!
Rume hübschli! süferli!
Aber bis mer grüüsli fryne,
Süst bist zlest Mal by mer gsi.

Geißreihen.

Juheh! der Geißbueb bi=n=i ja!
Mys Hörnli und my Geisle da
Thüe mir noh nit verleide.
Im Täschli ha=n=i Chäs u Brod,
Mys Haar ist chruus, u d'Backe roth,
U d's Herz voll Lust u Freude.
Jungi, Alti,
Melchi, Galti,
Großi, Chleini,

Hübschi, G'meini,
Führe=n=ig uf Berg und Weid.
Holioli ouhu! ꝛc.

I singe früy uf Grat u Fluch,
De schmale, wilde Bändre zue,
Wo keuer Chüeh meh gange.
Es gwuß! fry mänge freche Ma
Gieng nit, wo=n=i, de Geiße na,
Er blieb bas unte b'hange.
Ume Hübel!
Zuehe Strübel!
Alli zuehe!
Zitz bas uehe,
Wo die lube Gemschi gah'
Holioli ouhu! ꝛc.

Es git gar mänge=n=arme Ma,
Wo wäger nit e Chueh verma.
He nu, so het er Geiße!
Drum nüd deß minder juchze=n=i,
We=n=i scho nit e Chüejer bi,
U numme Geißbueb heiße!
Nit fürdure,
Alti Lure!
Dert am Schatte
Dur dä Schratte
Geit's dä Rung uf Bännisegg.
Holioli ouhu! ꝛc

Juheh! Da bin=n=ig obe=n=uus
D'Flüehlaui donnret, 's ist e Gruus.
G'hörsch, g'hörsch der Gletscher chrache?
So chrach u donneri's mira!
Hie obe bi=n=i sicher ja,
U cha darüber lache.
Mutti, Schabe,
Nit bas abe!

Zuehe Länder!
Nit i d'Bänder!
Blybet überobe hie!
Holioli ouhu! ꝛc.

U we=n=i scho ke Chrützer ha,
U chuum e=n=eigni Geiß verma,
So bi=n=i nit drum z'bnure.
Die Lüt, wo Geld u Güeter hei,
Die chlage notti allerley;
Süst los me nume d'Bnure!
Zuehe Chlyni!
Du bist myni!
La di melche.
Lubi Spelche!
Du bist ja mi z'Jmmis=Geiß.
Holioli ouhu! ꝛc.

Doch hätt' ig es paar tusig Pfund,
J g'heiti f' nit i Gletscher=Schrund!
Flugs gieng i zu mym Eisi.
„G'schau, Schätzeli! Was ha=n=i da?
„Ja gäll! J bi=n=rych Ma!"
Es nähm mi gwüß, das weiß i!
We=n=i hätti,
Ja, so wett=i!
Aber notti
Zuchze wott=i,
We=n=i scho das Geld nit ha!
Holioli ouhu! ꝛc.

Sehnsucht nach der Heimat.

Herz, wohi zieht es di?
Säg mer, wo denkst du hi?
Säg mer, was chlopfist so hert?

Ach, für mi iſt hie uße ke Rueh,
Mit de Schwalme de Berge zue
Möcht' i gah flüge=n=u hei.

Hinter äir Gletſcherwand
Steit ja myṡ Vaterland;
O, wie ſchön, u wie lieb!
D'Glogge töne=n=u d's Alphorn dry;
Schöners cha uf der Welt nüt ſy.
Wär i doch nume ſcho dert!

Nach ob em Dörfli zue
Baut' i my's Hus a d Flueh,
Unterm Ahorn am Bach!
Und i juchzti: „Juheh! Juheh!"
Alli Morge de Flüehne zue,
U die Flüeh juchzte mit mir:

Blieb i deh ächt allei?
Gauch biſt de! nei! o nei!
'S iſt ſelbander viel bas.
Aber gället, ihr Lüt, ihr wüßt
Wäger nit, wer mi liebt u chüßt,
U wie myṡ Schätzeli heißt?

Aber, du liebe Zyt,
Wie iſt vo hie ſo wyt,
Wyt zu mym Liebi hei?
Ach, es het mer ſcho mängiſch z'Nacht
D's Schlafe gno, u mi z'briegge g'macht!
Heimet, wie biſt mer ſo lieb!

Kuhreihen beim Aufzug auf die Alp im Frühling.

Der Uſtig wott cho, der Schnee zergeit ſcho,
Der Himmel iſch blaue; der Gugger het g'ſchraue,
Der Meye fyg cho.

Luſtig uſe=n=us em Stall mit de lube Chüehne!
Neſt ſchöni Zyt iſch cho, Luſt u Freiheit wartet ſcho
D'inne uf de Flüehne.

Am Pflueg geit der Buur, es wird em ſo ſuur!
Er hottet u hüſtet, er werchet u byttet,
So bis de fry, Buur!
Mir zieh friſch u fröhlich uus us dym Dorf im Meye,
Mir ſy muntri Chüehertüt, b'chönne dyner Sorge nüt,
Juchze=u=u juheye!

Mengs Vögeli ſingt; mengs Büebeli ſpringt,
U juhzet, u johlet im Grüene, =u=u drohlet,
U d's Meiteli ſingt.
Gält die große Treichle her u die chlyne Schelle!
Schöner tönt im Ustig nüt, als e luſtigs Chüehergrüüt,
U=n=e Chüeher=Gelle.

D'Schneeballe blüht ſcho, u d'Beyeli o,
U=n=allerlei Meye, juheye! juheye!
Zu Büſchele gno.
Muni! mueſt e Melchſtuhl ha, zwüſche d'Hörner bunde,
U=n=e große Meye dra vo de ſchönſte Tulipa,
Wo mer nu hei funde!

Die Chüeh ſy nit z'bha! Hans, mach die vora,
U ſtell di fry breite! Mir wei nit me beite,
Wei z'Alpe jiz gah!
G'juhzet, was der juhze meüt, g'juhzet eis u g'ſchraue!
B'ſunderbar dun d'Dörfer us, ſo g'ſeh d'Lüt zum Fäiſter us;
Alles chunt cho g'ſchaue!

Ho! Sä, ſä! Ho, hoh! Löt füferli cho!
Sy alli vom Bahre? So wei mer denn fahre;
Die Große gah ſcho.
B'hüet ech Gott, ihre Buurelüt, mir wei jitze ſcheide!
Danki Gott u zürnet nüt! Löt di runche Chüehertüt
Ja=n=ech nit verleide!

Kühreihen bei der Abfahrt von der Alp im Herbst.

Ach, wie churze-n-üsi Tage!
Ach, wie flieht die schöni Zyt!
Alle Flüehne möcht' is chlage,
Was mer schwer am Herze lyt.
Ig u d' Chnabe Müesse-n-abe,
Bal vom liebe Berg i d's Thal;
U-n-es isch so schön hie obe;
Schöner chumm i d's Chünigs Saal.

Uesi liebi Schwalmli wyche,
U das Hermli wyset o.
G'seht er dert! d'Flüelerche stryche
Wäger gege d'Tensi scho.
Abe-n-abe Mit de Chnabe,
Dütet das, vom Berg i d's Thal!
'S isch gly nimme schön hie obe,
All i Schöni stirbt eismal.

Uefes Gräsli isch verschwunde,
Uesi schöni Meye-n-o.
D'Buebe hei vom Thal dert unde
Scho Ghiltblueme mit 'ne gno'
Ach, ihr Chnabe! Abe n, abe
Blange d'Chüeh eismal;
'S isch kei Nahrig meh hieobe;
Aber Heu, Gottlob im Thal.

G'höret ihr's dur d'Gyme pfyfe?
'S isch e chalti Luft, das geit.
'S saht scho wäger z'Nacht a rufe,
Ui de Flüehne het es g'schneit.
Ach, ihr Chnabe! Abe-n, abe
Jagt der Winter üs eismal;
D'unte warte warmi Stube,
Warmi Ställ für d'Chüeh im Thal.

Uefes Mulche het brav gulte,
Uefi Ghüeli sy glatt u feiß;
Uefes Sennthum blybt ungschulte,
Wo me d'Sach versteit u weiß.
Fröhlich abe Drum, ihr Ghnabe!
Juchzet no zum letste Mal!
:Rechti Ghüeher-Burs sy fröhlich
Uf em Berg u-u-o im Thal.

Packet d's Wyb styf uf e Wage,
D'Ghingleni i d's Bett derzue!
D'Ghälti soll mer si nit plage;
U so geit's dem Dörfli zue.
Abe-u, abe, Mini Ghnabe!
Zieht mer fröhlich jitz i d's Thal!
Dä, wo-u- üs im Winter gaumet,
Schickt e-u-Ustig allimal.

J. R. Wyß, der jüngere.

Johann Rudolf Wyß, Professor der Philosophie und Oberbibliothekar (als Dichter der jüngere als Professor der ältere genannt) wurde am 13. März 1781 zu Bern geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Reich begabt durchlief er zunächst die Lehranstalten seiner Vaterstadt und bildete sich außerdem auf deutschen Universitäten so frühzeitig und vortheilhaft aus, daß ihm schon im 25. Lebensjahre der Lehrstuhl der Philosophie an der neubegründeten Akademie in Bern übertragen werden konnte, in welcher Stellung er auch bis zu seinem Ende thätig war. Obschon er sich in allen Fächern des Wissens umgesehen hatte, zogen ihn doch die Geschichte seines Vaterlandes, Aesthetik, schöne Literatur und Kunst besonders an. Durch ihn namentlich gewann die Lesegesellschaft zu Bern den Schatz an klassischen Werken der neuern Literatur, wodurch sie sich sehr bald über ähnliche Institute der Schweiz erhob. Mehrere Jahre redigirte Wyß den „Schweizerischen Geschichtsforscher" und besorgte gemeinsam mit seinem Freund

Stierlin die Herausgabe der „Bernerchroniken von Justinger, Tschachtlan und Valerius Anshelm". Es lag ihm vor Allem daran, geschichtliche Erinnerungen wieder in's Leben der Gegenwart zurückzurufen und die Jugend, der er stets ein aufopferungsvoller Freund und Berather war, mit Begeisterung für die Großthaten unserer Altvordern zu erfüllen. „Aus Anlaß eines vom stadtbernischen „Burgerleist" veranstalteten patriotischen Festes dichtete er das zur Nationalhymne gewordene kernige Lied „Rufst du mein Vaterland". Ebenso ist er der Verfasser des heimwehseligen „Herz mys Herz, warum so trurig". Mit besonderer Vorliebe schöpfte er als Dichter aus der reichen Fundgrube unserer Volkssagen, Legenden und Chroniken. Seine „Reise in's Berner-Oberland" (in 2 Bd.) ist ein Vorläufer unserer heutigen, in rothe Leinwand gebundenen, unentbehrlichen Reisebegleiter. Ein unverwelkliches Verdienst um die Kinderwelt erwarb er sich durch die Vollendung und Herausgabe des von seinem Vater als Familienbuch angelegten und angefangenen „Schweizerischen Robinson", der in's Englische, Französische und Spanische übersetzt und selbst in Amerika bekannt wurde."

Die meisten Freunde gewannen ihm aber die „Alpenrosen", deren Herausgeber und fruchtbarster Mitarbeiter Wyß war, und die seit dem Jahr 1811 zwanzig Jahre lang der natürliche Repräsentant der Schweiz auf dem deutschen Parnaß bildeten. „Aus den Blättern dieses Schweizer. Taschenbuches, wenn sie auch jetzt vergilbt und vergriffen sind, weht uns heute noch ein frischer, heimatlicher, ächtschweizerischer Alpenduft entgegen. Seither wurde zu wiederholten Malen von andern tüchtigen Kräften der Versuch gemacht, den zierlichen Almanach mit dem alphornblasenden Genius auf dem Deckel neu aufleben zu lassen, aber nie erlangte derselbe wieder die Bedeutung, die er damals gehabt. Auch in der schönen Literatur bleibt der Satz eine Wahrheit, daß andere Zeiten andere Formen verlangen." [1]

Wyß hat auch außerhalb des philosophischen Hörsaals durch Anwendung seiner philosophischen Prinzipien auf das Leben zu wirken gesucht, wie namentlich seine „Vorlesungen über das höchste Gut" (2 Thle. Tübingen, 1811) beweisen, welche in Deutschland mit Beifall aufgenommen wurden. Er starb den 31. März 1830, nachdem er noch kurz vorher in den „Alpenrosen" auf rührende Weise Abschied genommen hatte. —

[1]) Alfred Hartmann, im Januarheft der illustrirten Zeitschrift „Alpenrosen" von 1866, pag. 18.

*

Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz von J. R. Wyß. Mit Kupfern. 2 Bde. Bern 1815–22.

Neue Idyllen und Volkssagen aus der Schweiz. Bern 1822.

Lyrische Halle von J. R. Wyß. Bern 1819.

Schweizerischer Robinson. 2 Bdchn., Zürich 1813. Zweite Auflage: 4 Bdchn., 1821–27.

Reise in das Berner Oberland. 2 Bde. Bern 1816–17.

Alpenrosen, Schweizeralmanach. 1811–1830. Bern, bei Burgdorfer: einige Jahrgänge bei Christen in Aarau. (Mitarbeiter: G. J. Kuhn, J. C. Appenzeller, der schöngeistige Naturforscher Meißner, J. R. Wyß, der ältere, u. A.)

Wyß d. j. hat mehr anregend, als im eminenten Sinne schöpferisch auf dem Gebiete unserer poetischen Literatur gewirkt. Dabei war er national und einer der Ersten, welche die Idee einer poetischen nationalen Literatur mit vollem Bewußtsein betonten. Er spricht sich über seine poetische Begabung wie über seine nationalen Tendenzen in der Vorrede zu seinen Idyllen und Volkssagen pag. IV. ff. in höchst bescheidener Weise folgendermaßen aus:

„Außer der freien, freudigen Geisteserhebung, außer dem Sinne für Wahres, Schönes und Gutes, zu dessen kräftiger Belebung jedes Dichterwerk ohne Ausnahme hinstreben soll, ist die Lust an unserer vaterländischen Natur und Sitte das Hauptziel, zu welchem diese Dichtungen ihre Leser emporheben möchten. Seit Homer und den Griechen hat die Poesie ganze Welttheile der Körper- sowohl als der Geisterwelt entweder in Besitz genommen, oder doch entdeckt und umfegelt. Durch Jahrtausende, durch alle Tiefen des Gemüths und durch weite Sonnensysteme trägt der Flug der Begeisterung. Aber inniger, trauter, lebendiger schließen Sänger und Hörer sich wohl ewig an das Heimische, an das Selbstangeschaute und Selbstempfundene. Hat doch die deutsche Poesie unserer Tage diese Wahrheit auf's Neue bekräftigt. Von Bürger's Volksballaden, von Göthe's Faust und Berlichingen, von Vossens Idyllen und seiner Luise hinweg bis auf die jüngsten gemüthsvollen Dichtungen Tiecks und La Motte Fouque's, hat das Deutsche, das Angestammte, das Eingeborne stets am tiefsten und allgemeinsten auf die deutschen Leser eingewirkt. Und war es denn anders bei den Schweizern? . . . .

. . . . Wem also die Kraft des Genius nicht höhere Flüge verstattet, und wessen ärmere Phantasie nicht in allen Weltzonen und in allen Jahrhunderten sich anbauen kann, dem ist ein schönes Gebiet der dichterischen Bestrebung in der Natur und in der Sage

seines Vaterlandes ausgebreitet. Er gleicht einem Maler, dem die treffendsten Umrisse der einzelnen Gestalten und Phantasien schon gegeben sind, und der allein noch mit Anordnung, Färbung und Schattengebung sich zu befassen hat. Seine Arbeit wird ihm leichter und doch wegen ihres Gegenstandes auch dankbarer; denn wo der Leser nicht durch vollendete Kunstform ergriffen wird, da hilft die verwandte Theilnahme an dem Heimischen wohlthätig nach."

Das Wahre dieser Aeußerungen, welche fast als eine Selbstkritik gelten können, liegt darin, daß jede ächte poetische Literatur eine nationale Basis haben muß; unrichtig ist, daß das Zurückgreifen auf eine nationale Grundlage auf Rechnung des mindern Talentes gestellt wird; verwerflich, daß die Vaterlandsliebe die unvollendete Kunstform gewissermaßen entschuldigen soll. Eben auf diesem letzten Schlusse, der nur vom Standpunkte des politischen Patriotismus und der didaktischen Tendenz zu begreifen ist, beruht der Schlendrian, welcher seit der ersten französischen Revolution bis heute sich in unsere vaterländische Literatur eingeschlichen und eine Menge von mittelmäßigen und schlechten Erzeugnissen hervorgebracht hat, die großentheils auf dem Faulbett des Patriotismus entstanden und durch die hohle Phrase eines zum Gemeingefühl gewordenen republikanischen Bewußtseins großgesäugt worden sind.

Dieser Vorwurf gilt der breiten Ueberwucherung des Gartens unserer Literatur durch Mittelmäßigkeiten, die wir in diesem Werke am besten mit Stillschweigen übergehen; er trifft aber keineswegs die Erzeugnisse des Dichters, von dem wir so eben sprechen, der im Gegentheil, wie kein Anderer in dieser Zeit, das größte Verdienst um Hebung unserer nationalen Literatur in Anspruch nehmen darf. Seine Idyllen,[1] Volkssagen und Legenden haben zwar alle eine didaktische Tendenz, gemäß der Idee, welche der Dichter von der Aufgabe der Poesie überhaupt hatte; sie sind in Folge hievon etwas breit, aber von anmuthiger Natürlichkeit, lebendiger Anschaulichkeit und wohlthuender Herzlichkeit. Wyß, d. j., verbindet mit einer feinen Beobachtungsgabe Kürze und Kraft im Ausdruck; in durchaus origineller

[1] Die antiken Idyllendichter Theokrit, Bion und Moschus verstunden unter Idyll (Bildchen, Sittenbild) nicht ausschließlich ein Hirtengedicht, sondern überhaupt ein kleines Gedicht von lyrischem oder epischem Inhalte, das nach unten an das Epigramm, nach oben an die Epopöe gränzte. Während Geßner den Begriff „Hirtengedicht" festhielt, setzte Voß das Idyll wieder in seine ursprünglichen Rechte ein und seither wird unter Idyll jede Darstellung der schuldlosen, einfachen, naturgetreuen Menschheit verstanden. In diesem weitern Sinne hat auch Wyß d. j. seine derartigen Erzeugnisse Idyllen genannt.

Weise gibt er die Natur und Sitte seines Landes wieder und überragt hierin manchen spätern vaterländischen Dichter, der sein Vaterland nur aus den Büchern fremder Touristen kennt.

Als lyrischer Dichter steht Wyß, d. i. seinem ältern Freund Kuhn nahe; er ist weicher elegischer als dieser, aber ebenso natürlich und von derselben Tüchtigkeit der Gesinnung. Unter den Idyllen und Sagen sind hervorzuheben „der Wunderzwerg oder die belohnte Gastfreundschaft", „Blümelisalp", „der Krystallgräber" und „der Ritter von Aegerten"; unter den Legenden „Rudolf von Strättlingen", „Sankt Beat", „Sankt Trutbert und das Krüglein". Wie Martin Usteri hat sich Wyß auch im Dialekt des 15. Jahrhunderts versucht in der Erzählung „Viel Noth und viel Hülf" (aus den Zeiten der burgundischen Kriege). Dieses Stück ist mit großer Anschaulichkeit und Naivetät geschrieben; der Charakter der Sitten und der Schreibart des fünfzehnten Jahrhunderts ist jedoch nicht mit historischer Treue festgehalten.

Dem Vaterland.

Rufst du mein Vaterland?
Sieh' uns mit Herz und Hand
All' dir geweiht!
Heil dir Helvetia!
Hast noch der Söhne ja,
Wie sie Sankt Jakob sah
Freudvoll zum Streit.

Da wo der Alpenkreis
Nicht dich zu schützen weiß,
Wall dir von Gott,
Steh'n wir den Felsen gleich,
Nie vor Gefahren bleich,
Froh noch im Todesstreich,
Schmerz uns ein Spott.

Nährst uns so mild und treu,
Hegst uns so stark und frei
An Hochlands Brust!

Sei denn im Feld der Noth
Wenn uns Verderben droht,
Blut uns ein Morgenroth,
Tagwerk der Lust!

Frei und auf ew'g frei
Rauf unser Feldgeschrei
Hall unser Herz!
Frei lebt, wer sterben kann,
Frei wer die Heldenbahn
Steigt als ein Tell hinan,
Nie hinterwärts.

Doch wo der Friede lacht
Nach der empörten Schlacht
Drangvollem Spiel;
O da, viel schöner, traun,
Fern von der Waffen Graun,
Heimat dein Glück zu bau'n,
Winkt uns das Ziel.

Regentenlast.

Ein Schwank.

In einer alten guten Stadt,
Die Rath und Burgermeister hat,
Vor Zeiten saß ein Edelmann
Mit Ehr' und Frommkeit angethan;
Der ward zum höchsten Regiment
Von aller Burgerschaft erkennt,
Und führt das Amt in Ruhm und Preis
Gar ritterlich, gerecht und weis.
Drob freut er sich in seinem Sinn,
Und denkt zufrieden vor sich hin:
„Nichts in der Welt doch alle Frist
Wie Regiment so löblich ist!

Von Groß und Klein, von Arm und Reich
Thut's Keiner mir an Mühe gleich;
Ich trag' ein' Bürde groß und schwer,
Wo trägt und schafft ein And'rer mehr?"

Derselbig Burgermeister lag
Auf seinem Schloß an einem Tag,
Im weiten Feld mit Kind und Weib,
Thät gütlich pflegen seinen Leib.
Drauf, als zur Stadt er wiederkehrt,
Beritten, zierlich, wohlbewehrt
Am Morgen früh zu guter Zeit,
Da kaum der Hahn im Hofe schreit,
Vergißt er, wie's in Eil sich trifft,
Ein Bündlein köstliche Geschrift.
Die sollt er nicht dahinten la'n,
Er mußt' sie heut' im Rathe ha'n. —
Und als ein Stündelein im Trab,
Er frisch geritten Thal hinab,
Da sinnt er dran und schlägt im Zorn
Die Faust sich auf die Stirne vorn,
Und schwört ein Zeichen oder vier,
Und schimpfet was von Müllerthier.

Indem so sitzt am Wege nah
Ein Hirtenbub, der hütet da,
Und Geißen wimmeln rings umher,
Als ob's ein Haufen Emsen[1] wär.
„Ei", fällt dem Burgermeister ein,
„Der soll mein Botenläufer sein!
Denn kehr' ich selber um nach Haus,
So lacht die Frau mich übel aus."

Er ruft den Jungen stracks herbei
Und giebt ihm blanker Batzen drei,
Und spricht mit ihm ein freundlich Wort:

[1]) Ameisen.

„Du! lauf' zum alten Schlosse dort,
Der Edelfrau 'nen hübschen Gruß'
Ein Bündlein Schrift da liegen muß,
Im Eisenkasten rechter Hand
Bei meinem Schragen an der Wand,
Das soll sie senden alsobald,
Ich hätt' es früh vergessen halt:"

Der Junge drauf mit freiem Muth:
„War wohl mein edler Herre gut!
Doch wahret auch inzwischen mir
Der Geißen und der Böcke hier."
Mit dem, so gibt den Hirtenstab
Er flugs dem edeln Ritter ab,
Und weil's da Niemand sehen kann,
So nimmt auch der den Stecken an.
Da läuft der Knabe tapfer fort
Und läßt den Herrn an seinem Ort.

Der stieg vom hohen Rosse jetzt
Und lachend sich in's Grüne setzt.
O weh, da kömmt ein böser Geist,
(Weiß nicht mit Namen, wie er heißt.)
Und gleich auf all' die Geißen her
Und jagt sie rasend kreuz und quer. —
Zwei setzen durch den nahen Bach,
Drei laufen scharf dem Hirten nach,
Ein Häuflein rennt in's junge Korn,
Die Größte bricht durch Zaun und Dorn
Viel streiten sich mit hartem Stoß,
Und Noth und Pein wird übergroß.

Der Ritter fährt im Zorn empor
Und springt den einen hastig vor,
Und wirft mit Steinen auf die drei,
Und packt am Ohr die tollsten zwei,
Und scheidet dort den wilden Strauß,
Und theilet Püff' und Prügel aus,

Zerreißt den Mantel sich im Dorn,
Verliert im Gras den rechten Sporn,
Beschmutzt die Stiefel um und um,
Und tritt den Sporn am Linken krumm;
Doch bald der Spuck ihn herb verdrießt
Und Schweiß in Bächen von ihm fließt.

Indem so kömmt zum guten Glück
Der Hirt in strengem Lauf zurück,
Und bringt die Schrift und nimmt den Stab,
Dem Burgermeister wieder ab.

Der wischt die nasse Stirn und spricht:
„Bei Kreuz und Stern! das dacht ich nicht,
Daß Geißenhut so voller Noth;
Der Hüter ißt ein saures Brod!
Ich dacht', wie gar so wunderschwer
Mein Amt und Regiment mir wär',
Nun merk' ich, daß ein schlechter Hirt
Viel ärger noch geplaget wird."

Was heimelig syg.

„Was ist doch o das heimelig?
'S ist so=n=es artigs Wort!
'S mueß öppis guets z'bidüte ha,
Me seit's vo liebe Lüte ja,
Vo mängem hübsche=n=Ort " —

Chumm her und los'es chlyseli,
Mir wei's erduure fry! —
'S ist nüt vo prächtig, nüt vo groß,
Es glychet weder Stadt, no Schloß,
'S ist ehnder schmal und chly.

Uf höche Berge findsch es nit,
Und chuum am wyte See;

'S isch nit im breite Spiegelsaal;
'S isch eh verneckt im enge Thal,
Am Wäldli-Hubel eh.

Reis zierlich neus und stattlichs Hus
Het's dickisch im Verlag;
Viel lieber wohnt's i Hüsene,
I subre-n-alte Stüblene,
Wo d'Sunne zueche mag.

A' d's Fenster sitzt es mängisch da,
Wenn Rebelaub dra stygt,
Wenn vorni-zu der Garte blüit,
Und grün e dunkli Laube trüit,
Und alls drum ume schwygt.

Z'Mittag im heitre Sunneglanz
Isch's nit so gern bi'r Hand;
Doch wenn der Mohn am Himmel steit
Und d's Abedsternli füre geit,
De düüßelet's i-d's Land.

Und wo-n-es herzigs Päärli chüßt
Bim Opfelbaum am Bach,
Und Chindlene drum ume sy,
Und recht e guete Fründ derby,
Da het's die beschti Sach.

Zu große Herre chunt es nit,
Es flieht sie mängisch gar;
Hoffährtig Fraue hasset's frey,
Und so die räsze-n-o-ne-chley,
Der Grund isch öppe klar.

Süst het's die guete Wybli gern
Und bravi Töchterli;
Es werchet mit 'ne früh und spat,
Es plaudret mit 'ne chrumm und grad
U-zellt 'ne Ständleni.

So zmitzt im Winter bim Kamin
Wenn Alt's und Jung's si freut,
Es Blitzli singt, es Blitzli lacht
Und zwüsche dure Pöfzli macht,
Da hilft's ech, was der meut!

Wenn b'sunders de=n=e Großpapa
Mit Chindeschinde lehrt,
Wenn d'Großmamma 'ne Chirsi bringt
Und alles a si use springt,
So heimelet=es dert.

Churzum, wo d's Herz im Lyb der seit:
„Wi tufigs wohl bi=n=ig!"
Wo=d' wie daheime wohne magst,
Und fürt na keine Güetre fragst,
Da isch es heimelig!

Die Schweizerdichter.

Treu dir selber erziehst du, mein Vaterland, ähnlich dir selbst auch.
Einen gepriesenen Schmuck, Sänger von edlem Gemüth.
Steht gleich Alpen ja doch, urgroß und gediegen und furchtbar,
Haller bewundert und hehr, strebend zum Himmel hinauf!
Aber, wie freundlich das Thal mit Auen und Gärten und Hainen
Sanft an Bächen sich schlingt, Geßner! so war dein Idyll.
Und wie die Väter so stark, so gewaltig zu Kämpfen und Siegen,
Tönt aus Lavater's Brust kräftig ein biederes Lied.
Doch wie die Jungfrau'n zart, erröthend und sittig erscheinen,
Also der süße Gesang, welchen uns Salis verlieh.

Schwyzer-Heiweh.

Herz, mys Herz, warum so traurig?
Und was soll das Ach und Weh?
'S ist so schön i frömde Lande!
Herz, mys Herz, was fehlt der meh?

„Was mer fehlt? — Es fehlt mer Alles!
Bi so gar verlorne hie! —
Syg es schön i fremde Lande;
Doch es Heimet wird es nie!

Ach, i d'r Heimet möcht i wieder,
Aber bald, du liebe, bald!
Möcht zum Aetti, möcht zum Müeti,
Möcht zu Berg u Fels u Wald'

Möcht die Firste wieder g'schaue-n
Und die lutre Gletscher dra,
Wo die flingge Gemsli laufe-n,
U kei Jäger fürers cha!

Möcht die Glogge wieder g höre,
Wenn der Senn uf d'Berge tryht,
Wenn die Chuehli freudig springe-n,
U kes Lamm im Thäli blyht!

Möcht uf Flüeh und Hörner ryge,
Möcht am heiterblaue See,
Wo der Bach vom Felse schumet,
Uefes Dörfli wieder gseh!

Wieder gseh die brune Hüsi,
Und vor alle Thüre frey
Nachbarslüt, die fründli grüeße-n,
Und es lustigs Dorfe hei!

Keine het is lieb hie uße,
Keine git so fründlich d'Hand,
U kes Chindli will mer lache,
Wie daheim im Schwyzerland!

Uf u furt! u fuehr mi wieder,
Wo s mer jung so wohl isch gsy!
Ha nit Lust, und ha nit Friede,
Bis ig i mym Dörfli bi!" —

Herz, mys Herz! i Gottes Name,
'S iſt es Lyde, gieb di dry!
Will's der Herr, ſo cha-n-er helfe,
Daß mer bald im Heimet ſy!

Die Kindtaufe.

Ein armer Köhler, tief im Wald,
Soll Kindestaufe halten bald;
Ach, in der theuern, ſtrengen Zeit,
Da Mangel drückte weit und breit,
Ward ihm ein Knäblein — unbegehrt —
Von ſeinem muntern Weib beſcheert.

Er geht vom abgelegnen Haus
Nach frommen Pathen kümmernd aus;
Denn wollen ſie bewirthet ſein
Und ſich des Tag's der Taufe freu'n,
Wie ſchafft er Speiſ' und Trank ſo viel,
Geſchirre, Diener, Saitenſpiel?
Kaum hatt' in ſeiner herben Noth
Er täglich ſein bedürftig Brot!
Doch einſam arm zu ſein, trug er;
Vor Gäſten arm ſein wurmt ihm ſehr.

Gar ſorglich, mit geſenktem Blick,
Vom Dorfe nach dem Wald zurück,
Als nun die Pathen zugeſagt,
Kehrt heim er, zaudert, ſeufzt und klagt
Weiß keinen Rath, und windet ſich
Aus Bettelſtolz recht jämmerlich.

Schon brach die Dämmrung dunkler ein,
Zumal im Forſt; des Mondes Schein,
Von ſchwarzen Wolken dicht umwebt;
War längſt dem bangen Blick entſchwebt;
Da ſteht dem Köhler unverſeh'n,

Wo scharf in's Kreuz die Pfade geh'n
Ein stattlich großer Herr im Weg,
Der schlendert lässig hin und träg,
Als freut' er sich der finstern Nacht,
Und hielte mit den Kauzen Wacht.
Dem Köhler graut der schwarze Mann,
Denn pechschwarz war er angethan,
Und auf dem Hute wankt' ein Strauß
Von Hahnenfedern seltsam kraus,
Das eine Bein schien menschlich nicht,
Und fuchsenspitz sein Angesicht,
Auch bot der Herr in grellem Ton
Den guten Abend wie zum Hohn;
Doch fragt' er sanfter alsobald:
„Was stöhnst du hier so spät im Wald?
Ist denn kein Fleckleln Erde leer
Von Klag' und Jammer und Beschwer?!
Pfui, Meisterstück von Gotteswelt,
Auf der die Narrheit Großes hält!"

Jetzt fährt dem Köhler schauerlich
Durch das verzagte Herz ein Stich;
Er kennt den Vogel stracks am Sang,
Mit zentnerschwerem Athemszwang;
Da lüpft sein Hochmuth bald den Kopf,
Und flüstert: Ei, nun gilt's, du Tropf!
Sodann, nicht allzu scheu gesteht
Er, wie so hart es ihm ergeht,
Und wie der Aermste gern doch mag
Daß festlich sei des Tausens Tag.

„Ja wohl, mit Recht!" Sprach Satanas. -
Kein anderer Herr ist's. — „Weißt du was?
Thut Armuth oft ein Dienstlein mir,
So dien' ich gern auch wieder ihr.
Recht um ein Nichts sei dir bescheert,
Was jenen Tag dein Herz begehrt!
Ich thät's umsonst; doch weiß ich schon,

Man denkt, ich stehl' ihn doch den Lohn,
Wenn nicht — wär's auch nur kleinen Dank —
Ich mir bedinge frei und frank."

Und was denn willst du haben? Sprich!
So fragt der Köhler freundlich.

„Viel Gäste kommen dir in's Haus",
Versetzt der Schwarze. „Lärmt der Schmaus,
So bist du Jedem o wie werth!
Und was den Tag dir widerfährt,
Sie nehmen Alle herzlich Theil,
Um keine Grafschaft wärst du feil.
Nun Lieber! gönne mir den Spaß,
Ich denk', es ist nicht Menschenhaß,
Gieb mir dein Wort! kommt's irgend dann
Dich dreimal laut zu nießen an,
Und keiner aus der großen Zahl,
Die ringsum lagern bei dem Mahl,
Sagt dir ein Helfgott! — sollst du mein,
Doch ganz und gar mein eigen sein!"

Der Köhler lacht. „So wohlfeil doch
Half Satan", meint er, „Keinem noch.
Ein leeres Wörtlein — braucht's nicht mehr —
Gibt männiglich mit Freuden her.
An Werkeltagen nieß' ich nie,
So schreien zehnmal Helfgott sie;
Wie geht's vollends am Feste nicht! —
So sei es, Satan!" ruft der Wicht.

Bald tritt die Freudenfeier ein
Und Gäste mit ihr ganze Reih'n,
Geladen, ungeladen auch,
Erpicht auf's Schmausen, nach Gebrauch,
Und als die Taufe war gescheh'n,
Sah man ein Volk zu Tische geh'n,
Das schwer dem Köhler Angst gemacht,
Hätt' ihn der Satan nicht bedacht!

Der aber war zur Morgenzeit
Daher getrabt voll Lustigkeit,
Gar sauber ausstaffirt als Wirth,
Sechs Rößlein mit ihm, wohlgeschirrt.
Und hintenan mit Wein und Wild
Drei Wagen, aller Fülle Bild,
Neun Musikanten drauf zu Roß,
Und Köch', und ein Bedienten-Troß.

Jetzt wird geschlemmet und gezecht,
Gejauchzt, gesungen, wie ihm Recht.

Das Wirthlein mit behendem Lauf
Sprang hin und her, trug tapfer auf,
Goß leere Becher sprudelnd voll,
Und trieb es wie kein Gast so toll,
Daß Lachen, Schwänke, Spaß und Scherz
Ringsum ergellten allerwärts.

Inmitten solchen Jubels nies't,
So laut, daß fast es ihn verdrießt,
Der Köhler, und kein Helfgott tönt,
Da just Trommel' und Pauke dröhnt.
Er stutzt ein Weilchen, doch er denkt:
„Der Zufall hat es so gelenkt."

Bald aber kömmt den armen Mann
Zum zweitenmal sein Niesen an;
Und grad ein Vivat um und um
Macht wieder jedes Helfgott stumm

Da bebt das Herz recht inniglich
Dem Unglücksjohn; er wünschet sich
Weitab von diesem Zechgelag,
So weit kein Sturmwind tragen mag,
Und harrt in banger Seelenpein,
Ob wied'rum muß genießet sein.

Die Frist wird lang; schon glaubt er fast,
Den ganzen Abend werd' ihm Rast;
Als in dem Augenblicke gleich,
Von eines Halbberauschten Streich,
Ein Tisch zusammenbricht und kracht,
Und Alles aufschreit, wiehert, lacht,
Daß auch kein einzig Ohr vernahm,
Als jetzt das dritte Niesen kam.

Doch leider Eines freilich hört
Von Lärm und Schreien unbethört;
Und flug's im Nu darauf schon nah'n
Der Satan und sein Schwarm, zu fah'n
Was jetzt der Hölle fähig ist,
Laut ächzt der Köhler: „Heil'ger Christ!"
Und richtet, was er nie gethan,
Den Blick des Flehens himmelan.

O Trost, o Wunder, groß und rein!
Da tönet aus dem Wiegelein,
Wo ganz versäumt das Knäbchen lag,
Ein „Helfgott helf!" so laut es mag.
Der Satan knirscht, sein Haufe tobt;
Der Köhler jauchzt: „Herr, sei gelobt!"
Die Brut der Hölle schnaubet fort;
Und mit bescheidnem, frommem Wort
Erzählt der Köhler sein Geschick,
Daß Jeder Heil ihm wünscht und Glück.
Er aber ging demüthiglich
Von Stund an reuevoll zu sich,
Und abgesagt dem bösen Feind,
Blieb er der stillen Armuth Freund,
Da Höllenangst ihn streng gelehrt,
Wie leicht die Lust von Gott sich kehrt.
Hinfort bis an den späten Tod
Sucht' er den Herrn in jeder Noth,
Den Herrn, der voll Barmherzigkeit
Erhört und rettet und verzeiht.

Blümlisalp.

Vater Lienhard, ein alter Senn, und Hans, dessen Sohn.

Hans.

Vater, da setzet Euch hin, an den moosumwachsenen Felsblock!
Wahrlich Ihr sollt; denn hoch und zu weit schon seid Ihr gestiegen,
Mir zum lieben Begleit zwar, aber Euch selber, — ich fürcht' es, —
Allzubeschwerend, da jetzo von Siechthum matter die Kniee
Schwerlich den älteren Leib mehr tragen so rüstig als weiland.

Lienhard.

Recht mein Sohn, daß du mahnst! — Ich bedarf des Haltes, ach leider! —
Triebe der Eifer mich gleich bis fort zu dem Stafel der Vorsaß,
Bald doch schwankte mir bebend der Fuß, und verweigerte fürder
Aufzuschreiten. — Wohlan! hier ruht sich's trefflich im Schatten
Dieser umwölbenden Buche, die Schirm verleihet dem Moossitz.

Hans.

Achtet auch, Vater! wie hübsch und wie frei hergunter den Alpweg
Grade von hinnen wir seh'n! — da harren bequem wir im Kühlen,
Bald zuschauend mit Lust, wie die stattliche Heerde vom Thalgrund
Aufwärts steigt, hochfestlich geschmückt mit unzähligen Kränzen,
Fröhlich der Bergfahrt, — laut durch die tönenden Glocken verkündend,
Daß sie die sonnigen Höh'n an kräuterbelasteter Hochalp
Wieder gewinnt anjetzt, da begonnen der liebliche Frühling.
Dorthin schauet! — Am Ecke herum lenkt Alles vorüber.

Lienhard.

Fehlet so Manches mir auch, — Gottlob, doch fehlet mir Eins nicht!
Klar in die Ferne hinab noch blick' ich mit lauterem Auge,
Dank dem Himmel, der mir's am Tage der Leiden gefristet!
Ja, dortnieden — ich seh's — wahrhaftig, da sind sie heran bald!

Hans.

Heißa! voraus mit Stolz, am Gehürne die zierlichen Bänder,
Schreitet der prächtige Scheck, und die bauchichte, hallende Plumbe
Tönt wie Kirchengeläut, daß im Leibe das Herz mir zu tanzen
Hochaufwallet. — O schaut! nun dehnet der Zug sich mit Macht schon.

*

Lienhard.

Freundlich beglänzet die Sonne den Alpweg; und ich gewahre
Haupt um Haupt von der Heerde, die rasch anrücket in Hoffart.
Ei, wie die Sträuße der Blumen so bunt herleuchten! Wie nimmer
Fliegen im Frühluft all die vielfarbigen Schleifen des Schmuckes,
Ach und wie klingen in's Herz mir empor die Glocken, die Schellen!
Daß vom Auge mir warm selbst Thränen entfallen vor Wehmuth,
Weil nicht fürder vielleicht, — o wär' es ein eitel Vielleicht nur! —
Fürder ich nimmer die Herd' an der Alp dort sömm're wie vormals.

Hans.

Vater, nicht gar zu bewegt doch schauet mir in das Sennthum!
Gönnet ein Jahr Euch Rast, und erholet von Schwäche vollends Euch!
Bald dann steiget Ihr frisch in des lachenden Sommers Beginne
Mit uns allen zu Berg, und wir hirten in trauter Gemeinschaft.
Jetzo mein Probstück nur will keck und auf eigene Faust ich
Droben versuchen; an's Herz ist die Sorge mir redlich gewachsen.
Aber so blickt doch hin, wie die Kühe, die Rinder zu Haufen
Unter dem schönen Geläut herziehen und weidliche Sätze
Lustig erproben, und wieder gar ernst vorschreiten im Steinweg!
Jetzt schon seht Ihr ihn ganz in die Länge, den Zug und die Treiber.

Lienhard.

Muß ich noch lachen zuletzt! da die Kühe so läppische Sprünge
Seitwärts wagen in's Gras, und am Boden mit Schnuppern, so dünkt mich,
Gierig erspähen die Würze der Hochalpkräuter, und wahrlich
Wie die Berauschten sich bald vor unbändiger Freude geberden.
Aber der Melkstuhl dort dem Schnepflein zwischen den Hornen,
Zwischen den Hornen dem Pfeifer, dem alten bedächtigen Weißfuß,
Steht auch närrisch von fern, und erscheinet das Dritte der Hörner. —
Ei willkommen, da trabt hochmüthig der grimmige Stier her!
Brummhals hüte mir treu die vertrauete Heerde des Vieh'es,
Packet der Wolf nur ein Kalb, so kostet es billig die Haut dir!

Hans.

Sieh, da sind sie genah't itzt alle dem kürzeren Fußpfad!
Habt Ihr ein Wort noch, Vater, zu bieten den treibenden Knechten,
Ruf' ich hinab; gleich steigt uns einer hieher an die Halde,
Daß er vernehme was irgend zu rathen, zu heißen, Euch einfällt.

Lienhard.

Nichts mehr dünkt vonnöthen mich weiter. — Da stapfen die Pferde!
Kessel, Geräth und die Decken . . . in Ordnung alles geladen? —

Hans.

Ist's, ja wahrlich! — Die Nacht durch schlief kein Stündchen ich ruhig:
Denn ich bedachte mir stets, was erheische die morgende Bergfahrt.
Und früh hob ich mich, — selbst zu bestellen die Lasten der Rosse,
Jegliches Haupt zu durchmustern der anbefohlenen Heerden,
Knechte zu wecken und Bub, und die Glocken zu holen vom Speicher,
Bis selbst Kränze zuletzt, thaunaß, im Garten ich mitflocht.
Schön auch, mein' ich anjetzt, sei dieser mein festlicher Aufzug,
Daß ich mich spiegeln wohl dürf' im Gelände. — Nicht jedem begegnet,
All so stattliche Waare, bei siebenzig Häupter von Prachtvieh,
Aufzuführen zur Alp, wo der Sömmerung Fülle bereit ist.
Hei! wie singen so laut und wie jauchzen die lustigen Knechte;
Soll ich nicht jauchzen auch selbst? — Glück auf dem gesegneten Sennthum!

Lienhard.

Sohn! nur säuberlich, Sohn! — und vergiß mir Blüemelisalp nicht!

Hans.

Blümelisalp? Was denn? — Dort liegt sie vom Gletscher verschüttet!

Lienhard.

Ganz verschüttet! Warum? — Weil üppigerbreitende Hoffart
Prunkte mit Hab' und vergaß dem Geber im Himmel zu danken,
Sündiglich irdisches Gut vergeudend, und eitele Lust nur
Gierig zu schlürfen erpicht, — hartherzig der leiblichen Mutter.

Hans.

Oi, da bewahr' uns Gott! Doch hört' ich nimmer ja solches.
Vater! wie lautet die Mähr? — Zum ernstandringenden Abschied,
Daß er ein Weilchen noch zögre, — verkündet die Sage mir traulich:
Pflegtet Ihr stets doch so durch Geschichten uns Gutes zu lehren.

Lienhard.

Ist's nun möglich, daß Einer im Thale von Blümelisalp nicht
Kunde noch weiß! — Mir däucht, ich erzählte davon ja so vielmals.

Weiland zog sie bedeckt mit herrlichen Blumen und Gräsern
Drüben vom Felshang breit und gedehnt zum Gipfel sich aufwärts,
Kaum daß droben des Schnees im Sommer ein mäßiger Streif nur
Unzerschmolzen sich hielt. — Da war's vergnüglich zu weiden;
Denn reich über das Maaß aus nährte die Heerden der Alpgrund,
Daß sich ein wackerer Senn dort hätte vor allen gepriesen.
Aber in thörichtem Wahn, in des Muthes unseligem Schwindel
Hauste zuletzt ein Hirt an dem prächtigen Berge, — voll Frevels
All verschwelgend in Saus und Braus den strotzenden Segen.
Redet man doch, daß Sitte des Landes er höhnisch verachtend
Lebte mit buhlender Magd in rings vertäfelter Hütte,
Stets ihr untergethan zu jedem Gelüste des Muthwills.
Ja, zum Gaden hinauf, wo der Käs' ihm Hunderte standen,
Bauet' er selber von Käse der Dirn', im Rasen des Stolzes,
Eine gemachhinleitende Treppe, da Stück um Stück ihm
Zentnerschwer sich fügte, wie Stufen an häuslicher Stiege.
Fürder die Käse sodann, ausschweifenden Prunkes, bepflastert'
Er sie mit Butter, und spülte mit Milch sie sauber zum Auftritt,
Gar von Herzen vergnügt, als drüber nun hüpfte sein Dirnlein,
Und als Brändel, die Kuh, drauf wußte zu schreiten gewendig.
Bald so begiebt sich's einst, daß drunten vom Thale die Mutter,
Welche zu warnen den Sohn und auf Gutes zu weisen nicht abließ,
Sonntags, mitten im heißentzündeten Sommer, hinaufsteigt,
Heimzusuchen die zwei, unwissend wie gräulich sie prunken,
Matt und erschöpfet gelangt zur Höhe die wackere Frau nun,
Setzt am Staffel sich hin und verlangt ein labendes Trünklein. —
Sünd' und Schande! da nimmt der heillos freche Geselle, ...
Weil ihn die Magd anreizt, denn lästig erschien ihr die Mutter, —
Eine der Gepsen da nimmt er, und als sie gefüllet mit Käsmilch,
Streut er auch Unrath, Sand, — was weiß ich, tückisch hinein ihr,
Unter Gelächter der Dirne, daß halb verschmachtet die fromme,
Duldende Mutter, und stumm hinstarret mit bitteren Thränen.
Alsbald hob sie sich doch, und ermannte sich kräftig im Busen,
Jetzo vergessend des Durstes, und rasch von dannen hinabwärts
Wieder nach Heim fortschreitend. — Und als sie gekommen zum Waldsaum,
Kehrte mit schrecklichem Ernst sie sich um, und ob die Mutter sonst auch
Zärtlich gewesen, — ihr Herz in Empörung entsandte die Worte:
„Straf' euch heute noch Gott, ihr Frevelnden! Strafe wie recht ist!“

Jetzt urplötzlich erkracht in allem Gebirge des Umlands
Sieben und siebenmal graus, und zwölffach wie des Gewitters
Rollender Hall durch die Lüfte, der furchtbar brüllende Donner
Gottes, — zu strengem Gericht; und als brächen die Thore des Abgrunds,
Oeffneten sich am Horn, wo der Schneestreif glänzte, die Tiefen,
Eis anladend mit Wuth, entsetzliche Thürme von Gletschern,
Daß mit prasselnder Kraft sie, — hinunter, herab in die Weiden,
Durch den beblümeten Rain der gesegneten Alp sich wälzend, —
Ganz zerschmetterten dort und kalt umtanzten die Hütten,
Senn und Heerde, die Magd, die gepriesenen Kräuter des Bodens,
Gräßlichen Winter daher auf unendliche Jahre verbreitend,
Bis zum Segen vielleicht die Verwünschung wieder sich löst einst.

Hans.

Schrecklich, o Vater! — — Und doch, . . so, denk' ich, mußte der Himmel
Unaussprechlichen Hohn mit hartem Gerichte vergelten.
Schaudernd blick' ich jetzt an der Eiswand drüben hinaufwärts,
Stets zu gedenken hinfort, wie zermalmende Strafe dem Hochmuth
Ewiglich folgt, und wie bald, wahnsinnig leider! das Herz sich
Ohne Gebühr aufbläht, und der Zucht, und der Sitte vergisset.
Aber wird Rettung nimmer denn auch dem herrlichen Berge,
Daß. — Ihr deutetet hin! — der Fluch sich wandle zum Bessern?

Lienhard.

Wer kann's sagen, mein Sohn? — Zwar redet im Thale wohl einmal
Dieser und der; im Dunkel unfreundlicher Nächte bewegen
Flüchtige Schatten sich hin, an dem Gletscher, und laut dann stöhne
Wiedergekommen der Senn: „Wir müssen auf ewig verdammt sein,
Melket uns keiner die Kuh, die da grimm uns jagt zur Verzweiflung!"
Brändlein ist es, die Schwarze; sie hat umdornet das Euter,
Wildfortreibend in Wuth die gepeinigten Geister des Paares.

Hans.

Was sind Dornen nur doch! — Hat's keiner gewaget? — Ein Großes
Thut, wer da rettet die Weiden, so wirthbar sonst und ergiebig.

Lienhard.

Wohl hat's Einer versucht! In Erbarmen gedacht' er vielleicht auch
Jene zu lösen aus Qual, die so lange nun irren im Eisfeld.

Wird's Charfreitag, nie will andre Zeit es gestatten, —
Nun, dann prob' es wer darf! — Ein unverständiger, tapferer Sennhirt
Drang zu dem grimmigen Thier' und es schien sich zu zähmen dem Melker.
Aber der Eimer war nicht auf's Halbe gefüllet, so klopfte
Plötzlich ein Mann gar traut dem Sennen die mächtige Schulter:
„Schäumt's auch wacker?" befragt' er — und hurtig versetzte der Gute.
Nichts argwöhnend: „o ja!" denn freilich in zischender Wallung
Hob sich die prächtige Milch; doch all zernichtend auf einmal
Waren Erlösung und Hoffen; entführt durch dichtes Gewölk flog
Risch in die Lüfte dahin Kuh Brändlein über die Berge.
Schweigend allein vollbringt, wenn irgend, das rettende Werk sich;
Aber ich fürchte, daß nimmer der Bann auslaufe, gehoben.
Könnte zur Warnung dir, uns Allen, er ewig ja haften,
Daß nicht Hoffart Einen noch stürze. — Der Himmel behüt' uns!

Hans.

Also sei's! Ach Vater, wie dank' ich von Herzen die Mär Euch!
Daß ich bescheidner hinfort, demüthig und redlich, die Habe
Still mir pflege, voll Dankes zu dem, der so mild sie verliehen;
Denn leicht blähet die Brust wohl sonst sich ob reichem Besitzthum.

Lienhard.

Segne dich Gott mein Sohn! Jetzt laß' ich im Frieden dich ziehen,
Weil dein Gemüth ich erkenne. Du wirst Maaß halten; o wohl mir!

Anmerkungen.

Die hier bearbeitete Sage ist vielleicht eine der bekanntesten und verbreitetsten in der ganzen Schweiz. Ich finde sie mitgetheilt schon durch den alten Scheuchzer (Naturgesch. des Schweizerlandes 2r. Thl. Zürich 1746. S. 83.), aber in Bezug auf die Klariden, ein Glarner Schneegebirg. Auch im Kanton Uri, wenn ich recht berichtet bin, soll von einer Blümelisalp (beblümten Alp) diese Geschichte erzählt werden. Aber im Berner-Oberland findet sie sich wenigstens doppelt, einmal im Amte Frutigen, wo der Eisberg, die Frau, entweder ganz, oder doch zum Theil, den Namen trägt; und dann am gletscherbeladenen Abhange der Jungfrau, im Lauterbrunnen-Thale. Sehr wird allenthalben die Herrlichkeit und Fruchtbarkeit der jetzt mit Eis und Felstrümmern überschütteten Alp herausgestrichen. Fast will es scheinen, als wolle das schweizerische Hirtenvolk in solchen Gemälden sein verlorenes goldenes Zeitalter preisen. Namentlich heißt es, auf den Klariden sei vormals jede Kuh des Tages dreimal gemolken worden, und habe jedesmal zwei Eimer von dritthalb Maaßen, also täglich fünfzehn Maaß Milch gegeben. Viel-

sach wird auch von dem weiland gewaltigen Ertrage anderer Alpweiden gesprochen, der jetzt unglaublich vermindert sei. Gletscher und Steinfälle und Bergstürze sollten ungemein viel treffliches Land verwüstet haben. Glaubhaft und selbst urkundlich bescheinigt ist das an vielen Stellen, aber vielleicht doch ein wenig zu sehr ins Allgemeine und Große hinübergespielt.

Stafel der Vorsaß. Stafel bezeichnet im Berner-Oberlande die Sennhütte; sonst aber wohl bloß eine Abtheilung der Alpweiden. (S. Stalder Th. 2. S. 389.) Eine Vorsaß ist eine Alpweide meist am Fuße der höhern Alpen, wo man im Frühling zuerst mit dem Sennthum hinzieht, und im Herbste zuletzt wieder einkehrt. Denn auf den mittlern und höhern Alpen läßt sich nur in den wärmsten Sommermonaten etwa vier bis zwölf Wochen lang, je nach der Jahreswitterung, verweilen.

Achtet. Der Oberländer versteht unter achten jedes aufmerksame Schauen. Die nächstfolgenden paar Seiten enthalten das Gemälde der allemal festlichen Alpfahrt, wo der Hirt mit seinem Sennthum, eigenem oder gedungenem Viehe, zu Berg fährt, und meist auf Pferde aufgepackt seine Geräthschaften mit sich nimmt.

Scheck. Ein üblicher Kuhname, wie Schnepflein, Pfeifer, Weißfuß. Zahlreich sind diese Benennungen, und oft vortrefflich bezeichnend meist nach Farbe, Bau, Aehnlichkeit, Manieren, auch wohl Tugenden und Gebrechen der einzelnen Viehhäupter, denn der Hirt nennt jedes große Vieh ein Haupt, und sagt auch in der Mehrzahl, seine Heerde sei von so und so viel Haupt. Eine Menge von Viehnamen enthält einer der bekannten Kühreihen, in der Sammlung, welche 1812 bei Burgdorfer in Bern herausgekommen.

Plumbe. Nach Stalder: „eine kupferne Prachtglocke, oberhalb sehr breitbauchicht, und nach unten schmäler zusammenlaufend." — Es gibt achtzehnpfündige, und vielleicht noch darüber; die größten sind von einem Fuß und mehr im weitesten Durchmesser. „Der Aelpler ziert damit seine stattlichsten Kühe, wenn er im Frühjahr mit seiner Heerde auf die Alp zieht, oder von da zur Herbstzeit wieder in's Thal zurückkehrt. Die Glocken hangen an breiten, bald mit Figuren ausgeschnittenen, bald mit dem Namen des Eigenthümers und der Jahrzahl benahten ledernen Riemen, die vermittelst einer großen Schnalle um den Hals der Kühe befestigt werden." — Fast allgemein versichern die Sennhirten, es sei wahres Ehrgefühl und ein Wetteifern in den Kühen, dieser Plumben halb, denn welche damit geziert seien, die schreiten mit ganz besonderem Stolze meist voraus, und bezeugen hinwiederum ihr Leid, wenn etwa bei der nächsten Bergfahrt dieses Prachtgeschmeide ihnen nicht abermals zu Theil werde. — Kleinere Viehglocken nennt der Oberländer Tringeln oder Treichlen, oder Tringeli; doch sind diese Namen nicht eben bestimmt auf gewisse Größen beschränkt; Plumben aber sind allezeit groß und schwer, wie es der Wortklang schon treffend bezeichnet.

Der Melchuhl. Diese Stühle sind einbeinig und werden mit einem Lederriem um den Leib befestigt, daß beim Niederkauern das Bein gerade auf den Boden zu stehn kömmt, und den Melkenden nützt, welches keine übertriebene Bequemlichkeit ist, wenn man vierzig bis fünfzig Kühe der Reihe nach melken muß. Daß ich hier Hornen, (nach der Analogie von Dornen) statt Hörner gewagt habe, wird nicht zu kühn sein; es ist schweizerisch.

Waare. Der Schweizer-Hirt nennt ausschließlich sein Vieh: Waar, und oft mit einem Zusatze: Lebwaar. Es ist sein erstes Tauschmittel.

Zu rings vertäfelter Hütte. Das wäre zum wenigsten im Oberlande wirklich Ueppigkeit, denn die Hüttenwände sind dort allgemein nur aus

halbbehauenen Balken übereinandergefügt und lassen meist in den Fugen noch Luft durchstreichen.

Gepfen. Ich vermisse dieses Wort bei Stalder. Es bezeichnet die nun den ziemlich flachen und oft an zwei Fuß oder wohl noch mehr im Durchmesser haltenden Milchgefässe, die besonders im Milchgaden des Sennhirten zahlreich aufgestellt sind, und die Milch bewahren, bis sie Rahm bekommen hat und abgerahmt worden ist

Wir müssen auf ewig verdammt sein ꝛc. Dieser Theil unserer Sage findet sich weder bei Scheuchzer, noch hab' ich ihn im Oberlande erfahren. Er stammt aus mündlicher Mittheilung von jenem Freunde, der vom Schächenthal über die Kluß am Fuße der Klariden vorüberreisend, mir auch den Stoff zum „Grenzstreit" verschafft hat. Die eigentlichen Worte des Hirtengespenstes sollen sein: „Ich und min Hund, Rhyn, und mi Chuh, Brändli und mine . . (Magd) . . Kathry, müßen ewig uf Klaride syn!" —

J. C. Appenzeller.

Johann Conrad Appenzeller wurde 1775 zu Bern geboren. Schon in der Kindheit waren Gedichte für ihn eine Haupterholung, Ossian, Trauerspiele, Siegwartiaden und Rittergeschichten seine Lust. Im eilften Lebensjahr des Knaben siedelte der von St. Gallen stammende Vater an diesen Ort über, wurde aber von häuslichem Mißgeschick verfolgt, so daß sein talentvoller Sohn fast von wissenschaftlichen Studien abgelenkt worden wäre. Um so mehr strengte dieser sich an, die Hindernisse, welche der Ausbildung seines Geistes entgegenstunden, zu besiegen, indem er sich nebenbei auch im Zeichnen und Malen übte und während seiner Studienzeit durch Verfertigung von Schattenrissen, worin er es zu einer bedeutenden Gewandtheit gebracht hatte, sich eine kleine Erwerbsquelle verschaffte. Als die Strudel der französischen Revolution auch die Schweiz ergriffen, nahm Appenzeller eine Hauslehrerstelle in Winterthur an und verband damit zugleich die Stelle eines Sekretärs bei einem Bayern, Hrn. v. Clais, welchen er bald darauf in das damals schon an Kunstschätzen reiche München begleitete Hier war es besonders der berühmte Eckartshausen, der Geister zitirte und im Mondschein die Bäume aus den Alleen herauslockte und tanzen machte, welcher den feurigen jungen Mann fesselte. Auf der Heimreise in die Schweiz vernahm Appenzeller in Insbruck das Loos der tapfern Nidwaldner. Die Trauerkunde veranlaßte ihn zu einem in Posselt's Weltkunde und

in Wielands neuem „Deutschen Merkur“ erschienenen, später vier stimmig komponirten Gedicht „An die Manen der Gefallenen“.

Appenzeller wirkte während des nun folgenden Dezenniums an den Stadtschulen Winterthurs, machte nebenbei eifrige theologische Studien und trat nach seiner in Schaffhausen bestandenen Prüfung in den geistlichen Stand ein. Im Jahr 1809 wurde er in das in der Nähe von Winterthur liegende Bergdorf Brütten durch das Kloster Einsiedeln, dem damals die Collatur dieser Pfründe gehörte, zum Pfarrer gewählt. Die neun Jahre, welche er in diesem Orte, den man ihn oft „Sternensitz“ nennen hörte, verbrachte, zählte er zu den schönsten seines Lebens. Hier vornämlich begann er seine Thätigkeit als belletristischer Schriftsteller. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an den „Alpenrosen“, für welche er willkommene Beiträge lieferte. Sein bekanntestes Werk „Gertrud von Wart“ soll der Verfasser in zwei Wochen geschrieben haben. Mehrere Tage und Nächte unausgesetzt daran arbeitend, vergaß er darüber Speise und Trank. Auch als Erbauungsschriftsteller besaß Appenzeller einen Ruf und erwarb sich ein weiteres Verdienst durch die Ueberarbeitung und Herausgabe von Johann Heinrich Mayr's „Schicksalen eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon“ (ein Buch, das um seiner Originalität und seines anziehenden Inhaltes willen viel Glück machte) sowie durch die Herausgabe der Erzählungen und Märchen von „Selma“, deren eigentliche Verfasserin Susanna Ronus in Basel war.

Im Jahr 1817 folgte Appenzeller einem Rufe des bernischen Schultheißen v. Mülinen, welcher ihm die Rektorstelle an dem neu zu gründenden Gymnasium in Biel antrug. Schon im ersten Jahr nach seiner Ankunft in Biel ward ihm auch die erste deutsche Pfarrstelle daselbst übertragen. Durch politische Umtriebe und andere Umstände wurde ihm indessen gegen das Jahr 1830 hin sein Leben vielfach vergällt. Er zog sich vom Gymnasium zurück, lebte von nun an ganz dem Predigtamt, der Kunst und Wissenschaft, sowie seinen Freunden und Bekannten, deren er in Deutschland, Frankreich, Holland, England, Schweden und Italien eine Menge besaß. Viele dieser Bekanntschaften hatte er in Gais gemacht, welchen Molkenkurort er fast ein halbes Jahrhundert lang alljährlich besuchte und daselbst stets nicht bloß als ein sehr feiner Gesellschafter, sondern als einer der liebenswürdigsten Männer, denen man begegnen konnte, galt. Einen großen Theil seiner Freunde sah Appenzeller zu den Schatten der Väter hinabsteigen; das Schwerste aber war für ihn, von zehn Kindern, die ihm in doppelter Ehe geschenkt worden waren, nur einen

Sohn ihn überleben zu sehen. Appenzeller starb den 28. März 1850 in Biel.

Potpourri von Reminiszenzen, kleinen Gemälden und Gedichten über die Schweiz. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung, 1810.

Gertrud von Wart, oder Treue bis in den Tod. Zürich, bei Orell, Füeßli u. Comp., 1813. (Zweite und dritte Auflage, ebendaselbst.)

Diese Schrift wurde in's Englische übersetzt von Lord Vivian (London, 1826); in's Holländische (Harlem 1825); in's Französische von Mad. Morel (Paris und Mülhausen, 1819.) Eine zweite französische Uebersetzung erschien gleichzeitig zu Genf in der „bibliotheque universelle".

Wendelgarde von Linzgau, oder Glaube, Liebe und Hoffnung. 3 Bde. St. Gallen bei Huber u. Comp., 1816.

Ein Tag an der Linth, oder auf Wiedersehn. Aarau, 1817.

Die Heimatlosen im Jura. Bern, bei Jenni älter, 1822.

Das Berghaus von J. C. Appenzeller. St. Gallen und Bern, bei Huber u. Comp., 1830.

Appenzeller nimmt keineswegs eine hervorragende Stellung unter den schweizerischen Schriftstellern ein. Ein wackerer Mann von mehr warmem Herzen als reicher Phantasie, faßte er zwar alles Wahre Gute und Schöne mit einem gewissen schwärmerischen Enthusiasmus auf; aber diese Aufgeregtheit der poetischen Empfindung bringt es zu keiner plastischen Gestaltung, und der Inhalt seiner größern Schöpfungen läßt uns häufig eine gewisse Leere empfinden. Im Allgemeinen ist ihm belebte Darstellung und tiefes religiöses Gefühl bei großer konfessioneller Toleranz nachzurühmen. Er behandelt bisweilen seinen Stoff wahrhaft ergreifend, wie z. B. in den Schlußscenen von „Gertrud von Wart;" trotzdem hat dieser Roman (in Briefen) nicht den poetischen Werth, der ihm bei seinem ersten Erscheinen zugelegt wurde. Der Halbroman „Wendelgarde von Linzgau," der uns gleichfalls in das Mittelalter einführt, steht noch tiefer und leidet an allzugroßer Sentimentalität. Frischer und kräftiger, aber nicht frei von enthusiastischem Beiwerk, sind einzelne kleinere prosaische Stücke von Appenzeller in den „Alpenrosen," z. B „Ein Tag in der Diligence" (Scene aus dem Gefechte im Grauholz bei Bern) u. a. Die im „Potpourri" gesammelten Erinnerungen aus einer Schweizerreise ziehen durch ihre frische Unmittelbarkeit an; aber diese lyrischen Landschaftsbilder sind anderseits zu formlos und theilweise auch zu unbedeutend, um mehr, denn als in poetischer Stimmung empfangener Stoff gelten zu können, der noch weiter hätte verarbeitet werden sollen. Die subjektiven Empfindungen des Dichters herrschen überall zu sehr vor und geben seiner Muse etwas Unruhiges und Bewegtes, das durch schnellwechselnde

Kontraste noch verstärkt wird. Im „Berghaus“ ist Appenzeller zur politischen Allegorie übergegangen, einer Form, welche an sich schon den Verfall der ächten Poesie anzeigt, und im vorliegenden Fall von einem Inhalt erfüllt ist, welcher zum großen Theil vom Schmerz über das Zerfallen der alten Zustände eingegeben wurde. Appenzeller's Schreibart ist in belebten Schilderungen schön und schwungvoll, nicht selten aber auch trivial. Die Poesien leiden an Härten des Ausdrucks und sind zu breit, um intensiv, zu rhetorisch um poetisch wirken zu können.

Höher als Appenzeller's eigene Werke stellen wir die von ihm herausgegebenen Schriften „Selma's.“ Die Verfasserin wetteifert z. B. in den „Waisen“ bisweilen glücklich mit Ulrich Hegner; sie hat Geist und Erfindungsgabe und beurkundet in den meisten ihrer Erzeugnisse ein von edler Gesinnung getragenes Erzählertalent,[1] das sich gerne in psychologischer Malerei ergeht.

Aus „Gertrud von Wart.“

Als der Abend erschien und meinem Wart angekündigt wurde, daß man ihn heute noch aus dem Gefängnisse wegholen würde, ahnte ich wohl, daß es mit ihm zum Tode gehen könnte; auch er ahnte es, und wir warfen uns, im Ungestüm der scheidenden Liebe, bei dieser Botschaft einander wieder in die Arme. Welche Welt, o Himmel! lag in dieser Umarmung.

An das Fenster tretend sah ich unten vor dem Thurm einen

---

[1]) Die uns bekannten Schriften der Dichterin sind folgende:

Großvater's Erzählungen und Märchen für die Jugendwelt von Selma. Herausgegeben von J. C. Appenzeller. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung.

Märchenbuch der Tante, von Derselben, und vom Nämlichen herausgegeben. 2 Bde. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung.

Die Waisen. Eine Erzählung in Briefen von Selma. Herausgegeben von J. C. Appenzeller. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung 1832.

Selma's Erzählungen aus der Romanwelt des wirklichen Lebens. Herausgegeben von J. C. Appenzeller. Aarau 1834.

Natalie von Selma. Erzählung für alle Stände. Herausgegeben von J. C. Appenzeller. Zürich, Schultheß und Sal. Höhr 1835.

Erzählungen der alten Marliese für Kinder. Verfaßt von Selma und von ihr selbst herausgegeben. Winterthur, Steiner'sche Buchhandlung.

großen Haufen Volkes stehen. Das bange Warten malte sich auf allen Gesichtern. Möchten sie ihn befreien! klang's durch alle meine Fibern.

Noch einmal kam Lamprecht zu meinem Gemahl und ermahnte ihn zur Beichte. Mich hieß er auf die Seite treten, und leise flüsterte er ihm in's Ohr: „Bekennt eure Sünden noch in der heiligen Beichte, und dann befehlt Gott eure Seele. Diesen Abend wird man euch auf das Rad legen."

Wie's durch alle Glieder mir zuckte! Gott, guter Gott! wie, ist's möglich? seufzte ich mit unterdrückter Stimme.

Wart aber sprach laut zum Beichtvater: „Ich bezeuge vor Gott, daß ich keine Hand an den König legte und daß ich nicht weiß, wo die Thäter sind. Sagt der Königin, daß ich unschuldig sterbe und in dieser Sache mit gutem Gewissen in den Tod gehe."

Und, indem sich mein Gemahl zu mir hinwandte, einige Schritte auf mich zuging, und seine Arme gegen mich ausstreckte, sprach er:

„Lebe wohl, liebe, liebe Gertrud, biedre, treue Gefährtin auf dem Wege meines Lebens! Lebe nun wohl, du frommes, sanftes Herz! Du heißgeliebtes Weib meiner Jugend! Jetzt muß es sein! . . . Ich soll sterben, scheiden von dir, für dieses Leben immer von dir scheiden! Gott erbarme sich deiner! . . . . Du hast mich treu geliebt, wie nur die Engel lieben . . . Um deinetwillen nur schmerzt mich diese frühe Trennung; denn auch ich hatte dich innig lieb, lieb wie mein eigenes Leben, und ich wollte auch jetzt bei den Leiden, die mir bevorstehen, jubeln, wenn ich nach überstandenem Schmerz dir wieder in die Arme sinken, und für ein längeres Leben hienieden dir angehören könnte!"

Wie er dieses mit bewegter Seele — oft unterbrochen von dem Sturme seines Gefühls sprach, da umarmt' und küßt' er mich, wie in den ersten Wonnestunden, in denen wir uns einst unsre Liebe gestanden.

Aber seine Thränen tropften jetzt heiß herab auf meine Augen und Lippen, und ich schmeckte des Todes Bitterkeit an ihnen. Herr Jesus, wie umschlang ich da den Mann meines Herzens!

Das sah der Beichtvater, und es schien, als dränge durch die Rinde seines Herzens ein scharfes Schwert.

„Frau"! sprach er zu mir, „erschwert euerm Gemahl den Tod nicht. Ich bitte euch, bei Gott und Maria! laßt ihn los; ich will ihm Seelenmessen halten, und ihr . . . ihr stiftet ihm eine Jahrzeit! Wenn einst Alles geläutert sein wird, führt euch Gottes Erbarmen

im Paradiese wieder zusammen. Jetzt betet für ihn das heilige Vater Unser und ein Ave Maria. . . . .

Er hatte dies noch nicht völlig ausgesprochen, als eine Menge Tritte hörbar wurden.

Es waren die Söldner; ihnen voran trat der Scharfrichter von Winterthur zuerst in den Kerker.

Noch ein Alles aussprechender Blick auf mich, und ich sah mir ihn — meinen Wart entreißen, und — eh' ich mir's versah, die Thüre abgeschlossen . . . . sah mich allein — Da stürmte ich wie eine Rasende an den steinernen Wänden des Gefängnisses auf und nieder, dann wieder an das Gitterfenster, und sah unten das Wogen des Volkes, und die Hunderte an den Fenstern der Häuser und auf den Bänken der Gasse. Ich schrie zum Himmel um Gnade und Erbarmen; riß an den eisernen Stäben, um Alles zu sehen, was unten vorging. Umsonst! Wart war fort! Fort mein Rudolf!

Ermattet warf ich mich nieder; eine ernste Stille trat an die Stelle des Aufruhrs in meinem Gemüth. Ich fing an mit meinen Locken zu spielen; bald vernahm ich nichts mehr von dem Geräusch der Straße. Ich fiel in einen unruhigen Schlummer.

Als ich erwachte, sah ich mich um, wo ich wäre — mir schien's eine Ewigkeit, seit ich entschlief — ich mußte mir die Stirne reiben, mich besinnen an das, was vorgegangen war — alle Bilder wogten durch einander meiner Seele vorüber; neben mir leuchtete der Schein einer Lampe.

Ich fühlte mich sanft gehalten . . . eine freundliche, bekannte Stimme lispelte mir zu: „Gertrud, vertraue auf Gott!"

Als ich mich umsah, und nach der Stimme hinlauschte, o Margaretha! wie war mir!

Ich lag in den Armen Annens von Landenberg, der treuen Gespielin meiner Jugend. Ich sah sie starr an, ob sie's wirklich wäre? . . . Da seufzte sie: „Kennst du mich denn nicht?" und weinte an meiner Brust.

Unter dem Schutze ihres Vaters, der jetzt die verlaßne Kyburg[1] als Schloßvogt verwaltete und darin wohnte, ward sie zu mir gelassen. Von einer wunderbaren Ruhe fühlt' ich mich jetzt ergriffen; aber es war nicht jene unnennbare, sanfte Gelassenheit der Seele, son-

[1]) In dieser Zeit bewohnte kein Graf das Schloß.

dern das düstre Schweigen der Natur, wenn am abendlichen Himmel das Hochgewitter aufzieht — ein gedankenloses Hinbrüten.

Denn als ich mich wieder in etwas erholt hatte, erwachten beim Anblicke dieser geliebten Tochter alle Schmerzen der Seele wieder: „Mein Rudolf ist fort! mein Rudolf! mein Rudolf! O laßt mich ihm nach!“ schrie ich laut auf, und rang die Hände.

Da sprach sie herzliche Worte des Trostes und der Theilnahme; aber es waren nur Klänge, die dem Echo gleich widerhallten, dann aber verstummten.

So empfand ich in meinem Elende die gräßliche Oede des Herzens. Annens Erscheinung rief mich nur nach und nach zur vollen Besonnenheit zurück. Das dunkle Gefängniß, das vor wenigen Stunden, wo ich noch in der Gesellschaft meines Gemahls darin lebte, nichts Schauerliches für mich hatte, erschien mir jetzt als ein offenes Grab, und nährte meine kranke Phantasie mit düstern Bildern. Ach! der Gedanke fuhr mir durch den Kopf, daß ich einst hier, in diesem Winterthur, als die Braut Rudolfs, des Freiherrn von Wart, unter Ritterspielen und Banketten, von eben dieser Anna von Landenberg und vielen edeln Herren mit Pomp und Pracht empfangen und bewirthet, jetzt, als das Weib eines zum Tode verurtheilten Verbrechers, hülflos und verlassen noch auf die ungewisse Entscheidung meines Schicksals warten müsse, ohne mein heißes Verlangen, mit meinem Gemahl sterben zu können, erfüllt zu sehen.

Dennoch erhob ich mich wieder von der Last, die mich zu Boden drückte. Du bist doch nicht verlassen, doch nicht hülflos, doch nicht ganz unglücklich, dacht' ich bei mir selbst, wenn ich die zärtliche Anna mit ihrer Seelengüte und liebevollen Theilnahme erblickte, und meinen Rudolf, obschon schmachvoll unter den Händen des Scharfrichters, doch unschuldig wußte.

Edle, unvergeßliche Anna von Landenberg! Unvergeßliche treue Seele! Deiner Freundschaft hab' ich es zu verdanken, daß ich nicht der Verzweiflung unterlag. Ohne deine Gegenwart hätt' ich mich selbst verloren — denn ach! schon dämmerte der schwarze Gedanke in mir ein: Sobald ich allein sein würde, mit dem Kopf wider die Mauern dieses Kerkers zu rennen, um den Tod zu finden. Was ist's mit unserm gepriesenen Heldenmuthe, mit unserm Glauben, wenn Gott, oder ein von ihm gesandter Engel in Menschengestalt, uns nicht zu Hülfe eilt! O Margaretha! Wie wenig kennen wir uns selbst!

Sonntag nach Martini.

Die Möglichkeit, mit meinem Wart zu sterben, ist mir ja noch nicht benommen, sagt' ich mir selbst im Stillen. Du hast's gelobt vor Gott, ihn nicht zu verlassen; du hast's geschworen, mit ihm zu sterben!

Ich sprang von dem steinernen Sitze in dieser Bewegung auf; Anna hielt mich besorgt .... Ich ergriff ihre Hand, und bat sie um den Dienst der Liebe — den letzten Dienst, welchen sie mir in diesem Leben erweisen könnte: mich zu dieser günstigen Stunde entfliehen zu lassen. Ich bat sie bei der treuen Freundschaft unsrer Kinderjahre, bei Gott und den Heiligen! .... Und als sie mir nur mit wehmüthigem Blicke antwortete, und ich ihre Hand heftiger an mein Herz drückte .... als ich ihr zu Füßen sank und ihre Kniee umklammerte, da sprach sie: „Das ist nicht möglich; aber wir haben sonst für dich gesorgt!"

Wir mochten eine Stunde so allein beisammen gewesen sein, als der Gefangenwärter meiner Freundin ankündigte, ihr Vater und Bruder wäre da, und Alles bereit. Der Alte selbst stand einen Augenblick hernach vor mir, reichte mir seinen Arm dar, und sprach: „Gertrud von Wart darf in dieser Behausung nicht schmachten; ich komme, euch einige Erholung zuzusichern. Eure Gefangenschaft war freiwillig; und (indem er sich gegen den Kerkermeister wandte) es ziemt sich nicht, daß diese edle Frau hier ihrem Gram überlassen werde. Ich hafte für sie."

Da ward mir wohl. Ich hatte für einmal genug erhalten! Indem ich dem ehrwürdigen Greisen und Annen so gut dankte, als es ein überfließendes Herz in Worten zu thun vermag, wankte ich an seiner Seite die düstre, steile Treppe hinab. Unten standen die Pferde, von dem jungen Landenberg, Annens Bruder, gehalten. Er hob mich auf eines derselben. Zwischen Annen und ihrem Bruder ward ich, wie von Engeln geschützt, fortgetragen. Hinter uns trabte das Roß des sorgsamen Alten.

Nur noch wenige Lichter brannten in den Häusern Winterthurs, als wir schweigend durch die Stadt hinausritten. Oben am Thore, das nach Kyburg führt, warteten unser zween Fackelträger. .....

.... Die Töß rauschte durch die stille Nacht uns entgegen; wir ritten, den Vater Landenberg in die Mitte nehmend, durch ihre Fluthen hinüber an die Berghalde von Kyburg. Es war Mitternacht geworden — die Zugbrücke ließ sich nieder — voran unsere Fackelträger — dann wir — unter uns der Widerhall der Roßhufe; in der Burg leuchtende und wieder verschwindende Lichter. — — ....

. . . . Im Hofe zu Kyburg hielten die Rosse; noch stand der eine Flügel des Burgthors offen; draußen schwarze Nacht; die Knechte alle, nebst dem jungen Landenberg, noch beschäftigt, dem alten Herrn und Annen ihre Dienste zu leisten. Ich war schon abgestiegen, die Pferde trabten hin und her, so daß ihre Bewegungen beim blendenden Fackelglanze mich bald in's Licht, bald in Schatten stellten. Anne rief mir noch zu, sie hätte im Hof ihre Gürtelschnalle verloren! Der schlaftrunkene Greis kam neben mich zu stehen; Alles fing an zu suchen — ich that scheinbar das Gleiche.

Dies war der Augenblick, wo ich mit einem Sprung in die Finsterniß hinaus frei werden konnte.

Ich ersah ihn, flog über die Brücke, wand mich durch die Gebüsche hinab wieder der Töß zu, deren Gemurmel mich leitete. Noch sah ich, aus der Tiefe herauf, oben Fackeln herumtragen und wieder verschwinden, hörte das große Thor endlich zurasseln und die Zugbrücke aufschnellen.

Wie ich nachher erfuhr, glaubte man auf der Kyburg nichts anders, als ich hätte mich aus einer der Maueröffnungen im Schloßhofe die Felswand herabgestürzt; denn nahe am Thorflügel hatt' ich mich, gleich beim Absteigen, unter das Gesimse einer solchen Oeffnung niedergesetzt, während der junge Landenberg den noch offenen Thorflügel zuschob. Ich hatt' es wohl gemerkt — daß er nicht zugeschlossen, sondern nur angelehnt war.

Der Mond stieg jetzt auf und streute sein Silber über die dunkeln Tannen und die Thurmgemäuer der hohen Kyburg. Die verworrenen Gestalten der Nacht erschienen mir wie gute Geister; ich ersah endlich im Zwielichte des schimmernden Waldwassers den Steg, und schwebte hinüber auf den einsamen Pfad des Linsenthals, der sich nach den Hallen des Eschenbergs hinaufzieht.

Droben trat der volle Mond vor mein Antlitz, und seine Streiflichter im großen Walde gegen Winterthur hinab beleuchteten mir den Weg, dieweil allmälig das ferne Rauschen des Mühlrades meinem lauschenden Ohr immer näher kam.

In dieser Gegend mußte die Matte liegen, wo ich meinen Gemahl suchte; nur ein Bach und die Mühle trennten mich noch von ihm.

Jetzt war ich herüber — ich bog um das Gebäude und . . . sah das Rad mit seinem gräßlichen Opfer. Meine Erscheinung schreckte die Woche — sie stutzte, als sie mich nahen sah, und floh dann mit der Eile des Entsetzens.

Tiefes Stöhnen arbeitete sich aus der Brust; wie die Glieder

des Lamms unter dem Mordmesser — so zuckte da ein Fuß oder ein Arm des geräderten Rudolfs auf. Das hörte, das sah ich!

„Ich bin's", rief ich der Jammergestalt leise zu; sie erkannte meine Stimme.

„Ach du, Gertrud! Jesus, Maria! Das fehlte noch."

Ich warf mich unter den Pfahl, über welchem das Rad schwebte. Da ersah ich Holzblöcke in der Nähe, wälzte sie heran, stieg hinauf und . . . . küßte einer der herunterhängenden Hände den kalten Schweiß ab!

„Schone meiner, schone meiner!" rief er dann mit bebender Stimme. „Ach! deine Gegenwart vervielfältigt meine Marter in's Tausendfache. Ich wünsche zu sterben, ich flehe mit jedem Atemzug um den Tod, und du kömmst, mich darin zu hindern. Gertrud, Gertrud! Woher kömmst du, was beginnst du? Zerschlagen sind meine Gliedmassen, auseinandergetrieben alle Gelenke — nur das Herz — nur das lebt noch. Fliehe, oder laß mich sterben! Das ist zu viel!"

Wie gebleichte Leinwand lag er da — in die Speichen des Rades eingewunden. Der Nachtfrost zuckte fiebrisch in allen seinen Gliedern.

Nur des Baches leiser Zug und der träge Schaufelschlag des Mühlrades in seinem einförmigen Takte unterbrach das Seufzen des Gepeinigten.

Ich betete nun unter dem Rad, und ermahnte meinen Gemahl zur Ergebung. Dann richtete ich mich wieder empor und baute mir aus jenen Holzblöcken ein schwankendes Gerüste, auf welches ich höher steigen konnte, bückte mich über sein zitterndes Haupt und die bebenden Glieder, und schob ihm die Haare wieder aus dem Gesicht, wenn sie, vom Winde bewegt, über ihn hinflatterten.

„Ich bitte dich, gehe! o ich bitte dich!" rief er wiederholt: „Wenn der Tag graut und man dich hier findet, was wird dir widerfahren, und welche neue Leiden wirst du auf mich häufen! Ist's möglich, o Gott, daß du mir noch mehr auflegst?"

„Mit dir sterben! will ich — darum kam ich hieher, darum wird auch keine Gewalt mich von hier wegbringen", sagt' ich ihm, warf mich mit ausgebreiteten Armen über ihn, und bat zu Gott um meinen und Rudolfs Tod.

Der Tag stieg langsam dämmernd herauf; da bewegten sich Menschengestalten gegen uns her; ich schaffte das Holzwerk wieder an seinen Ort. Es war die Wache, die bei meiner Erscheinung floh,

und in der Nähe hütete. Doch ließ sie wahrscheinlich nach Winterthur hineinberichten, was vorgefallen war; denn mit Anbruch des Tages kam alles Volk, Weiber und Kinder heraus.

Auch den Gefängnißwärter, von welchem Abends vorher der von Landenberg mich losbekommen hatte, erkannt' ich unter der Menge — das Gerücht mußte es ihm zugeführt haben, ich könnte bei meinem Gemahl sein; denn er nahte sich kopfschüttelnd und sprach: „Frau, so war's nicht gemeint, als euch gestern Abends die Landenberge holten!"

Und als immer mehrere aus dem Volke herzunahten, ward ich einige mir bekannte Frauen gewahr — auch die Frau des Schultheißen Hugo von Winterthur; ich winkte ihr, und bat sie um Fürsprache bei ihrem Ehegemahl, daß er dem Scharfrichter befehlen möchte, den Leiden meines Mannes einmal ein Ende zu machen.

„Er darf dazu nichts sagen", seufzte Wart auf dem Rade, indem er in diesem Augenblick wieder sein Haupt bewegte, und mit den großgeschwollenen Augen auf mich herunter sah; „Er darf dazu nichts sagen, die Königin sprach das Urtheil; der Schultheiß muß da schweigen, sonst hätt' ich's wohl um ihn verdient, daß er mir diesen letzten Liebesdienst erwiese."

Andre brachten mir Brodt und Kuchen, und wollten mir in Bechern Wein zur Erquickung reichen; aber ich konnte nichts zu mir nehmen. Die Thränen, welche ich vergießen sah, und das Mitleid, das sich in allen Gesichtern ausdrückte, das war meine köstliche Labung.

Sowie der Morgennebel sich in die Höhe zog, mehrte sich das Volk. Noch erkannte ich den Vogt Steiner von Pfungen mit seinen beiden Söhnen, den Kuni von Tättlikon, und einige Weiber von Neftenbach; sie kreuzten sich; alle schienen für uns zu beten.

Auch der Scharfrichter kam; bald nach ihm Lamprecht der Beichtvater. Jener seufzte: „Gott erbarme sich des Herrn, und tröste seine Seele!" Dieser setzte wieder mit Fragen zu: „Ob er noch nicht bekennen könne?" Aber da wiederholte Wart mit fürchterlicher Anstrengung vor allem Volke laut dieselben Worte, die er der Königin Agnes in Brugg vor dem Landgericht zugerufen hatte. Der Pfaffe schwieg.

Einsmals hört' ich Stimmen: „Platz! Platz!" Die Hellparten machten einen Weg durch's Volk. Von der Mühle her blitzten Helme; sie trabten heran, die stolzen Rosse mit ihren prächtigen Reutern, alle im heruntergelassenen Visier. Der Scharfrichter kniete nieder, der Beichtvater legte die Hand auf die Brust, die Reuter

hielten. Väter und Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe; die Wache schloß mit ihren Lanzen den Kreis.

Und wie der größte aus ihnen sich auf dem Pferde emporhielt, frug er den Scharfrichter in spottendem Tone: „Wo sind die Krähen hingeflogen, daß ihm die Augen noch stehen?“ Es war der Herzog Leopold.

Mein Herz stand in seinem Pulsschlage still, da ein andrer Ritter neben ihm höhnisch lächelnd sagte: „Laßt ihn zappeln, so lang's ihn kitzelt!“ Aber das Volk da muß fort, das verfluchte Gesindel; es macht mich rasend, dieß Schluchzen und Weinen! Hier darf kein Mitleid sein — und diese da, die das Geheul vergrößert? Was will das Weib? Fort mit ihr!“

Da erkannt' ich die Stimme der Königin. Agnes kam in Rittersrüstung; es war eine weibliche Stimme, die ich sogleich errieth. Nun weiß ich's gewiß, daß sie es war!

„Es ist Warts Gemahlin!“ hört' ich einen dritten Ritter; „gestern Nachts nahmen wir sie, während der Vollziehung des Urtheils, mit uns nach Kyburg. Sie entrann uns. Hier muß ich sie also wieder finden; wir meinten, sie habe sich in der Verzweiflung von der Hofmauer hinabgestürzt — wir suchten sie am frühen Morgen auf. Nun ist's so! Gott, welche Liebe! Laßt sie, da ist nichts zu machen!

Hier erkannt' ich wieder den gutmüthigen Jüngling von Landenberg. Wie wohl machte er mir jetzt! Ich hätt' ihm vor die Füße fallen mögen.

„Nun, Gertrud!“ rief ein vierter mir zu: „Willst du der Stimme der Vernunft noch kein Gehör geben? Tödte dich selbst nicht — erhalte dich der Welt — du sollst es nicht bereuen!“

Wer war dieser? Margaretha, ich schaudre zusammen. Derselbe war's, der mich in Brugg bereden wollte, den Verbrecher Wart seinem Schicksale zu überlassen, um mit ihm goldene Tage zu feiern. Da hätt' auch ich schreien mögen: Gott laß es genug sein!

Agnes winkte einem Wappenknaben, mich aufstehn zu machen und vom Rade wegzunehmen. Er nahte. Ich umklammerte aber den Pfahl, und bat nur um meinen und meines Gemahls Tod. Umsonst! zwei rissen nun an mir, mich loszubringen. Da rief ich den Himmel um Hülfe an, und er erhörte mich.

Noch einmal wagt' es der von Landenberg — sonst ein treuer Diener von Oesterreich — für mich zu bitten: „Laßt sie — solche Treue wird unter der Sonne kaum gefunden. Es müssen sich Engel darüber freuen; aber gut ist's, wenn das Volk fortgeschafft wird.“

Da ließ man von mir ab — die Ritter sprengten wieder davon. Noch vernahm der Scharfrichter von einem derselben ein Wort, das ich aber nicht verstand.

Eine Thräne quoll aus Lamprechts Auge. Er hatte streng seine Pflicht geübt, und dem Willen der Königin genug gethan; nun erstattete er seine Schuld der Natur, und weinte mit. „Ich kann nicht mehr, edle Frau! ich bin überwunden; euer Name glänzt unter den Heiligen des Himmels, wenn auch diese Welt ihn vergißt. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!" sprach er, reichte mir die Hand, und ging von hinnen.

Was hab' ich denn Großes geübt, daß mir diese Worte gelten sollen? Dieser Gedanke bewegte meine Seele in ihrem Innersten.

Allmälig ward alles Volk weggescheucht, und von da an sah ich Niemand mehr als den Scharfrichter und die ferne Wache, welche die Eingänge in die Wiese hütete.

Der dämmernde Abend war gekommen, die Sonne sank an unserm heimatlichen Himmel unten am Irchelberg nieder; es war stille Nacht; aber bald erhob sich ein Sturm, und sein Rauschen mischte sich in meine lauten Gebete, die zum dunkeln Gewölk emporstiegen.

Da brachte mir einer der Hüter einen weiten Mantel, mich einzuhüllen vor der nächtlichen Kälte; aber ich stieg an das Rad hinauf, und spreitete ihn über die nackten zerrissenen Glieder meines Gemahls. Sein Haar wirbelte im Wind auf, seine Lippen waren dürre; ich holt' ihm einen Trunk kalten Wassers in meinem Schuh'. Welch ein Labetrank für ihn und mich!

Noch jetzt, meine theure Margaretha! indem ich dir diese qualvollen Stunden beschreibe, weiß ich nicht, woher mir die Kraft kam, noch mehr denn vierzig Stunden hier ohne eigentliche Nahrung auszuhalten

Aber ich lag, von Gottes Engeln und den lieben Heiligen bewacht, wunderbar gestärkt, unter anhaltendem Gebet im Schatten des Rades, auf welchem meine ganze Welt ruhte!

Während dieser ganzen Zeit war meine Seele bei Gott. So oft ein Seufzer sich aus der Brust meines Rudolfs loswand, war's mir freilich ein Dolchstich in's Herz; aber dann dacht' ich an die H. Jungfrau, wie ihr unter dem Kreuz ihres Sohnes ein Schwert durch die Seele ging; ich dachte an die Geschichte der sieben Söhne, die mir einst mein Lehrer erzählte, wo eine Mutter zusehen mußte, wie

ein heidnischer König sie dafür umbringen ließ, weil sie ihre Gesetze nicht verläugnen wollten. Alle unsre lieben Heiligen, die als Blutzeugen mit Vätern, Müttern, Geschwistern, Kindern, freudig in den Tod gingen, und durch keine Marter sich schrecken ließen, von erkannter Wahrheit abtrünnig zu werden, schwebten mir in ihrer Glorie vor. Ich übte mich in dem Glauben, daß, nach kurzer Schmerzenszeit die ewige Freude des Himmels mir zu Theil würde. Ich wußte was ich wollte, und dieses gab mir Muth zum Leiden; ich wußte für wen ich litt, und das stärkte mich im Kampfe, daß ich ausharrte bis an das Ende.

So wie mich Wart anfänglich bat, ihm seine Schmerzen durch meine Gegenwart nicht zu vergrößern, so dankte er mir jetzt, daß ich ihn nicht verlassen hätte. In meinem Flehen zu Gott fand er noch manchen Trost, manche Erquickung; es war ihm ein hohes Labsal, wenn ich betete.

In dieser zweiten Nacht vernahm der Scharfrichter eine Stimme, die ihn bei seinem Namen rief. Er verließ uns, kam aber bald zurück und legte sich, in Nachdenken versunken, wieder auf sein Strohbette. —

Ich kann dir von diesem Menschen nicht genug Gutes rühmen. Er war mein Freund in diesen Stunden. Sowie es dämmerte und kein lauschendes Aug' uns mehr beobachten konnte, war er es, der die Holzblöcke wieder herbeischaffte, damit ich an das Rad hinaufsteigen könnte. Er war der Mörder meines Mannes und doch — entsetze dich nicht, ich hätt' ihn umarmen und küssen können.

Wie der letzte schreckliche Morgen und Mittag verging — erspare mir die Erzählung. . . . . Wenige Stunden vor dem sinkenden Abend bewegte Rudolf sein Haupt; ich richtete mich zu ihm empor, und . . . als ich mich auf ihn niederbeugte, stammelte er noch die Worte kaum verständlich, aber mit dem scheidenden Lächeln der Liebe: „Gertrud, d a s ist die Treue bis in den Tod!"

Es waren seine letzten Worte; mit geschlossenen Augen und brechendem Herzen sprach er sie.

Er starb unter meinem Gebet; knieend dankt' ich noch unter dem Rade Gott für sein Erbarmen, daß er mich gewürdigt habe, bis an das Ende Treue zu üben.

J. B. v Albertini.

Johann Baptist v. Albertini aus Graubünden wurde den 17. Februar 1769 zu Neuwied geboren. Seine Studien machte er in den Anstalten der herrnhutischen Brüdergemeinde, am Pädagogium zu Niesky und am Seminar zu Barby. Schon im 20. Jahre wurde er hier als Lehrer angestellt. Später verließ er diesen Wirkungskreis und ging ganz zur praktischen Theologie über. Seine durch Wärme und tiefe Empfindung nicht minder als durch Wahrheit, Einfachheit und eine edle Sprache sich auszeichnenden Predigten erwarben ihm in mehrern herrnhutischen Gemeinden große Anerkennung. Im Jahr 1814 wurde er Bischof der Kirche, 1821 Mitglied, 1824 Vorsitzer der Unitätsdirektion. Er starb den 6. Dez. 1831 zu Berthelsdorf, tiefbetrauert von Allen, die ihn kannten.

> Geistliche Lieder von Johann Baptist von Albertini, Bischof der Brüderkirche und Mitglied der Unitäts-Aeltesten-Conferenz. Dritte unveränderte Auflage mit Bildniß und Facsimile des Verfassers. Bunzlau 1835. Verlag von Appun's Buchhandlung.

Albertini ist einer der besten geistlichen Liederdichter unserer Zeit. Wenn auch der größere Theil seiner Lieder das Gepräge des eigenthümlichen Geistes der Brüdergemeinde nicht verläugnet, so daß sie gerade deßwegen weniger Vorbereitung gefunden haben, so stehen sie dagegen poetisch sehr hoch. Es ist nicht nur die glühende Innigkeit in der Nachfolge Christi, nicht nur der aus der ungeschmückten Frömmigkeit des lautersten Gefühls hervorquellende kindliche Glaube, nicht nur die volle Klarheit und Tiefe des religiösen Bewußtseins, welche diesen Poesien eine hohe Wahrheit und eine mächtige Gewalt über das Gemüth verleihen; es ist außerdem die poetische Gedrungenheit und Kraft, welche der Sprache des Dichters inne wohnen und der dem jeweiligen Aufwallen des Gefühls entsprechende Wechsel der rhythmischen Form, wodurch der Dichter offenbar nach einer ästhetischen Wirkung ringt, ohne daß er durch diesen Schmuck der Darlegung seines innern Lebens Abbruch thut. Albertini erinnert an Novalis und steht weit über andern geistlichen Liederdichtern der Gegenwart.

Aus den „Bibelliedern."

1.

O Wort des Lebens!
Dem klingst du süß in's Ohr
Der lang vergebens
Mühselig strebt' empor,
Vom Dunkel in das Licht zu bringen,
Vom Tod zum Leben hindurch zu ringen.
Er nimmt die Bibel,
Schlägt auf und liest entzückt,
Wie man dem Uebel
Durch Christum wird entrückt!
Er liest und liegt in Heiland's Armen,
Und seine Seligkeit ist Erbarmen.

2.

Längst suchtest du, mein Geist, ein nahes Wesen,
Ein blutverwandtes, in der Geisterwelt:
Längst war voraus die Wohnung ihm bestellt
In deinem Herzen — denn durch Ihn genesen,
Und nur durch Ihn, o Seele! konntest du,
Ihm brannte deiner Sehnsucht Flamme zu.

Reich war die Welt gefüllt mit unsichtbaren
Heroen, Göttern, Geistern groß und klein.
Und licht und finster: doch warst du allein!
Denn Einer, Einer fehlt' in ihren Schaaren —
Ein liebend Wesen, reich an Ehr' und Spott,
Mit Macht und Ohnmacht prangend, Mensch und Gott.

Da kam das Wort, um unter uns zu wohnen,
Ward Fleisch, und lebte in der Sichtbarkeit,
Und schlichtete den alten harten Streit
Der sünd'gen Erde mit den Himmelsthronen!
Noch, aufgehoben in die Herrlichkeit,
Wohnt's unter uns bis jenseits aller Zeit.

Nun ist, mein Geist, befriedigt dein Verlangen!
Verblichen ist der Glanz der Geisterschaar
Vor Ihm, dem Einen! Ihm, der ist und war
Und sein wird! Ihm, an dem die Herzen hangen!
Ein Gott-mit-dir bewohnt die Geisterwelt
Und füllt und weiht sie dir zum Friedenszelt.

Du fliegst hinaus in ihre hehren Fernen,
Und kehrest nicht, wie vormals, leer zurück,
Und weidest dich an Gottes Freundesblick,
Liegst stundenlang, um Lieb' Ihm abzulernen,
An Seiner Brust, und lernst Sein Wort verstehn:
„Kommt, liebt und glaubt euch selig ohne Seh'n!"

3.

Holdseliger Knabe,
Den Menschen vom Thron
Zur köstlichen Gabe
Geschenketer Sohn —
O Brudergeberde,
Die Himmel und Erde
Vereinigt, und Edens verschlossenes Thor
Neu öffnet! dich preist der Erlöseten Chor.

Uns bist Du gegeben,
So viel unser sind,
Zum ewigen Leben,
Du heiliges Kind!
Der Ewigkeit Vater,
Der Menschheit Berather,
Du Herzog des Friedens, Du mächtiger Held!
Dir, Wunderkind! jauchzt die gerettete Welt.

Uns bist Du geboren,
Du göttlicher Sohn:
Zum Himmel erkoren,
Dem Abgrund entflohn,
Lobsingen wir fröhlich:
Ja heilig und selig

Ertönen die Lieder, die Liebe Dir zollt'
Sie brachten dir Weihrauch und Myrrhen und Gold.

Wir bringen Dir Herzen,
Kostbarer als Gold —
Dir glüh'n ihre Kerzen;
Empfange sie hold!
Hör' unser Verlangen!
Behalt' sie gefangen!
Entsündige, füll' sie mit Klarheit und Muth!
Ernähre, verew'ge die heilige Gluth!

Aus den „Passionsliedern."

I.

Da hängt Er, ach! des Todes schuldig
Der Einzige, der schuldlos war,
Fleht gegen eigne Noth geduldig,
Verzeihend für der Feinde Schaar,
Spricht Freunden Trost, nimmt Sünder an;
Für Andre sorgt der treue Mann.

Mein Auge weint, die Lippen schweigen,
Das Herz erkrankt vor Lieb' und Pein.
Mein Heiland! Deine Leiden steigen —
Ach! Qual durchwühlt Dir Mark und Bein,
Doch lächelt schmerzlich noch Dein Blick,
Und sichert mir mein ewig Glück.

Seht! Ihn verzehrt ein brennend Fieber,
Des Durstes Gluth, der Wunden Schmerz!
Nimm hin, Du Einziger, Du Lieber,
Um was Du blut'st, mein armes Herz!
Es weiß, es will, es fühlt nur Dich;
Nimm und behalt's, mein ander Ich!

2.

Mein Freund, in Myrrhenduft
Und Aloe begraben!
Mich zieht die Felsengruft;
Dich, Leichnam, muß ich haben!

Du blutig Angesicht,
Im Tod gebrochner Blick,
Für mich verlosch Dein Licht;
Mir schlug der Augenblick,

Da Dein „es ist vollbracht!“
Vom Kreuz herniedertönte,
Da Deines Todes Macht
Die Welt mit Gott versöhnte;
Indem der Vorhang riß,
Der Gott und Menschen schied,
Ward mir mein Heil gewiß:
Mir klang Dein Sterbelied.

Du gabst den edlen Geist
In Deines Vaters Hände;
Den Weg zum Himmel weist,
Gerechter! mir Dein Ende.
Einst fährt mein Geist Dir nach
Hinauf in's Vaterhaus,
Und Sündenschmerz und Schmach
Und Noth und Tod ist aus.

Nun frag' ich rathlos Dich:
„Wie dank' ich's Deiner Liebe?“
O daß sich das „für mich“
Mit Flammenzügen schriebe
In mein dankvolles Herz!
O wäre Zärtlichkeit
Und Kummer, Lust und Schmerz
In mir nur Dir geweiht!

Du zeigtest dort beim Mahl
Der Freundin, die sich sonnte

An Deiner Liebe Strahl:
„Sie that, so viel sie konnte!“
Thu' ich auch, was ich kann?
Der Geist ist willig, schwach
Das Fleisch: allmächt'ger Mann,
Hilf meiner Schwachheit nach!

3.

Wenn die Trauermelodien
Dem Geliebten klingen —
Wenn wir Grabesliturgien
Um die Leiche singen!
Welch ein Gruß!
Der Genuß
Ist noch nie beschrieben:
Lieben gilt es, lieben!

Labe dich verliebtes Herz,
An dem blut'gen Bilde!
Sieh', wie zieht sich Todesschmerz
Durch der Züge Milde!
Nehmt den Kuß,
Hand und Fuß!
Nimm ihn hin, du kalte
Offne Seitenspalte!

Blutiges, zerriss'nes Herz,
Aug', in Nacht versunken,
Wer hat jemals Lieb' und Schmerz
Sagt an euch getrunken?
Ewiglich
Möchte dich,
O erblaßtes Leben,
Unser Geist umschweben.
Tage eilen dann vorbei,
Stunden, wie Minuten;
Noch bebt's Ohr, vom Angstgeschrei,
Von der Geißelruthen

Schall erschreckt —
Und schon deckt
Dich, entseelte Hülle!
Tiefe Grabesstille.

Seele, wo flogst Du hinaus?
An des Weltalls Säume,
In des Vaters hohes Haus,
Durch des Abgrunds Räume!
Ach, auch ich
Fühle Dich!
Deiner Nähe Wittern
Macht mich heilig zittern.

Schon bist Du dem Wink bereit
Von der Allmacht Throne,
Wenn des Vaters Herrlichkeit
Rufen wird dem Sohne.
Morgenduft,
Osterluft!
Schon spür' ich dein Wehen:
Er wird auferstehen.

Zögst du den Lebendigen,
Grab, in deine Schlünde?
Ihn denkst du zu bändigen,
Wie das Kind der Sünde?
Hoff' es nicht
Himmelslicht
Wird dich bald durchschrecken,
Und den Erstling wecken.

Jesus, alles Lebens Herr,
Sollt' im Tod vergehen?
Jesus, Gottes Heiliger,
Die Verwesung sehen?
Preisgesang,
Jubelklang
Laßt gen Himmel schweben:
Jesus lebt, — wir leben!

4.

Konntest du erkalten,
Einzig warmes Herz?
Könntst du inne halten?
Schweigte Todesschmerz
Deiner Pulse Regung?
Mitten aus der Fülle
Heißer Kraftbewegung
Bist du kalt und still?

Wundermacht der Liebe,
Das hast du gethan!
Neue Flammentriebe
Zünden's wieder an;
Neues größers Wunder!
Gottes Absicht reift:
Jedes Herz wird Zunder,
Den dies Feuer greift

Aus den „Osterliedern."

O du nur Einen Tag Entbehrter,
Und doch mit Angst und heißem Schmerz!
Bist Du schon wieder da, Verklärter?
Schlägt wieder schon Dein wundes Herz?
Du stillst Mariens Sehnsuchtstthränen:
Du schwebst durch Schloß und Riegel ein,
An Friedensgrüß' im Kämmerlein
Die Deinen lieblich zu gewöhnen.

Zwei gehn und kümmern sich vertraulich
Um Dich — gleich bist Du selber da,
Und malst Dich ihnen herzanschaulich,
Und was am Kreuz durch Dich geschah!
Sie preb'gen mit entflammten Seelen:
Doch zähmst den Zweifler Du allein —
Umarmt, genossen willst Du sein,
Mein Herr und Gott! wem gnügt's Erzählen?

Sie da! am blüthenreichen Strande
Des Sees stehst Du im Morgenduft,
Und Simon fühlt es, wer zu Land
Zur ernsten Liebesbeicht' ihn ruft.
Sie sammeln sich zur Friedenshütte
Bethanien, Segen zu empfahn:
Da steigst Du Sieger! himmelan,
Und Friede trieft vom letzten Tritte.

Ihr segensvollen vierzig Tage!
Zu vierzig Jahren werdet mir —
Darin, mein Heiland, jede Klage
Verstumm' im Herzgenuß an Dir!
So oft ich Sünderthränen weine,
So ruf' und tröst' mich namentlich —
Und härm' ich einsam mich um Dich,
So brich' durch Schlösser und erscheine!

Sind unser zwei vor Dir versammelt,
So komm und sei der dritte Mann —
Ist uns des Glaubens Thor verrammelt,
So biet' uns Deine Wunden an:
Früh, Abends, Nachts, von Jahr zu Jahren
Frag' emsiglich der Liebe nach —
Denn Lieb' erhält die Herzen wach,
Im Frieden einst Dir nachzufahren!

Aus den „Himmelfahrtsliedern."

Ihr Hände voll Segen!
Entschwebt ihr mir?
Vom blutigen Regen
Genoß mit Begier
Mein Herz die Bethauung:
Ach in der Beschauung
Des Sohnes der Liebe wie schwelgte mein Blick,
Da schwand Er in Wolken, da blieb ich zurück!

Einst endet ihr oben,
Was hier ihr begannt,
Ihr Hände: gehoben
In's himmlische Land,
In leuchtender Hülle
Empfang' ich die Fülle
Des Segens: so tröste dich, trauernder Sinn!
Dein Glaub' ohne Schauen bringt ew'gen Gewinn.

Aus den „Gottesliedern."

I.

Gott! in Deine treuen Vaterarme
Werf' ich mich, Dein krankes Kind —
Gott! Dein zartes Bruderherz erwarme,
Bringe Trost mir still und lind —
Gott' Von Deiner Mutterbrust umwehe
Kühlung mich, wenn ich in Angst vergehe:
Sei Du mir, dreiein'ger Gott,
Sonn' und Schild in Noth und Tod!

2.

Wir ehren Dich, o Vater
Du treues Gottesherz!
Versorger und Berather,
Du, der Du Freud' und Schmerz
Mit weiser Lieb' austheilest,
Erfreuest, stillst und heilest!
Wir beten himmelwärts.

Wir fühlen, Geist, Dein Wittern,
Wenn wir versammelt sind.
Mit heiligem Erzittern;
Wir beten an' Bald lind,

Bald scharf sei Dein Erinnern,
Bis Du in unserm Innern
Könnst zeugen: „Gottes Kind!“

Doch Du, o Sohn der Liebe,
Bist unser nächster Freund!
Du König unsrer Triebe,
Den unsre Seele meint,
Du brennend Herz, das Herzen
Entflammt zu ew'gen Kerzen,
Deß Licht durch Gräber scheint —

Des täglichen Genusses,
Der Sehnsucht Ziel bist Du:
Wer Deines Freundeskusses
Entbehrt, weint ohne Ruh'.
O Gott im Menschenkleide!
Dem Geist und Vater leite
Uns Du stets näher zu!

Aus den „Christliedern.“

I.

Dichte, Herz, ein feines Lied —
Sing' dem Könige zu Ehren
Mit den Heeren
Um den hohen Himmelsthron!
Sing' dem Sohn,
Den der Himmel Heiland nannte,
Weil Er Heil zu bringen brannte,
Andachtsvoll im höhern Ton!

König war Er; doch im Stall
Ward Er auf die Welt geboren:
Hör's, wer Ohren
Hat zu hören! Jedermann

Eil' heran,
Wem ein Herz im Busen schläget,
Wen der Liebe Macht beweget:
Hirt und König, betet an!

König war Er: doch am Kreuz
Starb Er als ein Missethäter:
Hört es, Väter,
Kinder, Kindeskinder hört!
Wild empört
Kracht die Erde, Felsen splittern,
Gräber bersten, Engel zittern —
Schächern wird das Heil gewährt!

König war Er: doch war nicht',
Von der Welt Sein Reich; in Klarheit,
Fürst der Wahrheit,
Stiegst Du auf; dort wird in Pracht
Preis und Macht
Dir von Millionen Rühmern,
Obrigkeiten, Fürstenthümern —
Von der Sünder Heer gebracht.

Guten Schreibers Griffel du,
Meine Zunge, schreibe fleißig!
Denn „das heiß' ich
Dich!" spricht deines Königs Mund:
Thu' es kund
Allen Völkern, allen Zeiten —
In das Buch der Ewigkeiten
Schreib' es ein, das Wort vom Bund!

2.

Wer bist du, wunderbares Wesen?
Du Herr und Knecht, du Mensch und Gott?
Gesandt den Kranken zum Genesen,
Der Sünder Trost, der Heil'gen Spott'!

*

Die Teufel prahlen, dich zu kennen!
Der Menschen Troß verkennet dich.
Wer bist du! wer kann würdiglich,
Verborg'ner, deinen Namen nennen?

Laß ab vom Forschen, rege Seele!
Der Sohn ist nur dem Vater kund.
So frag' nicht lang! geh' hin zur Quelle,
Und schöpf' und trinke dich gesund!
Sieh', halb verhüllt im lichten Schleier
Der Gottesmenschheit naht Er sich:
Nimm und genieß' Ihn seliglich —
Erwarme Herz, an Seinem Feuer!

3.

Ermüdet aus der Schlacht der Fürsten
Kommt Abraham der Freund des Herrn:
Ihm pocht das Herz, die Lippen dürsten,
Und nirgends blinkt der Labung Stern.
Doch sieh'! es tritt, begabt mit Segen,
Des Höchsten Priester ihm entgegen.

Er heißet Melchisedek — König
Des Rechts — mit deutungsreichem Schall:
Die Sanften sind ihm unterthänig —
Er herrschet in des Friedens Thal.
Er bringet Brod und Wein zur Gabe,
Daran sich Gottes Liebling labe.

Ein Wesen, wie aus fremden Welten
Erscheinet und verschwindet er:
Wodurch der Menschen Stämme gelten,
Fehlt ihm, der Väter langes Heer.
Ja Vater, Mutter, Ziel des Lebens
Und Anbeginn suchst du vergebens.

Sag', kennst du den Geheimnißvollen —
Woher er kommt, wohin er geht?

Er ist's, dem Engel Ehfurcht zollen!
Der Szepter Seiner Majestat
Beherrscht bis an der Welten Ende
Ringsum die Schöpfung Seiner Hände.

Die Liebe zog Ihn von dem Throne
In Seiner Menschen Leid herab:
Kommt, Sünder, blickt dem ew'gen Sohne
In's off'ne Herz! weint um Sein Grab!
Doch nein! des Lebens Odem wehet,
Der Stein rollt weg, der Held erstehet.

Seitdem sitzt Er erhöht zur Rechten
Des Vaters in der Herrlichkeit!
Die Wunden funkeln den Geschlechten
Der sünd'gen Menschen weit und breit.
Er ist in's Heil'ge eingegangen,
Im Blutschmuck priesterlich zu prangen.

Zum ew'gen Priester auserkoren,
Wie Melchisedek, stirbt Er nicht:
Das hat der Ewige geschworen!
Durch's Dunkel strahlt Sein Wunderlicht,
Das hier verlöschet, dort erscheinet:
Man hat Ihn, wo man um Ihn weinet.

Er eilt mit Brod und Wein des Lebens
Dem matten Streiter hülfreich zu:
Er kommt, und wandelt eig'nen Strebens
Fruchtlose Qual in süße Ruh:
Es bringt Sein Segensmund den Müden
Vom Kampf den heißersehnten Frieden.

Der Unerforschte, Wunderbare
Ist Vater der Unendlichkeit:
Gleich Einem Tag' sind tausend Jahre
Vor Ihm: wer setzt Ihm Raum und Zeit:
Wer kann die Ewigkeit erklimmen,
Ihm Seinen Stammbaum zu bestimmen?

Doch in des Friedens stillen Thalen
Regieret mild Sein Recht und Licht:
Sein Volk kennt Ihn an Wundenmalen
Als Freund: Sein Donner schreckt es nicht.
Es opfert nach dem Sieg voll Freude
Ihm Herz und Geist im lichten Kleide.

Es werden Kinder Ihm geboren,
Wie aus dem Morgenroth der Thau;
Zum Segen unterm Kreuz erkoren,
Genießen sie auf grüner Au
Die frische Weid' in reicher Fülle,
Bis Er ihr Sehnen ewig stille.

4.

„Was für ein Mann!" — „schweig, wildes Meer!"
Ruft Er — „verstumm', ihr Winde!"
Still lagert sich der Wellen Heer,
Die Lüftlein weh'n gelinde.

„Seht, welch ein Mensch!" die Stirne wund,
Von Dornenschmuck umhangen!
Das Schmerzgepräg' um Aug' und Mund,
Den Rücken seht, die Wangen!

„Was für ein Mann!" so ruft erstaunt
Der Geist — die Herzen schweigen.
„O Mensch!" der Herzen Schaar posaunt
Dies Wörtlein Ihm zu zeigen.

Aus den „Heilsliedern."

1.

Lache du
In stolzer Ruh!
Doch findet dein Erbarmer dich,

Ach wie bang
In Liebesbrang
Wennt Er nach dir und sehnet sich
Immer geh', bethört im Sinn,
Taumt' in falschen Freuden hin!
Doch erklingt der Stundenschlag,
Da Sein Schmerz dich übermag.

Wenn du einst
Verlegen weinst,
Wenn Angst um's Sündigsein dich preßt,
Feiert Er
Mit Gottes Heer
Um deine Seel' ein Freudenfest.
Dir wird's Auge trüb' und feucht —
Sel'ger Tausch! — und Ihm wird leicht
Bald ist's Maaß des Segens voll —
Herz, dann wird dir ewig wohl!

2.

Friede, gleich des Strom's Gewässern,
Breite sanft sich über dich!
Friede mög', o Herz dich bessern!
Er befeuchte kräftiglich
Deinen öden kahlen Sand,
Daß die Wüst', in reiches Land
Umgewandelt, Frucht der Reben,
Korn und Oel dem Herrn mag geben!

Friede, gleich des Stromes Seen,
Bleibe ruhig über dir!
Mag kein Sturmwind ihn verwehen,
Daß er daure für und für!
Daß er nicht, dem Frieden gleich,
Den die Welt giebt rasch entweich' —
Noch als Bach im schnellen Tausche
Mit dem Streit vorüberrausche!

Friede gleich des Stromes Spiegel,
Decke jeder Unruh Qual,
Senk' und ebne jeden Hügel,
Heb' und fülle jedes Thal!
Dieses Gottesfriedens Kraft,
Die durchdringt und Neues schafft,
Werde mit dem Kuß zum Leben
Dir, o Herz, vom Freund gegeben!

3.

Aus mitternächtlich tiefem Dunkel
Stieg ich hervor, aus dumpfer Todtengruft:
Mich zog des Morgensterns Gefunkel,
Ich witterte die frische Morgenluft.
Der Stein, der schwer mir vor dem Herzen lag,
Wich allgemach: fern dämmerte der Tag.

„Wie ist dir, Herz? ist er vorüber,
Der Todesschlaf? suchst du dein Element?
Erschüttert dich ein heilsam Fieber?
Ahnst du den Frieden, den die Welt nicht kennt?
Licht, Leben, Liebe! trifft der Klang dein Ohr?
Auf durch die enge Pforte brich hervor!"

Ein Heer umschleierter Gestalten
Ging mir vorbei in wunderbarem Zug:
Bald die, bald jene wollt' ich halten,
Und konnt' es nicht: ihr Zauber war Betrug,
Nur Eine, Eine trat mir dicht vor's Herz
Und griff's gewaltig an mit Lust und Schmerz.

Da rang ich mit dem Unbekannten,
Und ließ ihn nicht, bis er mich segnete,
Bis Feuerflammen in mir brannten,
Bis blut'ger Thau mein Herz beregnete.
„Wie heißest Du?" die Frage that nicht noth —
Ich fühlt' in's Seitenmal: „mein Herr und Gott!"

Das Morgenroth ward licht und lichter;
Kein Dornenstich blieb ungeseh'n zurück —
Wovor die Engel die Gesichter
Verhüllen, ach: das traut mein sel'ger Blick!
In mir und außen stieg die Sonn' empor,
Und inn' und außen jauchzt ein Engelchor.

Der durchgegrabnen Hände Segen
Gab Weihe mir und Kraft: „im Kampf mit Gott
Und Menschen hast du obgelegen:
Heil ewig dir! getödtet ist dein Tod
In deinem Heiland selig, Ihm gebeugt,
Hast du nun Israel, vom Geist gezeugt."

Ich fühl's, die Seel' ist mir genesen,
Seit meinen Gott ich sah von Angesicht
Der Leib des Todes muß verwesen:
Doch neu gekleidet einst in Himmelslicht
Mit Brod des Lebens hier und dort gespeist,
Lebt ewig mein aus Gott geborner Geist

Triumph' von Millionen Zungen,
Von Erd' und Himmels seligem Verein,
Wird Gottes Opferlamm besungen:
Mein ewig's Halleluja stimmt hinein.
Wo ist dein Stachel, Tod? aus ist der Krieg:
Preis Gott dem Heiland! unser ist der Sieg'

4.

Einsam in der Felsenhöhle
Wacht Elia, der Thisbit!
Still mit ahnungsvoller Seele,
Harrt er auf des Herren Tritt
Es brausen vorüber gewaltige Winde,
Die Felsen zerspalten in grausende Schlünde
Und Berge zerreißen: es tosen des Herrn
Zerstörende Boten — doch Er ist noch fern.

Nach dem Sturm heult's in Lüften —
Land und Meer erbebt mit Macht
Furchtbar brechen aus den Klüften
Flammen durch die finstre Nacht.
Doch ruhig in Feuer und Erdbeben stehet
Der Fürst der Propheten, vom Geiste durchwehet:
Er kennt als Vertrauter den Herrn Jehova —
Noch tobt die Verwüstung, noch ist Er nicht da.

Welch ein Wechsel! tiefe Stille
Plötzlich rings in der Natur!
Auf, Elia, dich verhülle!
Jetzt vernimmst du Gottes Spur.
Er eilet, das Antlitz im Mantel verborgen,
Im sanften gelinden Gesäusel zu horchen
Der Stimme des Kommenden: „betend verehrt
Dein Knecht Dich, Allmächtiger! rede er hört.“

* * *

Schaut umher in die Zerstörung!
Winde rasen fürchterlich:
Schwert und Feuer streut Verheerung.
O Europa! über dich
Es drohen sich blutige Kriegslegionen,
Es stürzen die Hütten es wanken die Thronen:
Das Alte zerstiebet in flüchtigen Staub,
Das Recht ist zertreten, es herrschet der Raub.

Kennet ihr des Rächers Finger?
Todesengel sendet Er
Vor sich her: dem Weltbezwinger
Beugt sich bebend Land und Meer.
Er Selber ist nimmer im Sturm und im Feuer:
Sie künden nur an den allmächt'gen Befreier.
Durchglühe den Dichter, du heiliger Geist
Der Weissagung! — hört, was sein Wehen verheißt!

Nach dem Sturme, nach dem Zittern,
Nach der Flamme wildem Brand

Kommt der Herr: Sein sanftes Wittern
Säuselt über Meer und Land.
Dann hüllet euch ein vor des Heiligen Blicken,
Und höret, ihr Völker! Er kommt zum Erquicken:
Durch Trübsal geläutert bewahrt ihr das Glück —
Die eiserne Zeit kehret nimmer zurück.

* * *

Düster herrscht in deinem Herzen,
Sünder! falsche bange Ruh:
Heimlich von Gewissensschmerzen
Angenagt, erkrankest du.
Doch siehe! urplötzlich erheben sich Stürme;
Es stürzen zusammen die lockeren Thürme,
Die eigenes Wirken sich mühsam erbaut!
Du fühlst dich entwaffnet, dir schaudert die Haut.

Dein felsenhartes Herz zerspringet —
Angst durchbebt dir Mark und Bein:
Flamme der Verzweiflung dringet
Grausam zehrend in dich ein.
Getrost diese Zeichen sind Boten der Gnade!
Bald wandelt in Freude sich Jammer und Schade:
Die Seele gereinigt durch Feuer und Wind,
Ergiebt sich dem Retter als folgsames Kind.

Ist er Selbst gleich in den Flammen
Und im Sturme noch nicht da,
Sing doch Seinem heil'gen Namen
Schon voraus Halleluja!
Er naht sich, der liebende Tröster der Müden —
Dein Herz wird durchströmet von göttlichem Frieden!
Im stillen Gesäusel erscheinet der Herr:
Hör', liebe und habe! Er sei es, nur Er!

5.

Liegst du da in leiser Stille,
Sind die hellen Lichter hin,
Decket dich der Dämm'rung Hülle,
Sammle den zerstreuten Sinn!
Ist dein Nachtlicht im Verglimmen,
Längst der äuß're Lärm verhallt,
Horche dann den ernsten Stimmen,
Deren Kraft im Innern schallt!

„Samuel!" rief's einst dem Knaben
Auf dem Lager am Altar.
Fühlst du, Kind der Himmelsgaben!
Weisen Ruf die Stimme war?
Dreimal irrt er, bis ihm endlich
Leuchtet Eli's Licht und Recht:
Da wird ihm der Herr verständlich —
„Rede Herr: es hört Dein Knecht."

Fürchtest du, o stille Seele!
Eines innern Wortes Trug?
Eile zur Lebend'gen Quelle!
Ist es nicht das Gottesbuch,
Mehr als Eli? horch ihm treulich!
Da umweht dich Himmelsluft,
Da umklingt dich's „Heilig, Heilig!" —
Da erkennst du, wer dir ruft.

Ist die Gotteslamp', o Seele!
Dem Erlöschen nah in dir,
Mangelt's ihr an Lebensöle —
„Eile", ruft der Freund, „zu mir'"
Laß dich dann nicht dreimal rufen!
Er erneut der Lampe Strahl,
Daß sie dir der Liebe Stufen
Leucht' hinauf zum Hochzeitssaal.

Aus den „Liebesliedern."

I.

Unzähmbare Mutterliebe,
Die im Auge naß und trübe,
Wie im hellen heitern Blicke,
Rastlos trägt des Kindlein Glücke!

Feuerflammen Mordgefahren,
Wasserfluthen, Rhein von Zähren,
Tausend Meilen tausend Kämpfen
Beutst du Trotz: wer mag dich dämpfen?

Eine Lieb' ist doch dein Meister,
Die vom Schöpfer aller Geister
Seiner Schöpfung zugewendet,
Nimmer anfing, nimmer endet.

Ihm in ewig heißen Herzen
Glühen aller Welten Kerzen
Als im Brennpunkt dicht beisammen
Lodern auf zu Gottesflammen.

Sel'ge Ewigkeit, verkünd' es'
„Kann die Mutter ihres Kindes
Je vergessen? kann Erbarmen
Weichen aus der Mutter Armen?

„Ob es könnte" – spricht die Liebe –
„Nimmer weichen meine Triebe!
Nie kann meine Kraft veralten,
Niemals meine Brust erkalten"

Einst, wenn alle Lichter sterben,
Alle Schatten sich verfärben,
Wenn die alte Nacht zurückkehrt,
Und, was sterblich ist, dahinfährt –

Schwebt die Himmlische gen Himmel,
Ueber's letzte Weltgetümmel,
Ueber Nacht und Grab erhaben:
Mit ihr schweben, die sie haben!

2

Von Ewigkeit bestimmt zum Lieben,
Sonst eiskalt, jetzt der Liebe Heiligthum,
O Herz! wie lang ist's ausgeblieben,
Das Freudenlied zu deines Retters Ruhm?
Er kam, sah, siegte! trieb die Wechsler aus,
Stieß um den Kram und reinigte sein Haus.

Wie ist's zur Mördergrub' entweihet?
Der Liebe Bethaus soll es wieder sein!"
Rief Er, der Herzen Kraft verleihet,
Sich frei der Liebe heil'gem Dienst zu weihen.
Nur Gluth der Herzen zündet Herzen an:
Kommt Seinem Herzen nah so ist's gethan.

So tretet in des Tempels Hallen,
Zu schauen seine stille Herrlichkeit.
Im Vorhof seht ihr Menschen wallen
Aus allem Volk und Sprache weit und breit:
Der Dulder der Bedrängten reiche Zahl
Vorzüglich füllt ringsum den weiten Saal.

Im Heil'gen wohnen die Gestalten
Der Lieben, die dem Herzen näher sind:
Für Freude bleibt es aufbehalten —
Für Vater, Mutter, Mann und Weib und Kind,
Im Allerheiligsten — wer thront darin?
Du fühlst es, Herz: und zitterst nach Ihm hin.

Komm, laß uns durch den Vorhang gehen,
Und schweigend knieen vor dem blut'gen Bild:
In's Licht der Wunden laß uns sehen,

In's offne Herz, in's Auge klar und mild!
Ach ewig soll es fest verschlossen sein,
Dies Heiligthum - kein Abgott bring hinein!

Soll je des Herzens Schöpfer theilen
Mit dem Geschöpf, dem Werke seiner Hand?
Wer kann so trösten, segnen, heilen?
In wessen Brust flammt so der Liebe Brand?
So wandl' im Vorhof, lindre Noth und Schmerz,
Erfreu', wie Er, manch banges trübes Herz:

Umarm' im Heil'gen deine Lieben
Herzinniglich — mit ihrer theuren Schaar
Im Liebeswettstreit dich zu üben,
Bring treu und freudig manches Opfer dar:
Doch auf des Tempels großem Brandaltar
Gebührt's nur Ihm — denn Er, Er ist es gar!

Ihm opfre deines Lebens Blüthe!
Bet' oft im Innersten des Heiligthums —
Vor Ihm erstarke dein Gemüthe
Zu reicher Frucht, zu Thaten Seines Ruhms —
Zu laufen, wie ein Held, der Liebe Bahn;
Denn Lieb' allein schafft Werk in Gott gethan.

An Seinem Busen hingesunken,
Vergiß dich selbst, und was hinieden ist:
Wer aus der Liebe Quell getrunken,
Langt himmelwärts, wo Du, mein Heiland! bist.
Dort füllt der ew'gen Sonne Gluth und Schein
Erst durch und durch des heil'gen Herzens Schrein.

Aus den „Glaubensliedern"

1.

Glaube, sel'ge Zuversicht!
Lob sei dir! man siehet nicht —
Doch man hat, was man nicht sieht,
Wenn das Herz von dir erglüht.

Glaube, treuer Wanderstab!
Muthvoll schreitet man zum Grab,
Dich zur Hand, mit heiterm Sinn,
Durch's umwölkte Leben hin.

Glaube, du lebend'ge Kraft,
Unerschrock'ne Ritterschaft!
Stähle täglich unsern Muth,
Röthe unsers Herzens Blut!

Glaube, Licht am dunkeln Ort!
Leucht uns Pilgern fort und fort
Bis die Sonn' am Himmel steht.
Glaub' in Schauen übergeht!

2.

Allmächtiger Glaube
Du Sieger der Welt!
Dir fallen zum Raube
Der Schwache der Held.
Umsonst sich erhebet
Und frech wiederstrebet
Der grimmige Stößer,
Der Herrscher der Welt:
Du, Glaube! bist größer —
Dir bleibet das Feld.

Du, du bist der Täufer
Mit Feuer und Geist —
Des Schwertes Ergreifer,
Das Kronen verheißt.
Dein himmlisches Feuer,
Du Seelenbefreier!
Durchzündet die Lan e
Mit schwellender Fluth:
Es reißen die Bande,
Es lodert die Gluth!

Aus den „Beichten und Soliloquien.“

Raſſeln hör' ich Blätter,
Aufgejagt vom Wetter:
Wolken hangen ſchwer
Auf der Landſchaft draußen:
Laut in wüſtem Sauſen
Kämpft der Winde Heer.
Rauher Herbſt!
Wie wild verderbſt
Du des Sommers letzte Spuren
Auf den kahlen Fluren!

Innen auch iſt's trübe!
Holder Strahl der Liebe,
Wo verbargſt du dich?
Auch des Herzens Garten,
Zagt in bangem Warten,
Ob der Stürme Strich
Ihn zerweh'?
Ob untergeh',
Was der Gärtner mühſam hegte,
Und mit Liebe pflegte?

O Natur! der Winter
Lauert grimmig hinter
Deinem Herbſtgeheul:
Sieh, der graue Rieſe
Zielt ſchon, daß er ſchieße
Der Zerſtörung Pfeil!
Starrer Froſt
Bricht ohne Troſt
Bald herein: der Nächte Dauer
Kleidet's Land in Trauer.

Retter! ſende Schimmer
Deines Lichts, daß nimmer
Gleiches widerfahr'

Dem bedrängten Herzen!
Spar' ihm Herbstes Schmerzen,
Winters Frostgefahr;
Du kannst schnell
Und sonnenhell
Durch die Finsternisse dringen,
Und den Frühling bringen.

Aus den „Wallfahrtsliedern."

Wir fahren hinab auf dem leuchtenden Spiegel
Des ebenen Stromes, als hätten wir Flügel:
Doch hält uns die leise Bewegung der Wogen
Im Scheine gemächlicher Ruhe betrogen.

Lang' sitzen wir sorglos und wähnen zu weilen,
Indeß unaufhaltsam die Schifflein uns eilen!
Dann hebt sich das Aug' und wir sehen mit Schrecken
Die laufenden Ufer zurück sich verstecken.

Ermüchtre dich Seele! gedenke der Zeiten,
Darin du zum Ocean nieder wirst gleiten —
Wer dann wird die tobenden Wellen bezwingen,
Und's Schiff nach den Inseln der Sel'gen bringen?

Befreunde dich deinem allmächtigen Bruder
In Zeiten, o Herz! so tritt Er dir an's Ruder:
Er ist's, der durch Klippen und Bänke dich leitet,
Und drüben dir ewige Hütten bereitet.

Aus den „Abendmahlliedern."

Wer dir o Freund! am Busen ruht,
Und ißt dein Fleisch und trinkt dein Blut,
Der hat das ew'ge Leben.

O Seelenmanna, Himmelsbrod!
Dich eſſ' ich: nie werd' ich dem Tod
Zum Raube hingegeben.
Innig
Spür' ich
Lebenskräfte:
Freudig hefte
Ich die Augen
Aufwärts, Lebenslicht zu fangen.

Ein Wehen aus dem Vaterland
Durchzittert mich: der Kindſchaft Pfand
Iſt mir des Geiſt's Geſause.
Ja dich, Gebein der Sterblichkeit!
Dich, Saatkorn der Verweſung! weiht
Sich Gottes Geiſt zum Hauſe.
Spott des
Todes,
Du wirſt leben!
Dir entheben
Sich die Riegel:
Denn du haſt des Geiſtes Siegel.

Aus den „Heimwehliedern."

Moſeh, langen Wechſels müde,
Strebt' ins Land der Ruh' hinein —
Wollte der vollkommnen Hütte
Schon hienieden theilhaft ſein.

Ihm verſagte Gott ſein Flehen:
„Steige das Gebirg hinan,
Ueberſchau die ſel'gen Höhen —
So vollende deine Bahn!"

Seelen, ſehnt ihr euch hienieden
Schon nach ungetrübter Ruh!

Eilet immerhin dem Frieden
Kanaan's verlangend zu:

Nur bescheidet euch, ihr Knechte
Gottes, hier nicht einzugeh'n!
Lernt, wie Moseh Seine Rechte —
Glaubt euch selig ohne Sehn!

Doch der Sehnsucht Durst zu stillen,
Heb' uns hoch von Zeit zu Zeit —
Löse, Herr der Augen Hüllen,
Zeig' uns Deine Herrlichkeit!

Führ' uns auf des Berges Gipfel,
Wenn wir der Vollendung nah'n:
Friede durch der Palmen Wipfel
Rausch' uns dann von Jenseits an!

Nachträge.

Unter den Vorgängern Haller's ist als bedeutender lyrischer und epigrammatischer Dichter vor Allen **Johannes Grob** zu nennen. Er wurde zu Lichtensteig, Kt. St. Gallen, geboren, trat 1661 in churfürstlich-sächsische Militärdienste und wurde später Stellvertreter des damaligen Landesherrn im Toggenburg, des Abtes von St. Gallen. Wegen der von Seite des Gotteshaus's vielfach versuchten Anjochungen der Protestanten dieses Landes siedelte Grob nach Herisau, Kt. Appenzell, über, wo er seine Zeit mit mathematischen Studien und Poesie zubrachte. Im Jahr 1690 wurde er von Kaiser Leopold I. von Oesterreich zum gekrönten Poeten erklärt. Er starb 1697 in Herisau als Mitglied des appenzell. Landrathes. Während seines Lebens erschien von ihm „Dichterische Versuchgabe." Basel 1678. Nach seinem Tode folgte „Reinhold's von Freienthal poetisches Spazierwälbchen." 1700. Johannes Grob wurde erst in neuerer Zeit wieder in seiner vollen Bedeutung erkannt. Schon die epigrammatische Anthologie von Haug und Weißer frischte sein Andenken wieder auf; allein er verdiente eine noch stärkere Berücksichtigung, die ihm später anderwärts, namentlich aber auch aus dem kulturhistorischen Gesichtspunkte durch Carl Morell in seiner Geschichte der „Helvetischen Gesellschaft" geworden ist. Ein Mann von klarem und scharfem Geiste, der bei aller erworbenen Weltbildung ein warmes Herz für sein Vaterland besaß, kämpfte er hauptsächlich gegen die eingerissenen sozialen Schäden der Zeit und prägte zugleich seine Gedanken in einer Form aus, welche für damals als mustergültig angesehen werden konnte.

An Joh. Grob reiht sich passend sein Landsmann **Ulrich Bräker**, genannt „der arme Mann aus dem Toggenburg." Er wurde den 22. Dez. 1735 in Wattwyl, Kts. St. Gallen, geboren, war im vollen Sinne des Wortes Autodidakt, schrieb seine Biographie, sowie treffende Bemerkungen über seine Zeit als edler Naturſohn in der naiven, kunstlosen Sprache des Herzens nieder und schwang sich durch sittliche Kraft nach verschiedenen Lebensschicksalen nicht nur zu

glücklicher Wohlhabenheit auf, sondern übte auch auf seine Gemeinde allseitig den heilsamsten Einfluß. Von seinen Schriften wurden von H. H. Füßli zunächst „Lebensgeschichte und natürliche Ebentheuer des armen Mannes im Toggenburg, Zürich 1789" veröffentlicht; 1792 erschien auch das „Tagebuch." Bräker's Styl ist völlig poetisch; er zeichnet sich durch Einfachheit und große Anschaulichkeit aus und mit vollem Rechte wurden darum die Schriften des „armen Mannes" von Ed. v. Bülow, Leipzig 1852, wieder neu herausgegeben. Bräker starb 1797, wegen seines hellen Geistes (er hat u. A. über Shakespeare sich mit großem Verständniß ausgesprochen) und biederen Schweizersinnes von den angesehensten Männern des In- und Auslandes bewundert.

Unter den Lyrikern dieser Periode nach Haller sind noch anzuführen: V. B. v. Tscharner, Joh. Jak. Altorfer, Joh. Heinrich Füßli, Joh. Jak. Bürkli, Joh. Ludwig Ambühl, Wyß, d. ä., Bernold (der Barde von Riva) und der blinde Volksdichter Aloys Glutz.

Vinzenz Bernhard von Tscharner, war Mitglied des Großen Rathes von Bern und früher bern. Landvogt zu Aubonne. In seinen Oden verräth er Geist und eine hohe, edle Gesinnung.

Der Frühling.

Ode 1751.

Komm Schöpfersonne! Schenk' uns wieder,
Den himmlischen Blick, den freundlichen Strahl!
Send' deinen Lenz vom Himmel nieder
In's nackte Gebüsch, in's schlummernde Thal.

Laß milden Thau die Felder schwängern,
Und spielende Lüfte die Gärten durchweh'n;
Laß schön're Tage sich verlängern
Den wachsenden Schmuck der Hügel zu seh'n.

Sie kömmt! es lacht aus heller Ferne
Sanft eilend ihr Herold im rosigen Kranz;
Vor Ehrfurcht hüllen schon die Sterne
Den nächtlichen Schein in azurnen Glanz.

Schon grüßt des Tages erste Strahlen
Der schwebenden Lerche geflügelter Klang,
Das Lied einsamer Nachtigallen,
Und, tiefer im Wald, der Amsel Gesang.

Da steht sie! durch den glühenden Schleier
Der purpurnen Wolke, mit flammendem Saum
Strömt ihr allgegenwärtig Feuer
Weit über der Schöpfung blühenden Raum.

Nun malen sich die Frühlingsscenen!
Die Bienen bevölkern die wärmere Luft;
Hellschimmernd von Aurorens Thränen
Streut ihnen die Flur balsamischen Duft.

Vom kurzen Grab des Winterschlummers
Erwachet die Schwalbe zur häuslichen Pflicht;
Die Vorsicht des entfernten Kummers
Beängstiget die frohen Häuslinge nicht.

Die Menschen nur, die bangen Herzen,
Stört, in der Entzückung der jetzigen Lust,
Das Nachgefühl vergangner Schmerzen,
Und klopfende Furcht der ahnenden Brust.

Rührt auch des Busches freie Stille
Die Seelen von stürmischen Wünschen regiert?
Vergebens prangt des Thales Fülle
Den Augen, vom Dunst der Ehre verführt!

Die Weisheit lehrt das Herz genießen,
Die Ruhe der Seele stimmt mit der Natur;
Und Sonnenschein in dem Gewissen
Verschönert den Tag, und schmücket die Flur.

Ode auf den Feldbau.

1769.

Ich sah sie jüngst, die Göttin reicher Garben
In ihrer Hand das Zepter der Natur;
Sie heilt der Fesseln tiefe Narben,
Und deckt der Kriege Spur:

Ihr folgt der Segen mit gefüllten Händen,
Geleitet durch der Freiheit starken Flug.
Sie spannt, das Schlachtfeld umzuwenden,
Die Löwen vor den Pflug;

Sie gibt dem Fleiß das Eigenthum der Erden,
So weit sie herrscht, singt die Zufriedenheit;
Bei nahen Wäldern ruh'n die Heerden
In froher Sicherheit.

Sie sprach: (Hörts ihr Gewaltigen! Ihr Väter,
Ihr Völker, denn dem Dichter ist gewährt,
Zu melden, was die Stimm' der Götter
Die weisern Menschen lehrt)

„Mein ist der Staaten Kraft, der Glanz der Kronen;
Durch mich bevölkern rohe Thäler sich
Mit unbezwungenen Nationen,
Dem Feinde fürchterlich.

Ich wies, durch pharaontische Moräste,
Dem fetten Nil den abgeleckten Lauf,
Ich füllte Babylons Paläste
Mit allen Schätzen auf.

Andächtig opfert mir sein ewig Feuer
Der Gueber noch; im letzten Orient
Wird mir, bei kaiserlicher Feier
Das Jauchzen zugesendt

Von unzählbaren emsigen Geschlechtern.
Ich gab den Ruhm dem weisern Griechenland

Und seinen muthigen Verfechtern
Die Kraft zum Widerstand.

Trinakrion! Wer deckte dein Gefilde
Vordem mit Aehren! Du, der Erde Pracht,
Wo liegt dein Paradies? Wie wilde
Ist Latium gemacht?

Als Helden die geerbten Felder pflügten
War deiner Freiheit Ernte meine Lust:
Als Sieg und Mäßigkeit vergnügten
In unbestochner Brust.

Wo stolze Bürger mein Geschenk verkehren,
Wo Fürsten Pomp und fette Heuchelei
Den Zins gebückter Sclaven zehren
In frecher Schwelgerei:

Da heiß' ich dürre Felder ihrer spotten;
Da dringt der Hunger zu der Künste Sitz.
Trotz ihren fern beladnen Flotten
Und großer Höfe Witz.

Ich sag' es: Laß die Worte weit erschallen;
Ich segne der Tyrannen Gnade nicht,
Den Stolz der prahlenden Vasallen
Noch eitler Fasten Pflicht.

Wenn mein Europa ganz dem Golde frohnet,
In Ueppigkeit verarmt, durch Krieg entstellt,
So such' ich, wo kein Sultan thronet,
„Mir eine neue Welt."

J. J. Altorfer ist 1741 in Schaffhausen geboren, woselbst er später Professor der Theologie und Philosophie wurde. Als Dichter gehört er noch ganz der Bodmer'schen Schule an. Seine Lyra tönt erhaben; Religion, Tugend, Vaterland werden bisweilen kräftig, bisweilen rhetorisch breit und mit stark theologischer Färbung besungen. Er starb den 30. Mai 1804. Seine poetischen und prosaischen Schriften erschienen 1806 in Winterthur sammt Biogra-

phie und mit einer Vorrede von J. G. Müller. Als Probe von Altorfers Dichtart dient:

Lob der Dichtkunst.

1776.

Die du schon oft die schönsten meiner Stunden
Mit himmlischem Vergnügen aufgeklärt;
Worin mein fühlend Herz sein Glück gefunden,
O Dichtkunst! meiner ganzen Liebe werth!
Dir steigen tausend Lobgesänge
Von deiner Dichter Mund empor;
Verloren in der Menge
Wagt sich mein Lied hervor.

Horaz entflammt mit ungewohntem Feuer,
Und Ramlers Lied begeistert meine Brust;
Kühn greift die Hand nach ihrer gold'nen Leier,
Zu kühn, der eig'nen Schwachheit unbewußt.
Doch, wenn kein falscher Wahn mich täuschet,
Wenn es von deinem Feuer glüht,
Schallt, wie dein Werth es heischet,
Zu deinem Ruhm mein Lied.

Wie selig floß, wenn auf der Musen Flügeln
Mein Geist zurück in jene Zeiten drang,
Wo von des Pindus lorbeerreichen Hügeln
Der alten Dichter hohes Lied erklang:
Wie floß in himmlischem Entzücken
Die kaum bemerkte Zeit mir hin,
Die kurz, gleich Augenblicken
Dem frohen Träumer schien!

Nicht stets erscholl von zauberischen Saiten
Der Wollust Lied. Ihr göttlich Saitenspiel
Klang oft, den Ruhm des Helden auszubreiten
Der groß im Kampf für seine Brüder fiel,
Sang, wie vom Sturm emporgetragen
Den Erdball ein Gewitter schreckt,
Wenn Zeus im Donnerwagen
Entschlaf'ne Sünder weckt.

Die Liebe jeder Tugend zu entflammen
Ward uns die Dichtkunst vom Olymp gesandt,
Voll Reizungen, die von der Gottheit stammen,
Und Sterblichen zur Lehrerin ernannt.
Sie lehrt die Wahrheit uns gefallen,
Die uns in ihrem Lied entzückt,
Mit ihren Schätzen allen
Liebreizend ausgeschmückt.

O Herzen unempfindlicher als Klippen,
Die Orpheus einst mit seiner Leier zwang:
(Der Leu' gehorcht den liederreichen Lippen,
Der Wald empfand den mächtigen Gesang)
Bedauernswerthe, deren Brüsten
Kein Strahl von Phobus Licht durchdringt;
Die kein Gesang der Musen
Zu edeln Thränen zwingt.

Rühmt, wenn das Glück die eiteln Wünsche krönet,
Wenn Gold den Geiz, des Pöbels Schmeichelei
Die Ehrsucht füllt, der nie der Weise frönet;
Rühmt, daß kein Glück dem euern ähnlich sei.
Soll euch des Dichters Herz beneiden,
Das nie von eiteln Wünschen glüht,
Und, Kenner beßrer Freuden,
Sich nicht um Gold bemüht?!

Nie stieg im Opferrauch von Flaccus Saiten
Ein Reichthum bettelnd Lied hinauf zum Thron
Der Götter: „Laß', was sie für mich bereiten,
„Mein mäßig Glück mich, o Latonens Sohn,
„Gesund und mit Vernunft genießen;
„Und, unbeschimpft durch tiefen Fall,
„Mein Alter mir verfließen
„Bei süßer Lieder Schall!"

J. H. Füßli, der berühmte Geschichtsmaler, wurde 1712 in Zürich geboren und starb zu London 1825. Er war ein Genie von seltener Kraft und Originalität, das sich hauptsächlich nach Michel

Angelo bildete. Seit 1778 lebte er in England, theilte mit Reinolds und West den Ruhm der ersten Maler ihrer Zeit und errang sich ohne Widerspruch seine eigene Palme als Shakespeare unter denselben. Er war lange Jahre hindurch Präsident der königlich-großbrittanischen Künstlerakademie und hielt in der Akademie seine Vorlesungen über Malerei, die 1803 von J. J. Eschenburg in's Deutsche übersetzt wurden.

Füßli's Oden wetteifern mit denen Klopstock's an Kernhaftigkeit der Gesinnung (z. B. an tiefem Gefühl für Freundschaft) und großartigem Schwung der Phantasie, so daß u. A. die „Ode an Meta" und „Hermann und Thusnelde" von mehreren Seiten Klopstock zugeschrieben wurden. Allein die mächtige, dithyrambische Phantasie des genialen Malers geht trotz allem Festhalten an der äußern Form über das schöne Flußbett der Ode hinaus; die kräftigen, kühnen Gedanken, die ihn bewegen und die bisweilen in shakespeare'schen Blitzen und Bildern sich entladen, wandeln meist in schwerer Hoplitenrüstung daher und werden durch Schwulst dunkel und unverständlich. Dies ist namentlich in den Oden auf den „Portwein", auf den „Probst Pistorius auf Rügen" und „An die Geduld" der Fall, während die vaterländischen Oden einen weniger gesuchten Ausdruck zeigen und das Gedicht „Hermann und Thusnelde" wirklich ganz an Klopstock erinnert.

Hermann und Thusnelde.

1760.

Thusnelde.

Wo verziehet der Held, sein triefendes Schwert, wo?
Welkt der Eichenkranz nicht, der um sein Haupt hin
Seine Schatten zu schlingen
Auf meinem Schooße noch harrt?

Der Chor von Jungfrauen.

Muß er nicht an dem Quell die Hand, das Antlitz,
Von dem Blute der Erderoberer färbigt,
Waschen, und von dem Schlachtstaub
Reiner zum Küssen athmen?

Thusnelde.

Nein! ich will ihn befleckt! vom Römerblute
Ganz die Locke durchklebt! das Aug' entflammter,
Wie im Haindunkel Opfer,
Mitten aus Blut hervorblitzend!

Der Chor.

Ha! wer reißt sich hinauf am Eichenhügel?
Komm! komm! Sieh' ihn, er glüht, wie du ihn wünschtest!
Komm! wie treibt Er's! Er ist schon
Hier! und Roms Adler mit ihm!

Wie du fliegest! dein Kranz ist dir entfallen!
Seht! Sie ist schon bei ihm! Schon küßt sie nach ihm,
Hebet Siegmar hinweg dort,
Ueber den Vater flog sie!

Hermann.

Küsse mich izo nicht: ich bin noch unrein,
Und der Vater liegt dort! Doch vierzigtausend
Für ihn Niedergewürgte
Mögen's nun Pluto sagen,

Daß Augustus ein Gott ist! weg, wie blickst du
Auge, ganz durch mich ein! und du, du Lippe
Laß mich, sonst werd' ich muthig,
Du, so befleckt wie ich!

Thusnelde.

Einen! einen Kuß doch! bei Herthas Gottheit
Will ich! schöner bist du, als wenn dich Odin
Mit umschaffendem Nektar
Ueber und über begöß!

J. L. Ambühl wurde in Wattwyl, Kt. St. Gallen, geboren. In früheren Jahren war er Hauslehrer, wurde später Statthalter des helvetischen Bezirks Oberthein und Erziehungsrath des vormaligen Kantons Säntis. Er starb den 12. April 1808.

Ambühl hat sich weniger als lyrischer, denn als dramatischer

Dichter bekannt gemacht (siehe unten.) In seinen lyrischen Sachen verräth er ein weiches, tiefes Gefühl und ist im Vaterlandslied nicht ohne Schwung. Außer seinen Dramen hat er noch die „Brieftasche aus den Alpen“ und „Briefe einer Nonne“ geschrieben.

An den Mond.

1782.

Immer auch zu stillem Harm gesellig,
Lieber, Freundlicher!
Kommst du so vertraulich, so gefällig,
Ueber Land und Meer!

Lächelst nach dem Plätzchen unter Bäumen,
Wo ich eh'mals ging,
Als in gold'nen jugendlichen Träumen
Mich das Glück umfing.

Ach, da lächelte mit holden Blicken,
Schöner noch als du,
Einen off'nen Himmel voll Entzücken
Mir mein Mädchen zu.

Und es ging; und du gehst auch; du Lieber!
Und vor meinem Sinn
Schwimmt nun Alles, Alles so in trüber,
Oeder Dämm'rung hin....

Aber lächle du nur freundlich wieder
Auf mein Grabmal, Mond!
Ueber alle Himmel kehr' ich wieder,
Wo die Liebe wohnt.

Auf dem St. Jakobs Kirchhof bei Basel.

1780.

Fließ', der Freiheit heilig, Ehrfurchtsthräne!
Opferhelden schlummern hie.
Schauervoll und blutig war die Scene;
Sinkend, sterbend siegten sie!

Eichen gleich in schwarzen Ungewittern,
Stunden sie in Rauch und Brand;
Weihten sich dem Tode, ohne Zittern,
Dir! für dich, o Vaterland!

Alles stürzte über sie zusammen,
Und des dunkeln Schicksals Schluß
War erfüllet; aus den Opferflammen
Stieg der Freiheit Genius,

Schwebet noch um diese Kirchhofs Mauern
Traulich! Wie so still! so kühl!
O, hier kniet ein Jüngling; tiefes Schauern
Ist sein betendes Gefühl.

Schlummert sanft, bis ihr am großen Tage
Wonnevoll dem Staub entsteigt;
Diese Thräne auf des Richters Wage
Sich mit euern Thaten neigt!

Schweizer-Heimweh.

Ach, da schwärm' ich auf und nieder
Etwas, das ich nie empfand,
Drängt mich, quält mich immer müder;
O mein theures Vaterland!
Könnt' ich dich doch wieder sehen,
Ach! nur einmal wieder dich!
Ueber deinen Alpenhöhen
Herzensatt erathmen mich!

Sieh', da stehn sie hingepflanzet,
Gottes Berge, wolkenschwer,
Bis zu ihm hinaufgeschanzet
Um die freien Thäler her.
Wie die Quellenströme brausen
Von der hohen Felsenwand;
Wie Entzücken, wie uns Grausen
Winket von des Abgrunds Rand.

Ha! bis an die ferne Grenze
Alles Leben überall;
Heerden, Hirten, Fest und Tänze,
Und Gejauchz' und Liederschall.
Ach! und hier so flach und öde
Alles, alles um mich her.
Und so traurig Blick und Rede,
Und die Luft so dumpf und schwer.

O, ihr fernen blauen Hügel!
Bang und klopfend staun' ich hin.
Ach, ich Armer hätt' ich Flügel,
Nackend flög' ich zu euch hin.
Arm in euern braunen Hütten,
In der Freiheit Mutterschooß,
Und bei alter Kost und Sitten,
Schätzt' ich wie ein Fürst mich groß.

Johann Rudolf Wyß, der ältere [1], wurde den 18. Januar 1763 als das jüngste Kind des Fürsprechers und nachherigen Krankenhausverwalters Wyß zu Bern geboren. Er studirte Theologie, wurde 1785 ordinirt und 1791 zum Pfarrer von Münchenbuchsee, 1808 von Wichtrach gewählt. Hatte Wyß schon in seinen Studienjahren sich im Zeichnen, im Kupferstechen, in der Musik und in Liedern der Liebe versucht und auch später den anakreontischen Ton in seinen Gedichten nicht verläugnet (in den Liedern seiner ersten Epoche ist der ganze hohe und niedere Olymp nebst dem gesammten griechischen Schäferpersonal Sal. Geßner's aufgeboten) so wird sein Gemüth nach der Scheidung von seiner ersten Gattin, dem Tode seines erstgebornen Knaben aus zweiter Ehe und dem Heimgang seiner zweiten Gattin trübe und gedrückt; seit 1814 blieb er bis an sein Ende an ein einsames Leben gewöhnt. In dieser spätern Periode hatte er in Charakter und Temperament viel mit seinem Landsmann Haller gemein; auch in seinen Schriften wird jetzt allenthalben eine moralische Tendenz sichtbar.

Wyß, d. ä., traf es von Jugend auf in eine Zeit, wo es von

[1] Vgl. Berner-Taschenbuch auf das Jahr 1859 von Ludw. Lauterburg pag. 1—42. Durch Wiederverheirathung des Vaters von Wyß dem Jüngern, war dieser der Neffe des ältern geworden.

Gesang in allen Zweigen rauschte. So dichtete denn auch er und besang u. A. im Göttinger Musenalmanach mit sinniger Auffassung die deutschen Silbenmaße nach ihrer Macht auf das Gemüth des Hörers. In den „Alpenrosen" hat er bisweilen sehr beißende Epigramme und Gnomen niedergelegt, wozu ihm die Zeitgeschichte den Stoff liefern mußte. Wir heben daraus folgende Proben hervor:

Verschiedene Lagen.

Wie doch nach Jahr und Tagen immer
Sich's anders, Mensch, mit dir verhält!
Die Welt ist eines Jünglings Zimmer,
Das Zimmer eines Greisen Welt.

Der Weise.

Der Weise ist ein höher Wesen,
Durch Schein und Sinne nicht bethört;
Ich habe viel von ihm gelesen,
Doch wenig noch von ihm gehört! —

Voß, als Uebersetzer.

Kunstreich wendest du, Voß, die Griechen, ich misse nur Eines:
Du entgriechest sie wohl, aber verdeutschest sie nicht

Rebekka.

„Willst du ziehen mit ihm?" — „Ich will!" So sagte Rebekka.
Ohne das edle Gezier zog sie dem Bräutigam zu.
Edel ist deine Natur, o Weib: geschaffen zur Liebe,
Wenn dich nicht Larve, nicht Kunst, nicht die Verstellung entweiht.

Rührend wahr ist das 1812 in den „Alpenrosen“ erschienene Gedicht

Die Trauerweide.

Mir ward ein holder Knabe,
Die Blume meiner Bahn,
Er wuchs an seinem Stabe,
An mir, so froh hinan.
Sein ganzes Sein war Leben,
Von Liebe schön durchglüht;
Mein Pilgerstab ward eben
Durch ihn, und mild umblüht.

Zum Tempel stiller Freude
Dem Vater und dem Sohn
Pflanzt' ich am Bach die Weide
Des schönen Babylon.

Bald schossen ihre Ranken
Mit jugendlichem Grün
Hoch in die Luft, und sanken
Zur Erde spielend hin.

Im Frühling-Säuseln webten
Sie fröhlich hin und her;
Es schien, die Ranken lebten,
D'rob freut' ich mich so sehr.
Jetzt hangen sie so traurig
Am unbetretnen Steig,
Der Herbstwind wehet schaurig
Und seufzt durch jeden Zweig.

Ach, süße Träume schwinden
Und Schmerz ist oft so nah;
Mir Unglück zu verkünden
Pflanzt' ich die Weide da.

Mein Kindlein, meine Freude
Sank ungeahnt zur Gruft,
Und um die Thränenweide
Weht kalte Grabesluft!

Im Jahrgang 1830 der „Alpenrosen" finden wir von Wyß d. ä. auch eine anmuthige Erzählung betitelt „Wanderung in's Muotathal", die eine historisch beachtenswerthe Darstellung von Suwarow's Zug in dieses Thal und seinen dortigen Kampf enthält.

Des Dichters Hauptwerk ist indessen die Lyrische Halle,[1] Bern 1819, worin sich seine früheren und späteren Erzeugnisse gesammelt finden. Die ersteren haben vor den späteren keinen Vorzug. Sie sind wie diese mehr das Werk einer gefühlvollen Reflexion, als einer feurigen Einbildungskraft und überströmender Begeisterung. Sie gefallen sich im Neckischen, Tändelnden und Scherzhaften; ja die galanten Zierlichkeiten, die der Dichter seinen Philinden und Dorimenen sagt, sind im Verhältniß zu dem kräftigern Inhalt der späteren Erzeugnisse wie veraltet, die Reime fließen wässeriger und matter, die Bilder sind abgebleichter, die Scherze schwerfälliger, obschon nicht übersehen werden darf, daß Wyß, d. ä., stets die Grazie zur Begleiterin hat. Zu den bessern Erzeugnissen der „Lyrischen Halle" gehören die Gedichte der 3. und 4. Periode, unter diesen: „Wohlthaten der Muse", „die Schöpfung der Petersinsel", „die Rose", „Adele", „die Wallnußbäume von Interlaken", „Gerzensee", „die Gegend um Thun" (letztere drei Stücke freilich mehr beschreibenden Charakters) und das „Turnlied für Bernerknaben." Im Jahr 1826 ließ Wyß, d. ä., „Gesänge für Griechenlands Heldenvolk" erscheinen, von denen „Lied eines griechischen Knäbleins", „Ibrahim", Noto Bozzaris" und „Miaulis der Seemann" zu den bessern gehören.

Des Dichters Schwanengesang waren „die Alpen", ein Ge-

[1]) Durch Schuld des Setzers (in Folge unbeachteter Revision) wurde pag. 324 dieses Werk irrthümlicher Weise Wyß dem jüngern zugeschrieben. Die „Lyrische Halle" ist durch folgende bescheidene Verse eingeleitet:

1.

Nicht nur dem Schlag der Nachtigallen
Gönnt die Natur ein liebend Ohr;
Auch leichte Finkenlieder schallen
Im allgemeinen, großen Chor.

2.

Erzeugt in einem Mutterschooße,
Wird Schwaches Starkem anvermählt,
Das Kleine mischt sich zart in's Große;
Und so wird Gottes Welt beseelt!

*

dicht in 9 Gesängen, in Haller's Geist, Art und Versmaß, aber von überwuchernder Reflexion und dem Schmerz getragen. Wyß, d. ä., starb den 30. Jan. 1845. Er war ein kunstsinniger Mann, der es im Zeichnen (namentlich im Baumschlag) zu großer Vollendung brachte.

J. J. Bürkli wurde 1745 in Zürich geboren, wo er bis zur Regeneration der Schweiz durch die französische Revolution als Staatsmann lebte und daneben den Musen opferte. Es scheint, daß er in gewissen Kreisen zu seiner Zeit als Dichter sich große Geltung zu verschaffen wußte, denn in einem Nekrolog über ihn wird geradezu gesagt, er sei den besten Dichtern Deutschlands beizuzählen; an seinen Dichtungen habe das Herz ebensoviel Antheil als der Geist und die darin herrschenden Empfindungen seien ebenso zart als bieder und treuherzig." Allein das Wahre ist, daß dieser Dichter wohl Herz und Empfindung aber wenig Witz und Phantasie besaß, nicht einmal soviel, um seinen Themiren, Clymenen, Dorilinden, Chloeen, Galatheen u. s. w. nicht langweilig zu werden. In den Jahren seiner Kraft dichtete er im leichten anakreontischen Styl; aber Bürkli hatte zu viel Bonhommie um geistreich, zu viel Ernst um witzig zu sein. Selten hat er im Epigramm eine treffende Pointe; auch in der Fabel ist er nicht glücklich. Wie übel z. B. ist das äsopische: „Unum, at leonem!" wiedergegeben, oder „die Schnecke"; in der Fabel „Der Wanderer und sein Hund" gibt er den Großen der Erde die Lehre, den Völkern was sie bedürfen nur an sparsam abgebrochenen Bissen zur Nothdurft bloß zu geben, die Güte (zu ihrem eigenen Schaden) nie von der Klugheit zu trennen! Die französische Staatenumwälzung und ihre Folgen, die auch unsern Dichter trafen, führten Bürkli zur didaktischen und beschreibenden Dichtung, ja selbst zur religiösen Betrachtung. Allein die beschreibenden Gedichte „die Ufer des Zürichsee's", „der Schützenplatz in Zürich", wie überhaupt die Muse seines Alters sind den Erzeugnissen seiner Jugend in sofern völlig verwandt, als weder bei diesen noch bei jenen viel Geschmack und ächte Poesie sich findet.

Bürkli besitzt ein gewisses patriotisches Verdienst durch Herausgabe seiner „Schweizerischen Blumenlese", die er freilich, wie er in seiner Vorrede sagt, in einigen müßigen Augenblicken zusammengebracht hat. Außer den „Gedichten" (Bern 1802) sind von ihm noch die „Reisen Amor's" (Bern 1773) anzuführen.

Wir geben hier folgende Proben aus unserm Dichter:

Grabschrift eines Säufers.

1779.

Hier liegt Melamp, sein Lebenslauf war der:
Zum Keller ging er hin, vom Keller kam er her.

Epikur.

Amor sprach einst zur Cythere:
„Wer ist jener holde Greis,
Der uns Tempel und Altäre
Schmückt in blüh'nder Jugend Kreis?"

„Lotosblätter, Myrthen hangen
Ihm auf Schläf' und Stirn' herab,
Rosen blüh'n auf seinen Wangen,
Und er tanzt auf seinem Grab!"

„Lächelt er, — die Lippen glühen
Wie Aurorens Purpur-Schein,
Und des Alters Runzeln fliehen,
Schenkt ihm Hebe Nektar ein!"

„Wollust und der Liebe Feuer
Strahlt aus seinem Blick hervor!
Künstlich spielt die Hand die Leier,
Noch entzückt er Aug' und Ohr!"

„Singt er, — weg, o Philomele!
Alles schmelzt in Harmonie;
Solchen Silberklang der Kehle
Hört' ich von Apollen nie.

„Selber in der Wollust Schooße
Streut der Tugend Weihrauch er,
Hüllt in Dorn' und Laub die Rose,
Und dann blüht sie reizender."

„Lehrt die Schönen zärtlich ringen,
Wenn der Hirt um Küsse fleht,
Lehrt den Widerstand bezwingen,
Der des Sieges Werth erhöht!“

„Sieh', — er stahl aus meinem Köcher
Meine schärfsten Pfeile mir,
Stahl Lyäens gold'nen Becher,
Und den Gürtel stahl er dir!“

„Bald wie Momus Haupt im Bilde
Zieren Müz' und Schellen ihn,
Unter der Minerva Schilde,
Führt er bald zur Weisheit hin.“

„Sieh, ihn küssen die Huldinnen,
Sieh', wie sie ihm Blumen streu'n?
Wie die keuschen Pierinnen
Ihm erhab'ne Hymnen weih'n!

„Mag Alcibiad er heißen,
Ist er Tejos junger Greis,
Oder aus der sieben Weisen
Griechenlands berühmtem Kreis?“ —

Cypris sagt: „Dein Aug' sieht trübe,
Sieh' ihm in's Gesichte nur,
Wie — der schlaue Gott der Liebe
Kennt nicht meinen Epikur? —

Daphnis Ode auf den Weinmonat.

„Schönster Monat, komm, erscheine,
Schöner als der junge Mai!
Zwar entkleidest du die Haine,
Bald schmückt sie der Frühling neu!

Prangt der Mai mit bunter Blüthe,
Früchte schenkst du uns, und Wein:
Bachus und Pomonens Güte
Ladt zu süßen Freuden ein!

Wenn wir gold'ne Trauben sehen,
Kosten ihren Nektarsaft!
Jauchzend dank ich dann Lyäen,
Der uns solche Freuden schafft.

Wenn die schwere Kelter knarret,
Meinem Ohr ist's Harmonie,
Wenn die frohe Geige schnarret,
Ist's mir süße Melodie!

Wenn der Winzer jubelnd singet,
Und in blüh'nder Jugend Kranz,
Leicht der Knab' sein Mädchen schwinget
Hoch, im raschen Wirbeltanz,

Wenn sich Knab' und Mädchen drehen,
Schleicht sich Amor in die Reih'n,
Und läßt bald ein Strumpfband sehen,
Bald ein Knie, wie Elfenbein!

Und dann wallen Feuertriebe,
Durch des Jünglings pochend Herz!
Und dann lacht der Gott der Liebe
Ob dem unschuldsvollen Scherz.

Schönster Monat, komm! erscheine,
Schöner als der junge Mai!
Zwar entkleidest du die Haine,
Bald schmückt sie der Frühling neu!"

So sang ich bei'm Mondenscheine
In der Nachtigallen Chor;
Schnell sprang aus dem düstern Haine
Gott Lyäus selbst hervor.

Beifall klatscht er dem Gesange,
Cypris' Knabe hört's und lacht:
„Trunk'ner Gott — du siegst nicht lange,
Daphnis Lied sang Amors Macht!"

„Dieser Monat führt Ismenen,
Aus der Stadt auf unsre Flur!
Daphnis sehnt sich nach der Schönen,
Amor'n galt die Hymne nur!"

J. B. Bernold, genannt „der Barde von Riva" war Landeshauptmann der ehemaligen Herrschaft Sargans und in den Jahren 1798—1800 Statthalter des Bezirkes Mels, Kts. St. Gallen. In seinen Dichtungen offenbart sich eine blühende Phantasie und viel Formtalent. Sein bestes, wenn auch etwas zu langes Gedicht ist

Die Linth.

Als ich ein Kind war, warst du das erste Wort,
Das meine Zunge lallte mit halbem Ton',
Und an dem Rande deines Ufers
Lernt' ich durch Fallen die Kunst zu gehen.

Dem muntern Knaben lispelte deine Fluth
Schon frühe Freuden in das entzückte Herz.
Und seines Busens heißer Athem
Ahnete Nachruhm in fernen Zeiten.

Doch nicht dem Knaben, und nicht dem Jünglinge
Verräth dein Rauschen hohe Begeisterung;
Vor Freuden über deine Größe
Kann er nur weinen und kann nicht singen.

Jetzt, da des Alters reifere Locken mir
Die Scheitel krönen; jetzt, da der Musenchor
Mir nicht umsonst die Leier schenkte,
Daß sie unrühmlich in Trägheit schlumm're,

Will ich die Saiten stimmen zum Donnerflug,
Der deinen Namen über die niedre Luft
Kühn auf der Ode starken Flügeln
Horchenden Welten entgegen wehe.

Auf kühler Alpen silberner Höh' gebar
Die Mutter Limmra dich aus dem wilden Schooß.
Schon in der rohen Felsenwiege,
Wo noch gewöhnliche Kinder lallen,

Verwirrte deine Stimme den nahen Hirt,
Daß er verwundernd hin zur Quelle trat,
Und den erstaunten Nachhall fragte:
„Echo! was wird aus dem Kinde werden?"

Den raschen Jüngling hält nicht der Wollust Arm
Zurücke, weilet nicht der zu weiche Pfad,
Des Müssigganges, den er hasset;
Aus den Umarmungen seiner Mutter

Eilt er mit Riesenschritten die Heldenbahn,
Flieht bald der Vaterberge bereifte Luft,
Und früh gewandt zu kühnen Spielen,
Weicht er dem nähern Himmel, stürzt sich

In schwarze Tiefen, wo ihn des Spähers Aug'
Nicht aufsucht, wo ihm weder der Sonne Strahl
Das Silber seiner Wogen kleidet,
Noch das sanft schwimmende Antlitz.

Da wälzt der Edle donnernde Wolken Staub
Durch enge Klüfte, bildet sein junges Herz
Im Schauer stiller Dunkelheiten
Furchtbar zu löblicher Zukunft Thaten.

Umsonst verbirgt dich einsamer Felsen Nacht;
Des Menschen Fürwitz spüret dir immer nach,
Bewundert dein geheimstes Leben,
Bahnet sich Pfade zu deiner Wohnung.

Er war's, der dich auf hangendem Steingewölb'
Muthvoll bespähte und mit gesenktem Blick,
Ob ihn der bleiche Schwindel schreckte,
Frech in die brausende Hölle starrte.

Auch meinen Augen war es vergönnt zu seh'n,
Wie deiner Wellen Taumel den Wald erschreckt,
Daß Haupt und Wurzel dir erzittert;
Wie du in schäumendem Zorne auffährst,

Wenn ungeweihter Sehnsucht dein Heiligthum
Sich öffnen muß; wie da sich dein Wogensturz
Im Donner der gepeitschten Hallen
Zwischen dem wankenden Grund durchrollet.

Auf! zeige, Jüngling, deinen geprüften Arm
Dem blöden Thale, das dich in Fesseln wähnt;
Erschein' in deiner Männerstärke!
Weise dich frei, wie dein Volk, und thätig!

Er kömmt — der Haine Wipfel, der Haine Chor,
Der Haine Nymphen strömen ihm Grüße nach;
Die Sonne sieht daher ihn rauschen,
Sieht ihn — und staunet ob seiner Größe.

Und du, mein Päan! der du den Jüngling nun
Besungen, folge ferner dem Göttlichen!
Enthebe dich der Erde Hügeln!
Rausche dahin, wie die wilden Wellen.

Verfolge deinen Lauf mit des Stromes Lauf!
Schwillt er vor Freuden, juble Triumph darein!
Betrübet Unglück seine Fluthen,
Weine darein! wenn er donnert, donn're!

Wie tanzt er neben glücklichen Hütten hin,
Die rings zerstreut liegen auf der Flur,
Und auf den Stirnen kahler Berge,
Oder an hangenden Felsenrücken.

Hier, wo der Landmann eigene Tage lebt,
Die keine Wolke gütiger Neigung trübt,
Weil fern von Menschen nur sich selber
Und ihre Heimat die Einfalt kennet,

Hier wohnt die Freiheit! Hier hat sie unbemerkt
Im stillen Schatten heil'ger Einsamkeit
Den Nacken freigeborner Jugend
Mütterlich milde mit Muth gestählet.

Soll' ich die Wunder singen, o edle Linth!
Die Wunder deines Reiches? Wie deine Fluth
Im Schlangengange viele Bilder
Emsigkeitseeliger Dörfer spiegelt?

Wie manches Baches Reichthum zur Rechten dir,
Wie manche Wasserfälle zur Linken dir,
Stolz auf die Bande ihrer Knechtschaft,
Deinen wohlthätigen Schooß beschwängern?

Vor allen eine Nymphe, die glückliche
Rauti gefällt dir; siehe! sie brennet schon
Mit deiner Fluth sich zu vermählen;
Ufer ertönen von Brautgesängen.

Im blauen Grunde spielet der fette Lachs,
Der Liebling deiner Nymphe, der Fische Stolz;
Ein zahllos Volk bemalter Schuppen
Nistet in deinen krystallnen Grotten.

Zwar windet keinen goldnen Aehrenkranz
Die blonde Ceres dir um den weichen Schlaf;
Und ob auch keine Thyrsusschatten
Bacchus dir um die Gestade pflanzte,

Doch bist du werth mir! Andre Schönheit noch
Vergeudt, aus reicher Urne, Natur auf dich;
Noch vieler Erdenkinder Segen
Zahlet die Mühe des kargen Fleißes.

In deinen Thälern blöcket das Wollenvieh;
Auf deinen Triften wiehert der schlanke Gaul;
Der Mann der Heerde brüllt Entzücken,
Wenn er auf Wiesen um Kühe buhlet

Aus vollen Eutern presset die süße Milch
Der fromme Landmann, reicht die gesunde Kost
Den keuschen Pfändern seiner Liebe,
Lebet zufrieden von Einem Acker.

Im Tannenforste ziehet die Gemsen auf
Der Freiberg; öfters hetzet die Jagd in ihn
Das scheue Wildpret, das der Waidmann
Leckeren Tafeln zur Speise schenket.

In deiner Glarus sitzen im richtenden
Palast Quiriten; führen den achten Stab,
Der die Helvetier beherrschet,
Ohne den Zwang über die freien Männer.

Und könnte deine Söhne des Grabes Nacht
Verhüllen? könnte, Livius Tschudi! dich,
Der vaterländischen Geschichte
Herold, mein dankbares Lied vergessen?

Ein Wala, unter Tausenden stellte sich
Dem Schwalle zwanzig Reisiger furchtlos dar,
Und stürzt, allein, drei Reiter von den
Rossen, auf Einmal, mit einem Streiche.

Von Büelen .... welchen Namen hab' ich genannt?
Er, dein Erretter von der Leibeigenen Schmach,
Dein Schutzgeist an dem großen Tage,
Da dir der Adler schon Fesseln dräute, –

Du denkst und schauerst, wie sich der Feinde Zahl,
Gleich Wetterwolken, untenzu sammelte;
Wie sie im Dunkel ihrer Menge
Hurtig dein Volk zu verschlingen glaubten.

Und ob im ersten Kampfe der falsche Sieg
Den Sklaven lachte, zagten die Deinen nicht;
Kein Landsknecht darf den Freien schrecken;
Hoch steht von Büelen und schwingt die Fahne.

Noch eilfmal rücken Oesterreichs Schaaren an,
Noch eilfmal ziehen Oesterreichs Schaaren ab,
Der Sieger sah die Helden fliehen —
Heftete Schrecken an ihre Ferſen.

Du denkst und schauerst, wie der Tyrannen Flucht
(Die Brücke krachet) und der Tyrannen Blut
Dir die erschrocknen Wellen färbten
Und dich im fliegenden Laufe hemmten.

Doch denkst du freudig, daß nach der Arbeit Ruh'
Und Friede deine Fluren beseligten,
Und deine Kinder frohe Tage. —
Tage der güldenen Freiheit leben!

Ueber **Alois Glutz** und seine Lieder macht Alfred Hartmann im Januarheft der literarischen Zeitschrift „Alpenrosen" 1866 folgende Mittheilungen:

Es mögen sich vielleicht noch einige ältere Leute eines blinden Mannes erinnern, welcher (das Flageolet in der Tasche und die Guitarre auf dem Rücken) gleich einem Minnesänger des Mittelalters im Land herumzog, von Schloß zu Schloß, von Kloster zu Kloster, von Pfarrhof zu Pfarrhof. Wo er hinkam, spielte er auf seinem Flageolet eine muntere Weise oder sang ein von ihm selbst gedichtetes und komponirtes Lied. Gleich den fahrenden Sängern der Ritterzeit nahm er für sein Lied die Gastfreundschaft der Klöster und Schlösser in Anspruch: ein Lager für die Nacht, ein Mahl und einen Becher kühlen Weines. Aber sein Haupt mit dem röthlichen Kraushaar deckte nicht der Helm oder das Federbaret, sondern ein hoher Cylinderhut urältester Formation; statt des glänzenden Stahlpanzers und Sammetwammses trug er einen wunderlichen hellfarbigen Frack mit langen Schößen und unergründlichen Taschen. Er ritt keineswegs auf einem zierlichen Zelter, sondern ging bescheiden zu Fuß und ließ seine unsichern Schritte durch einen Knaben

leiten. Der Blinde war Alois Glutz (aus Solothurn), der Knabe, der ihn führte, hieß Ludwig Rotschi, der spätere, auch in weitern Kreisen bekannte und beliebte Direktor der Solothurner Liedertafel.

Alois Glutz hatte das Augenlicht in frühester Kindheit verloren. Obwohl der Sprößling angesehener Eltern, erhielt er doch zu jener Zeit (wo es noch keine Blindeninstitute gab) eine nur mangelhafte Erziehung. Er war Autodidakt. Lieder und Melodien wuchsen frei aus seinem Innern; sie waren ungekünstelte Herzensergießungen eines poetischen Gemüthes; deßhalb sprechen sie, trotz ihrer Kunstlosigkeit, zum Herzen. Merkwürdig ist die so lebhafte und richtige Naturanschauung des Blinden; er schildert die erhabenen und lieblichen Naturszenen, die er doch nur vom Hörensagen kennt, so lebendig und wahr, als hätte sie sein Auge hundertmal geschaut. Wie lieblich und treffend ist sein Bild des zögernden, endlich doch erscheinenden Frühlings:

Wer chunnt dört us em Chrüselihaag?
Wer möcht' es ächter si'
Der Früehlig isch's im Bluemechleid,
Und Vögel singe s'ist e Freud,
Der Winter isch verbi! —

Wir wollen uns nicht wundern, daß die einfachen Melodien und kunstlosen Strophen des wandernden blinden Sängers bald in allen Dörfern heimisch wurden. Seine Lieder sind ächte Volkslieder geworden; „Uffe'm Bergli bin-i g'ſäſſe" und „Morge früh, wenn d'Sunne lacht" wird man in hundert Jahren noch auf den grünen Weiden und sonnigen Halden unsers Jura, beim Käsfeuer und in den Spinnstuben singen."

Erinnerung.

Uffem Bergli bin i g'ſeſſe,
Ghönnt i numme wieder hi!
O! i chas ſchier nit vergeſſe,
O! wie luſtig isch es g'ſi.
D'Vögel hei ſo lieblig g'ſunge,
Schöne Neſtli hei ſie baut,
D'Lämmli ſy im Grüne g'ſprunge,
Und das Alles han i g'ſchaut.

Und dur's Thäli bin i gange
Da isch's Bethli mit mir cho;
Dort am Bächli, wo so ruschet,
Hei mer blaui Blüemli gno,
Hei enander Chränzli g'flochte,
Und enander Strüßli g'macht,
Leppis zelt, und ame n-einisch
Zwüsche-n-ine herzlich g'lacht.

Ueber d'Matte si mer g'sprunge.
O wie het mi das erfreut'
Schöni Liedli hei mer g'sunge,
Daß es tönt het wit und breit.
Und vor's Hüttli si mer g'sesse,
Do si d Tüble zu-n-is cho;
Denket nur, sie hei nis 's Fresse
Us de Hände-n-use gno.

'S Bethli het mi lehre melche;
'S stoht mer au nit übel a.
Wenn er weit, ihr chönnet luege,
Daß is wie ne Chüher cha.
'S het mer mengs no welle zeige,
Hät i nur nit müesse go;
Doch i han ihm jo versproche,
Leppe wieder umme z'cho.

Zo us's Bergli gang i wieder,
Und so g'schwind i numme cha;
Denn im Bethli will i halte,
Was ig ihm versproche ha.
Wo n-i von ihm furt bi gange
Und scho ordli wyt bi g'si,
Het es mir no noche g'rufe:
Hansli! gell du denkst a mi?

Des Kühers Freuden.

Morge früh, wenn d' Sunne lacht,
Und ſi Alles luſtig macht,
Go=ni zu de Chüene uſe,
Lo mers ob em Thau nit gruſe,
Bi de Chüene uf der Weid
Het der Senn ſi Freud. Jo juhe!

Ha's doch denkt, es chöm derzue,
Daß i gäb e Chüeherbue.
Uſem Bergli iſch gut lebe,
Nei mer juchze nit vergebe;
Bi de Chüene uf der Weid
Het der Senn ſi Freud.

Chleb u Blöſch u Spieß u Stern,
Chömet her, i g'ſeh nech gern;
Lueget nur, i ha kei Stecke,
I der Täſche han i z'lecke,
Chömet, chömet alli zu,
I ha Sache s gnue.

Lueget de mis Bethli a,
Wie nes ſi nit ſchicke cha;
Es cha melche und cha chäſe,
Nidle ſchwinge mit em Beſe,
Alles, was me chönne mueß,
Iſch ihm au kei Bueß.

Jo, nes Wybli hani do,
'E git di Gopp nit mengi ſo.
We me uſem Berg will blybe
Mueß me=n öppe trachte z'wybe,
Mueß es Sennemeitſchi ha,
Das brav ſchaffe cha.

Des Kühers Mailied.

Wie lieblig tönt's i Berg und Wald,
Der Mai isch do, 's isch nümme chalt,
Der Winter isch verschwunde;
Die trübe Tage si verbi
Mer chönne wieder lustig si,
'S git wieder schöne Stunde. Holi holi ho ꝛc

Im Garte blühe d'Blüemli scho,
Und 's Spätzli fliegt im G'spänli no,
Si thüe enander chüsse;
Do denk i denn mi Theil derzue,
Und was i öppe selber thue,
Das bruchet ihr nüt z'wüsse. Holi ꝛc.

Juhe! wie isch mis Herz so froh!
I will go d'Ghueli use loh.
Mer wei ufs Bergli tribe;
Ho, schick di Hans, jetz isch es Zit,
Bis use isch es ordli wit,
Mer chönne nümme bliebe.

I glaub, die Ghueli wüsses scho,
Daß sie ufs Bergli chönne go,
Sie si voll Lust und Freude.
Jetz b'hüt ech Gott, ihr liebe Lüt,
Gott spar' ech g'sund, und zürnet nüt,
Mer müsse von ech scheide. Holi ꝛc.

'S isch denn no Milch im Henterli,
Sit au so guet und nehmet si,
Es git em Ghind es Bäppli.
Jetz wei mer aber hurtig go,
Süst lauffen is die Ghüe devo,
Nu Hans, leg uf dis Ghäppli. Holi ꝛc.

Wir schließen die lyrische Ausbeute aus dem ersten Zeitraum mit drei Volksliedern ab, von denen das erste „Bundeslied", von K. Ziegler (gewesener Pfarrer zu Belp, bei Bern), das andere „das Grütli" von J. G. Krauer (Luzern), das dritte „Einladung in's Freie" von H. Lips (Zürich) gedichtet ist.

Bundeslied.

Horch, aus Schweizerstamm entsprossen,
Edlen Vaterlandes Sohn,
Vollen Herzens Grund entflossen,
Strömt dir zu der Weihe Ton:
Chor: Alle vom Rheine zum Rhodanus-Strand,
Brüder! umschling' uns der Einigkeit Band.

Nicht der Sprachen, nicht der Gauen
Enge Scheidwand schließt uns aus,
Rings ob allen Schweizerauen
Wölbt sich unser Vaterhaus.

Was uns eine? Heil'ge Schwüre,
Treu in Todesnoth bewährt,
Fester Glaube, jeder führe
Für den Bund sein schützend Schwert.

Was uns eine? Siehst es wallen
Stolz der Freiheit Hochpanier?
Hörst's von Genf nach Bünden schallen
„Gleiche Rechte für und für!"

„Sitteneinfalt, Herzensreine,
Kühner Thaten rege Lust.
Tilgungsbund dem Heuchelscheine,
Todesmuth in starker Brust.

Freie Enkel edler Ahnen,
Männersinns nie welker Ruhm,
Der Geschichte donnernd Mahnen:
Aller Schweizer Eigenthum.

Alpenland, du Gottesgarten!
Blumen-, Aehren-, Wein-umkränzt,
Fröhlich laß uns deiner warten,
Wann des Friedens Wonne glänzt.

Vaterland! dir stehn wir alle,
Wenn sich drohend hebt der Krieg;
Jede Leiche wird zum Walle,
Nur Vertilgung oder Sieg.

Das Grütli.

Von Ferne sei herzlich gegrüßet,
Du stilles Gelände am See,
Wo spielend die Welle zerfließet,
Genähret vom ewigen Schnee.

Gepriesen sei friedliche Stätte,
Gegrüßet du heiliges Land,
Wo sprengten der Sklaverei Kette
Die Väter mit mächtiger Hand.

Da blickten in nächtlicher Stille
Sie jammernd auf Vaterlands Noth,
Und sahen, wie Jammer die Fülle
Vollbringe der Willkür Gebot.

Nur trauernd hin glänzten die Sterne
Auf Berge und sumpfiges Ried,
Verstummet war nahe und ferne
Des Kühers erfreuliches Lied.

Dort stöhnte des Tapferen Stimme
Tief unten im grausen Verließ,
Dem bübisch im lüsternen Grimme
Der Zwingherr die Gattin entriß.

Dort weinten und seufzten die Waisen,
Sie hatten die Mutter nicht mehr,
Sie lag beim Tyrannen in Eisen,
Den Vater durchbohrte den Speer.

Es nannte die heimische Heerde
Nur leise der Hirte noch sein;
Denn wüßt' es der Zwingherr, er würde
Gleich sagen, die Heerde ist mein.

Hier standen die Väter zusammen
Für Freiheit und heimisches Gut,
Und schwuren beim heiligten Namen,
Zu stürzen die Zwingherrenbrut.

Der Schimmer der Sterne erhellte
Nur düster die schlummernde Flur,
Als rächend zum Himmelsgezelte
Entschwebte der heilige Schwur.

Und Gott, der Allgütige, nickte
Gedeihen zum heiligen Schwur;
Sein Arm die Tyrannen erdrückte,
Und frei war die heimische Flur.

Drum, Grütli, sei freundlich gegrüßet;
Dein Name wird nimmer vergeh'n,
So lange der Rhein uns noch fließet,
So lange die Alpen besteh'n.

Einladung in's Freie.

Freunde! durchziehet das Freie,
Auf in die schöne Natur!
Daß sich das Leben erneue,
Streift durch die grünende Flur.

In der Freiheit wohnt das Schöne,
Die Natur ist ewig frei,
Darum, Brüder, Schweizersöhne,
Folget ihrem Feldgeschrei!

Herrlicher prangen die Auen,
Frischer entquellet der Born;
Sprossende Wälder dort schauen
Freundlich auf wogendes Korn.
In der Freiheit u. s. w.

Farbige Blumen und Düfte
Laden uns ein zum Genuß;
Schmeichelnde, säuselnde Lüfte
Spenden den Blüthen den Kuß.
In der Freiheit u. s. w.

Blau, wie der himmlische Bogen,
Glänzet hienunten der See,
Und auf den spielenden Wogen
Zittert der ewige Schnee.
In der Freiheit u. s. w.

Ha, wie so lustig vom Walde
Tönet der Vögel Gesang!
Süßer von felsichter Halde
Schallet der hirtliche Klang.
In der Freiheit u. s. w.

Heilige Freude durchziehet
Rings die erwachte Natur,
Ja, auf der Erde schon blühet
Himmlisch des Himmlischen Spur.
In der Freiheit u. s. w.

Das Drama ist in der zweiten Hälfte des vorigen und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in der deutsch-schweizerischen Literatur zu keiner Bedeutung gelangt. Nur bezüglich der Stoffwahl zeigen die schweizerischen Schriftsteller insoferne einen gesunden Takt, daß, während das deutsche Theater einerseits sich mit dem Versuche quälte, das griechische Drama auf deutschem Boden zu verpflanzen, anderseits von nichtsnutzigen Rittersstücken überschwemmt wurde, sie das rein historische Drama in vaterländischen Stoffen anbauten. Allein wenn diesen Schriftstellern einmal schon die Einsicht in die höhere Technik des Drama's überhaupt und in das eigentliche Wesen der ganzen Dichtart abging, so fehlt ihnen insbesondere noch die Kenntniß der Schwierigkeiten, welche dem Dichter aus der Bearbeitung historischer Gegenstände erwachsen, die zunächst im Verhältniß der Form zum Stoffe liegen und nur in der glücklichsten gegenseitigen Durchdringung beider überwunden werden. Daher blieben bei aller Tüchtigkeit der Gesinnung, bei allem Patriotismus und dem lobenswerthen Streben, das Drama zu einem nationalen zu machen, die Leistungen der schweizerischen Dramatiker ungenügend. Aber ihre Stücke wurden im Lande selbst häufig von Liebhaber- und Volkstheatergesellschaften aufgeführt und haben wenigstens ihre gutgemeinte patriotische Wirkung nicht verfehlt. Unter diesen Schriftstellern sind zu nennen: J. J. Zimmermann, Fr. N. Krauer, J. J. Hottinger, R. Maurer, Müller v. Friedberg, H. Keller, A. Grob, R. Wurstemberger und C. L. Wurstemberger.

Joseph Ignaz Zimmermann ist 1737 auf einem Dorfe am Sempachersee, Kt. Luzern, geboren. Er war Exjesuit und Professor der Rhetorik in Solothurn, München und Luzern, verband mit einem edlen Charakter und feuriger Vaterlandsliebe einen großen Schatz von Kenntnissen und hat neben grammatischen, pädagogischen und historischen Werken eine Reihe von Dramen für die Schaubühne in Luzern geschrieben, unter denen wir „Wilhelm Tell“ (Basel 1779), „die Schlacht bei Sempach“ (Basel 1779), „Nikolaus“ von der Flüe“ (Schaffhausen 1781) und „Erlach's Tod“ (Augsburg 1790) hervorheben. Zimmermann starb den 9. Januar 1797.

Franz Regis Krauer war ebenfalls Exjesuit und Professor der Rhetorik in Luzern (geboren daselbst 1739, gestorben 1806). Unter seinen nationalen Trauerspielen führen wir an: „Berthold von Zähringen“ (Basel 1778) „Julia Alpinula, oder die Gefahr der Sicherheit“ und „Albrechts Tod“ (Basel 1780). — Krauer und Zimmermann waren die ersten unter den katholi-

schen Schweizern, welche die Jugend mit dem Geiste der klassischen Werke des Alterthums bekannt machten. Krauer übersetzte Virgils Aeneide und veröffentlichte mehrere historische und dramaturgische Schriften.

Joh. Jak. Hottinger (1750—1819), Professor der schönen Literatur in Zürich, verräth in seinen Dramen eine hohe vaterländische Gesinnung und ein großes Geschick, undramatische Stoffe wie „Arnold von Winkelried" (Winterthur 1810) und „Rüdiger Maneß" (Zürich 1811) zu behandeln. Auch das Schauspiel „Heldensinn und Heldenstärke" gibt Zeugniß von seiner patriotischen Tendenz und Liebe zur vaterländischen Geschichte.

Rudolf Maurer wurde 1752 in Zürich geboren, wo er längere Zeit als Geistlicher und unermüdlicher Schulmann wirkte. Später kam er nach Affoltern am Albis und verfaßte neben mehreren historischen Schriften auch das Drama „Wildhans von Breitenlandenberg." Obschon ursprünglich bloß zur Aufführung für die studirende Jugend in Zürich bestimmt (das Stück hat keine weibliche Charakterrolle), darf es doch vor den meisten Dramen dieses Zeitraumes den Anspruch auf Charakteristik, auf dramatisches Leben und dramatischen Dialog machen.

J. L. Ambühl (siehe oben) verläugnet sein poetisches Talent in seinen Schauspielen nicht; diese leiden aber an den nämlichen Mängeln wie die Stücke seiner Zeit- und Fachgenossen. Am bekanntesten sind von ihm geworden „der Schweizerbund" (Zürich 1779), „die Mordnacht zu Zürich", (Zürich 1780) und „Wilhelm Tell" (eine Preisschrift, Zürich 1792).

Müller von Friedberg aus Näfels, Kt. Glarus, (1756—1823) schrieb „die Schlacht bei Morgarten" (1781) und „die Helvetier zu Cäsar's Zeiten" (1782).

Heinrich Keller aus Zürich, lebte als Bildhauer in Rom und beschäftigte sich nebenbei mit dramatischer Poesie, jedoch ohne daß sich seine Erzeugnisse über die der bereits genannten Dichter merklich erheben. Sie tragen den Titel „Vaterländische Schauspiele, von Heinrich Keller, Bürger von Zürich, Bildhauer zu Rom. I und II Bd. 1813 und 1814, ferner „Trauerspiele", III Bd. 1816. Zürich, bei Orell Füßli und Compagnie."

Keller hat „Karl den Kühnen" in zwei Theilen von je fünf „Handlungen" dargestellt. Wenn im Ganzen zuzugeben ist, daß in diesem Stücke großentheils eine edle und würdige Sprache herrscht und daß im Dialog nicht selten eine schöne plastische Ruhe, eine ächt künstlerische Mäßigung sich kundgibt, welche, obgleich sie

schon mehr epischen Charakter hat, doch erfreut, so ist anderseits nicht zu verkennen, daß auf Seite der Burgunder wie der Schweizer häufig ein wortreiches, schaales Pathos herrscht, das bei den Schweizern in eitle Selbstbespieglung übergeht, bei Karl in einer lyrischen Gespreiztheit und in einer Poltronsucht sich kundgibt, welche weder Sprache noch Art eines Welteroberers sind. Karl zeigt bei aller Würde doch nicht die angeborne Selbstständigkeit eines überlegenen großen Geistes; er ist nur in der Unversöhnlichkeit groß und überhaupt nur typisch gezeichnet, nirgends aus individueller Tiefe charakterisirt. Das Komische (im Narren Glorieur) ist dem Dichter nicht gelungen. Das Schlimmste aber ist, daß das psychologische Interesse vor dem historischen ganz in den Hintergrund zurücktritt, daß der Dichter gar keine Fabel durchführt, mithin seine Dichtung keine dramatische Komposition ist, sondern nur eine Aneinanderreihung von episch-dramatischen Szenen ohne dramatische Verwicklung und ohne immanentes Schicksal.

„Hans Waldmann" (ebenfalls in fünf „Handlungen") leidet an den nämlichen Fehlern. Um geschichtstreu zu sein, wird für das Volk eine barocke Sprache geschaffen, welche in einer Vermengung des Schriftdeutschen mit dem Zürcherdialekt früherer Jahrhunderte besteht. Das Drama wickelt sich nur in Männerrollen ab; kein Weib tritt darin auf — geradezu eine Sünde wider den Geist des Stückes selber. Der Dialog sinkt öfters zur schaalsten Prosa herab; die langen Reden der Hauptpersonen ermüden; das Ganze ist nicht vom schöpferischen Hauch der Poesie beseelt.

Das idyllische Schauspiel „Heimkehr (aus den burgundischen Kriegen) in die Alpen", in Alexandrinern geschrieben, hat manche durch Natürlichkeit und Lieblichkeit ansprechende Stelle; aber es ist zu breit und die Diktion dem Leben und Wesen der Bergleute nicht immer angemessen. In der „Eroberung von Byzanz" zeigt Mahmud II. viel Aehnlichkeit mit Karl dem Kühnen. Doch ist hier ein mehr dramatischer Styl, und obgleich auch dieses Drama nur wieder aus einer Reihe heroischer Bilder besteht, so ist es doch von einer gewissen Erhabenheit und ritterlichen Romantik durchweht, die ihm einen Anflug von Poesie verleihen. Keller's bestes Stück ist sein letztes, „Königin Johanna" (von Neapel und Sizilien). Hier geht der rothe Faden des Schicksals sichtbar durch das Ganze; die Charaktere sind tiefer angelegt und der schließliche Effekt ist ein wirklich tragischer.

Adrian Grob aus Appenzell bewies in seinen „dramatischen Bildern" (3 Bd., St. Gallen 1820—27) eine unzweifelhafte An-

lage für das Dramatische; aber sein Talent lag in den Fesseln der Geschmacklosigkeit und der nebulosen romantischen Richtung, welche er nicht zu zerbrechen vermochte. In der Darstellung naiver Personen und idyllischer Zustände hat er ein gewisses Geschick und gesunden Fond (vgl. z. B „die beiden Heinriche"), im historischen Drama jedoch verräth sich die ganze Schwäche seiner künstlerischen Bildung. Im „Herzog Johann" (frei nach der Geschichte dramatisirt!) schwebt Alles wie in der Luft; dieses Stück, sowie auch das Drama „Paul und Pauline oder Wahn aus Haß" sind wahre Nebelbilder und psychologische Ungeheuerlichkeiten. Nichtsdestoweniger hat der Dichter eine große Leichtigkeit der Darstellung, Gewandtheit in Rhythmus und Versifikation und häufig auch einen ächt dramatischen Dialog. Dies läßt bedauern, daß Adr. Grob's Talent aus Mangel an Bildung im Erfolg unbedeutend bleiben mußte. Besser als „Herzog Johann" sind ihm die Stücke „Abt Guno von Stanfen" und „Albrecht und die Eidgenossen" gelungen.

Wir erwähnen schließlich als Schriftsteller dieses Zeitraums, welche sich auf dramatischem Boden versucht haben, die Brüder **C. L.** und **Rudolph Wurstemberger** aus Bern. Der erstere schrieb „die Schlacht bei Sempach" (Bern 1819) und „Germanikus" (Zürich 1822). Es ist von diesen Stücken, sowie von dem vaterländischen Drama „Treue siegt" (Bern 1819) von Rudolph Wurstemberger (1790—1823) nicht viel Anderes zu sagen, als was wir schon oben im Allgemeinen über die dramatischen Leistungen der Schweizer bemerkt haben. Indessen ist anzuerkennen, daß Rudolph Wurstemberger's „Hans Waldmann" (Bern, 1828,) obgleich der Dichter wegen seines leider zu früh erfolgten Todes einzelne Härten in der Sprache nicht mehr verbessern und den fünften Akt sozusagen nur noch skizziren konnte, z. B. im vierten Akt voll ächt dramatischen Lebens ist, und im Ganzen nicht bloß von Geist, sondern auch von ächt tragischem Humor Zeugniß gibt.

In der epischen Richtung ist hier noch mit Auszeichnung **David Heß** aus Zürich (1770—1843) zu nennen. Seine „Erzählungen in Scherz und Ernst", namentlich auch seine Biographie des originellen „Salomon Landolt", (Zürich 1820) sind mit Geist geschrieben und rollen frische und lebendige Bilder vor den Augen des Lesers auf.

Indem wir hiemit den ersten Band unsers Werkes abschließen, dürfen wir nicht vergessen, noch einige Namen zu erwähnen, welche zur Entwicklung der poetischen Literatur der Schweiz mittelbar sehr

viel beigetragen haben. Joh. Georg Sulzer von Winterthur Kt. Zürich, (1720 1777) Direktor der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und philosophischer Schriftsteller, war ein thätiger Beförderer des guten Geschmacks, und der Künste. Sein in jener Zeit höchst verdienstliches und riesenmäßiges Werk „Allgemeine Theorie der schönen Künste“ (vierte Ausgabe, Berlin 1792 in 4 Bänden) ist zwar veraltet; doch enthält es Artikel z. B. über den Geschmack, über Schauspiel, Satyre, Ode, Charakter, Beredsamkeit u. s. w., welche noch jetzt gelesen zu werden verdienen. Sulzer faßte die Kunst, wie Bodmer, in moralischem und pädagogischem Sinne; eben dies war es, was seinem System am meisten Gegner erweckte. Er war ein edler Geist, der auch die Anschauung theilte, daß alle Kunst eine nationale Grundlage haben müsse.

Als Uebersetzer poetischer Werke nahmen Hs. Heinrich Waser, geb. 1713 in Zürich, Diakon in Winterthur, (Swift, Lucian, Butler's „Hudibras“), J. Gh. Tobler (Sophokles), J. J. Steinbrüchel (Pindar) und als viel geschäftiger Schriftsteller auch Pfarrer Leonhard Meister (geb. 1741 in Neftenbach, Kt. Zürich) theil an der Begründung des literarischen Ruhmes, den Zürich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlangte. Die Wirksamkeit des letztern ging freilich mehr in die Breite als in die Tiefe, so daß die Gründlichkeit nicht selten unter seiner Leichtigkeit im Arbeiten leidet. Er hatte eine besondere Neigung zur Geschichte und den schönen Wissenschaften; Göthe sagt von seinen Arbeiten, er habe in ihnen stets den Leonhard aber nirgends den Meister gefunden. Wir erwähnen hier von seinen vielen Schriften: „Charakteristik deutscher Dichter“ 2 Thle. 1787, „Beiträge zu der Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur“ 2 Thle. 1777, und kurze „Einleitung in die schönen Künste und Literatur“, 1787.

Ueber diesen Männern stehen der geistvolle, feinfühlige Karl Viktor von Bonstetten aus Bern (geb. daselbst 1745,) der sich um nationale Bildung sehr verdient machte; der große Geschichtschreiber Joh. v. Müller aus Schaffhausen (geb. den 3. Januar 1752, gest. den 29. Mai 1809), dessen Styl in den „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft“ (5 Thl. 1786--1808), namentlich in den Schlachtgemälden, zu antik-epischer Kraft und Größe sich heranhebt, und endlich Beider Freund, der edle und vielseitige schweiz. Adoptivsohn Heinrich Zschokke, dessen schönwissenschaftliche Schriften vielleicht mehr als die jedes andern Schriftstellers deutscher Zunge den Stempel schweizerischen Geistes und Wesens tragen und dessen Volksbücher als eine reiche Saat in unserm Lande aufgegangen sind.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite.
Vorwort	V
Albrecht Haller	1
Die Alpen	6
Aus „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben"	22
Die Tugend	25
Aus „Falschheit menschlicher Tugenden"	27
Die verdorbenen Sitten	29
Aus „Ueber den Ursprung des Uebels"	35
Trauerode auf Marianne	37
Aufschrift	41
Fabeln:	
Der Fuchs und zwei andere Thiere	41
Der Hahn die Tauben, und der Weih	42
J. J. Bodmer	43
Simith	53
Der Traum der Thamar	60
Ode an Philokles	63
Einladung an Klopstock	66
Ludwig Meyer v. Knonau	68
Die frohe Lerche	69
Die Vögel und die Nachtigall	72
Die Meise und der Sperling	73
Die Kuh und der Fuchs	74

Seite.

Die Wachteln 75
Der Gutrich und der Fuchs 76
Die Zeit und die Raupe 77
Der spottende Häher 79
Das Licht und die Farbe 80

Dr. J. G. v. Zimmermann 82

Vom Nationalstolze 84
Ueber die Einsamkeit 90

Salomon Geßner 100

Die Nacht 105
Arifius 109
Daphnis 111
Myrtil 112
Amyntas 113
Der erste Schiffer 114
Der Tod Abels 133

J. K. Lavater 139

Wilhelm Tell 146
Loblied auf die helvetische Eintracht 149

J. H. Pestalozzi 152

Aus „Lienhard und Gertrud“ 155

J. G. v. Salis 178

Elegie an mein Vaterland 182
Abendsehnsucht 184
Ermunterung 185
Das Grab 186
Herbstlied 187
Lied eines Landmanns in der Fremde 188
Frühlingslied 189
Fischerlied 190
Lied beim Rundetanz 192
Das Mitleid 193
Entzogenheit 195

Seite.

Die stillende Mutter 196
Vertrauen 198
An ein Thal 199
J. M. Usteri 202
De Bikari 207
Aus dem „Erggel im Steinhus“ 220
's arm Elseli uf der Yfeflue 225
D' Störchli 238
Rundgesang 240
Das goldene A B C 243
Briamel vom Schuldenbott 245
Das Schäppelein 246
Sehnsucht nach den Bergen 248
Der armen Frow Zwingli Klag 250
Legende von der Gräfinn Idda von Toggenburg . . . 254
Der Graf von Falkenstein 256
Der Storch von Luzern 260
Mark Anton Studiger von Schwyz 262
Die Versöhnung 265
Graf Walraff von Thierstein 267
Der Maler, Ballade 276
Der Maler, Erzählung 280
U. Hegner 288
Aus der „Molkenkur“ 290
Ja und Nein 304
Ermunterung 305
Trost 306
Sicheres Geleit 306
G. J. Kuhn 307
Die Entstehung der Alpenrose 309
Der Gemsjäger 312
Mein Blümchen 313
Der Ritter 315
Geißreihen 316
Sehnsucht nach der Heimat 318
Kuhreihen beim Aufzug auf die Alp im Frühling . . . 319
Kuhreihen bei der Abfahrt von der Alp im Herbst . . . 321

Seite.

J. R. Wyß, der jüngere 323
Dem Vaterland 326
Regentenlast 327
Was heimelig syg 330
Die Schweizerdichter 332
Schwyzer-Heimweh 332
Die Kindtaufe 334
Blüemelisalp 339

J. C. Appenzeller 346
Aus „Gertrud von Wart“ 349

J. B. v. Albertini 360
Aus den „Bibelliedern“, ... 361
Aus den „Passionsliedern“ 363
Aus den „Osterliedern“ 367
Aus den „Himmelfahrtsliedern“ 368
Aus den „Gottesliedern“ 369
Aus den „Christliedern“ 370
Aus den „Heilsliedern“ 374
Aus den „Liebesliedern“ 381
Aus den „Glaubensliedern“ 383
Aus den „Beichten u. Soliloquien“ 385
Aus den „Wallfahrtsliedern“ 386
Aus den „Abendmahlliedern“ 386
Aus den „Heimwehliedern“ 387
Nachträge 389

Weber's

poetiſche Nationalliteratur

der

deutſchen Schweiz.

Schnellpressendruck von J. Vogel in Glarus.

Die
poetische Nationalliteratur
der
deutschen Schweiz.

Musterstücke
aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftsteller
von Haller bis auf die Gegenwart.

Mit biographischen und kritischen Einleitungen
von
Robert Weber,
Mitglied des historischen Vereins in Bern.

Zweiter Band.

Glarus.
Verlagsbuchhandlung von J. Vogel.
1866.

Zweite Gruppe.

1800—1845.

A. E. Fröhlich.

Abraham Emanuel Fröhlich wurde den 1. Februar 1796 zu Brugg im Aargau geboren. Im Jahr 1811 kam er nach Zürich, wo er sich auf das Studium der Theologie vorbereitete und 1817 die Ordination empfing. Als Lehrer in Brugg angestellt besorgte er zugleich als Pfarrer die Filiale Mönthal. Zehn Jahre lang hatte er dieses Amt verwaltet, als er zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Kantonsschule in Aarau ernannt wurde. Die politischen Umgestaltungen im Jahre 1830 fanden später an ihm einen Gegner, und da er seine Ansichten, welche mit frühern im Widerspruche standen, offen und heftig verfocht, wurde er bei der allgemeinen Schulorganisation übergangen, ein Unrecht, welches die Stadtgemeinde Aarau dadurch wieder gut machte, daß sie ihn bald darauf zum Lehrer und Rektor der Bezirksschule und zugleich zum Diakon oder Hülfsprediger ernannte, welche Stelle er jetzt noch bekleidet.

„Fabeln 1825 und 1829. „Elegien an Wiege und Sarg" 1835. — „Das Evangelium St. Johannis in Liedern" 1835. — Der junge deutsche Michel" 1843. — „Reimsprüche über Staat, Schule und Kirche" 1846. — „Trutlieder" 1851. — „Gesammelte Schriften" in 5 Bänden, Frauenfeld 1853. I. Bd. Fabeln. II. Bd. Lieder. III. Bd. Ulrich Zwingli. IV. Bd. Ulrich von Hutten. V. Bd. Novellen.

A. E. Fröhlich ist vorzugsweise der Dichter der schweizerischen Restauration zu nennen. In dieser Periode empfing er seine theologische Bildung, die er in keinem seiner Schriftwerke verläugnet, denn seine Poesien neigen sich fast ausschließlich zum Didaktischen; in dieser Periode wurzelt seine Begeisterung für die patriotische Romantik, welche die Verherrlichung der alten Schweiz und ihrer Helden sich zum Gegenstande nimmt; aus dieser Zeit, ihren Bildungselementen und Gefühlsweisen erklärt sich auch die von ihm nach einem kurzen radikalen Strohfeuer eingenommene Stellung zu der durch die Juli-Revolution veranlaßten politischen Umgestaltung seines engern und weitern Vaterlandes.

Eine gesunde, von Haus aus auf die musikalische Empfindung gestellte, für das Erhabene eingenommene Natur, welcher als Würze eine starke Gabe satyrischen Salzes beigemischt ist, hat Fröhlich den befruchtenden Strom seines Geistes zunächst über das Gebiet des praktischen Lebens ergossen und dasselbe durch die Fabel erfrischt, geläutert und erheitert. In der Fabeldichtung, die freilich schon jenseits

der Marken des eigentlich Poetischen im Gebiete des Lehrhaften liegt, und wozu vor Allem ein klarer Verstand, ein geschärftes ethisches Gefühl für Recht und Sitte, ein offenes Auge für die kleinen Heimlichkeiten der Natur und des Thierlebens, sowie eine epigrammatisch gedrungene und doch schlichte und naive Schreibart verlangt wird, hat er das Höchste geleistet und eine literarhistorische Bedeutung erlangt.

Bei Beurtheilung von Fröhlich's Erzeugnissen halten wir uns im Allgemeinen an die 1853 von ihm selbst gesammelten Schriften, indem der Dichter hier einerseits das Werthvollere zusammengebracht, anderseits weil er in der Art und Weise der Auswahl zum Voraus der Kritik einen Wink gegeben hat, daß er so und nicht anders angesehen und verstanden werden wolle. Wenden wir uns zunächst zu den Fabeln.

Die Vorzüge von Fröhlich's Fabeldichtung liegen darin, daß er nicht, wie die Frühern von Gottsched bis Pfeffel, von der Moral der Fabel sich leiten läßt, sondern von der Natur ausgeht und in einer sinnigen Belauschung derselben eine neue Welt von Stoffen gewinnt, die als Symbole der menschlichen Ideen und Grundsätze gelten können. Das Lehrhafte der Fabel erscheint hier nicht als ein ihr Auf- und Angeheftetes, die sittliche Beziehung liegt in der Handlung selber, in den von den betreffenden Naturwesen entlehnten Thatsachen. Dadurch gewinnt die Fabel an Wahrheit, wie an poetischem Werth. Dies ist wesentlich der Fall bei Fröhlich's ersten Fabeln. Ein frischer und freier, oft kecker Geist spricht sich in ihnen aus, der zunächst mehr die allgemein menschlichen Ideen und Situationen aufgreift, in gut gewählten originellen Vergleichungen herausstellt und durch einen gesunden Humor, der das Böse eher für Thorheit als für Bosheit zu nehmen geneigt ist, eine treffende Wirkung erreicht. Der Styl ist körnig und gedrungen, die Vergleichungspunkte springen ungezwungen und leicht hervor, die Motive sind einfach und von schlagender Wirkung. So wird erreicht, was von der Fabel gefordert werden muß: die Lieblichkeit und der Humor der Erzählung gewinnen unter der Hand ein Interesse für sich, einen selbständigen, von der Moral unabhängigen Werth; und eben dadurch, daß sie mit dem Lehrzwecke spielt, hebt sich die Fabel näher an die selbständige Poesie. (Vgl. Vischer, Aesthetik, III. Thl. S. 1466.)

Anders freilich verhält es sich mit den spätern Fabeln, welche auch in der Ausgabe von 1853 (I. Bd.) die Mehrzahl bilden, während die frühern nur theilweise und in Ueberarbeitung darin Aufnahme gefunden haben. Es tritt in denselben eine Abschwächung

des ursprünglich frischen Geistes, im Sinne der spätern Aenderung Fröhlich's in politischer und religiöser Hinsicht, zu Tage. Die Fabel geht hier entweder aus ihrer harmlosen Bahn heraus und nähert sich der Thiersage, worin die Gebrechen und Leidenschaften der Menschen durch die Anschauung des Dichters ein trüberes Gepräge erhalten und zur Satyre werden, welche aber an einer gewissen Verbissenheit, an einem bittern Nachgeschmack der Selbsterfahrungen des Verfassers leidet; oder aber sie verläßt ihren eigentlichen Charakter und geht in die mit Naturgefühl getränkte Parabel über. Hier steht der Dichter nicht mehr auf dem Boden der Natur. Sie dient ihm nur als Folie, an welche er, oft recht gesucht das Fremdartigste anknüpft; sie ist ihm weiter Nichts mehr, als die Hülle des religiös-dogmatischen und moralischen Gedankens: der Dichter legt hinein, er legt die Natur nicht mehr aus. Diese spätern Fabeln zeigen nicht mehr die schlichte Dialektik des sittlichen Gedankens; sie sind geschmückter, blumiger, matter, sie leiden an verschränkten Wendungen des Satzes und der Vorstellungen, welche die Auffassung des Sinnes erschweren, an Breite in Folge zu viel Nachgebens an den Reim. Viele von ihnen sind gegen den Fortschritt, gegen freie Entwicklung und das Gebahren des bösen Zeitgeistes gerichtet. Dennoch sind auch sie reich an originellen, neu der Natur und dem Leben abgelauschten Zügen, während sie an poetischem Werth ungleich tiefer stehen.

Gehen wir von den auf der Gränze der Poesie stehenden „Fabeln" zu den eigentlichen „Liedern" Fröhlich's über, die er in Lieder aus den Jahreszeiten, heimatliche, gesellige und erzählende Lieder geschieden hat, so tritt uns das Naturell des Dichters und seiner Schöpfungen erst hier recht klar und bestimmt entgegen. In Fröhlich's Liedern ist sehr viel Stimmung und Empfindung; ihre Kürze und Durchsichtigkeit weist auf ein unablässiges Studium Göthe's hin. Seine Sprache geht in ihrem stolzen Rhythmus einen durchaus kecken Gang; der darin ausgeprägte Grundgedanke wird immer in strengem Zuge und auch klar durchgeführt, soweit dies neben Anderm, das wir später berühren, möglich ist. Stellt man die Forderung auf, daß Alles in der Poesie stimmungsvoll sein muß, weil das Gefühl die lebendige Mitte des Geisteslebens ist und weil, was nicht empfunden ist, auch kein Leben, keine Wahrheit hat, so wäre Fröhlich nach dieser Seite hin seiner ganzen Anlage nach ein hoch begabter Poet zu nennen. Allein die spezifische Amtsthätigkeit des Dichters, die Zeitumstände und persönliche Erlebnisse haben in Verbindung mit dem vorherrschenden Charakter seiner künstlerischen Begabung das Ihrige gethan, um dieses bedeutende Talent von dem

Wege der reinen Kunstbestrebung abzulenken. Vor Allem ist die scharf ausgeprägte Weltanschauung des Dichters für die Wahl seiner Stoffe und ihrer Behandlung durchaus maßgebend geworden. Seine Stimmung ist nicht eine allgemein menschliche, sie ist eine spezifisch religiöse und christliche, und wenn er auch zunächst nur den ewigen Gehalt des Christenthums selber ausspricht, indem er sich dabei, ähnlich wie bei den Fabeln, an die Betrachtung des Naturlebens anlehnt, so wird ihm eben die Poesie nachgerade doch nur ein Mittel, die Religion zu erheben, was seiner ganzen Dichtungsweise einen auf das Ethische gerichteten, didaktischen und gewissermaßen hymnischen Charakter verleiht. Es läßt sich dies durch alle Gattungen seiner Lieder hindurch auf das Strengste nachweisen.

In seinen Liedern aus den Jahreszeiten verwendet er die Natur in ihren ewigen Zügen und Zeichen zu einer Symbolik der christlichen Ideen. Das Charakteristische, Geheimnißvolle, durch seine Unaussprechlichkeit Erfrischende und nur in höhern und unzulänglichen Metaphern Zusammenzufassende steht ihm ferne; ihm, den häufig das elegische Gefühl der Vergänglichkeit beschleicht, thut es wohl, an den Blumen nicht bloß Duft und Pracht, sondern das gleiche Loos der Sterblichkeit wahrzunehmen (S. 52 „Mitgefühl"), obgleich ihr stilles Zusammenwohnen durch keine bewußte Todesfurcht getrübt ist („Frühlingsblumen" S. 11); in der Natur ist für ihn kein Neid („Blumen und Blüthen" S. 10) nur Gastfreundschaft und Liebe („Frühlingswanderungen" S. 17). Unentzweit war die Schöpfung anfänglich (S. 60 „Verlorenes Paradies"); noch jetzt ist sie gegenüber des „Radlauf's Plage" ein ewiger Sonntag (S. 7), ihr Gottesdienst ein anderer, als der matte Qualm und das leere Getön in manchen katholischen Kirchen (S. 15 „Vor der Kirchenthüre") u. s. w. u. s. w. — Wir läugnen nicht, daß in einzelnen dieser Lieder das stete Haschen nach bewußt ausgesprochenen Parallelen in der Natur vor einer mehr intuitiven Behandlung zurücktritt, und daß gerade diese Erzeugnisse zu den schönsten Perlen unserer Literatur gehören; im Allgemeinen aber gibt Fröhlich selber in hinreichend deutlicher Weise an, wie er die Natur poetisch verwerthet habe, indem er S. 19 sagt:

Wem da reden Laub und Quell,
Wer da kann mit Blumen beten,
Dem alleine werden hell
All die Sänger und Propheten.

Doch ist Wissen Stückwerk nur,
Und die Sprachen werden enden:
Eretet auf die heil'ge Flur,
Gotteswort euch zuzuwenden!

Ja, es ist wahr, Fröhlich schreibt schöne und erhebende Gedanken ab aus der Natur, (lyrische Fabeln könnte man sie nennen) und

was er schreibt, hat er empfunden; aber nirgends ist er zur Darstellung des Charakteristischen und Individuellen durchgebrochen. Es sind meist nur die schon fertigen Gedanken der Dogmatik und der Moral, die er wiederfindet, die er, vermöge eines Bedürfnisses des Gemüthes wiederfinden will und muß, und die er sodann in idealistischer und optimistischer Naturbegeisterung zu einer christlichen Didaktik und Symbolik umgießt, welche (bei den poetischen Mitteln, die ihm zu Gebote und in innerer Verwandtschaft mit der Religion selber stehen) ihre Wirkung in den Kreisen, wo sie einheimisch wurden, gewiß nicht verfehlten, aber doch nach unserer Ansicht von dem wahren Ziele der Poesie abliegen.

Nicht minder als in den Naturliedern hat der Dichter im Vaterlandslied („heimatliche Lieder") den Grundzug seines Wesens ausgeprägt. Ein theokratischer Schwung geht durch alle diese Gedichte; sie enthalten eine religiöse Verklärung und Verherrlichung der patriotischen Gefühle, wozu unser Bundeszeichen, das weiße Kreuz im rothen Feld, schon hinreichend Veranlassung bot. Innerer Wohlstand und steigende Bildung weckten nach längern Friedensjahren bei vielen Schweizern der Restaurationsperiode trotz mancher Wirren und Unordnung ein hohes Gefühl von Glück; aber die Lage des wie Kanaan zwischen mächtige Nationen eingezwängten, durch sie oft gedrückten und in sich noch nicht einigen Landes trieb den Sänger, das Volk auf höhere Sterne vertrauen zu lehren. In solcher Weise hat Fröhlich unbestreitbar einen großen Einfluß geübt auf das patriotische Bewußtsein. Er hat die Silberblicke unsers Volkslebens aus der Romantik seiner (durch Johannes v. Müller erzählten) alten Geschichte wie aus den begeisterten Volksfesten der neuen Schweiz in sich aufgenommen; der Geist des Muthes, der Thatkraft, der Religion, der in unsern Vätern lebte, ist in seinen Liedern aufgegangen, mit einer Lebendigkeit und Bewegtheit im melodischen Fluß der Gefühle und Gedanken, welche die gesunde Kraft seines eigenen Gemüthes verrathen. Nachdem Lavater durch seine „Schweizerlieder" früher auf die Nation mächtig und erhebend eingewirkt (sie blieben bis zur Revolution allgemeines Volksbuch,) war Fröhlich es, der den edlern Liberalismus, das aufwachsende patriotische Streben der Dreißigerjahre mit hohen Ideen erfüllt und begeistert, aber freilich mittelbar auch Vielen zu einem schwärmerischen Vertrauen auf jenes „Schweizermanntheldenthum" verholfen hat, das an die Stelle der Wirklichkeit und der Gegenwart ein romantisches Vergnügen und Behagen an der Vergangenheit setzt, aber, weil es das Ideal für uns gleichsam kampflos hinstellte, hintendrein Rück-

ternheit und Ekel erregen mußte, sowie der bloße Schein und die Täuschung zu Tage traten! — Nach allem Bisherigen war Fröhlich der bedeutendste Dichter der Restaurationsperiode. Wie aber nach der französischen Juli-Revolution 1830 im Vaterlande der Radikalismus sich erhebt, so steht unser Sänger an der Grenze zweier Zeitalter, von denen ihm das alte nicht mehr behagt und das neue nicht verständlich genug zu werden vermag; damit sind die Konflikte und Verbitterungen seines spätern Lebens gegeben und wird das immer weitere Zurückgehen auf die kirchlich-theologische Richtung und die politische Satyre erklärt. Er konnte seinen Zeitgenossen nicht mehr gerecht werden, und die öffentliche Meinung, die mit Dichtern bisweilen viel sonderbarer umspringt, als mit andern Menschenkindern, vermochte es seither auch ihm gegenüber nicht. Nichts desto weniger sind Fröhlich's große Verdienste um das vaterländische Lied in vollem Maße anzuerkennen. Wie schon gesagt, verläugnet sich auch hier seine religiöse Grundanschauung nicht. Er faßte unsere Freiheit als „Evangelium" auf („Die Flammen, die aus Zwingern steigen, verkünden um und um der Freiheit Evangelium"), er findet eine Beziehung zwischen den Hirten auf Bethlehems Flur und den Hirten, welche die ersten Freiheitskriege in unserm Vaterlande kämpften, (Zuerst ward in den Hirtenlanden sein göttliches Gebot verstanden"); die Berge sind ihm ein verklärt glühender „Priesterchor", „die danken, wenn längst die Schatten sanken und wach sind vor Tag schon wieder", u. s. w. Hierüber haben wir weiter Nichts zu sagen, als daß solche religiöse Vorstellungen und Bezüge im Vaterlandslied weit eher noch am Platze sind als anderswo, und sogar hier eine gewisse Berechtigung haben, da der Diamant schweizerischer Einheit und Verbrüderung und die Rettung unserer Freiheit allerdings nicht aus den chemischen Elementen entstanden ist, in welche man diesen edlen Stein nach der heutigen Schmelz- und Scheidekunst zerlegt, sondern mit aus einem guten Theil religiösen Glaubens und Biederkeit, welche dem heutigen klügern Geschlechte stark abhanden gekommen sind! Der Aufblick zu Gott ist jedem lebenskräftigen, unverdorbenen Volk natürlich, und wo der Dichter in seinen Gesängen von den Schicksalen und dem Leben eines solchen Volkes redet, da wird es ihm erlaubt sein, an dessen höchste Güter zu erinnern. Ein Anderes ist es freilich, wenn diese Auffassung zur Manier wird, die alles Charakteristische und Individuelle erdrückt und endlich sich nur noch in der bloßen Phrase bewegt. Gedichte aber wie „Unsere Berge lugen über's ganze Land", „Aus der Wolken höchstem Kranze," „Ein Tempel ein Gott", „Wallfahrtslied" (S. 92), „Rüdiger Manesse"

(S. 113), „Der Berge Lauterkeit“ (S. 80), „Der Alpengarten“ (S. 115), „Volksgesang“ (S. 118), „Bilder der Eintracht“ (S. 121), „Der heilige Kreis“ und ähnliche werden für den Schweizer einen unvergänglichen Reiz bewahren und Fröhlich's Namen auch in der vaterländischen Liederdichtung auf die Nachwelt bringen.

Die sogenannten „*geselligen Lieder*“ bringen das religiöse Moment wieder unter der Form einer Alles mit dem Ernste christlicher Reflexion überwuchernden Symbolik, die zu blaß und zu „westöstlich“ ist, als daß sie einen unmittelbaren Eindruck machen könnte. Wir halten diese Lieder nebst einem Theil der „erzählenden“ für die schwächsten; es fehlt ihnen die Farbe und überhaupt jede festere Zeichnung, die einfache Objektivität, die auch die Lyrik nicht entbehren kann. Der Dichter läßt sich zu stark gehen in unbedeutender gefühlvoller Betrachtung, die nur noch das Pathetische des Rhythmus für sich hat, um nicht in's Gewöhnliche zu fallen; die Empfindung wird durch die stereotypen Bilder und Wendungen zur Phrase; es ist die Lust zu *reimen* und *künstlich* zu reimen, die den größeren Antheil an der Produktion gewinnt. „Aufgeräumt“ halten wir für das beste Lied dieser Abtheilung, wobei wir es uns gerne gefallen lassen, daß der Dichter schließlich auch noch in schwerer Doppelsinnigkeit zur Aufgeräumtheit des Herzens im letzten Stündlein ermahnt.

Fröhlich's „*erzählende Lieder*“ besingen einerseits die gesunde, germanische Art und Sitte im Verhältniß zu der im Heidenthum verkommenen römischen Welt, das Heil im Christenthum, das wie ein breiter Lebensstrom durch unfruchtbare Wüsten ausgegossen ist, ferner das Gebet als die beste Waffe, den Sieg christlicher Tapferkeit, die Gewalt des Gotteswortes, der christlichen Beredsamkeit und Kunst, das allegorische Wunder und die eingetroffene Prophezeiung; anderseits zeigt er auch in *den* Motiven, die er dem vaterländischen Leben und der Geschichte entnommen hat, überall die Machterweisungen Gottes auf und gestaltet so seine Dichtung recht eigentlich zur Theodicee. Wie *Reithard*, so ist auch *Fröhlich* in der Wahl seiner Stoffe nicht glücklich. Er greift auf, was seiner Lieblingsneigung zusagt; Manches davon aber ist einer poetischen Verklärung unwerth. Die größern, historischen Gesänge verrathen wohl durchgehends ein fleißiges Studium der Quellen und eine gute Benutzung derjenigen Motive, welche der besonderen Art des Dichters leicht entgegenkamen. Aber aus ihnen spricht weniger die Poesie als die *poetische Geschichtserzählung*. Die Schilderung ist

überall zu breit, zu lyrisch, zu tonvoll und zu wortreich; es fehlt ihr an plastischer Kürze und Rundung. Die Poesie verliert sich so aus dem innern Leben des Stoffes zu sehr in den Rhythmus und den äußern Klang des Reims, womit der Dichter den Mangel einer anschauungsvollen, zeichnenden Phantasie zu ersetzen und zu verdecken sucht. Zu den bessern dieser „erzählenden Lieder" gehören „der alte Schütze", „Beethoven", „Attila", „der Wildheuer," „der gute Geselle". Dagegen ist der Sänger in den Gedichten „die Schloßtrümmer von Gastlins" und „Diebold Baselwind" zum Knittelvers herabgestiegen und greift auch später nicht selten in eine wunderliche Romantik und in die Klosterlegende hinein, immer jedoch darauf Bedacht nehmend, dem undankbaren Stoff eine tiefere, lehrhafte Seite und eine Ermunterung zum Trost und zum Glauben abzugewinnen. Die Novellen und Erzählungen unsers Dichters stehen gegen seine Erzeugnisse in gebundener Rede zurück. Einerseits sind sie meist zu tendenziös, anderseits zu blaß, indem es dem Dichter nicht gelingt, seinen Gebilden farbiges Leben und naturwüchsige Realität einzuhauchen.

Nachdem wir die Dichtung Fröhlich's nach Stoff und Gehalt betrachtet, sind wir auf den Punkt gekommen, wo wir ihre besondere Art auch mit Rücksicht auf die künstlerische Auffassung, Behandlung, Form und Effekt noch tiefer als bisher aus der eigenthümlichen Anlage des Dichters erklären wollen. Fröhlich's religiöser Grundstimmung entsprechen auch die *Mittel*, die er zur Darstellung verwendet. Wie er nämlich arm ist an neuen, tiefen, aus dem Kampfe mit der realen Welt und Natur gezeugten Gedanken, weil ihm diese von Haus aus im Dogma, das er paraphrasirt, schlechthin gegeben sind, so ist er auch arm an *Bildern*. Nirgends ergeht er sich in kühnen Metaphern oder andern überraschenden Tropen; Fröhlich ist eine durchaus *musikalisch*-lyrisch gestimmte Natur, seine Phantasie ist *anschauungslos*, wie die *Klopstock's*; es fehlt ihr vor Allem das plastische Prinzip der *Zeichnung*. So konnte er von dieser Seite her nur selten zur Darstellung des Individuellen gelangen. Vielmehr, wie die *Musik* die Welt der Wirklichkeit nur noch in einer dürftigen Abbreviatur in sich hineinnimmt, so läßt auch die musikalische Phantasie Fröhlich's den Boden des Realen unter sich hinschwinden; sie verallgemeinert die Begriffe („allbewegend, allbelebend, allblau, Allgewalt, allgrün, allwärts, allsolang" u. s. w.); sie häuft aus demselben Grunde Worte, Begriffe, unfertige Bilder aneinander, die im Gedicht selber sich nicht zu organischem Leben einreihen; sie häuft, um einen malerischen Effekt zu gewinnen, Vor-

stellungen, die nicht leicht zu gleicher Zeit vollzogen werden können und ruft dadurch Schwulst und Verschwommenheit hervor (z. B. „Ein prangend-rauschend-grüner Wald", oder „Die Welt ist Licht-Blumen-Eis und Blitz erhellt") u. s. w.

Dagegen erreicht Fröhlich eine große Wirkung durch die ihm zu Gebote stehenden musikalischen Mittel, durch die Kraft seines aus der Tiefe des Gefühls strömenden Rhythmus und durch den Reim. Häufig läßt er den Reim die rhythmischen Reihen durchschneiden und zerfällt sie in mehrere Zeilen. Dadurch hat er eine Quelle der reichsten Mannigfaltigkeit im Strophenbau eröffnet. „In dieser Weise wird, wie Vischer schön sagt, der Reim eine neue Art poetischer Formbildung und erinnert an den gothischen Styl in der Architektur, welcher das geometrische Spiel der Stellungen, Umstellungen, des symmetrischen Gegenüber krystallinisch gebundener, aber ohne strengen Zusammenhang mit dem Struktiven in buntem Ornament schwelgenden Formen liebt." (Aesth. V. Bd. II. Abth. 5. Hft. S. 1256.)

Und in der That, wie die Architektur des gothischen Styls und die alle Dissonanzen in eine schöne Harmonie auflösende klassische Musik vorzugsweise der Religion gedient haben, so sind es auch vorzugsweise diese beiden, welche, in den Verhältnissen des Rhythmus und im Reim zusammengefaßt und verschlungen, der religiös idealistischen Dichtung Fröhlich's namentlich im Vaterlandslied, Bedeutung und Effekt geben müssen. Die gesunde Romantik schweizerischer Vorzeit, in welcher wir die Anfänge der Eidgenossenschaft zu suchen haben, die schlichte Gottesfurcht, der waghalsige, todtverachtende Muth, die Eintracht, die republikanische Begeisterung u. s. w. haben in seinen vom Reim und der musikalischen Wirkung des Rhythmus beherrschten Liedern eine verstärkte Resonanz gefunden; die Harmonie, welche in der Form wiederklingt, hat sich auch auf den Stoff übergetragen und so ertönt in diesen Gedichten ein tausendstimmiges, von Thal zu Thal wiederhallendes Echo von Vaterlandsliebe, republikanischer Größe und Einfachheit und Schlichtheit der Gesinnung. Das ist der poetische Reiz der Fröhlich'schen Dichtung überall, wo dieser Vorzug selber noch nicht in Manier umgeschlagen hat. Daß dies aber bei sehr vielen Erzeugnissen Fröhlich's der Fall ist, können wir nicht verhehlen. Vieles ist eben doch nur klangvoll gereimt, abgesehen von jenen unlautern Reimen, falsch gemessenen Silben und oft unerträglichen Härten, in denen er das musikalische Prinzip seiner Kunst der Behaglichkeit oder dem Wortsinn geopfert hat.

Nach allem Bisherigen sollte man meinen, Fröhlich hätte das Zeug in sich gehabt, um ein klassischer religiöser Liederdichter

im eigentlichen Sinne des Wortes zu werden. Der Anschluß an's Dogma, die keusche Benutzung der poetischen Sprachmittel, die sich schämt, die Einfachheit und Ungeschminktheit des Gotteswortes zu übertreffen, die vorherrschend hymnische Stimmung, womit er stets sich dem Erhabenen zuwendet, seine Neigung zur Didaktik, das leicht emporgewandte, empfindungsvolle Gemüth waren wichtige Erfordernisse für jenen Zweck. Allein die nüchterne Verständigkeit, die sich schon in seinen frischesten ersten Fabeln kundgibt, scheint ihn weniger dem positiven Glaubensinhalt und den epischen Thatsachen des Christenthums, als ihrem geläuterten Prinzip im Reformationszeitalter und seinen Trägern („Zwingli", „Hutten") zugelenkt zu haben, wobei er an das Dogma sich in den religiösen Liedern mehr anlehnt, als daß er es in seinem Mittelpunkt erfaßt und dargestellt hätte, während er die Helden der Reformationszeit nach seiner Art idealisirt und sie der Gegenwart mehr in einer poetischen Reimchronik als in wirklichen poetischen Kunstwerken vorführt. Es hindert uns dies nicht, anzuerkennen, daß die beiden großen epischen Gedichte „Zwingli" und „Hutten" von denen das erstere an Mängeln in der Komposition leidet, während Hutten durchsichtiger und frischer ist, voll sind von herrlichen Stellen ächter Poesie und daß sie eine Gewandtheit in der Handhabung der Sprache beurkunden, die uns für den Dichter mit Hochachtung erfüllen. Das „Evangelium Johannis in Liedern" ist als matte Paraphrase spurlos vorübergegangen; dagegen sind die „Trostlieder" vielfach gerühmt worden. Es ist wahr, es liegt etwas Gediegenes, Klassisches in manchen Ansätzen derselben. Im Ganzen sind es Wurzeln des Gemüthes, die Stamm und Krone verloren haben und Blumen und Laub in's Moos treiben, um damit die große Wunde zu stopfen, die der Tod allem Lebendigen schlägt. Aber uns dünkt, daß dieser Kultus des Todes nicht tröste, einmal weil der einfache Trostgedanke mit zu viel Blumenwerk umgeben ist, und dann weil das schlichte Gefühl meist nicht gegen die Schnürbrust des künstlichen Harmoniensatzes aufkömmt, der hier verwendet wird. Zu den einfachern und bessern Liedern dieser Art gehören: „Seliges Scheiden", „Du lehrst mich sterben", „Noch einmal wieder!" „Ach es ist nicht mehr das Alte" und „Freuet euch". Nach Allem zu schließen liegt in unserm Dichter ein doppelter, ungelöster Konflikt vor, einerseits der zwischen dem positiven kirchlichen Dogma und der in seiner Natur tief begründeten natürlichen Theologie, anderseits der noch tiefer gehende Widerspruch zwischen der religiösen und der ästhetischen Weltanschauung überhaupt, den er sich nicht gründlich zu lösen vermochte. So blieb er halb auf dem Boden der Religion,

halb auf dem der Poesie stehen, indem er diese als Mittel brauchte, um jene zu heben, und jene als Stoff, um diese mit einem idealen Gehalt zu erfüllen. In der neuesten Zeit (in seinem „Calvin") hat Fröhlich sich ganz der Verherrlichung der Kirche zugewendet. — Beruht nun die Poesie, wie alle Kunst, auf der ganzen, innerlich gesetzten Sinnlichkeit, d. h. der Einbildungskraft, und kann der volle Schein, d. h. das Schöne, nur in der Einbildungskraft des Zuhörers oder Lesers hervorgerufen werden, soll also der Dichter nicht bloße Töne und auch nicht bloße Gleichnisse, sondern innere Anschauungen, oder richtiger gesagt, eine ganze Anschauung geben (vgl. Vischer, Aesth. V. Bd.), so wird man sich gestehen müssen, daß Fröhlich sehr häufig bei der bloßen Stimmung zum Dichten stehen geblieben ist, daß er diese seine Stimmungspoesie erst als Stoff für eine wirklich künstlerische Gestaltung derselben hätte benutzen sollen, daß er zu viel musizirt und daß er die Wahrheit, „daß jede ächte Poesie vor Allem den Eindruck des tief Empfundenen machen muß," falsch und einseitig nimmt. „Ein Beispiel des musikalisch Nebelhaften," sagt der oben erwähnte, berühmte Kritiker, „sind die lyrischen Dichtungen Tieck's; sie wirken, als hätte man zu starken Thee getrunken und befände sich in einer Ueberspannung aller Nerven, die der Seele eine unendliche Hebung ihrer Kräfte vorspiegelt, ein inneres Sausen, Summen und Weben, wobei schlechterdings Nichts zu denken ist und das etwa einem verworrenen Phantasiren auf dem Klavier gleicht." Fröhlich ist gesunder; aber man kann doch viele seiner Lieder nicht lesen, ohne eine gewisse Leere, eine Art Betäubung und Schwindel zu fühlen, ähnlich wie in einem von Weihrauchduft erfüllten Dom, wenn der majestätische Strom der Orgeltöne an den Seelen vorüberzieht und ihre Alltagsgefühle in seine brausenden Fluthen begräbt.

Aus diesem „generalisirenden Allgemeinheit des religiösen Idealismus," welche den Charakter der Fröhlich'schen Dichtung ausmacht, mußte wieder einmal ein Schritt gethan werden in die farbige Natürlichkeit und plastische Derbheit der vollen Lebenswahrheit hinein. Diesen Schritt machte Gottfried Keller, welcher insofern als Fröhlich's Antipode zu betrachten ist und mit Recht als das Haupt einer jungen Schule gilt, deren Hauptaufgabe es ist, wahres Leben in wahrer und vollendeter Charakteristik darzustellen. Daß Fröhlich dennoch ein Dichter ist, auf den die Schweiz stolz sein darf, dieses Bewußtsein muß erst in der Folgezeit noch stärker hervortreten, wenn die Spitze des Urtheils über seine reaktionären Tendenzen sich gemildert haben wird, und wenn auch die Einseitigkeiten des poetischen Realis-

mus selber noch mehr an's Licht getreten sind. Die Aufgabe der Zukunft liegt in der Heilighaltung der Ideale und in ihrer künstlerischen Ausprägung mittelst eines charakteristischen Styls. Der einseitige Idealismus ist, wie Aristoteles treffend sagt, ein Rausch aus dem Becher der Unendlichkeit, während der einseitige Realismus zu einer Betäubung aus dem Strom der Natur wird. Die klare Lichtwelt der Ideen soll in der Kunst ebenso wenig durch die gesättigtere Farbe der Materie sich uns verdunkeln, als der Leib der Idee verkümmert und zum blutlosen Schatten herabgesetzt werden darf!

Fabeln.

Lebensworte.

Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
Groß zu thun, und zu verhüllen
Meiner Wünsche goldnen Schein,
Die allein mit Trost erfüllen?“

„Auch aus Grüften, sagt die Blüthe,
Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch, denn todte Schriften,
Sein Gedächtniß hier zu stiften.
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort!“

Turnen.

Schwing' mir die Buben und schwing' mir sie stark!
Ruft dem Winde der Wald;
Klagen sie gleich in müdem Gestöhn,
Laß mir nicht ab sobald.
Also nur wurzelt ihr Fuß, und mit Mark
Füllet sich Arm und Brust;

Und sie wachsen zu stolzen Höh'n,
Mir eine Herzenslust.
Denn ich hasse die Zwergenart,
So die sumptige Kluft
Eingewindelt vor Wetter bewahrt;
Immer in Stubenluft
Fahl und kahl in des Frühlings Saft
Hat schon ein Lüftchen sie umgerafft."

Brausköpfe.

Es thun die jungen Bäume bald
Gar stürmisch, kömmt der Wind in Wald;
Sie schlagen Köpf' an Köpfe hart,
Auch Hand und Arm wird nicht gespart.
Wann tiefer ihre Wurzeln gehen
Der Kopf geworden ist ein Haupt,
Hält derlei Keiner mehr erlaubt:
Sie bieten, bricht der Sturm in's Land,
Einander dann wohl Arm und Hand,
Um sicher, edel dazustehen.

Hang und Zwang.

In Nacht und Schacht beisammen lag
Der Diamant und Kieselstein;
Und auf des Bergmanns Hammerschlag
Gab auch der Kiesel Funkenschein.
Da sprach er zu dem Diamant:
„Auch mir ist Farbenglanz und Tag;
Ich bin dir gleich, nicht nur verwandt."
Der aber sagt: „Nur in der Noth
Wird dir ein Fünklein blasses Roth!
Stets brennt des Edelsteines Pracht,
Im Sonnenlicht und in der Nacht."

Niedres Loos.

Zu der niedern Trauerweide,
Grünend an dem klaren Bach,
Sagt die Pappel: „Wachs mir nach
Zu der Höhe stolzer Freude!“

Und die Weide sprach dawider:
„Pappel, neige dich hernieder
Zu des Baches frischen Wellen,
Wo mir solche Freuden quellen,
Die du droben nie genossen.
Schau', wie hier die Blumen sprossen,
Und die Sterne sich erhellen!“

Weltweisheit.

Zur Sonne sprach das Schattenzeit:
„Zeig' ich das Zeitmaß deiner Rund'
Dir nicht mit Zuverlässigkeit?“

„Hm“, sagt die Sonne, „manche Stund'
Thust du mir immer noch nicht kund!
Doch gut ist's, daß den Herrn der Welt
Dein Zeiger nun in Ordnung hält;
Denn viele Jahre hat er mich
Den Weg geführet ohne dich!“

Die Geschliffnen.

Ob der Fels nicht aufwärts schwamm,
Doch dem Strom entgegenstemmte
Er sich fest, ein hoher Damm.

Ob die Fluth ihn überschwemmte,
Stürmend ihn belagert hält,
Grünt doch sicher auf den Warten
Ihm ein eigner, lust'ger Garten.

Aber Kieſel ungezählt
Hat der Strom mit ſich getrieben;
Und es rollt das ganze Heer,
All' ſich gleich, und glatt gerieben,
Unbekannt hinab in's Meer.

Läuterung.

Vom Himmel quoll in reinem Strahl
Der Strom des Lebens in das Thal,
Des Himmels Glanz und Herrlichkeiten
Durch alle Lande zu verbreiten.
Doch wilde Bäch' und trübe Quellen
Als Wegweiſer ſich geſellen,
Anrathend jeder ſeine Art:
Der ſchleichend und der raſch die Fahrt,
Der braun, der ſchwarz den Rock zur Reiſe;
Und jeder bringt mit ſeiner Weiſe,
Ein Strom ſich wähnend, in die Gleiſe.

Der Strom darob ward immer trüber,
Und ſtockte jumpfig, ſchwoll dann über;
Es ſpiegelte ſein Todesgrau
Nicht Erdengrün, nicht Himmelblau.

Doch wie er weiter hingefloſſen,
Thut wunderbare Kraft er kund:
Was unrein ſich ihm angeſchloſſen,
Was nicht vom Himmel ſich ergoſſen,
Verſinkt von ſelbſt zum tiefen Grund.

Stets himmelvoller nun er wallt,
Und ſeiner Ruhe Allgewalt
Verklärt der trübſten Flüſſe Wuth
Zu ſtiller, heller Segensfluth.

Die Jünglinge.

„Laß uns, sagt ein Bach zum andern,
Lustig in die Thäler wandern;
Blumenmatten, Wald und Lieder
Rufen uns zu sich hernieder!“

„Warte doch, sprach der Geselle;
Noch zu klein ist unsre Welle.
Du verlörest dich in Bälde
Auf dem breiten Sonnenfelde.
Birg dich vor den gier'gen Strahlen,
Stärke dich in Bergesgründen;
Doppelt wirst du dann in Thalen
Freuden finden und verkünden!“

Doch, umsonst zurückgerufen,
Sprang von des Gebirges Stufen
Jener mit Gejauchz' hinab
In sein Jugendfreuden-Grab.

Und der andre suchte Nahrung
In des tiefen Schachts Verwahrung.
Und es sprudelt seine Welle,
Jetzo von des Berges Schwelle,
Heilsam jedem, der begegnet,
Alle segnend, allgesegnet.

Weltordnung.

„Schwing' mich auf zu deiner Wonne!
Ruft die Erde zu der Sonne,
Daß ich mit den Sternen allen
Ewig frühlingshell mag wallen.
Zittern siehst du mich in Stürmen,
Siehst die trümmervollen Küsten,
Fluren hier versengt zu Wüsten,

Fluthen dort erstarrt zu Thürmen;
Und du hörest rings ein Stöhnen
Meine Freuden übertönen!“

Und die Sonne mild entgegnet:
„Dennoch bist auch du gesegnet.
Großes hast du schon errungen,
Elemente, wild verschlungen,
Aus dem Chaos losgeschieden.
Wohl erkämpfst du dir noch Frieden,
Doch der Himmel bleibt hier oben;
Denn es müssen Die danieden
Ewig sehnen sich nach oben!

Tollheit.

„Mehr zu fliehn als Bär und Panther,
Lehrt der Wächterhund die Jungen,
Ist für uns ein Unverwandter,
Der, von Raserei durchdrungen,
Gänzlich ausgeartet ist,
Haus und Dienst und Pflicht vergißt,
Und die Treue nicht mehr kennt,
Wüthig alles Land durchrennt;
Und, was Gluthen Kühlung beut,
Selber auch das Wasser scheut,
Tückisch Alle will verletzen
Und in *seine* Wuth versetzen.
Und fürwahr, schon, wen er ritzt,
Ist von seiner Gier erhitzt! —
Wie in sie gefahren, billt
Selbst ans Hirten *er*; — auch stillt
Diesen Jammer nur der Tod.
Darum stellt euch nicht entgegen,
Weichet aus ab allen Wegen.
Schrecklicher ist keine Noth,
Denn wo so zu tollen Horden
Ganze Heerden sind geworden.„

Frömmler.

Irrwische hielten ihr nächtliches Stündchen
Auf der Heide, und ohne ein Sündchen
Tanzten sie betend wohl auf und ab,
Priesen auch: daß in so finstern Zeiten
Demuth allein die Erleuchtung hab',
Richtigen Pfad die Welt zu leiten.

Aber die Sterne sangen herab:
„Wer, verirrt in erdunkelten Thalen,
Aufschaut zu den himmlischen Strahlen,
Die da brennen in ewiger Ruh,
Diesen führen wir aus den Qualen
Einem erfrischenden Morgen zu!

Aber in Nacht bleibt Jeder versunken,
Welcher gefolgt, wo Jene gewunken!"

Verkehrung.

Die Wolke zerschlug das Aehrengefild,
Den Vogel der Luft und des Waldes Gewild.
Da blickte die Blume verwundet hinan,
Und klagte: „Was haben wir Uebels gethan?"

„Nichts, sagt die Wolke, mit thränendem Blick;
Ich wollt' euch ja werden ein gutes Geschick;
Ich wollt' euch erquicken mit frischem Thau,
Dich Aehrengefild, dich Blume der Au.
Da hat mir des tückischen Frostes Gewalt
Im Sturme die Tropfen zu Schlossen geballt!"

Der Große.

Siegreich stand die Sonne wieder
Und den Feind hielt sie danieder;

Doch der Nebel wand sich auf,
Und er schrie mit Zornesfunkeln:
„Jetzo will ich dich verdunkeln,
Und mit schweren Hagelwettern
Deine Saaten niederschmettern!“

Und die Sonne sagt darauf:
„Muthig denn, erkämpf' die Schande
Und verheere meine Lande.
Mich bewegst du keinen Schritt;
Dich vernichten du damit;
Und ich will mit neuen Lenzen
Ewig diese Erde kränzen!“

Das Mannthier.

„Das Mannthier ist uns Feind aus Neide,
So spricht der Bär; es hält die Weide
Und allen Honig ringsherum
Für sein ausschließlich Eigenthum.
Aufrecht wie er kann ich auch stehen,
Auch ich wie er zweibeinig gehen.
Man sollte dess ihn doch bedeuten,
Er zähle zu den Waldesleuten,
Nicht soll' er Seinesgleichen hassen.
Und leben heiß' – auch leben lassen.“

„Wohl zählet er zum Waldgeschlechte,
Sagt drauf der Fuchs; doch sondre Rechte
Spricht an er, weil an Macht und List
Der Thiere Inbegriff er ist.
Aus Blick und Stimme und Begier
Spricht Wolf und Luchs und Pantherthier,
Du siehst mit Zähnen ihn wetteifern,
Wie gift'ge Schlangen zischen, geifern,
Und nichts ist, wess er uns beschuldigt,
Dem er nicht selber mehr noch huldigt.“

„Doch, — spricht die Nachtigall hernieder,
Die Schäfrinn dorten singet Lieder:
Ich schweige still und lausche ihr
Gefild und Waldung lauscht mit mir.“

Selbstvergötterung.

„O, sagt der Hund, wie ganz verkehrt:
Vom Mammthier wird als Gott verehrt
Der Affe und das Krokodil,
Und Beide schaden ihm so viel!
Und hohe Tempel sind erbaut
Und eignen Priestern anvertraut;
Sie bringen reiche Opfer dar
Dem Scheusal auf dem Hochaltar,
Und halten Haine unverletzt,
Drinn sich das Affenvolk ergetzt,
Und Leiche sind in ihrer Hut,
Darinn der Krokodile Brut.
Wie ist die Welt so ganz verkehrt,
Daß nie das Scheusal göttlich ehrt
Statt Milde, Kunst und Treu und Fleiß?“

Erwidert wurde: „Solcher Weis'
Verehrt das Mammthier mich, so viel
Es selber Aff' und Krokodil!“

Bellen lassen.

Der Pudel bellt zum Mond und spricht:
„O du verdrießlich Angesicht,
Du bist denn doch die Sonne nicht;
Und nimmst heraus so viel dir doch,
Und stellst dich vor der Sterne Heer,
Und ihrer viele glänzen mehr
Und feurig und sind höher noch;

Du blaß und unstät alle Zeit,
Ein Bild der Unbeständigkeit!"
So bellt der Pudelhund und spricht;
Und leuchten läßt der Mond sein Licht.

Nicht verspielt geben.

Selbst in Lämmergeiers Krallen
Läßt der Fuchs den Muth nicht fallen,
Und er weiß den Hals zu wenden,
Und durchbeißt des Geiers Kragen. —
Alsobald in seinen Lenden
Fühlt der Gänge Griff er minder,
Matter wird der Flügel Schlagen.
Jetzt, damit er falle linder,
Kann im Sturz er noch sich kehren;
Unter ihm zerschellt der Geier.
So nicht schmerzen ihn die Wunden,
Als ihn freu'n die Siegeszähren,
Daß er einen Lämmergeier
Selbst in Lüften überwunden.

Die Unsanften.

Die Wölfe künden ringsherum
Ihr Freiheit-Evangelium,
Und wohl am allerliebsten winden
Sie's predigen in Lämmer Hürden.
Doch Redefreiheit ist beschränkt
Vom Vorstand, so die Heerden lenkt,
Der öffnet Wölfen nicht die Schranken,
Selbst zu verkünden Wolfsgedanken.
Die Wölfe denken: „Lamm und Rind
Und Ziegen wären zwar geschwind
Und ganz vortrefflich zu bekehren,
Doch schwer sind Stiere zu bekehren.

Wir woll'n zum Sumpf den Wald hinein,
Wo Lager hält das wilde Schwein.
Vielleicht ist dort mit klugen Sinnen
Ein zarter Frischling zu gewinnen;
Denn jeder Unterweisungs-Plan
Fängt bei der zarten Jugend an."
Doch wie am Sumpfe sie erscheinen,
Umschließt das Ebervolk die Kleinen,
Und drohen mit dem scharfen Zahn.
„Wir wollen euch in Minne nahn,"
Ruft ihnen zu der Wölfe Leiter;
Wir sind nur freien Sinns Verbreiter,
Und ihr auch seid so frei wie wir.
Was wollt ihr denn für Andre hier
In diesen ungesunden Sümpfen
Stets Wache stehn in nassen Strümpfen?"
Sie sagen: „Euern Unterricht
Abwehren, ist uns Elternpflicht." - -
Da heben an die Wölf' ein Wüthen:
„Ihr Eichelfresser, die nur hüten
Des Sumpfes, und in Mist und Moor
Gebadet rein seid wie zuvor,
Ihr Wühler in Gefild und Forsten,
Ihr garstig Volk in rauhen Borsten" -
„Und dennoch wachen treu wir hie
Vor Ueberfällen, sagen sie;
Und wären euch nicht unwillkommen,
Wenn wir euch ließen an uns kommen.

Eins für's Andre.

„Jetzo, sagen Wölfe sich,
Denen stets die Gemsʼ entwich, —
Wird die ganze Heerd' uns eigen,
Die sich dort im Grünen zeigen.
Weidend unverwandt im Klee
Merken nicht sie, daß der Schnee

Weicher wird im Sonnenschein;
Fliehend sinken sie hinein.
Auf und dran!“ — der Gemsen Schaar
Sieht von Ferne die Gefahr
Und enteilt den Schnee hinauf;
Doch er hemmet ihren Lauf.
Sieh', da steht die erst' und zweite,
Ueber sie setzt weg die dritte,
Bleibt dann stehn, und also reihte
Sich die Schaar zum festen Tritte:
Auf den andern springt hinan
Jede und steht vornen an;
Daß sie so mit eignen Rücken
Schnell das Schneefeld überbrücken
Und entgehn der Feinde Gier.
Diese schrei'n: „So waret ihr
Immer voll der schlimmsten Tücken.“

Die Höhe der Zeit.

„Keiner von euch thront höher denn ich,
Spricht zu den Thieren der Lämmergeier;
Sehet mein Schloß, wie erhebet es sich
Ueber die Wolken; und Keiner ist freier.
Weithin beherrsch' ich das ganze Thal,
Schieße hinunter, ein Wetterstrahl,
Schwinge mich auf mit der Beute in's Schloß,
Wo mich erreichet kein feindlich Geschoß,
Wo mich nicht rühret ein Bitten und Klagen,
Nie sich mir nahet ein Fürchten und Zagen;
Denn in der höheren Welt wird das Herz
Selber Granit und gehärtetes Erz,
Unüberwindlich, vom Wetter umtost,
Unüberwindlich im grimmigsten Frost.
Also mein Leben und Schweben; — erspähen
Kann ich vom fernsten; was will mir entgehen?
Ueber das Mammthier hinaus bin ich weit,
Das sich nun rühmet der Höhe der Zeit.“

Diebstahl jedes Eigenthum.

Der alte Fuchs lehrt rings herum:
„Diebstahl ist jedes Eigenthum."
Der junge aber frägt: „warum
Denn haben wir ein eigen Haus
Und lassen uns nicht jagen draus?
Und bringen Enten, Huhn und Fisch
Und Trauben, Obst und Honigsaft,
Und was man heißt Errungenschaft,
Das Alles auf den eignen Tisch?
Und heißen, was um's Haus herum
Und drinnen, unser Eigenthum?"

„Mein Sohn, von Füchsen ward gelehrt:
Wie unnatürlich und verkehrt
Und unnütz sei gehäuftes Gut,
Wie schädlich Reicher Uebermuth;
Und wie im Waldland Alles gleich
Und frei soll sein, nicht arm noch reich:
Das Korn dem Hamster nicht allein,
Das Obst nicht nur dem Dachs und Schwein,
Der Honig nicht den Bienen nur,
Nicht nur dem Wolf das Lamm der Flur,
Und daß der Vogel und das Ei
Nicht Katzen bloß und Mardern sei,
Und daß das Mannthier, welches so
Sein will nur für sich selber froh,
Und anmaßlich die ganze Welt
Ausschließlich für sein Erbtheil hält,
So viel es auch für Freiheit ficht,
Doch der Gemeinschaft widerspricht.
Er macht sich Alles unterthan:
Rind, Roß und Schaf und Huhn und Hahn;
Den Fischteich und den Taubenschlag
Umschließt mit Mauer er und Hag;
Was irgendwie ihm Nutzen bringt,
Und Flossen oder Flügel schwingt,

Und blüht und reift in Saft und Duft,
Heißt sein in Erd' und Meer und Luft.
So nah verwandt auch uns sogar,
Uns nennt er sein mit Haut und Haar,
Legt Strick und Fallen uns vor's Thor,
Und zieht das Fell uns über's Ohr.
Er ist der Ur- und Erz-Despot,
Dem Widerstand der Ahn schon bot,
Und gegen ihn zum Kriege bracht'
Des Waldgebietes ganze Macht.
Und ich auch predige darum:
Liebhabt in jedes Eigenthum.
Drum brechen Wolf und Bär und Schwein
In Hürden ihm und Felder ein
Gemohl'nes hol' auch ich heraus
Vom Taubenschlag und Hühnerhaus,
Vom Karpfenteich und Bienenland,
Vom Weinberg, Obst- und Gartenland.
Und also stellen rings umher
Die Ordnung der Natur wir her,
Wo Allen Alles ist, und voll
Des Besten Jeder werden soll.

Und diese Wahrheit machte kund
Der Fuchs zuerst und aus dem Grund.
Und drum zum Laute wohnen wir
In einem eignen Hause hier,
Und hat kein Anderer ein Recht
Auf Has' und Huhn und Krebs und Hecht
Und Ei und Honig, Obst und Wein
In unserm Park, denn wir allein;
Denn was man frei den Ahnen gab,
Hat sich ererbt auf uns herab,
Und ist ein wohlverdienter Lohn
Und nicht ein Vorrecht, lieber Sohn!"

Aenderung vor dem Tod.

Früh und spät im Feld und Holze
Sammelt Nüss' der hagestolze
Hamster, und Frau Nachtigall
Sagt ihm: „Ach wie ängstlich seid
Ihr auf so entlegne Zeit!
Und was nützt der Vorrath all?
Einzig könnt Ihr's nicht verzehren:
Andre wollt Ihr nicht ernähren,
Kaum Euch selber was gewähren.
Und das Sammeln macht Euch murrig
Und das stete Wachen knurrig.
Mich hingegen hört Ihr singen,
Selbst wenn Sorgen mich umringen;
Denn in meiner Kinderschaar
Werd' ich jünger Jahr für Jahr."

„Frau, laß sie das Schelten bleiben
Sagt der Hamster; aus Erbarmen
Hab' ich längst im Sinn, auch Armen
Meiner Zeit, was zu verschreiben."

Und die Nachtigall entgegnet:
„O, Verkannter, seid gesegnet,
Seid ein Beispiel unsrer Jugend!
Es ist wahrlich große Tugend
Dann den Reichthum zu vergaben,
Wann man ihn nicht mehr kann haben!"

Die Windfahne.

Die Wetterfahne schreit im Sturm
Und kündiget ihr Lob vom Thurm;
„Pedantisch ragt zum Himmel dort
Der Blitzableiter immerfort.
Ich übersehe rings das Land

Vom Alpen- bis zum Meeres-Rand,
Und kann so auch Jahr aus und ein
Das Wetter pünktlich prophezein.
Wenn heut die Luft von Morgen weht,
So hab' ich schon den Kopf gedreht
Gen Abend, ob ich Wittrung find'
Etwa von einem Regenwind.
Und kömmt er auch vom Seitenthal,
Ich merk es gleich und jedes Mal,
Und wenn er noch so leise haucht; —
Gelt, was das eine Nase braucht!
Und sintemal denn alle Wind'
Mir lieb und allen nützlich sind,
So schwing' ich jedem meine Fahn'
Und künd' ihn mit Trompeten an.
Und das ist mir die liebste Stund',
Wann alle wirbeln in der Rund',
Und ich von Herzen jedem dann
Posaunen und trompeten kann."

Wie so die Wetterfahne thut,
Lockt sie heran des Wetters Gluth.

Vom Hause hielt, so stumm er war,
Der Blitzableiter die Gefahr.

Die Sanften.

Des Morgennebels Wölklein sprach
Zu dem im Sturz ergrimmten Bach:
„Du bist ja nicht derselbe mehr!
Dort oben gingst du so gemach
Und still durch's Blumenfeld einher.
Du solltest deine Kraft bezwingen,
So nicht in Zorn dich fassen bringen!"

Doch als am Abend blitzesschwer
Der Nebel kehrte wieder her,

Und über die erlitt'ne Gluth
Laut donnernd ausſprach ſeine Wuth;
Da ſagt der Bach: „Ei, ei, wie mild
Begrüßeſt du dein Lenzgefild!
Sieh' nun, daß auch ein ſanft Gemüth
Durch Unbill tief in Zorn erglüht."

Der beneidete Teufel.

Der Wolf lag hungrig bei der Brut,
Denn ſtark war heut' der Heerde Hut,
Da ſchießt der Lämmergeier her
Und — fort iſt gleich die Beute ſchwer.

„O wie iſt der beneidenswerth,
Sagt da der Wolf, was er begehrt
Das beſte Lämmchen, ſo er weiß,
Holt er ſich aus der Hunde Kreis,
Und läßt ſie bellen, auch ihr Schrei'n
Dringt nicht hinauf zu ſeinem Stein.
Weit über Liſt und Hinterhalt
Geht doch die offene Gewalt!
Auch packt ſo feſt ſein Schnabel an;
Nie wankt und fällt ihm aus ein Zahn.
Mit Flügel als mit Armen ſchlägt,
Er was noch unter'm Fuß ſich regt,
Und der mit ſeiner Kraft und Wehr
Wie unvergleichlich iſt auch er:
Von Stahl die Krallen ſcharf und lang
Sind Meſſer ihm zugleich und Zang'.
Und Aug und Ohr und Witterung,
Des Sturzes Wucht, des Fluges Schwung,
Dazu die ſchreckliche Geſtalt
Und unbezwingliche Gewalt:
Fürwahr, ein halber Teufel nur
Iſt gegen ihn die Wolfsnatur;
Er ſtürzt, ein Wolf der Luft, einher,

Der ganze Teufel ist nur er;
O daß ich so ein Geier wär'."

Listen fristen.

„Fuchs, sagt der Wolf, ich bin vertrieben,
Wo du noch immerfort geduldet;
Und wo ich irgend was verschuldet,
Da bist du nicht zurückgeblieben,
Und wo ich mir ein Lamm erlaube,
Erlaubst du Fisch dir, Huhn und Taube."

„Du lebst von off'nem Straßenraube,
Versetzt der Fuchs; und der Gewalt
Hast mit Gewalt du Trotz geboten
Und wardst an Kräften überboten.
Ich aber hab' im Hinterhalt
Für Listen neue Lust erfunden
Und bin noch stets unüberwunden.
Denn gar zu einfach ist Gewalt,
List aber endlos mannigfalt.

Scheinholz.

Faules Holz in Waldesnacht
Hat im Dickicht etwas Schein.
Uhu sagt der Waldgemein:
„Habt in Ehrfurcht dessen Acht,
Nie erlischt des Holzes Gluth,
Und wir stehn in seiner Hut!"

Affen scheint es ungeheuer,
Daß so kalt sei dieses Feuer;
Selbst die Tiger und die Leuen,
Welche jedes Feuer scheuen,
Wandelt solch ein Schrecken an,
Wann sie diesem Zauber nahn.

Faules Holz steht weit und breit
Im Geruch der Heiligkeit.

Stillleben.

Das Bächlein singt so vor sich hin:
„Ich habe gleich vergnügten Sinn,
Und wenn ich auch ein Strom nicht bin,
Der siegreich Felsgebirge zwingt,
Der hundert Landen Segen bringt,
Und dem des Ruhmes Lied erklingt.
Der Welt Getümmel stört mich nicht,
Der Wetterturm empört mich nicht,
Und Ruhm und Glanz bethört mich nicht.
Ich gehe langsam meinen Schritt,
Und Glück und Ruhe wandeln mit,
Das Thälchen grünt von meinem Tritt;
Ein Blümchen hier, das zu mir winkt
Ein Lamm, das aus der Hand mir trinkt,
Ein Sternlein dort, das nieder blinkt!
Die Vöglein musizieren mir,
Und mit einander singen wir:
O blieb' ich, Thälchen, stets bei dir!"

Frühes Scheiden.

Der Weizen senket schon das Haupt;
Der Tod ist da, bevor man's glaubt;
Dem Weizen thut das Scheiden weh
Rings vom erblühten Wein und Klee.
„Doch, denkt er, wenn auch flüchtig gleich,
Die Lebensstund' genoß ich reich,
Umwehet einen Frühling lang
Von Thau und Duft und Blust und Sang.
Im Frühling lebt' ich immerdar,
Im Frühling ist gebleicht mein Haar,

Zum reichsten Herbst schau' ich hinab,
Nicht freud- und trostlos in mein Grab!"

Hamsterandacht.

Nach dem Schmause lag der Hamster
In der Thür' an warmer Sonne,
Denkend in des Reichthums Wonne:
„Froh lugt man aus vollem Haus
In die Bettelwelt hinaus.
Es kann doch nichts Edler's geben
Als mein sorgenloses Leben!
Aber ach — bei den Genüssen
Seinen Geist aufgeben müssen!" —

Lieder und Bilder aus den Jahreszeiten.

Im Herbst.

In deinen Sommer tret' ich ein,
Du grün bemooster Tannenwald,
Da spielet noch der Sonnenschein
Und blüht noch Leben mannigfalt,
Und draußen liegen Feld und Hain
Schon abgelaubt und fahl und kalt.
In einen Tempel tret' ich ein,
Da prangt manch Bild in Wohlgestalt,
Und alles athmet mild und rein;
Und draußen ist's so fahl und kalt.

Stromesfrische.

O du Strom in vollem Glanze,
O du Zug in vollem Tanze,
Trägst den Himmel durch das Land,

Alte Berge schau'n hernieder,
Du verjüngst sie immerhin;
Menschen geh'n und kehren wieder
Stets verjüngst du Blick und Sinn!

Neues Lesebuch.

Lieder schallen uns entgegen,
Bilder glänzen allerwegen,
Fabeln an Gehäg' und Bächen,
Gold'ne Sprüch' in Saatenlächen,
Mährchen in den Wäldern innen,
Auf der Wolken Silberzinnen;
Und im Strom vorübergleiten
Große Thaten großer Zeiten:
Alles steht in's Buch getragen,
Das der Frühling aufgeschlagen.

Redender Stein.

Des Berges Fels so kahl und kalt
Erglüht im Frühlings-Abendstrahl
Und feurig roth schaut er zu Thal
Und rufet: „Wie, ihr bleibet kalt,
In denen warmes Blut doch wallt,
Für die des Maies Pracht doch blüht
Und Wolke, Firn und Stern erglüht?"

Sonnenstreif.

Ob dem Thale liegen Schatten,
Desto grüner aus den Matten
Glänzt der einz'ge Sonnenstrahl,
Und das Wieschen ist ein Garten,
Den wir nicht einmal gewahrten
Bei dem vollen Glanz im Thal.

Reichthum.

Auch ich besitz' ein großes Gut
An purem Gold und Edelsteinen,
Das Gold in reiner Feuergluth,
So weit des Himmels Röthen scheinen,
Und Edelstein vom hellsten Thau
Im Fluß und auf der Blumenau'.

So wohn' ich auch im größten Haus,
Geschmückt mit allen Herrlichkeiten;
Die Teppich' legen selbst sich aus
Und Wohlgerüche sich verbreiten
Durch Säulenhallen sonder Zahl,
Säl' und Gemächer jeder Wahl.

Und Bilder stehen eine Welt.
Ich kann sie g'nug nicht sehn, noch preisen,
Und Lieder schallen ungezählt
Und stets beleben mich die Weisen,
Das Fest zu feiern still erfreut,
Das mir sich jeden Tag erneut.

Heimatliche Lieder.

Lobgesang.

Aus der Wolken höchstem Kranze,
Von der Firn' im Feuerglanze
Schaut uns der Allmächt'ge an:
Und wir fühlen aller Enden
In den großen Alpgeländen
Uns den Allerhabnen nah'n.
Zu des Bach's, der Gletscher Halle,
Zu der Schneelawinen Falle
Stimmen Felsenwiderhalle
Ihres Preises Lieder an.

Von den Matten, von den Flühen
Grünen, duften uns und blühen
Seine Lieb' und Huld empor;
Blumenkelche läßt er quellen
Von des Feldes Aehrenwellen
Bis zur Schwell' am Eisesthor
Dorten sprudeln voller Wonnen,
Allgenug, aus reinsten Bronnen
Ewig reich, wie sie begonnen,
Seines Urquells Ström' hervor.

Wo die frischen Wasser schäumen,
Unter Friedensschattenbäumen
Wird des Volkes Freude laut,
Wann zum König, zum Behüter,
Zu dem Spender aller Güter,
Wann's nach dir, o Vater, schaut.
Und ein Loben wird erhoben:
Daß auf deinen Bergen oben,
Rein von Licht und Luft umwoben
Freies Land du uns vertraut.

Und wann Sonntagsglocken schallen
Aufwärts von den Gründen allen
Und herab von Bergeswand;
Und wir Christenbrüder treten,
Einen Vater anzubeten,
Allzusammen Hand in Hand,
Schwingt sich auf ein Freudenrufen:
Thale, die sich Freiheit schufen,
Freie Berge sind die Stufen
Zu des Himmels Friedensland.

Volksgesang.

Leben ist ein hell Erklingen
Ob dem stillen Todtenreich;
Wie die Lüfte sich erschwingen,

Daß die Seeswogen klingen,
Rauschen Feld und Wald zugleich.
Wo die tausend Bäche tönen,
Gletscher ab den Firsten dröhnen,
In den Thälern echoreich
Muß den Klang Gesang verschönen.

Wann die Matten sich entfalten
In der freien Maienzeit,
Blum' und Blatt sich wohlgestalten,
Hören alle Räume walten
Neuen Lebens Liederstreit.
Wo in's frische Grün der Weiden
Sich die Siegesfelder kleiden,
Kündet Sangesherrlichkeit
Kühn und reich des Landes Freuden.

Wohlklang lebt, wo sich ergießen
Seel' in Seelen, Tön' in Tön',
Daß die Lieder hoch ersprießen,
Wenn sich brüderlich umschließen
Freier Ahnen Alpensöhn';
Und zum Tiefen stimmt das Hohe,
Zu dem Leisen laut das Frohe,
Und es spiegeln doppelt schön
Sangeswellen Liebestohe.

An des Stromes hohem Gange
Schwillt die mutherfüllte Brust;
Wie der Ahn im Schwerterklange
Werden wir im Friedenssange
Der vereinten Kraft bewußt.
Also wird des Volkes Singen
Mächtig in die Herzen dringen
Und empor zu Himmelsluft
Aus dem Reich des Todes schwingen

Wallfahrtslied.

Frommer Sinn
Zieht uns hin
In des Landes Heiligthümer,
In die stillen Siegskapellen,
An geweihte Seeswellen,
Auf der Bergen letzte Trümmer;
Und wir bringen Dank und Ruhm
Dort dem Schweizerheldenthum.

Rein in Gluth
Flammt der Muth,
Wandeln wir in diesen Gründen,
Wo die heiligen Gestalten,
Siegeszüge unsrer Alten,
Rings begegnen und verkünden:
„Söhne, wahret, stark und gut,
Eurem Stamme freies Blut!“

Und befreit,
Gott geweiht
Wie an Stätten ew'ger Gnade,
Kommen wir aus Alpenmatten,
Reinen Lüften, grünen Schatten,
Auf der Freiheit Segenspfade!
Und des heil'gen Landes Glück
Bringen wir mit uns zurück.

Der Berge Lauterkeit.

Augen leuchten, wo das Feuer
Unsrer Berge sich erfacht;
Hohes nur und was uns theuer,
Leuchtet unsrer Berge Pracht.
Friede, Freude,
Strahlt die Weide,

Lauterkeit Krystall und Eis,
Lauterkeit der Alpen Kreis.

Lauter wallt des Berges Quelle,
Lauter spiegelt sich der Schnee
Und des blauen Himmels Helle
Rings im lautern Strom und See.
Nebel zogen
Und entflogen:
Lauter wird das Herz und weit
Vor der Berge Lauterkeit.

In dem Aug' erstrahlt aufs neue
Edler Ahnen holdes Bild,
Ehrenreinheit, lautre Treue,
Ernst und Kraft, so stark als mild;
Und hernieder
Tönt es wieder
Lauter laßt die Herzen sein,
Lauter wie der Alpen Schein!

Trübe Geister die bestreitet
Und den Geist betrübet nicht;
Was auch leuchte, — doch verbreitet
Lauterkeit das schönste Licht.
Berge strahlen
Her zu Thalen,
Daß auch diese wiederum
Strahlen zu des Höchsten Ruhm.

Der Alpengarten

Ein Garten blüht hienden
Er ist fürwahr zu loben,
Und ob viel andern schön:
Die Heerdenglocken klingen,
Die Hirtenhörner singen
Ab seinen Blumenhöh'n.

Des Schlosses Zinnen schauen
Zu Fernen aus dem Blauen
In Alpenrosen-Gluth,
Wo hoch sie oben funkeln,
Wo tief, wo Seen dunkeln,
Wird rosenhell die Fluth.

Und unter Regenbogen
Wie springen Wasserwogen
Aus dem krystall'nen Thor!
Die Felsenhallen schallen
Und Hain und Anger wallen
Bei ihrem Klang empor.

Einst wachte diesem Garten
Mehr als die Felsenwarten
Ein hohes Heldenthum;
Da sproßten Kränze grüner,
Und Lieder klangen kühner
Zu großer Thaten Ruhm.

Und singen wir die Lieder
In neuen Weisen wieder,
Das klingt dem Garten gut;
Wenn sie in Eintracht tönen,
Will er sich noch verschönen,
Und bleibt in sichrer Hut.

Bilder der Eintracht.

Allwärts treu als Stammgenossen
Halten sich die Berg' umschlossen;
Hochgebrüstet,
Wohlgerüstet
Steh'n die Helden in der Rund':
Kräftig ist der Schweizerbund.

Thale sich an Thale neigen,
Pfade über Firnen steigen;
„Seid willkommen,
Gott willkommen!“
Grüßt Geläut' aus jedem Grund:
Friedsam ist der Schweizerbund.

Bäch' und Ström' entgegenwallen
Sich in hellem Jubelschallen,
Einig schreitend,
Glanz verbreitend,
Thun sie Glück der Eintracht kund:
Heilvoll ist der Schweizerbund.

Rüdiger Maneß.

Rüdiger heißt Ruhmeslanze,
Ruhm und Sieg erwarb Maneß;
Noch erklingt seine Name deß
Zu des Ritterthumes Glanze.
Wie der tapfern Waffen Schall,
Pries er hoch der Harfen Klänge;
Der Manessen Lieder Menge
Ist gerühmt noch überall.

Also blieb auch unverklungen,
Wie er gegen Uebermacht
Seiner Bürger Muth erfacht
Und, umringt, sie losgerungen;
Und beredt durch seinen Mund,
Während Brun nach Oestreich schielte
Und sich Alligewalt erzielte,
Zürich trat zum Schweizerbund.

Echter Ritterehre eigen
War ihm Bürgerehre Pflicht:
Echter Hoheit Lust und Licht
Ist, sich hochgesinnt erzeigen.

Und der Hochgeborne pries,
Wie er gern auf Höhen wohnte,
Hohes, wie's im Liede thronte,
Herzerhebend sich erwies.

O Maneck, in deinen Hallen,
Wie der See herauf gelacht,
Sahest du des Liedes Pracht,
Lenz im Lenz, vorüberwallen.
Und des Festes Becher klang,
Brachten, froh wie Vögel reisen,
Neue Sänger neue Weisen,
Wolframs oder Walthers Sang.

Und auf Pergamente nieder,
Wie im allerfeinsten Schrein
Wird bewahrt der Edelstein,
Schrieben zierlichst sie die Lieder.
Dorten mehr noch denn Rubin
Schmückte sie, ein Lied zu singen,
Das sie ließ auf neuen Schwingen
Schweben ob dem Staube hin.

Und Maneck aus deinen Bronnen,
Unter deiner Buchen Kranz,
Deiner Näh'n und Fernen Glanz —
Trank auch ich in Jugendwonnen,
Als ich dort in Blumen lag
Und im Kreis wir traute Schönen,
Freund an Freund, in sel'gen Tönen
Feierten den Maientag.

O ihr Lenzerinnerungen
Und ihr Sagen hoher Zeit,
Seid in Morgenheiterkeit
Mir zu einem Kranz verschlungen.
So, du Freund des Minnesangs,
Rüdiger Maneß, du Sprosse
Edeln Stamms und Eidgenosse,
Töni dein Name schönsten Klangs.

Der heilige Kreis.

Der gezogen hat den Bogen
Mit Gebirgen, Stromeswogen,
Sprach: „Allhier auf Grath und Grund
Lebt in brüderlichem Bund!“
Und die Hirten, beigesprungen,
Haben wilde Fluth bezwungen
Und gekämpft, bis Wolf und Bär
War vertilget rings umher.

Der gekrönet dann ihr Streiten
Die dem Bund ihr Leben weihten,
Hat im Friedenssonnenstrahl
Angeblümet jedes Thal.
Von der Gärten Kranz umfangen
Sind von Liebe und Verlangen
Wir zur Heimat all' entbrannt,
In den Zauberkreis gebannt.

Wo wir minder uns verstanden,
Nur so inniger verbanden
Wir uns neu; der Nebel bricht;
Alte Liebe rostet nicht.
Wie uns Berg' und Ström' umfassen,
Können wir davon nicht lassen,
Uns zu lieben; um und an,
Ist's uns allen angethan.

Ja der heil'ge Kreis, gezogen
Von Gebirgen, Stromeswogen,
Halte ferne, was entweiht,
Jeden Unhold, der entzweit.
Uns're schönste Zier und Wehre,
Vor den Völkern Ehr' um Ehre
Sei, o Eidgenossenschaft,
Treuer Eintracht Heil und Kraft.

Unsre Berge.

Unsre Berge lugen über's ganze Land
Aus dem Rhonethale zu des Rheines Strand,
Und in alle Gauen ruft ihr Freudenfeu'r:
Schweizermannen, haltet eure Heimat theu'r!

Ueber manchem Lande ragt ein goldner Thron,
Wo mit Wetterleuchten funkelt Schwert und Kron'
Wo des Wetters Stimme schreckt den Unterthan:
Stumm und mit Erbangen blickt das Land hinan.

Aber zu der Alpen friedevollem Grün,
Zu der Freiheitburgen himmelhohen Flühn
Schauen alle Hütten Strom- und Seegentlang,
Schallen alle Hügel Schweizer Festgesang!

„Wie die Berge wurzeln unterm Meeresgrund,
Steh' in Herzenstiefen Lieb- und Treu' zum Bund!
Wie sie überblicken segnend alle Gau'n,
Laßt uns allesammen zu den Brüdern schau'n!

Rein ob Nacht und Nebel steht die Firn' in Gluth:
Wach bleib' und erleuchtet ehrenfester Muth!
Stürmen Heereswolken in das Felsenland,
Muß ihr Meer sich brechen an der harten Wand.

O ihr Höhen Gottes, rufet überall:
Er, der aufgeworfen der Gebirge Wall,
Machte Alpenauen zu der Freiheit Hort,
Heißt sie grünen, leuchten ringshin fort und fort!"

Ein Tempel, ein Gott.

Von Einem Tempel sind wir All' umschlossen,
O Christenbrüder, Schweizerbundsgenossen;
Zu Einem Himmel steigen alle Hallen
Und Kronen seiner Thürm' in Goldesgluthen;

Zu Einem Himmel auf in Flammen wall'n
Von Hochaltären Opferwolken-Fluthen:
Und alle Seelen, Einen Gott zu loben,
Begegnen sich in Einem Blick nach oben.

Von Eines Odem strömen Orgelklänge
In Herrlichkeiten durch des Tempels Gänge:
Von Einer Allmacht jauchzen Sturmeswinde
Davor die Säulen und Gewölbe beben,
Von einer Liebe tönen sie gelinde,
Wann Frühlingsdüfte durch die Thore schweben:
Und alle Seelen, Einen Gott zu preisen,
Sind Ein Gesang in tausendfachen Weisen.

Des ew'gen Lichtes Lebensstrahlen breiten
Sich über Alle in des Hauses Weiten;
Und einer Sonne Offenbarung kündet
Des einen Rechtes sel'ge Friedensworte;
Und Einer Sonne Allerbarmung zündet
Mit Sternenglanz zu dem ersehnten Orte:
Und alle Seelen, Einem Gott entflammet,
Sind glaubensvoll in Bruderlieb' entflammet.

Erzählende Lieder.

Beethoven.

Er klopft bei Regensturm und Nacht
Begnügt am Bauernhofe an,
Und freundlich, wie er's kaum gedacht,
Wird ihm, dem Fremdling, aufgethan;
Und dem Erquicken stell'n sie hin
Den weichsten Stuhl dann zum Kamin.

Nun sitzt der Vater an's Klavier;
Die Söhne nehmen von der Wand
Die Geigen, und sie spiel'n zu vier —

Der Wandrer sieht, — mit sich'rer Hand,
Und sieht die Lust, wie's ihnen glückt,
Des Meisters Dichtung sie entzückt.

Die Mutter auch und Tochter lacht;
Es ruht die Hand, sie wissen's nicht,
Und mehr scheint ihre Freud' erfacht,
Je strömender das Tongedicht.
Umarmung, Händedruck und Kuß
Und Freudenthränen sind der Schluß

„Um Gott!" ruft nun der Wandrer aus,
Welch eine Kunst spielet ihr,
Die so ergreift das ganze Haus?
Das Ohr ist, — ach, erstorben mir!" —
Sie hol'n das Buch. — Er weint und spricht:
„Es ist mein eigen Tongedicht.

Ich bin Beethoven." „Welch' ein Glück!"
Ist nun aus Einem Mund der Ruf.
Er hält umsonst sie sanft zurück;
Der so unendlich Schönes schuf,
Den ehren sie nun jeder Weis'
Und herzlicher denn je ein Kreis.

Darnach, erbeten, sitzt er hin
Und spielt, in tiefster Seel' erregt,
Wie diese Führung lieblich ihn
Zu Gottes Lob und Dank bewegt.
Und Stunden lang noch hören sie
Die wundervollste Phantasie.

Sie war des Meisters Schwanensang;
Nie rührte er die Saiten mehr:
Hier nach dem düstern Pilgergang
Quoll Abendglanz noch um ihn her.
Erkrankt ist er in selber Nacht —
Zu höhern Chören dann erwacht.

Der alte Schütze.

„Wie toſet und wie krachet
Es unten an dem Rhein!
Ihr Büblein könn't ja laden;
Wir woll'n daheim nicht ſein!
Heut' ſpür' ich nicht das Alter,
Mein Arm und Aug' iſt gut;
Mein Fuß wird mich noch tragen
Zu unſrer Vorderhut.

Wann kam ich je vom Schießen
Und hatte nicht das Beſt'?
Und könnt' heut' verſäumen
Das höchſte Schützenfeſt,
Da ich das Spiel der Jahre
Im Ernſt erproben muß?
Nein heute ſoll gelingen
Mir noch der Meiſterſchuß!" —

Der Alte ſchießt vom Hügel
Und ſtürzet Schuß um Schuß
Von Brückenſchiffen einen
Der Feinde in den Fluß.
Die beiden Enkel laden,
Vom Kugelſang umſpielt,
Und jauchzen ob den Todten,
Als hätten ſie gezielt.

Die Schützen an dem Ufer
Schau'n zu der Laun' empor,
Und ſeh'n die weißen Locken
Und ſeh'n das ſichre Rohr.
„Es küßt der Tod dort oben,
Er kam uns in's Gehege',
Und ſchießt die beſten Gaben
Uns alle vorne weg."

Und drüben rennt ingrimmig
Der Hauptmann auf und ab,
Umsonst sind ihm die Reihen
Gefall'n ins nasse Grab.
Er selber stürzt getroffen
Zu ihnen in den Fluß:
Der Alte auf dem Hügel
That seinen Meisterschuß.

Und lehnet sich ermattet
In Blumen und in Gras;
Vergebens hol'n die Knaben
Ihm noch ein stärkend Glas.
Er stirbt, von Schützenmaien
Bekränzet weiß und roth,
So finden ihn die Sieger
Und preisen seinen Tod.

Gesellige Lieder.

An Liedertafeln.

Bleibet nicht beim halben,
Schenket voll das Glas;
Halbes allenthalben
Stört den besten Spaß.

Will das That erschallen,
Quillt es voller Wein;
Sang, der soll gefallen,
Muß vollstimmig sein.

Was wir immer treiben,
Treiben wir es recht,
Oder lassen's bleiben:
Dieß ist minder schlecht.

Für die Wahrheit munkeln,
Solches kommt ihr nicht
Wer nicht will verdunkeln,
Streite für das Licht.

Streiten muß für Freunde,
Wer es redlich meint!
Lieber ganze Feinde
Als ein halber Freund!

Treibt's, ihr Wohlgemuthen,
So, wenn's gehen soll;
Schenket ein vom Guten
Ungemischt und voll!

Aufgeräumt.

Aufgeräumt das ist ein Wesen,
Dem muß werden Alles gut;
Willst du dir was auserlesen,
Wähle dir das heitre Blut;
Wähle, was wie Sonnenschimmer
Nach dem langen Wochentag
Lacht im aufgeräumten Zimmer,
Und ein Sonntag bleiben mag.

Weicht die Ruhe auch zu Zeiten,
Wenn die Welle überschäumt,
Wind und Wald und Wolken streiten:
Bald ist's wieder aufgeräumt.
Und die Grüne und die Bläue
Nach dem Sturm und Wetterschlag
Wie verklärt sie sich auf's neue,
Und wie pranget Nacht und Tag!

Schau umher denn und nach oben,
Erd' und Himmel sind geschmückt;
Aufgeräumt und nicht verschoben,
Liebe Seele, was dich drückt,

Daß nicht Stund' um Stund' entschwinde
Dir getrübet und versäumt;
Und dein letztes Stündlein finde
Auch dein Herze aufgeräumt!

Trostlieder.

Seliges Scheiden.

Das ist ein selig Scheiden,
Noch ungeknickt von Leiden,
Im Schmucke reiner Blüthe,
Mit kindlichem Gemüthe
Emporgehoben sein
Zum himmlischen Verein.

Sie, die nur Freude gaben,
Die keinen Gegner haben,
Nach denen wir mit Thränen
Uns auch hinübersehnen,
Wie sind sie hoch beglückt,
Daß Gott sie so entrückt!

Wie sind sie zu beneiden,
Von hinnen so zu scheiden,
Daß mit der Jugend Kranze
In ungetrübtem Glanze
Sie immer vor uns stehn.
Bis wir sie wieder sehn.

Ihr zogt, vom Staub erstanden,
In Himmels Festgewanden,
Im Kranz der Edensblume
Zum höhern Heiligthume
Des Gottesdienstes ein:
O Glück, bei euch zu sein!

Der letzte Blick.

Du fühltest nahe dir dein Ende,
Und falltest zur Brust die Hände,
Und sahst uns an zum letzten Male
Mit deines Auges hellstem Strahle:
O dieser Glanz erlischt mir nicht,
Auch dann nicht, wann mein Auge bricht.

Der Liebsten Züge und Gestalten
Für ewig alle festzuhalten,
Sahst du uns an zum letzten Male
Mit deines Auges hellstem Strahle:
O dieser Glanz erlischt mir nicht,
Auch dann nicht, wann mein Auge bricht.

Was Wort und Ton doch nicht beschrieben,
Dein unaussprechlich treues Lieben
Sprichst du uns aus zum letzten Male
Mit deines Auges hellstem Strahle:
O dieser Glanz erlischt mir nicht,
Auch dann nicht, wann mein Auge bricht.

Daß du gefaßt und Gott ergeben
Ihm folgtest aus der Jugend Leben
Und folgst in himmlisch schöne Thale,
Sagst du mit hellstem Augenstrahle:
O dieser Glanz erlischt mir nicht,
Auch dann nicht, wann mein Auge bricht.

Dein Aug', von Thränen nicht gefeuchtet,
Vom Leben hat's im Tod gefeuchtet,
Von Gottes Kraft im Todesschwachen,
Im Tod vom seligen Erwachen;
Und dieser Glanz erlischt mir nicht,
Auch dann nicht, wann mein Auge bricht.

Ihr Augen seid nicht ausgeronnen,
Der treuen Seele helle Sonnen,

Ihr leuchtet mit der Seele wieder;
O schauet segnend auf mich nieder
Und grüßet mich mit sel'gem Licht,
Ihr Augen, wann mein Auge bricht.

Du lehrst mich sterben.

Von deinen ersten Zeiten
Lehrt' mancherlei ich dich;
In edeln Fertigkeiten
Wann übertrafst du mich.

Und solltest mich nun lehren,
Wie man vertrauensvoll
Zur Heimat wiederkehren
Und gerne sterben soll.

Gefaßt und Gott ergeben
Mit heitrem Angesicht
Gingst du vom Tod zum Leben
Und aus der Nacht in's Licht:

Deß waren du gewärtig
Und darum so bereit,
Und dir schon gegenwärtig
Der Trost der Ewigkeit.

Drum hast du so gelassen,
Was Lieb' und Jugend gibt,
Und hast auch mich verlassen,
Der dich, ach wie! geliebt.

Und tratest ohne Klagen
Aus all dem Glück hinaus,
Und sahest ohne Zagen
Vor dir das engste Haus.

Du sahst den Himmel offen
Durch's dunkle Grabgemach,

Und Leu, der wie wir hoffen,
Vergilt uns hundertfach,

Ihn, der schon hier dein Leiter,
Ihn fühltest nahe du,
Du faßtest den Begleiter:
Das gab dir Sterbensruh'.

So konntest du mich lehren,
Wie man vertrauensvoll
Zur Heimat wiederkehren
Und gerne sterben soll.

Und jetzo sterb' ich gerne:
So manches Gut und Glück
Strahlt nur aus deiner Ferne
Und nur von dir zurück.

Noch einmal wieder!

Küßt' ich dich in frohen Kreisen,
War ich noch so gern allein;
Und dein Glück dich hören preisen,
Freute mich in's Herz hinein.

Jetzo muß ich dennoch weinen,
Und ich weiß doch selig dich
Bei dem Herrn und bei den Seinen,
Und dein freut der Engel sich.

Ach, daß du noch einmal wieder
Holden Grußes träte ein:
„Jetzo sing' ich Himmelslieder,
Und das höchste Glück ist mein!"

Ja dein Auge seh' ich funkeln,
Und dein holdes Grüßen spricht:
„Preist mich selig! aus dem Dunkeln
Ging ich euch voran in's Licht."

Ach es ist nicht mehr das Alte.

Daß ich selten mit euch halte
Da, wo Scherz und Lieder gelten,
Und ich lieber einsam bin:
Ach, es ist nicht mehr das Alte,
Und ich bin in andern Welten,
Ueberm Grabe ist mein Sinn.

Und wann wieder mit ich halte,
Und euch Scherz und Lied erhellten,
Seht ihr, daß ich ferne bin:
Denn es ist nicht mehr das Alte
Und ich bin in andern Welten,
Ueberm Grabe ist mein Sinn.

Deren Stimme liebreich schallte,
Dessen Lieder mich erhellten,
Sie und Er sind mir dahin
Und wie laut die Freude walte,
Ich bin fern in andern Welten,
Ueberm Grabe ist mein Sinn.

Freuet euch.

In eurer Jahre Morgen
Wie schwebt ihr ohne Sorgen
Dahin mit leichtem Sinn.
Wie schlagen hoch zusammen
Der ersten Liebe Flammen,
Auf ihren Flügeln schwebt ihr hin.

Noch streiten eure Wangen
Mit Rosen, die sich schlangen
In eurer Locken Glanz
Erfüllt ist und umgeben
Von Frische Leib und Leben
Und prangt und duftet wie der Kranz.

Und eure Lippen blühen
Und eure Blicke glühen
Aus Seelen klar und mild,
Sie sehn in blaue Weiten
Und lauter Seligkeiten,
Des Frühlings Himmel und Gefild.

O freuet euch herzinnig
Und ungetrübt und sinnig;
Der Mai verblüht geschwind.
Ich seh' in euern Ringen
Euch Wohlgestalten schwingen,
Die ach schon lang begraben sind.

Welch Glück an ihrer Seite!
Und so hält' ihr Geleite
Noch lebenslang entzückt.
Was Schönes zu erlangen,
Sie hatten's reich empfangen,
Und waren doch so bald entrückt.

So freuet euch der Stunde:
Am Ende sieht der Runde
Ihr bald; der Tanz verklingt.
Das Leben wirft die Schlingen
Euch um den Fuß, sie bringen
Verwicklung, die sich los nicht ringt.

Ja freuet euch im Schweben,
Dieweil die Bahn noch eben;
Bald auf dem Plane sind
Nachblühende und haben
Vergessen, die begraben,
Mit Grabesblumen spielt der Wind.

K. R. Tanner.

Karl Rudolf Tanner von Aarau wurde den 10. August 1794 zu Leutwyl, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Im sechsten Jahr verlor er seine vortreffliche Mutter, im sechszehnten den Vater. Nachdem er einige Zeit zwischen dem Studium der Theologie und der Rechtswissenschaft geschwankt, entschied er sich endlich für die letztere und besuchte die Hochschulen von Heidelberg und Göttingen. An dieser erlangte er nach einer mit Auszeichnung bestandenen Prüfung die Würde eines Doktors der beiden Rechte. Im Jahr 1819 erhielt er das Patent als Fürsprecher. Bei der Rekonstituirung seines Kantons im Jahre 1831 wirkte er als Mitglied des Verfassungsrathes, des Großen Rathes und des Obergerichts und wurde seit 1833 wiederholt zum Vorsitzer der letztern Behörde ernannt. Auch auf andern Gebieten leistete er seiner engern Heimat durch seine vielseitigen und gründlichen Kenntnisse wesentliche Dienste. Er war ein eifriger Bewunderer der helvetischen Einheitsregierung; dies gab seinen politischen Ansichten die nationale Richtung, die er sein ganzes Leben hindurch verfolgte. Freudig begrüßte er 1847 den Sieg der Eidgenossen über die Sonderbestrebungen, und im Herbst 1848 die neue Bundesverfassung, zu deren Ausbau ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den schweiz. Nationalrath rief. Aber schon am 9. Juli 1849 forderte der Tod ihn in das unbekannte, jedoch von Tanner gläubig erfaßte Jenseits ab. Mit ihm schied ein Mann von zartgestimmter Seele, der innig für Freiheit und Volksrechte erglüht war, ein Geist, der in fortwährenden Studien die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft durchlaufen und reiche Lebenserfahrungen gesammelt hatte, die geeignet waren, sein Gemüth sowohl freudig als wehmüthig anzuregen. —

„Heimatliche Bilder und Lieder von Karl Rudolf Tanner. Ausgabe letzter Hand, vermehrt und vermindert." Zürich, Meyer und Zeller, 1846.

Ueber die Erzeugnisse seiner Muse sagt Tanner selber im Vorwort zu seinen Gedichten: „Großartige poetische Gebilde anzustreben, versagte mir die Schöpferhand." Aber die Lyrik im Kleinen war ein Bedürfniß seiner oft nur zu sehr im Aktenstaub begrabenen Seele. Das naive Gefühl, das in der modernen Welt in verschiedenster Weise von Außen verletzt wird, geht auf Trost aus bei Gott und der Natur.

In diesen beiden Richtungen spiegelt sich denn auch die Tanner'sche Dichtung vorherrschend ab. Je kleiner das Bild, desto anziehender fand es der Dichter, „weil es in seiner holden Vereinzelung dem ungeheuren, unverständlichen Weltgetümmel entgegengesetzt sei, das dem stürmischen Meer ohne Ende und ohne Ufer gleiche.“ Die Bergnatur unsers Landes, der schon Haller so eigenthümliche Züge und Farben abzulauschen wußte, wirkte auf ihn vorzüglich ergreifend; doch stund ihm ein anderes Vorbild näher. Ein Salis zu werden, ihm als Schweizer und Volksgenossen sich nahe zu stellen, das war der glänzende Traum seiner Jugend. Zum Dichten wurde er hauptsächlich in Zürich durch J. Horner, den Bruder des Weltumseglers, einen sonst trockenen, aber kunstsinnigen Mann angeregt; später machte er Bekanntschaft mit deutschen Dichtern und genoß auch den Umgang Follen's, bei dem er sich einer strengern Auswahl der Reimworte befleißigen lernte.

Tanner's Dichtungen sind in der That das, was er sie genannt hat, heimatliche Bilder und Lieder. Es sind meistens Liederchen aus dem Gebiete der Naturanschauung, idyllische Bilder, die in der Malerei den Namen Stillleben erhalten haben und sich durch eine reinliche und gefällige Darstellung sinnig verbundener Motive charakterisiren. Seine religiösen Lieder, worin er „in rein menschlicher Weise sich Gott nahte,“ sah er selber als bescheidene Opferflammen auf dem Herd seines Innern an; er hielt das fromme Lied in seiner Reinheit, wenn es Gehaltenheit und Gottesbewußtsein mit Einfachheit verbinde, für einen zierlichen Schmuck jeder liederreichen Gegenwart. Von Haus aus ganz auf dieses ungeschminkte Gefühl und die religiöse NaturSymbolik gestellt, haßte er die politische Dichtung und fühlte, trotz der Einladungen der „Zeitdichter“ an ihn, wenig Neigung, ihre politische Hochwarte zu erklimmen. Der Unmuth kochte in ihm, „wenn er sich das Höchste des Schweizers auf Erden, das Vaterland, durch prahlerische Zerrgebilde entweiht dachte.“ In dem Gedicht „An die Ungestümen“ erwehrte er sich ihrer Lockungen, nicht ohne Wehmuth darüber, daß nun der stillere Sinn und die in ihrer Begränzung redliche Gemüthlichkeit von der Anerkennung der Gegenwart ausgeschlossen sei.

Man hat Tanner mit dem schwäbischen Sänger Karl Mayer zusammengestellt. Allein viele von den kleinen Liedern Tanner's, die an Mayer erinnern, sind schon in der Ausgabe von 1826 erschienen. Offenbar haben sich beide Dichter, ohne sich nur irgend zu kennen, bei verwandtem Wesen unter ähnlichen Zeiteinflüssen entwickelt und wenn sie, trotz der Eigenthümlichkeit eines Jeden, bisweilen in

seltenem Maß übereinstimmen, so zeigt sich ihre Kunstrichtung um so mehr als eine solche, die sich auf verschiedenem Boden nach den Gesetzen des Geistes mit Nothwendigkeit entfalten mußte.

Tanner zeigt im Vaterlandslied eine tüchtige und kräftige patriotische Gesinnung, im Naturbild große Innigkeit des Gefühls, das sich zart und ergebungsvoll an die Natur anschmiegt. Er gebraucht diese als Symbol, um die Räthsel des innern Lebens zu deuten, er faßt ihre ewigen Züge und Zeichen in seine Seele auf, um durch den reinen Genuß ihrer Bilder die Phantasie zur verlornen Heiterkeit, das Gemüth zur seelenvollen Stimmung, den Geist aus der Lüge des Tages zur Wahrheit zurückzuführen. Eines seiner schönsten und wahrsten Bilder ist wohl „Das Gerede der Wellen." Aber wir dürfen auch die großen Mängel dieses Dichters nicht verschweigen. Er ist in der Darstellung seiner Empfindungen durchgängig vom Reim beengt, ja er läßt völlig den poetischen Gedanken vom Reim beherrschen. Hieraus entstehen einerseits allzukühne und und darum unpassende Tropen, die nicht organisch aus dem Leib des Gedichtes herauswachsen, sondern das Gefühl des Gemachten erwecken, z. B. in dem Gedicht „Die Alpenrose" („Es steht) aus dunklem Myrthengrün | Ein lichtes Röslein tagen"; oder: „Der Freier lockt mit Gold und Saus"; oder: „Es rollt der Sturm auf finst'rer Bahn"; oder: „Die Sonne schwang so sehnend ihre Flügel;" oder: „Ich lag bedeckt von Sarg und Gruft; | Du aber hast mein Sein errettet, | Mit deiner Blumen Schmelz und Duft | Mich, still umwindend, wach gekettet" u. dgl. m.

Anderseits ergeben sich durch diese Herrschaft des Reims Veränderungen der ursprünglichen Stimmung, springende Uebergänge und völlige Absprünge, welche die Einheit des Gedichtes in Frage stellen. Man muß darum öfters stille stehen und denken, um manche dieser Poesien zu verstehen. Auch sonst ist der Gedanke bisweilen zu abstrakt und unklar z. B. in dem Gedicht „Huldigung und Zuruf": „Wie doch der Wunsch Gewünschtes scheidet | Und trennend durch ein süßes Band | Sich an der innern Regung weidet!" Außerdem ist der Ausdruck nicht selten unangemessen, z. B. „Da lacht es (die Alpenrose) froh nach Bergmanns Brauch": inkorrekt, (z. B „Und nah' die Sterne schauen," oder: „Stürme flugen", oder: „Ersteigen kühn zu Lichte":) gesucht („Freiherz bleibt ungefangen) unschön (z. B. „Der Stunde Geil":) und unbeholfen (z. B. „Der Heerde Heimgangsklingen"). Aehnlich: Fehler weisen die meisten Gedichte auf.

Im Ganzen muß man sagen, daß die ausgesprochenen Gefühle unsers Dichters oft zu subjektiv und zu unbestimmt sind, daß sie zu sehr in's Kleinliche und bisweilen in's Grillenhafte gehen, daß es ihm nicht gelingt, seine Anschauungen und Empfindungen durch faßliche Vorstellungen und phantasievolle Bilder, die von der Einbildungskraft im Bunde mit der Natur gezeugt sind, zum poetischen Verständniß zu bringen, daß er zu wenig sich an großen Mustern gebildet hat, und daß ihm die Poesie, bei unverkennbarer, wenn auch beschränkter dichterischer Anlage, weniger eine Kunst, als ein süßer Zeitvertreib war. Tanner hing mit Innigkeit an seinen Gedichten; sie mußten ihm als subjektive Empfindungen und Erinnerungen an schön verlebte Stunden theuer sein. Er hatte viel daran und bewahrte sie als die Juwelen seines Herzens in einem feinen Schrein. In der folgenden Auswahl aus denselben sind die gerügten Mängel weniger sichtbar, ausgenommen in dem sonst schön und patriotisch empfundenen Gedicht „Die Alpenrose", dem wir den ästhetischen Werth nicht zugestehen können, welchen man ihm hat geben wollen, und in dem martigen, durch gedrängte Kürze sich auszeichnenden „Festlied am Stoß", das trotz seiner alttestamentlichen Kraft an Unschönheiten und Verschwommenheit leidet.

Die Alpenrose.

Es steht ein Blümchen mild erblühn,
Wo hoch die Alpen ragen,
Und wie aus dunkelm Myrthengrün
Als lichtes Röslein tagen.

Doch treu dem kühlen Vaterhaus
Mag's nicht in Beeten prangen;
Der Freier lockt mit Gold und Flaus,
Freiherz bleibt ungefangen.

„Mich bindet hier das süße Band,"
Sprach's auf das dreiste Werben,
„Verstoßen in ein fremdes Land,
An Heimweh müßt' ich sterben."

Und rollt der Sturm auf finst'rer Bahn,
Es traut den Felsenstützen:
Die Wolke schmiegt als Kleid sich an,
Der Berge Gott wird schützen.

Bald kehrt zurück der sanfte Strahl,
Der Schauer sinkt zu Füßen;
Da heißt es hell das dunkle Thal
Durch seine Sennen grüßen.

Vernimm den Klang hinauf zur Fluh'
Und hast du's nun gefunden,
Der holden Blume sage du,
Was voll die Brust empfunden:

„Ich will ein treuer Schweizer sein,
Der Heimat fest verbündet,
Das Herz sei stark, der Wille rein,
An deinem Licht entzündet!"

Da lacht es froh nach Bergmanns Brauch;
Es läßt zum Strauß sich pflücken,
Und spricht mit herzlich keuschem Hauch:
„Nimm hin, die Brust zu schmücken!

Denn darum hat mich Gott gesä't
Auf höh're Alpenauen,
Wo kaum die Sonne schlafen geht,
Und nah' die Sterne schauen:

Ein Zeichen sei ich ewig neu
Den lieben Schweizerknaben,
Nicht alte Sitten ohne Scheu
Im Thale zu begraben."

Mutterglück.

Du weineſt, Kind, an meiner Bruſt;
Sag' an, du junges Licht,
Wer ſchon in deine erſte Luſt
Dir ſolche Dornen flicht
Hier in der Treue ſicher'm Arm,
Am Mutterbuſen liebewarm?

Doch weine nur! Das Menſchenherz
Iſt einmal ſo beſtellt,
Daß ſich die Freude mit dem Schmerz
Im tiefſten Grund geſellt, —
Daß oft im Glückesüberfluß
Die Wehmuth ſtille weinen muß.

Und wie die Mutter ſingt, erglänzt
Ihr Blick, die Wimper quillt,
Wie, wenn es in den Thalen lenzt,
Der Weinſtock überſchwillt:
Die Thräne, die ſich rein ergießt,
Iſt Seligkeit, die innen ſprießt.

Abendgeſang.

Die Sonne ſank zu guter Ruh'
Der Erde zu,
Die Nacht erwacht;
Schon hat ihr heimlich Flimmern
Mit Schimmern
Manch' Sternlein angefacht.

O, du des Abends heil'ge Luſt
In jeder Bruſt
Willkomm, willkomm,
Es tönt in Harfenweiſe
So leiſe
Der Lüftlein milder Strom.

O du des Abends heil'ger Schmerz
In jedem Herz,
Gegrüßt, gegrüßt!
Schon winkt des Mondes Scheinen,
Wie Weinen,
Das sich mit Trost versüßt.

Nachbarhaus.

Es wölbet sich des Nachbars Dach
Weit über seine Fensterlein;
Doch flimmt so heimlich im Gemach
Der milde, fromme Lampenschein.

Ein tief gesenktes Wimpernpaar
Voll schöner Zucht und holder Scham
Verdecket schier die Augen klar,
Davon ich stete Wonne nahm.

Ging Jemand ein in selbig Haus,
Sein Scheiden würde schwer daraus.

Festlied am Stoß.

Es sah der Heer vom blauen Zelt
Bergan die Rotten Oestreichs blinken:
„Die bringen Ketten nur der Welt;
Die Ernte reift, sie sollen sinken!"

Er sprach's. Die Wolken dicht in Eil'
Mit Sturm und Fluthen fuhren nieder;
Wie müde Schwalben flackt der Pfeil,
Das Weh der Nacht umspannt die Glieder.

Hinwieder ob der Wolkenschlacht
Sah man noch and're Boten fliegen.
Sie sangen laut: „Ihr Freie wacht,
Es soll das Recht, die Tugend siegen!"

Die Freien standen, ring[1] an Zahl,
Mit Schwertern an des Vorlands Stirne;
Der Waldstrom trug das Blut in's Thal,
Der Widerhall das Glück zur Firne.

Herr Gott, wir preisen deine That,
Der Mund mit Schall, das Herz mit Sehnen;
Nimm hin! Wenn neu der Würger naht,
Gib uns die Lust und ihm die Thränen!

Die Wintersonne.

Die Wolken sind zurück geschlagen,
Die Sonne schreitet ernst durch's Thor,
Ihr sausen rasch durch Nebellagen
Des Nordwinds rauhe Stürme vor.

Was, Königin, betrübt die Sinne?
Welch blut'ges Mal bedeckt das Haupt?
Wer hat dem Blick die Kraft der Minne,
Wer deiner Locken Schmuck geraubt?

Auf, auf! Erfreue dich und schaue
So Berg als Thal in Silberpracht!
Du aber eilst mit finst'rer Braue
Und senkst dich stumm in's Bett der Nacht.

Sonnenaufgang auf dem Rigi.

Der Tag taucht auf vom Eisgefild,
Und weiht den Pfad mit Rosenduft;
Den Wagen lenkt die Sonne mild
Hinüber an der Firne Kluft.

Du, trunk'nen Auges, Fremdling dort,
Wach' auf, wach' auf! Das Horn ertönt!
Du träumest wohl dies Land mit fort,
Voll Glanz und Lust, durch Sieg gekrönt.

[1] Ring, d. h. gering, klein.

Schau' Sempachs Kreuz bergan dem See!
Da, rechts ab, dampft der Aegrimoor,
Hier dunkelt aus dem Blüthenschnee,
Heil uns! die hohle Gass' empor!

Maifeier.

Ein Kukuk hier, sein Buhle dort,
Wo hohe Wipfel ragen!
Horch, ring um klingt es munter fort,
Was sie ohn' Ende fragen:

„O sagt, was könnte schöner sein,
„Was süßer unterm Süßen,
„Als oben her der Sonnenschein,
„Und frisches Grün zu Füßen?

„Was könnte, saget, schöner sein,
„Was süßer unterm Süßen,
„Als wenn zwei Herzen jung und fein,
„Im Mai sich freundlich grüßen?"

Abschied und Sehnen.

Hinter dieses Bürglein's Zinnen
Winkt die Sonne gute Nacht;
Doch im Bergland tiefer innen
Sind die Gluthen hell erwacht.

Also wenn sie geht, die Süße,
Die man lang ans Herz gelegt,
Wird vom letzten ihrer Grüße
Noch zumeist die Brust bewegt.

Und die Wehmuth und das Sehnen,
Zwei Geschwister ernst und mild,
Spiegeln noch im Glanz der Thränen
Das entschwund'ne, schöne Bild.

Das Gerede der Wellen.

Eine Welle sagt zur andern:
Ach! wie rasch in diesem Wandern!
Und die zweite sagt zur dritten:
Kurz gelebt ist kurz gelitten!

Sehnsucht nach dem Gebirge.

Ueber finst're Tannenbäume
Steigt die Alpe mild empor,
Schöpft noch Rosenblut und Träume
An des Tags verschloss'nem Thor.

Säh' es Bahnen, dass ich zöge,
Wo den Sprung die Quelle wagt,
Schwingen, dass hinan ich flöge,
Wo die Firne einsam ragt.

Hier aus diesen Dunkelheiten,
Aus der Sorge flöh' ich weg,
Selig dort zum Licht zu schreiten
Ueber'n Zackenfelsensteg.

Die Nonne im Sarge.

Vom Chore wird der Sarg getragen,
Im Schiffe bleibt er mitten stehn;
Die sanften, todten Züge sagen:
Dir, Herz, in ach! so wohl geschehn.

Sie schlummert, gleich der Frühlingsblüthe
Von winterlichem Frost erfasst,
Ein Rosenbild von Qual und Güte
Am kühlen Strahl des Monds erblasst.

Man murmelt nun die alten Lieder,
Es wäre viel Gefühl darin!
Doch diese trocknen Augenlider
Bezeugen, weh, den stumpfen Sinn.

Nur von den Schwestern einzig Eine,
Wie die Entschlaf'ne schön und bleich, --
Sie schaut hinaus mit feuchtem Scheine
In dies erschloß'ne Schmerzensreich.

Und wie sie bangt und wie sie weinet,
Beweinet sie die Todte nicht;
Sie weint zum Sterne, welcher einet;
„Ich bin's, o Stern, — vergiß mein nicht!"

Blick aus Thränen.

Durch Thränen schau' in's Lüftereich,
Vergrößert siehst du dann die Sterne;
Sie schimmern voll, bewegt und reich,
Die sonst dir blickten todt und bleich.

Durch Thränen schau das Wiegenkind,
Das Fingerlein im Munde, schlafen,
Sein liebes Seelchen haucht geschwind
In's Herz sich dir als Morgenwind.

Durch Thränen auch die Liebste schau'!
Sie mag vielleicht der Zähre stammen;
Ist aber nicht der Maienthau
Ein Wonneguß aus tiefem Blau?

Sichere Zeichen.

Obgleich ich wohne in der Stadt,
Erkenn' ich doch die Zeit:
Auf der Gasse wird man des Pfeifens nicht satt,
Die Henne gackert und schreit,
Und auf dem Dache der Sonnenschein
Ladet die Täubchen zur Hochzeit ein.

Im Gewitter.

Die Schwalben fliegen stumm und tief
Auf nächtlich düstern Gründen hin,
Ein Regenschauer brauset schief
Und wandelt schwarz, das Licht entschlief.

Ich aber, schauend, hoffe gar;
Den Schmerz besiegt der feste Sinn:
Je dunkler ist die Wolkenschaar,
Je schneller wird mein Himmel klar.

Im Jänner 1841.

Traun! es reget sich tief, es regt sich die Hoffnung im Busen,
Mitten aus Schauer und Schnee seh' ich den Frühling erstehn!
Seid ihr, du Schnee und du Eis, seid ihr nicht die berstende Hülle
Dessen, was athmet und fühlt, und nach dem Lichte sich drängt?
O! du geliebtestes Land, o Schweiz, du geliebteste Erde,
Kämpfend mit wildem Gebraus däucht mir dein Frühling so nah!
Siehe, wie's sauset und tobt! Es wirbelt der Sturm durch die Gipfel,
Wäre nicht kundig der Blick, schien' uns verloren das Land;
Aber es reget sich tief, es regt sich die Hoffnung im Busen,
Tage des Glanzes, des Glücks werden dir, Heimat, erblühn!

Frühlingsbotschaft.

Die Weidenknospe hat dem Kätzchen aufgethan,
Der Frühling fühlt uns schon mit Sammetpfötchen an.
Wie wird er sein so süß, wird erst dies sanfte Leben
In liebendem Gesang der Drosseln sich erheben,
Und, einend Sang mit Glanz, den Gartengrund uns zeigen,
Der Krokus sei bereit, voll Gold an's Licht zu steigen!
Schon sieht man dort und da den Falter harmlos fliegen,
Er selbst ein milder Hauch, in mildem Hauch sich wiegen.

Der Wolkenzug über den Bergen.

Füllend fern des Waldes Schlüfte,
Berge bauend in die Lüfte,
Leise rings empor gebrütet,
Wallt ihr, Wolken, glanzgerüstet,
Euch im Himmel auszudehnen,
Herzen gleich, die still sich sehnen.
Eure Bahnen auszumessen,
Kann ich selbst den Lenz vergessen.

Der Wunsch am Quell.

Bis hinab in's Herz der Quelle
Glänzt auf Moosgrund Sonnenhelle.
Möchte auch in Seelengründen,
Sich der Strahl des Lichts entzünden,
Daß daraus die Lebenswelle
Als ein Himmelsnachglanz schwelle.

Die am Herbstabend singenden Kinder.

Wie ergreift euch solch ein Singen,
Kinder, in den Abendstunden,
In des Herbstes Dämmerungen?
O! zum voraus überwunden
Sind des Winters Aengstigungen
Von des Kindergeistes Schwingen.
Kindergeist ist innen froh,
Kinderseele klingt Halloh;
Holdem Kindermuthe glänzet
Selbst entlaubt der Frühling noch,
Blättern jauchzt er nach, — es lenzet,
Ruft das Kind, es lenzet doch!

An die Ungestümen.

Zieht mich nicht in euren Kreis,
Ihr Gemüther racheheiß,
Deren Lied wie Wetter glüht,
Das nur Schwertesfunken sprüht!
Laßt mich friedlich da nur weilen,
Wo sich wunde Herzen heilen,
In des Waldes kühlen Lauben,
Und am Bach beim Trunk der Trauben;
Laßt mich gleich den Schmetterlingen,
Schwanken Flugs in Blumen dringen.
Das hast du mir, Gott, gegeben,
Hauch für's Lied, die Kraft für's Leben.

Mein Hausspruch.

Mich zählt man ganz nun zu den Alten;
Doch dieses hab' ich festgehalten,
Vor allen reinen, edlen Frauen
Mich, wie in Andacht, zu erbauen.
So bin ich denn durch zartes Lieben
Und Gegenhuld ein Ritter blieben.
O könnt ich doch nach meinem Sterben,
Den Sinn auf Sohn und Stamm vererben!

Fügung und Vertrauen.

Wenn durch Wildniß, Graus und Nächte
Dich das Leben weinend führt,
Und der Strahl, der Hoffnung brächte,
Dich nur fern und bleich berührt,
Zweifle, Seele, nicht an Gnaden!
Vorsicht prüft und heilt mit Weh;
Sterne daß sie jung sich baden,
Steigen in das Salz der See.

Ach, ein heit'rer Gottesglaube —
Frohen sei er leichter Scherz!
Zu der vollen, reifen Traube
Schafft ihn erst der tief're Schmerz,
Und der mächtigen Verkettung
Wirst du, Banger, erst gewahr,
Stellt sich dir das Ziel der Rettung
Als entwölkter Morgen dar.

Gab doch selbst, wie du's erfahren,
Eigne, schwere, bittre Schuld,
Dich umgähnend mit Gefahren,
Zeugniß einer höchsten Huld;
An des Abgrunds düst'ren Wänden
Rankte noch ein Zweig hervor,
Und, den Arm um deine Lenden,
Trug der Retter dich empor.

Zu dein eig'nes todtes Wollen
Legte er dich todt zurück,
Aber seine Hauche quollen,
Und dein Herz genas im Glück;
Und mit neuen, gier'gen Zügen
Trank die Brust am Licht sich wach;
Mochten Kräfte nicht genügen,
Half die Liebe liebend nach.

Wohl allein am Ziel der Rettung,
Ueber Schmerzen, wunderbar,
Tagt die mächtige Verkettung
Zwischen Segnung und Gefahr.
Wenn auf grausen, nächt'gen Pfaden
Dich das Leben weinend führt,
Seele, sei gewiß der Gnaden,
Weise Vorsicht weckt und rührt!

J. J. Reithard.

J. J. Reithard, geboren 1806 zu Küsnacht am Zürichsee, war zum geistlichen Stande bestimmt, mußte aber, von einer gefährlichen Krankheit genesen, auf Befehl des Arztes dem Studium der Theologie entsagen. Im Jahr 1823 finden wir ihn in der nach Pestalozzi'schen Grundsätzen geleiteten Erziehungsanstalt von Krüsi in Yverdon, wo man dem mittellosen Jüngling einen Platz verschafft hatte, damit er sich zum Lehrer ausbilde; 1825 in Chur, wo er eine Hauslehrerstelle annimmt, 1827 als Sekundarlehrer in Wädensweil, 1829 in derselben Eigenschaft in Glarus, von wo er wieder nach Zürich umsiedelt und sich mit allem Feuer einer begeisterten Jugend den Strömungen des politischen Lebens hingibt, welches in Folge der Staatsumwälzung von 1830 die Gemüther allmächtig ergriffen hatte. Im innigen Anschluß an die radikale Partei widmet er sich jetzt ziemlich ausschließlich einer rein publizistischen Thätigkeit und betreibt bloß nebenbei, durch A. Follen angeregt, das Studium der deutschen Sprache und ihrer Klassiker. Im Unmuth geht er (wegen unverdienter Zurücksetzung) als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an das Gymnasium nach Bern, wo er sich nicht heimisch fühlt, so daß er in Burgdorf neuerdings einer publizistischen Thätigkeit sich hingibt und im Jahr 1840 den Ruf zum Schulinspektor des Kantons Glarus annimmt. In Folge der allmäligen Umwandlung seiner politischen Grundsätze und seiner Opposition gegen eine gründlichere und systematischere Pädagogik, welche mit der gutmüthigen Halbbildung und pädagogischen Willkür der Pestalozzijünger aufräumt, wird ihm seine Stellung verbittert und von nun an läßt Reithard, nachdem er vorher noch eine Reise nach Paris gemacht, sich dauernd in Zürich nieder, wo er eine lange Reihe von Jahren seine Zeit zur Hälfte der poetischen Muse, zur Hälfte der Publizistik widmet und den 9. Sept. 1857 unerwartet schnell stirbt.

„Knospen". Zürich 1829. „Gedichte", 1842, bei Huber in St. Gallen und Bern. — „Geschichten und Sagen aus der Schweiz", 1853, lit. Anstalt von Rütten in Frankfurt a. M. — Novellen, Erzählungen und Reisebilder, in verschiedenen schweizerischen Zeitschriften, Almanachen u. s. w.

Die ideale Grundstimmung unsers Dichters verband sich von Anfang an ziemlich stetig mit einer heitern, ebenfalls angebornen scherzhaften Laune und großer Empfänglichkeit für das Burleske. Reithard's erste Lektüre waren die Schriften von Eckartshausen

und Knigge, deren didaktischer Ton durch seine ganze Lyrik hindurchklingt. In seinen ersten Nachahmungen ist er ganz von Witschel und noch mehr von Fouqué bedingt, der sein täglicher Begleiter war und dem er ein schönes Stück schlechter Romantik, aber auch einen schönen Theil seiner Liebe für die Erweckung und poetische Belebung der heimatlichen Sagenwelt verdankt. Da ihm nämlich die rein lyrische Stimmung abgeht, so nimmt er seinen Stoff vorherrschend aus der Geschichte seiner Heimat und der vaterländischen Sage. Das reine Lied, welches einfach den innern Zustand schildert, gelingt ihm nicht; ebenso erhebt er sich im geselligen und im religiösen Lied kaum über die Stufe des Mittelmäßigen. Durch Martin Usteri frühe mit richtigem Takt zur epischen Lyrik hingeleitet, hat unser Dichter sich hauptsächlich auf diesem Felde bewegt. Eine bedeutende Gewandtheit in der Versifikation, die zu manchen überraschenden Wendungen und ungesuchten Gedankenverbindungen führte, gab ihm indessen ein all zu sicheres Selbstvertrauen in seine Kraft, mit der er alle Stoffe zu bezwingen meinte, und brachte ihn um die Frucht seiner Mühen. Bald nämlich greift er als ein geschulter Meistersänger jeden unbedeutenden Gegenstand auf und besingt ihn meist ebenso breit als gewöhnlich. Mit Vorliebe behandelt er das Schauerliche und Grasse, das Unbegreifliche und Unmögliche, das Abenteuerliche und Ueberschwängliche, das einer poetischen Verklärung meist gar nicht werth ist. Indem er alle Sagen, deren er habhaft werden kann, auch poetisch bearbeitet, vergißt er, daß nur wenige derselben poetischen Duft und zugleich einen tiefern, allgemein menschlichen Gehalt haben. Die künstlerische Leistung bleibt somit hinter dem patriotischen Zweck der Sammlung jener Denkmäler zurück, welche als überlebende Zeugnisse der naiven Periode unsers Volkslebens, als Reflexe seines Glaubens, seiner Sitte und seiner Gebräuche gelten und allerdings die Gegenwart durch ihre Unmittelbarkeit zu erfrischen im Stande sind. Es liegt in dieser Thätigkeit, welche das tiefinnere Leben der Vorzeit neu auffrischt, ein Verdienst, das wir Reithard gerne zugestehen. Aber der Dichter wollte nicht bloß Sammler bleiben; er wollte seinen Stoff poetisch verwerthen und er hat es gethan, sozusagen in einem Zuge und im Vertrauen auf seine Reimfertigkeit und Sprachgewandtheit, — jedoch ohne künstlerischen Geschmack und ohne Formvollendung. Welche Sorgfalt haben Göthe und Schiller bei der Auswahl der Stoffe für ihre Balladen und Romanzen angewendet! Und wie haben sie gesucht, ihren Gebilden jene marmorne Glätte zu geben, die den Charakter des Monumentalen, des Bleibenden an sich trägt! Wie hat Uhland unter dem romantischen Wuste ge-

wählt, bis er Stoffe fand, welche bis zum letzten Atom sich durchwärmen und durchleuchten ließen, ohne daß darin irgend ein dunkler Punkt, irgend ein unaufgelöster Bodensatz aus der Hexenküche der Romantik zurückblieb!

Die Vergleichung Reithard's mit Uhland (vgl. die Selbstbiographie unsers Dichters im Schweiz. Unterhaltungsblatt v. 1851, Heft 5, worin ein deutscher (?) Rezensent ihn kühn neben Uhland und Rückert setzen zu dürfen meint) ist aus dem angeführten Grunde nicht zutreffend und gilt nicht einmal mit Bezug auf die Form. Denn wenn unleugbar Reithard hier Vorzüge vor manchem vaterländischen Poeten besitzt, so bietet er doch gerade in der Behandlung seiner Stoffe der Kritik sehr viele Blößen. Es mangelt seinen Gebilden nicht die kräftige Zeichnung; es sind markige, frische und originelle Züge, denen wir häufig begegnen. Aber eben so oft stoßen wir auf spirituelle Verschwommenheit und die rhetorische Phrase. Auch sind die Farben meist zu grell und zu dick aufgetragen und ohne jene sanftern Uebergangstöne, welche den Meister verrathen. Eine charakteristisch: Erfassung des Gegenstandes aus seiner Natur heraus ist eine hervorstechende Eigenschaft unsers Dichters (besonders gut gelingt ihm der Ton der Legende); aber dieser Vorzug wird uns wieder durch Geschmacklosigkeiten und Trivialitäten in der Diktion verkümmert, welch: häufig genug zur widrigen Gemeinheit des rohen Knittelverses herabsinkt. Mit der schönen Form hat es Reithard leider zu leicht genommen und damit selber seinen Werken den Kranz der Vollendung entrissen. Der Effekt seiner Dichtungen ist daher auch ein sehr relativer. Der große Haufe mag sich an ihrer derben Weise und launigen Frisch: ergötzen; vor dem bessern Geschmack und einer strengern Kunstkritik vermögen sie nicht zu bestehen. Seine Gestalten gleichen nicht jenen Marmorbildern, die uns im glänzenden Saal der Dichtung Erstaunen und Ehrfurcht erweckend entgegenschimmern; es sind zum großen Theil Holzbilder, an denen man überall noch die während der Arbeit abfallenden Späne wahrnimmt. Das Gedicht „Die beiden Gemsjäger" ist eines der vollendetsten Erzeugnisse von Reithards Muse. Die in Prosa geschriebenen Sachen verrathen allenthalben einen kecken, gesunden Blick in's reale Leben und weisen manche hübsch: Züge auf; aber die Darstellung erhebt sich nur selten über das Mittelmäßige und sinkt öfters unter dasselbe herab.

Fassen wir unser Urtheil über diesen Dichter noch einmal kurz zusammen, so müssen wir Reithard ein bedeutendes poetisches Talent zugestehen. Aber das äußere Leben dieses Mannes war zu bewegt,

als daß er jenes durch gründliche Studien hätte ausbilden können, um so zu vorurtheilsfreien Ansichten über das Wesen der Kunst und des guten Geschmackes zu gelangen. Der bloße Empiriker tritt nie in das innere Heiligthum der Kunst ein, und wer zudem, auch im Kampfe mit dem Leben, jene sorgenfreie Muße nicht zu gewinnen weiß, in der allein sich dem Dichter seelenvolle Stimmungen erzeugen, aus denen heraus er etwas Duftiges und Ganzes zu schaffen im Stande ist, der vermag nie und nirgends das Höchste zu erreichen.

Die beiden Gemsjäger.

Ein schöner Tag ist aufgegangen,
Und groß hat sich die Alpenwelt,
Noch eben rings vom Schlaf umfangen,
Zu frischem Leben hingestellt:
Der Hain erklingt, die Bäche rauschen,
Die Wiese schmückt ein tiefes Grün,
Das Alphorn tönt, die Heerden lauschen,
Die Sonne naht, die Firnen glüh'n.

Und sieh', den niedern Thalrevieren
Entsteigt ein rüstig Jägerpaar,
Der flinken Gemse nachzuspüren,
Die ihnen längst verfallen war.
Zwei Freunde sind's voll alter Treue;
Auf diesen Höh'n ist ihnen schon
Zunächst des Himmels reiner Bläue
Ergötzlich mancher Tag entfloh'n.

Gespräch und Jodelruf versüßen
Den Steig, der sauer sich erklimmt,
Indeß gemach zu ihren Füßen
Das tiefe Thal in Duft verschwimmt.
Hoch auf des Eschingels höchster Schräge,
Da stehen sie zum Scheiden still,
Weil jeder heut auf eig'nem Wege
Das Glück der Jagd versuchen will.

„Mit Glück! Nun geh' ich da hinüber",
Spricht Hans zu Bläsi wohlbedacht;
„Doch in der Hütte von Valzüber,[1]
„Da treffen wir uns auf die Nacht."
Und Bläsi lacht: „Ich werde kommen,
„Zähl' auf mein Wort, wenn etwa nicht
„Mein Unstern zu der Gemsen Frommen
„Mir irgendwo den Nacken bricht."

Sie drücken sich die Hand, sie steigen,
Der Eine hier, der And're dort,
Auf schmalem Pfad, in tiefem Schweigen
Zu unwirthbaren Höhen fort,
Hans dorthin, wo, wie Silber funkelnd
Der Hausstock zu den Wolken strebt,
In dessen Schlünden tief und dunkelnd
Der Sernft sein Felsenbett sich gräbt.

Doch von Sankt Martins Felsenhallen
Klimmt Bläsi keck hinan die Wand,
Bis wo der Dons mit Eiskrystallen
Das königliche Haupt umspannt,
Und wo von seiner Krone Zacken,
In Fäden, die der Berggeist spinnt,
Die Fluth ihm über Stirn und Nacken
Hellklingend in die Thäler rinnt.

Der Jäger lugt mit scharfen Blicken, —
Da plötzlich sieht nach langem Späh'n
Er auf des nächsten Vorsprungs Rücken
Die schönste Gems' zur Weide geh'n.
Wie pocht das Herz! Er kauert nieder,
Wo sich ein Felsen vor ihn stellt;
Er zielt, — die Berge hallen wieder,
Hell pfeift das Wild, schnellt auf und fällt.

[1]) Reiche Alp zwischen dem Tschingel und Sardona, an der Gebirgswand zwischen dem Glarnischen Sernf- und dem St. Gallischen Kalfeuserthale.

Und jauchzend, mit beschwingten Sohlen,
Eilt er, von Waidmannslust durchbebt,
Die fette Beute sich zu holen,
Eh' sie auf's Neue sich belebt.
Zu spät! Wie er sich schwingt nach oben,
Hat sich vor seinen Augen schon
Das Wild aus seinem Blut erhoben
Und jagt mit Windeseil' davon.

Der Schütze beißt sich in die Lippe:
„Die Ladung", brummt er, „war zu schwach!„
Er eilt durch Schlucht und Eis und Klippe
Des Flüchtlings Spuren zürnend nach.
Wohl ist das Thier schon am Verenden,
Und dennoch strebt's, im raschen Flieh'n
An unwegsamen Felsenwänden
Dem Feindesblick sich zu entzieh'n.

Doch Bläß folgt ihm sonder Säumen,
Ihn treibt sein böser Stern, er muß,
Und schon in nie betret'nen Räumen
Bewegt sich sein verwegn'er Fuß;
Schon für die letzte Zehenspitze
Gewinnt er kümmerliche Bahn,
Dem schmalsten Stein, der engsten Ritze
Vertrauet er sein Leben an.

Jetzt steht vor ihm auf Klafterweite,
Hart an des Felsenthales Schluß,
Kaum einer Hand in Läng' und Breite
Ein Riff, auf das er springen muß.
Er springt, erreicht's -- und mit Entsetzen
Erkennt es der verlorne Mann,
Daß er den Fuß nicht fürder setzen,
Nicht wieder rückwärts lenken kann.

Denn vor ihm starrt in schroffer Glätte
Und neben eine Felsenwand,
Und unten ist sein Todesbette

In schwarzem Grausen ausgespannt.
So schwebt er, einsam und alleine,
Befiehlt die Seele Gott dem Herrn:
Denn keine Menschenhülfe, keine,
Kann er sich denken, nah' und fern.

Doch ist der Mensch dem Bischen Leben
So unaussprechlich treu und hold,
Daß er sich nimmer will ergeben,
Selbst wenn der letzte Sand entrollt!
Der Kranke glaubt sich meist gesunder:
Und wenn er's nicht mehr glauben mag,
So glaubt er eher an ein Wunder,
Als an den bittern Sterbetag.

So auch der Bläß'! Sieh', es klammert
Sich seine Hand am Felsen fest;
Er zürnt und betet, hofft und jammert,
Er blickt und späht nach Ost und West;
Doch keine Zehe darf er rühren,
Fest muß er steh'n und leichenstill,
Wenn er die Wage nicht verlieren,
Nicht in die Tiefe stürzen will.

Die Sonne sengt mit heißen Strahlen
Jetzt in die graufe Schlucht herein;
Sie bringt ihm hundert neue Qualen,
Doch nirgend einen Hoffnungsschein.
Er ruft umsonst, die Berge klingen
Die laute Stimme höhnend nach,
Er sieht nur ferne Gemsen springen
Und hört den wilden Gletscherbach.

„Du grimmer Tod, der schon so lange
Auf jedem Steig mich lockt und neckt,
Und jetzt zu meinem Untergange
Die Hand aus jenen Schlünden streckt,
Noch steh' ich da und will mich halten,
Mich klammern fest, so lang ich mag;

O stärkten himmlische Gewalten
Mich nur bis auf den nächsten Tag!"

„Ich weiß, daß, wenn ich ausgeblieben,
Mein treuer Hans von Schlucht zu Schlucht
Und endlich auch, von Gott getrieben,
Mich hier an diesen Wänden sucht.
Allein, was hoff' ich Thor den Morgen
Des neuen Tages noch zu sehn?
Wo möcht' ich Muth und Kräfte borgen,
Die lange Nacht zu überstehn?"

Indessen sinkt die Sonne tiefer;
Noch glüht, in Höhenrauch gemischt,
Ihr Gold an Freibergs grauem Schiefer,
Zuletzt am Tödi, — und erlischt.
Und trüber, dunkler wird es immer,
Und Wolken ziehen schwarz und schwer,
Gesäumt vom bleichen Mondesschimmer,
Mit einem Hochgewitter her.

Und sieh'! Nach langem, schwülem Schweigen
Eröffnet sich des Wetters Mund,
Es thut den schreckenvollen Reigen
Erst durch ein fernes Tosen kund;
Doch immer röther gähnt sein Rachen,
Schon rollt der Donner ernst und groß,
Der Gletscher dröhnt, die Schlüchte krachen,
Die Stürme wüthen fesselos.

„Herr! Du bist schwer in deinem Zorne
Und dein Gericht ist schauerlich!
Gibt's denn in deinem Gnadenborne
Kein Tröpflein Vaterhuld für mich?
Ha, nein! Du stammst in diesen Wettern,
Du schüttelst mich in diesem Sturm,
Du selbst, o Herr, willst mich zerschmettern,
Mich niedertreten, wie den Wurm!"

In Nacht und Sturmwind heult's der Arme;
Kaum kann er mehr, — er hält sich schwach;
Und sieh' — als ob es sich erbarme,
Verrauscht das Wetter allgemach;
Die Wolken flieh'n, der dunkeln Bläue
Entstrahlt der Sterne mildes Licht;
Das stärkt und muthigt ihn auf's Neue,
Doch ihn erretten mag es nicht!

Denn wo die Sinne, wo die Sehnen,
Die unerschöpft und unbesiegt
Im grimmen Kampf zu siegen wähnen,
Wenn Schrecken sich an Schrecken fügt?
Da muß der Kühnste wanken, beben, —
Schau' wie der Strahl des Auges bricht,
Wie aus dem Antlitz ohne Leben
Der Jammer der Verzweiflung spricht! —

Doch endlich glimmt es auf den Firnen;
In mildem, rosenfarb'nem Schein
Zieht auf erbleichenden Gestirnen
Der junge Tag in's Leben ein.
„Und mocht' ich's denn bis jetzt bestehen,
Ertrag ich's auch wohl länger noch;
Gewiß erhört der Herr mein Flehen,
Und endlich findet Hans mich doch!

„Bis Mittag mag er wohl erscheinen;
Doch wenn umsonst die Frist verrinnt,
Dann fahret wohl, ihr lieben Meinen,
Auf ewig wohl mein Weib und Kind!"
Er seufzt es, drückt von seiner Klippe
Sich fester an den kalten Stein
Und saugt mit trock'ner, bleicher Lippe
Den bittern Reif des Felsens ein.

Doch wie die Sonne immer näher,
So naht sich auch die letzte Qual;
Er lugt umher, allein dem Späher

Verschwimmt allmälig Berg und Thal.
Er fühlt die letzte Kraft verschweben,
Der Odem wird ihm heiß und schwer,
„Jetzt ist es aus!“ spricht er ergeben,
O Herr, mein Gott! ich kann nicht mehr!“...

Doch wie er wankt zum Niederfallen,
Da tönt es plötzlich über ihm,
Und „Bläsi! Bläsi!“ hört er hallen
Mit liebevollem Ungestüm.
Mit matten, zweifelvollen Blicken
Schaut er empor, — er täuscht sich nicht:
Dort ob der Felswand, welch' Entzücken!
Erscheint des Freundes Angesicht.

„Hans! Hans! Du bist's, Gottlob, du Treuer,
Wie hab' ich sehnlich dein begehrt!
Doch eile, Freund, die Zeit ist theurer,
Ich fühle jede Kraft verzehrt!“ —
„„Da bin ich schon! Sei nur gelassen,
Du stehst in Gottes treuer Hut.
Vermagst du wohl dies Tau zu fassen? —
Schling's um den Leib und schürz' es gut!““

Und endlich glücklich ist's geschehen
Mit zitternder erschöpfter Hand!
Schon sieht er mälig sich erhöhen, —
Schon schwebt er mitten an der Wand, —
Schon naht er dem ersehnten Ziele, —
Er hat's erreicht! — In Wonn' und Schmerz
Voll unaussprechlicher Gefühle
Sinkt er dem Treuen an das Herz.

„Gott hab', daß ich dich noch erreichte!“
Spricht Hans. „Mir zeigt dein weißes Haar,
Das in der einen Nacht erbleichte,
Wie schauerlich dein Leiden war.
Und drauf nach langem, stummen Beben,
Der Bläsi: „Hans, nimm dies Gewehr

Und meinen Dank für's ganze Leben,
Ich, Bruder, sage nimmermehr!" –

Er spricht's, und streckt sich auf die Erde,
Erschöpft von Allem, was geschah;
Noch liegt die gräßliche Gefahrde
Dem tiefgebeugten Muth zu nah.
Allein ein Trunk aus Hansens Flasche,
Ein Trunk vom edlen Rebensaft,
Und Waizenbrod aus Hansens Tasche
Gibt seinem Leben frische Kraft.

Und wie sie liegen, traulich koseu,
Fährt Bläsi hastig auf: „Ein Thier
„Aetzt hinter jenen Alpenrosen, —
„Ein fetter Gemsbock, sag' ich dir!
„Er scheint sich recht in Schuß zu stellen,
„Der Wind verheißt uns Waidmannsglück, –
„Hör', Hans, die Gemse muß ich fällen,
„Gib schnell die Büchse mir zurück!"

Nidelgrete.

Die alte Nidelgret auf Glatt,
Bekannt vom See bis Andermatt,
War eine Her', daß Gott erbarm'! —
An Nidel reich, an Kühen arm:
„Woher", so fragte Groß und Klein,
„Mag wohl der viele Nidel sein,
„Den Tag für Tag, wenn's Achte schlägt,
„Sie in des Senners Hütte trägt?
„Von Einer Kuh — wie wundersam! —
„Gewinnt sie mehr und bessern Rahm,
„Als fünfzig geben, beiter Art,
„Zur Zeit der gold'nen Sommerfahrt!"

Wohl Mancher schlich um's Haus herum.
Doch Nidelgrete war nicht dumm:

Durch Balken, wohlgefügt und dick,
Wehrt' sie des Lauschers Ohr und Blick.
Doch einmal ließ sie aus Versehn
Die Hüttenthüre offen stehn.
Ein Küher, der des Weges zog,
Schlich in den Stall, schlüpft' in den Trog
Und schaute, wie die Hexe kam —
In großer „Gebs" ein Krüglein Rahm, —
Schaut, wie sie d'rüber mit Bedacht
Ein halbes Dutzend Zeichen macht,
Dazu ein kurzes Sprüchlein brummt,
Ein kleines Zauberliedchen summt:
„Hei, Urian, flinkauf, und hol'
„Von jeder Kuh zwei Löffel voll,
„Als Herrengut und Sennenzoll."

Und sieh', der Nidel stieg und schwoll,
Und, wie man umkehrt eine Hand,
Erreicht er schon der Gebse Rand;
Jetzt hebt sie brummend das Gefäß
Und eilt hinaus in's Maiensäß."

Der Senn verließ den Stall gestärkt;
Er hat sich Thun und Spruch gemerkt.
In seine Hütte läuft er schnell
Und jauchzt: „Ich glücklicher Gesell!
„Du dumme Hex'! Nach meinem Plan
„Stell' ich es zehnmal klüger an."
Und in den Keller eilt er stracks:
„Noch weiß ich trefflich jede Far!"
Vergnüglich brummt' er so und nahm
Aus großer Bütt' ein Krüglein Rahm.
Schau', wie er d'rüber mit Bedacht
Ein halbes Dutzend Zeichen macht,
Dazu ein kurzes Sprüchlein brummt,
Ein kleines Zauberliedlein summt —
„Zwei Löffel blos! — Da wär' ich toll!
„Hei, Urian! flinkauf, und hol'

„Von jeder Kuh zwei Kübel voll.
„Als Herengut und Sennenzoll!“

Da dringt's durch Dach und Wandgeträm'
Urplötzlich rauschend ein, als käm'
Die Sündfluth wie zu Noä Zeit —
Ha, wie der Küher zagt und schreit'
In Strömen floß der Rahm herbei,
Und höher, höher stieg der Brei;
Schon bis zur Schulter nack er d'rinn,
Dann bis zum Hals — jetzt bis zum Kinn...
Hu, wie er ringt und beißt und schnaubt
Und aufstreckt das bedrängte Haupt,
Und heulend aufjuckt aus dem Grund! —
Jetzt dringt's ihm schwellend in den Mund
Und macht den Ton des letzten Fluchs
Zum dumpfen, schaurigen Gegluchs.
Ihm ging's, wie manchem Uebermuth·
Was er gewollt, gelang zu gut;
Denn ihn verschlang der blanke Schwall...
Doch einer gellen Lache Schall
Drang durch die Sparr'n herab vom Dach:
„Der thut das Ding mir nimmer nach!“

Wohl that er's nimmer, nimmer nach!
Doch auch der Mund, der Solches sprach,
Er ist auf immerdar verstummt.
Denn eine dunkle Wolke mummt,
Bei greller Blitze Flammenschein,
Die ganze Hütte donnernd ein;
Die Lohe zischt, der Sturmwind braust,
Und, wie von des Allmächt'gen Faust,
Erbebt der Berg bis tief in's Thal,
Erbebt er aber=, abermal —
Dann ward es todtenstill...

Doch sieh',
Das Haus ist weg als stand es nie.
Statt seiner ragt ein weißer Block,

Ein steingeword'ner „Ankenstock",
Der riesenhaft noch heute steht.
D'rin steckt die böse „Nidelgret"
Mit sammt des armen Kühers Leib;
Den hütet das verdammte Weib.
Sie muß es, bis zum jüngsten Tag,
Wie schwer sie das verdrießen mag.
Schon Mancher, wenn der Tag verrauscht,
Hat scharfen Ohr's am Stein gelauscht,
Und mitten d'raus, wie er's beschwört,
Ein schauerlich Gestöhn gehört.

Schneekönig und Lanzig.

Dort, auf des Berges höchster Spitze
Herrscht ein geheimnißvoller Greis;
Bald thronet er auf gold'nem Sitze,
Bald ist sein Sessel silberweiß;
Starr ist sein Blick, auf seinen Zügen
Liegt kalter, schauerlicher Duft,
Und seines Vaters Locken fliegen
In wildem Rauschen durch die Luft.

Wo sein krystall'ner Scepter waltet,
Da weicht der Hoffnung grüne Spur,
Des Lebens warmer Hauch erkaltet,
Die Pulse stocken der Natur;
Er hemmt des Stromes rasche Wellen,
Umfaßt den See mit Eisesdruck,
Verjagt des Lenzes Spielgesellen
Und reißt herab der Bäume Schmuck.

Doch, wandelnd halb und halb getragen,
Tritt aus dem Wald ein Kind hervor,
Blickt sehnlich bald zum Sonnenwagen,
Bald zitternd nach dem Berg empor.

Es mag sich vor dem Greise hüten -
Der haßt den holden Knaben sehr,
Denn frisches Grün und zarte Blüthen
Und Friede sprießen um ihn her.

Doch wie er langsam fürder schreitet,
Verwandelt er sich mehr und mehr.
Ein heil'ger Trieb ist's, der ihn leitet,
Drum wird sein Wesen licht und hehr:
Sein Auge sprüht in hellen Funken,
Die Wange glüht so roth und mild,
Wie wenn, vom Thau des Himmels trunken,
Aus dunkelm Grün die Rose schwillt.

Und immer weiter, immer weiter
Bringt er den holden Friedensgruß:
Das Eis zerschmilzt und frische Kräuter
Entkeimen stets des Pilgers Fuß:
Schneeglöckchen künden sein Erscheinen,
Und sieh', in ihrem süßen Wahn,
Schwellt selbst die Primel schon die feinen,
Die wunderzarten Knösplein an!

Da - plötzlich — wacht aus starren Träumen
Der düst're Greis des Berges auf;
Er sieht erstaunt die Bäche schäumen,
Er hört der Ströme freien Lauf,
Er spürt das Weh'n von mildern Lüften,
Und tief im Thalesgrund erblickt
Er seinen Feind, wie er die Triften
Mit seinen ersten Gaben schmückt.

„Ha! sieh', der Knabe will mich meistern!"
Er donnert's grimmig, und gebeut
Des Berges unnützbaren Geistern:
„Auf, was er schuf, zerstört's noch heut!"

Und jählings, horch! mit hohlem Sausen
Entsteigen sie des Kerkers Nacht;
Die Nebel zieh'n, die Stürme brausen,
Die Flocke tanzt, die Laue kracht —

Und was der Knabe still geschaffen,
Begraben wird's in Schnee und Eis;
Er weint .... ihm wurden keine Waffen,
Als seine Sehnsucht tief und heiß;
Er weint — allein die hellen Thränen
Gerinnen ihm zu Perlen hart;
Er will entflieh'n, — allein die Sehnen
Sind ihm gebunden und erstarrt.

Da steht er nun, voll bitt'rer Schmerzen,
Mit kummerbleichem Angesicht;
Ihn drängt der Gott im warmen Herzen,
Indeß die äuß're Kraft gebricht....
Doch plötzlich legt sich das Getümmel,
Ein Schweigen waltet, wie im Grab;
Auf lichtem Wagen schwebt vom Himmel
Die Sonnenjungfrau still herab.

Ihr Haupt umwallen gold'ne Locken,
In ihrer Augen Strahlenschein
Zerrinnen rings die kalten Flocken
Und bricht das Eisfeld krachend ein;
Von ihrem Odem angefächelt,
Durchströmt ihn neue Lebensgluth;
Von ihren Blicken angelächelt,
Gewinnt er nie gefühlten Muth.

Und rasch und froh an ihrer Seite
Durcheilt er das bedrängte Land;
Ihr Herz, das ihn vom Tod befreite,
Dem seinen fühlt er's eng verwandt —

Und wo zwei Herzen sich gefunden,
Die für ein schön'res Leben glüh'n:
Da läßt die Lieb' zu allen Stunden
Ein Paradies um sie erblüh'n.

Ha! sieh' es leben, leuchten, wimmeln!
Sieh', wie Narzissen, Löwenzahn
Und Tulpen, Tausendschön und Primeln
Und Anemonen aufgethan!
Und schon beglückt in stiller Güte
Das Veilchen seinen engen Raum,
Schon prangt mit blendend weißer Blüthe
Der breite Aprikosenbaum.

Und Alles glänzt in frischen Farben,
Ein lichtes Grün umwebt den Hain;
In sich'rer Hoffnung, nicht zu darben,
Zieh'n auch die luft'gen Gäste ein:
Die Lerche singt den muntern Triller,
Laut grüßt der Fink sein altes Haus;
Doch Storch und Schwalbe freu'n sich stiller,
Sie schmücken ja ihr Brautbett aus.

Wer stickt mit zarten Blüteneicheln
Der Bäumefürstin grünes Kleid?
Wer schüttelt scherzend an den Treicheln[1]
Und treibt die Heerd' auf Wies' und Weid?
Wer setzt dem Senn auf lichten Hügeln
Das Alphorn bittend an den Mund,
Und trägt den Ton auf leisen Flügeln
Bis in den tiefsten Thalesgrund? ....

Das Pärchen ist's; und wo es waltet,
Entweicht des Todes trübe Spur;
Aus dunkelm Erdenschoos entfaltet
Sich eine lachende Natur;

[1]) Heerdenglocken.

Selbst vor die Eisburg dringt es mälig –
Voran der riesenstarke Föhn —
Und wo es einkehrt, macht es selig,
Und was es schafft, wird Alles schön.

Wohl zürnt der Greis auf hohem Berge
Und sendet Geister wild und rauh;
Doch seine Riesen werden Zwerge,
Und seine Flocken werden Thau;
Er selber stemmt sich müd' und müder
Auf seinen letzten Silberfirn;
Bald nickt er still, bald wacht er wieder —
Dann senkt entschlummernd er die Stirn.

Siehst du ihn dort, wie eine Leiche,
Hoch über allem Erdenland,
Sein Angesicht, das ernste, bleiche,
Nach unsern Thälern hingewandt?
Du wähnst den Alten ohne Leben,
Doch bald wirst du, im Sturmeswehn,
Ihn rasch vom Schlafe sich erheben
Und Berg und Thal verheeren seh'n!

Doch den er sucht, wird er nicht finden,
Dich, holder Knabe, süßer Gast!
Du eiltest hin nach jenen Gründen,
Wo dich sein Zürnen nie erfaßt.
„Ich will Euch immer lieb behalten!"
Verhieß uns noch dein letzter Blick;
„Drum kehr' ich, trotz des bösen Alten,
„Mit meiner Huldin bald zurück.

Hochgewitter.

Die Sonne brennt, wie in den Tropen;
Dort unten, aus des Thales Herd,
Steigt Nebel auf und dampft und gährt,

Wie Rauch, der aus dem Schlote fährt,
Von waffenschmiedenden Cyclopen.

Die Nebel ballen sich im Feuer,
Zum Wolkenwagen wird der Rauch;
Mit dunkelm Schweif und weißem Bauch
Zieh'n Drachen ihn. Ein heißer Hauch
Weht aus dem Mund der Ungeheuer.

Und auf dem Wagen, Blitze schwingend,
Mit wirrem Flatterhaar und Bart,
Lenkt die verhängnißvolle Fahrt
Ein Riese schauerlicher Art,
In dumpfen Donnertönen singend.

Und um den Berg, in hast'gem Jagen,
Fährt das entsetzliche Gespann,
Und grollend hüllt es Alp' und Tann
In Flammen jetzt und Nebel dann,
Und heller singt der Ries' im Wagen.

Stets frische Drachen — welch' Gewimmel! —
Spannt er den alten Drachen vor,
Und höher strebt er stets empor; —
Doch ruhig steht ob Asathor
Der ewigblaue klare Himmel.

Hinan, hinan mit Sturmverlangen,
Empor zum höchsten Gipfelsitz,
Wälzt, unter Donner, Sturm und Blitz,
Mit glüh'nden Zungen, scharf und spitz,
Die Rotte sich der Abgrundsschlangen.

Ha, wie sie zischt und schnaubt und prasselt!
Doch mächtig wirft der Berge Kamm
Zurück — ein unentwegter Damm —
Trotz Donnersturm und Blitzgeflamm,
Den Schwarm, der wie in Ketten rasselt.

Und schau', des Himmels Sonnenrose,
Wie sie der Blätter strahlend Gold
Urplötzlich auseinander rollt,
Und wie vor ihrem Glanz sich trollt
Das Sturmgewölk' mit Murrgetose!

Schau', wie des finstern Geistes Locken
In gold'nen Regen übergeh'n;
Wie all die Drachen still verweh'n,
Statt ihrer tausend Schäflein steh'n
Mit zartem Vließ voll Silberflocken!

Horch, wie zu Thal die Bäche schäumen,
Gleich frischer Milch, von Weid zu Weid;
Und schau', nach überstand'nem Leid
Die Alpenrose' im Purpurkleid
Die Felsenränder wieder säumen!

Horch, wie aus tiefem Thal erfreuter
Bewohner jubelnd Lied erhallt;
Wie nebenan das Alphorn schallt,
Und schlürf' ihn ein, der Weid' und Wald
Entstieg, den Duft erfrischter Kräuter!

Und schau', wie rings die Firnenkrone,
Geröthet von der Siegesgluth,
Auf diesen stolzen Häuptern ruht! —
Wo gibt es eine Fürstenhut,
In der sich's so geborgen wohne?

Ihr stolzen Höh'n! Wie oft schon wogte
Zu euch heran das wilde Meer,
Zu euch heran das wilde Heer,
Daß es die Gipfel frei und hehr
In Nebel hülle und bevogte!

Doch unentwegt, mit blanken Scheiteln
Aufragend in das ew'ge Blau,
Seht ihr mit stolzer Ueberschau
Hinunter in's empörte Grau
Des himmelstürmend-irdisch-Eiteln.

Sonnenaufgang auf dem Rigi.

Fern der Menge, die dort lauernd
Harrt und scharrt, bis Gott der Vater
Leuchtend aufthut sein „Theater",
Steh' ich einsam, ahnungsschauernd;

Schau' von Gegend hin zu Gegend
In der Nebel wallend Gähren,
In den Morgentraum, den hehren,
Allbewegt und allbewegend.

O dies Wirken, Wogen, Wallen,
Dieses Sichimschlafedehnen
Und des Abgrunds mächtig Gähnen,
Keiner schaut's von jenen Allen.

Keiner schaut den Leib der Erde
Hingestreckt in ruhlos-stummer
Rast, bis aus dem bangen Schlummer
Sie zur That gerufen werde.

Durch der Berge Riesenpfosten
Bricht es blaß und immer blasser
Schau, es naht der Allumfasser
Sich dem gold'nen Thor im Osten

Und schon glänzt, ein Inselpharus,
Urirothstocks Silberspitze,
Und die diamant'nen Blitze
Schleudert Piz-Rosein von Glarus.

Sieh', und Eiland steigt um Eiland
Aus dem weißen Nebelmeere
Und erglänzt in lichter Klare,
Wie der Tabor unter'm Heiland.

Allenthalben, allenthalben
Heben sich der Erde Decken;
Ueber'm blauen Bergseebecken
Wiegt sich schon das Volk der Schwalben.

Unten schimmert Stromgeschlängel
Durch die Nebel halbverstoben;
Doch am blauen Himmel oben
Schwinden still die Sternenengel.

Endlich — o wie wunderprächtig! —
Streut der Ost sein golden Feuer,
Hebt der Alpen Ringgemäuer,
Seine Thürme rosenträchtig.

Und den Strahlen folgt die Quelle,
Folgt der Herr im Sonnenwagen;
Und die Fulme steh'n mit Zagen
In des Lichtes heißer Welle. . . .

Höchst vergnügt klatscht der Franzose
Und sein Goddam brummt der Britte;
Und der Deutsche — weil es Sitte —
Kauft sich eine Alpenrose.

Das Vaterland.

O Garten Gottes voll von Lerchenschmettern,
Voll Summen, Rauschen, Brausen, Klang und Sang!
Voll stolzer Bronnen, die zu Thale wettern,
Voll Farbenschmelz und Duft von Hang zu Hang!

Bis an den Firn schau' ich den Frühling klettern;
Auf Kulm und Grat rückt seines Schaffens Drang,
Allda mit tausend blühenden Gedanken
Das Sennenhaus, den Felsblock einzuranken.

Der Lenz ist da! Selbst Gletscherkronen schmelzen,
Das aufgelöste Silber springt zu Thal;
Der Lenz ist da! Die breitern Fluthen wälzen
Sich durch Helvetiens frisch ergrünten Saal.
Der Falter wiegt - befreit von Pupp' und Pelzen —
Sich neben Gyr und Aar im warmen Strahl;
Würzvolle Düfte schwängern alle Lüfte,
Und grünes Feuer wallt um alle Klüfte.

O stolzes Bild! Urewiges Befreien
Von Frost und Eis, von starrer Todeshaft!
Du wirktest mächtig in den frommen Dreien,
Als sie zum Bund sich mannlich aufgerafft.
Das war ein Lenz! Mit hallenden Schalmeien
Zog er hier ein in nie geschauter Kraft,
Um, niederbrausend auf Gewitterschwingen,
Den kalten Feind der Freiheit zu bezwingen.

Wohin mein Blick, mein trunk'ner Blick sich kehre,
Schaut er die Felder alten Heldenmuths,
Auf denen einst der Freiheit Himmelsähre
Erwuchs, gedüngt von Strömen edeln Bluts,
Als noch der Sinn für Freiheit und für Ehre
So würdig war des theuern Doppelguts:
Helvetiens, der Erdenländer Eden,
Und reiner, voller Freiheit für Jedweden.

Dasselbe Land ist's, das mein Aug' jetzt schauet,
Dieselben Berge lugen heut zu Thal,
Derselbe Segen, der da niederthauet,
Dieselbe Luft, derselben Sonne Strahl! ....

Doch düst'rer Qualm umwallet und umgrauet
Dort unten Städt' und Dörfer jetzt zumal:
Ein neues Leben gährt aus jenen Tiefen,
Und Kräfte wirken, die da eh'mals schliefen.

Die Straßen voll von Wagen und Karossen!
Rauchschnaubend schießt der Dampfrapp' nebenher,
Und durch die Fluth, auf raschen Rädern flossen,
Ein buntes Schwimmroß, dampfbewegt, wie er;
Das weiße Kreuz der frommen Eidgenossen,
Auf rothem Feld, wallt flatternd drüberher:
Die Fahne alter Einfachheit und Treue,
Die alte Schweiz, gebettet auf die neue!

An meine Gruft.

Wo bist du, stilles Plätzchen, wo?
An welchem einst mein Lebenskahn
Nach langer, wechselvoller Bahn,
Geborgen liegt? Ich frage froh:
Wo bist du, stilles Plätzchen, wo?

Genesungsort, wo bist du, wo?
Der endlich dieses müde Herz,
Von Gram gedrängt, zerfleischt von Schmerz,
Mit Erde kühlt? Ich frage froh:
Genesungsort, wo bist du, wo?

Wo bist du, ernste Pforte, wo?
Durch die mein Wesen, leicht beschwingt,
Zum heil'gen Born des Lichtes dringt?
Der Leib zerstiebt; doch frag' ich froh:
Wo bist du, ernste Pforte, wo?

Wo bist du, Garten Gottes, wo?
In dem die Freundschaft einst bethränt

Das Haupt an meine Urne lehnt,
Und mein gedenkt? Ich frage froh:
Wo bist du, Garten Gottes, wo?

Wo bist du, theures Plätzchen, wo?
Das sich den edeln Ruhm gewann:
„Hier liegt ein tugendhafter Mann!"
O sei mein Grab! Dann frag' ich froh:
Wo bist du, theures Plätzchen, wo?

Die Pfäferserquelle.

Hörst du's donnern, ziſchen, brauſen
Unter'm ſchmalen Felſenſteg?
Hier in dieſer Nacht voll Grauſen
Scheint des Todes Bild zu hauſen;
Der Tamina hohles Sauſen
Füllt mit Schrecken unſern Weg.

Aber hier, wo Sonnenhelle
Nie den wilden Schlund durchtagt;
Hier, an dieſes Grabes Schwelle,
Sprudelt Dem in heißer Welle
Der Geneſung reiche Quelle,
Der hinein ſich gläubig wagt.

Alſo quillt die Kraft aus Tagen,
Wo das Leiden auf uns liegt.
Nicht durch Winſeln, Grämen, Klagen,
Nein, durch Hoffen, Glauben, Wagen
Werden all' des Lebens Plagen,
Wird das Schickſal ſelbſt beſiegt!

Naturſtimme.

Neig' der Bäume friſchem Leben,
Ihrer Stimme, Herz und Ohr:

„Aus dem niedern Aether streben
Unsre Wipfel still empor;

„Doch die Wurzel dringt im Grunde
Tiefer stets auf dunkler Bahn;
Und so zieh'n in treuem Bunde
Himmel uns und Erde an.

„Blust und Frucht und Blätter fallen
Auf der Erde Mutterherz.
Aber unsre Düfte wallen
Ungesehen himmelwärts.

„Alles erbt der Gott der Grüfte,
Was da fällt im Zeitenlauf;
Unsre Seelen, unsre Düfte,
Nimmt der Gott des Himmels auf."

Uli Rotach.

Uli Rotach! Uli Rotach!
Ei, was treibst du dort im Stadel?
Hörst du nicht die Rosse stampfen?
Nicht das Nahn der Herr'n vom Adel?
Uli Rotach! Schon umzingelt
Ist der morschen Hütte Bau,
Und zwölf Lanzenknechte dringen
Durch den stürzenden Verhau.

Und er schüttelt stracks den Schlummer
Von den riesenhaften Gliedern,
Schnellt empor, den grimmen Angriff
Mit dem Schwerte zu erwidern;
Ha, wie seine Hiebe blitzen!
Kein Gedanke fährt so schnell;
Und bald röcheln vier der Söldner
Um den Mann von Appenzell!

An die Hüttenwand gelehnet
Steht er da, ein Heldenbildniß,
Ruhig kämpfend, wie mit Thieren,
Wie mit Bestien der Wildniß.
Leise flüstern Zwei, und schleichen
Hinten an die Hüttenwand —
Sieh', und bald aus Dach und Lucken
Bricht ein mörderischer Brand.

Uli Rotach! Uli Rotach!
Ei, vernimm das Wort der Milde!
Hui, da fährt sein wuchtig Schlachtschwert
Wiederum durch Helm' und Schilde:
„Da die Antwort!" Wieder taumelt
Einer sterbend auf den Grund,
Aber auch der Appenzeller
Wankt und taumelt todeswund.

„Lieber in die Hand des Höchsten,
„Als in die des Feindes!" ruft er;
Und dann stürzt sich in die Lohe,
In die heiße Flammengruft er;
Und die Feinde schauen weichend,
Wie zusammenbricht das Strohdach,
Und die Freunde finden siegend
Staub und Schwert des Uli Rotach.

Rudolf von Erlach's Tod.

Ha, wie wölbt am Fuß der Berge doch der Föhrenwald so kühl
Ueber'm Moosgrund, weich und schwellend, sich in Tagen drückend schwül!
Aber Keiner streckt sich froher auf die linde Lagerstatt,
Als der Schütz', der auf den Bergen edles Wild getroffen hat!

Ueber Gletscher ist und Gräte er gestreift, durch Schnee und Wind,
Schlief in Schluchten, trank den Bergschweis, der aus Felsenbrüsten rinnt,
Spähte dann mit Falkenaugen durch die schauerliche Welt —
Sieht und spannt und zielt, — es donnert, und die schlanke Gemse fällt.

Schwer beladen steigt er nieder mit der angenehmen Last,
Schmückt den Hut mit Alpenrosen, und im Walde hält er Rast,
Streckt sich hin und denkt mit Freuden der bestand'nen Fahr und Müh',
Und wie ihm daheim nun wieder doppelschön das Leben blüh'.

Also ruhte — nein, viel süßer! — in der Burg zu Reichenbach
Der ergreiste Laupensieger, stark am Geist, am Leibe schwach,
Nach dem heißen Schlachtenleben, mit den siegumkränzten Locken
Und des Bartes Silberhaaren, die bis auf den Gürtel flocken.

Prächtig glänzt die Heldenstirne, sie verklärt ein hehrer Traum;
Sieh', der Alte nickt im Stuhle, wie ein sanftbewegter Baum,
Ueber ihm das Schwert von Laupen, neben ihm sein Doggenpaar,
Lindenduft durch's off'ne Fenster und das Schlummerlied der Aar.

Traun, das war ein Schlaf in Ehren! Denn der Schläfer wachte treu,
Da es galt, den Herd zu schirmen und der Freiheit Heilsgebäu.
Schaute Bern jetzt so den Helden — betend sänk' es auf die Knie:
„Gott, verleih' ihm süßen Schlummer, ihm, der Frieden uns verlieh!"

Andre Worte murmelt Einer, der schon lang' das Haus umstrich
Und nun leise durch die Halle in die off'ne Thüre schlich;
Glühend schau'n der Rüden Augen auf den wohlbekannten Gast,
Dessen streng gehob'ner Finger kaum bezwingt der Thiere Hast.

Rudenz ist's, des Ritters Eidam, der sich vor den Helden stellt;
Rudenz, dem ein Geist der Hölle schauerlich die Nüstern schwellt:
„Alter Filz, schliefst du auf ewig!" knurrt der Junker in den Bart,
„Daß ich endlich erben möchte deine Kronen längst gespart!"

Spricht's und räuspert; und es öffnen sich des Helden Augen dann,
Schau'n den Störer und erkennen den verhaßten Tochtermann:
„Jobst, begehrst du nicht mein Geld blos? Willst du auch noch meinen
Schlummer?„ —
„Nur mein Brautgut will ich haben, deinen Schlaf nicht, alter Brummer!"

Ha, wie sprüht die Zornesflamme aus des Helden Augenpaar:
„Gilt das mir, dem Ritter Erlach, spricht der Sperling so zum Aar?
„Stellt der Gurten so dem Eiger, sich der Sumpf dem Strom entgegen?
„Fort, der du in Fluch verwandelt meines edeln Hauses Segen!

„Fort, der meines Kindes Wohlfahrt und verschleudert mein Vermögen!
„Ha nur ist, als ob die Enkel bettelnd schon das Land durchzögen!
„Fort von hier!" – „In das dein Letztes?" — „Ja, mein Letztes!" ruft der Alte —
„Nun, dann fahre hin, o Herrgott! und du, Teufel, komm' und walte!"

Rudens schnaubt's, das Schwert von Lappen reißt er wüthend ab vom Nagel;
Wie der Blitzstrahl in den Tempel, in das Kornfeld fährt der Hagel —
Also zischt die Klinge nieder auf des Heldenhauptes Schnee,
Aus der Wunde rinnt ein Blutstrom, aus dem Munde stöhnt ein: „Weh!"

Feigebannt erst, wie einst Kain, steht vor seinem Werk der Bube,
Schweifend sucht sein grasser Mordblick das Verhängniß in der Stube. . . . .
Traun, es läßt nicht auf sich warten; siehst du dort das Rüdenpaar,
Das, erst selber grau'ngefesselt, keiner Wehre fähig war!

Wie auf ein gegeben Zeichen fällt es jetzt den Mörder an,
Der durch Hau'n und Stich'n mit Nöthen sich entreißt der Thiere Zahn;
Diese steh'n erst vor der Leiche, heulen schrecklich, sinnbetäubend,
Folgen dann dem bleichen Mörder, wie ein Wild bergan ihn treibend.

Und es ging die graufe Hetze sausend aufwärts durch den Forst,
Bis dem Bleichen, Athemlosen fast das Herz im Leibe borst;
Endlich stand er schäumend, schnaufend an der Aare Ufer still,
Ungewiß, ob er verschlungen, ob zerrissen werden will.

Und ein Wetter, feuersprühend, kam von Süden hergebraust,
Eichen schüttelnd, Felsen brechend mit der unsichtbaren Faust;
Glühend dampft es aus der Oede, sprühend haucht es aus den Höh'n,
Und wie Weltgerichtspofaunen hallt des Donners schwer Gedröhn.

So, am Rand des Stromes wankend, dessen Woge siedend dampft,
Beiden Rüden hastig wehrend, steht der Junker angstdurchkrampft,
Und ihm hat aus schwarzer Wolke, die der Wetterstrahl zerpflückt,
Starr und graß ein blutig Antlitz niedergespalten zugenickt.

Und im Weichen stürzt er rücklings, rollt hinab den steilen Rain,
Und es schlürft und schluckt die Aare den Verruchten zischend ein.
Und wie lang noch Jahre rollen über ihn und seinen Mord —
Ewig wird sein Brandmal haften. Erlach lebt im Segen fort.

Wie man ihn, den Allverehrten, fand ermordet im Gemache,
Blutgetränkt die Silberhaare, in der grimmen Rüden Wache —
Da durchscholl ein Schrei des Abscheu's alle Lande fern und nah,
Und am Grabe seines Helden weinte ganz Helvetia.

Salomon Tobler.

Salomon Tobler, geboren den 10. Dezbr. 1794 in seiner Vaterstadt Zürich, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater (Pfarrer in Maschwanden) und trat 1810 in die höhere Lehranstalt, wo er dem Studium der Theologie, wie es damals betrieben wurde, oblag, jedoch ebenso große Befriedigung an der Lektüre der alten Dichter und am Zeichnen fand. Im Jahr 1819 wurde er Pfarrer in der Gemeinde Sternenberg, wo er Zeit fand, durch geschichtliche Studien seine Ausbildung zu ergänzen und zu den Dichtern des Alterthums die italiänischen, besonders Ariosto und Tasso, hinzuzufügen. 1826 kam er als Pfarrer nach Hirzel, welche Gemeinde er (in Folge des Aufruhrs vom 6. Sept. 1839) 1840 mit Embrach vertauschte. Hier fand er eine ruhige Wirksamkeit, aus welcher er erst nach vierundzwanzigjähriger Dauer und nachdem er das siebenzigste Altersjahr erreicht hatte, sich im Herbst 1861 nach ehrenvoller Entlassung in den Ruhestand zurückzog, den er in der Nähe Zürich's, meistens der schönen Literatur alter und neuer Zeit hingegeben und an dem Kunstleben von Zürich theilnehmend, noch heute genießt.

Seine poetische Neigung, wie auch seine Vorbilder, zogen ihn mit Entschiedenheit nur zum großen Kunstepos. Seine „Enkel Winkelrieds" (der Kampf von Unterwalden 1798 gegen die Franzosen) erschienen 1837 und fanden ziemlich allgemeine Verbreitung. Weniger gilt dies von dem 1846 erschienenen „Columbus."

Die Enkel Winkelrieds. Epische Dichtung von Salomon Tobler. Zürich 1837. S. Höhr.
Columbus. Epische Dichtung von Salomon Tobler. Zürich Verlag von Meyer und Zeller. 1846.

Der poetische Grundzug von Tobler's Dichtungsweise ist das Erhabene, das in der Auswahl seiner Stoffe, wie in dem pathetischen Ernst, womit er dieselben behandelt, unverkennbar vorwaltet.

Das os magna sonaturum des Horaz ist ihm in hohem Maße zu Theil geworden und er hat dieser spezifischen Anlage in seinen beiden Epen einen schönen und öfters meisterhaften Ausdruck gegeben. Eine ruhige, harmlose Auffassung des Gegebenen, eine durch die Liebe zum Zeichnen geklärte, plastisch idealisirende Phantasie, sowie die Hoheit seiner, großen Stoffen entgegenkommenden, Empfindungsweise bestimmten Tobler zum epischen Dichter. Sein ausgebildeter Sinn für Naturschönheit und die Gluth seiner Vaterlandsliebe ließen ihn zunächst nach einem Stoffe aus der Heimat greifen, zu dessen Wahl der Dichter vom ästhetischen Standpunkt aus völlig berechtigt war, obgleich die Motive des Kampfes der Ridwaldner gegen die Franzosen aus dem politischen Gesichtspunkte sich schwerlich rechtfertigen lassen. Die Wunder der Tapferkeit, welche diese Heldensöhne und Heldenweiber als ächte „Enkel Winkelried's" gegen den fremden, zügellosen Eindringling verrichteten, ihr ruhmvoller Untergang und das in Folge davon über ihre Marken hereinbrechende namenlose Unglück waren geeignet, die Phantasie eines schweizerischen Dichters auf Jahre hinaus in Flammen zu setzen.

Der Gesammteindruck, den die „Enkel Winkelried's" machen, ist ein patriotisch erhebender und stellenweise ästhetisch vollendeter. Die Charaktere der Helden des Stückes heben sich in schöner, maßvoller Zeichnung im Kampfe wie an der Landsgemeinde von einander und von ihrer Umgebung ab. Es sind kräftige, kernhafte Gestalten, die weder durch lyrischen Schwulst und Kraftüberfülle (wie „Winkelried's Tod" v. K. Follen) noch durch einen Vogel'schen sogenannten historischen Kraftstyl in's Riesenmäßige und Uebermenschliche hinaufgehoben sind. Durch alle Gesänge der ächt vaterländischen Dichtung finden wir eine Menge von feinen Zügen aus der Naturumgebung, dem Leben und den Sitten des besungenen Heldenvölkleins zerstreut, welche von der frischen und ächt poetischen Beobachtungsgabe des Dichters Zeugniß geben. Zu den schönsten Partien gehören offenbar die Erzählung des Einzuges der Franzosen unter Schauenburg in Luzern im 1. und die Schilderung der Verheerung des Landes im 9. Gesang; nicht minder anziehend finden wir die Rüstung und Joller's Nachtwache im 3., den Kampf Würsch's gegen vier Franken im 5., den Untergang Flobert's und seiner Schaar im 6., Joller's und seines Bruder's Tod im 7. Gesang.

Unepische Auswüchse sind der Traum Schauenburg's und der prophetische Ausblick in die Zukunft am Schlusse der Dichtung; als einen Mangel müssen wir auch den zu häufigen Gebrauch von Ver-

gleichungen, die allzugroße Breite der Reden, sowie die Wiederholung ähnlicher Situationen z. B. im Kampf beim Kernser Walde betrachten, die vielleicht historisch richtig, aber, weil ermüdend, poetisch zu verwerfen sind. —

Dem „Columbus“ fehlt nicht das große Interesse des Stoffes, nicht die pathetische Behandlung, nicht die schöne, fließende Versifikation, wohl aber die Gedrungenheit des Styls und jene poetische Belebung der Sprache, wobei sich Schwung und Phantasie nicht bloß auf den einzelnen Ausdruck, oder das Reimwort, sondern auf den ganzen Satz werfen. „Columbus“ ist im Ganzen matter, blasser, planer, mehr poetische Geschichtserzählung, als die „Enkel Winkelried's“; Sprache und Denkart der Indianer sind zu sehr im Sinne und Geist des Abendlandes gehalten; die Rede Jehova's im Sturm ist zu breit und zu theologisch, die Selbstkrönung des Columbus ein offenbarer Mißgriff, — dennoch hat diese Dichtung die laue Aufnahme, welche ihr zu Theil geworden ist, nicht verdient. Sie enthält eine Menge von herrlichen, ächt poetischen Abschnitten, wozu wir namentlich einzelne Theile der Rede des Columbus im 1. Gesang, den Abschied im 2., die Schilderung der Antillen im 8., den Sturm im 10., und vor allem den ganzen 6. Gesang rechnen, der die Empörung der Schiffsmannschaft meisterhaft durchführt und in seinem steten Flusse beweist, wie viel der Dichter auch anderwärts hätte leisten müssen, wenn er nicht durch gehäufte Vergleichungen und zu wenig motivirte Episoden den Eindruck des Ganzen bisweilen gestört hätte.

Höchst erfreulich bleibt es immer, daß solche ernste und bedeutende poetische Leistungen auf einem Boden hervorgewachsen sind, dessen Bewohnern man sonst meist bloß praktisches Geschick und nüchternen Sinn zuzuschreiben geneigt war. Die Form der Tobler'schen Dichtungen ist freilich von italienischen Mustern entlehnt und vielleicht hätte der Dichter gut gethan, die etwas zu künstliche Schönheit der ächten wie der modifizirten Stanze, in denen seine Dichtungen geschrieben sind, ähnlich wie Dr. A. Henne, zu zerbrechen und ihrem Inhalt einen freiern Leib zu schaffen, um dem Vorwurf der Manier ganz zu entgehen. Allein einmal auf diesem Boden stehend hat er den Bau der Strophe und die ganze Kunst der Versifikation mit so großer Gewandtheit gehandhabt, daß sowohl der „Columbus“ als die „Enkel Winkelried's“ auch nach dieser Richtung stets eines genauern Studiums würdig bleiben.

Der Einzug der Franken.

Aus dem 1. Gesang der „Enkel Winkelrieds.“

Schon naht der Tag (o Qual für freie Herzen!)
Der allem Volk die Huldigung gebeut,
Der ihn besiegelt — diesen Bund der Schmerzen,
Die Schmach verewigt durch geschwornen Eid.
Abschwören soll's den angestammten Rechten,
Und Hochverräthern Treu geloben, Knechten,
Die Frankreichs Wahl zu Häuptern ihm gesetzt
Und Frankreich selbst durch steten Hohn verletzt.

Da fasst das ganze Land ein tiefer Schauer;
Doch Alles beugt sich vor des Siegers Macht,
Und füllt auch jede Brust gerechte Trauer,
Die Huldigung wird zitternd dargebracht.
Nur Unterwaldens tapf're Männer wagen
Den schnöden Schwur der Knechtschaft zu versagen.
Kein Spiel ist ihnen die erhob'ne Hand;
Wer schwört, entsagt dem freien Vaterland.

Und plötzlich weicht von Berg und Thal die Freude:
Der Scherz verstummt, es stockt der munt're Tanz,
Der Jubel schweigt auf der verlass'nen Haide,
In Nacht erlischt der Wonne Farbenglanz.
Der Hirt vergisst des Lamms, der Senn, erschrocken,
Verlässt den glühn'den Herd, den Jäger locken
Nicht Gemsen, Rehe nicht zum Berg hinan,
Und angekettet bleibt der Fischerkahn.

Wie oft auf hohen Alpen kalter Himmel
Den Sommertag mit Winterssturm erschreckt,
Der Nordwind braus't, der Flocken weiss Gewimmel
Der Triften grünen Sammet überdeckt:
Die Heerd' erhebt des Hungers bang Gebrülle,
Sie flieht in's Thal, und öde Todtenstille
Verschlinget Leben, Lustgesang und Scherz, —
So endet schnell des Volkes Wonne Schmerz.

Wie vor dem Wolf sich bang zusammenflüchten
Und zitternd Nachts sich schmieget Schaf an Schaf,
So sammelt sich das Volk, von Kriegsgerüchten
Emporgeschreckt aus süßem Friedensschlaf.
Und wie beim weh'nden Sturm vor Ungewittern
Des rauschenden Gehölzes Blätter zittern,
Wird jedes Herz, das für die Heimat schlägt,
Von dunkler Furcht und banger Angst bewegt.

Der Sorgen Qual treibt Manchen dort zu spähen,
Zum Bergeshaupt, das alle Fernen sieht;
Er wähnt, der Waffen droh'nden Glanz zu sehen,
Wo fern des Strom's beweglich Silber zieht;
Zu Staub der Märsche wird ihm jeder Nebel,
Die Täuschung zeigt ihm Fahnen, Speer' und Säbel,
Im Seegemurmel hört er Trommelschall,
Und Roßgestampf im fernen Donnerhall.

Auf freien Plätzen wie im Schoos der Hütten
Versammelt sich vertrauter Nachbarn Schwarm,
An Freundesbrust die Sorgen auszuschütten;
In Wechselrede mildert sich der Harm.
Die Männer hört man da, die frechen Thaten
Der Franken laut besprechend sich berathen;
In lautem Jammerton ergießt das Herz
Der bangen Frau'n des Kummers tiefen Schmerz.

Gesammt Nidwalden ist heut ausgezogen
Und dränget zu Stansstad sich an dem Strand.
Hier landen, hergewiegt von blauen Wogen,
Viel Waller stets von nah' und fernem Land.
Hier fliegt das schnelle Wort von Mund zu Munde,
Und gibt von Allem stets die erste Kunde.
Das Volk umdrängt den alten Uferthurm,
Wie Hirten eine Wettertann' im Sturm.

Der Fischer Flühler hängt mit seinem Knaben
Das nasse Netz, das sie mit schwerem Fang
Aus tiefer Fluth emporgezogen haben,
An Pfählen auf, dem Seegestad entlang.

Der greise Engelberger tritt zu ihnen,
Und fragt den Nachbar mit besorgten Mienen:
„Sag' an, ist's wahr, vernahm man, als der Tag
Am Himmel aufstieg, fernen Trommelschlag?"

„So melden mir, gedrückt von schwerem Kummer,
Die Frauen dort, die bei der Warte steh'n.
Mir Müden schloß das Ohr der tiefe Schlummer,
Du aber hast das frühe Licht gesehn."
„Ja, Freund, erwidert ihm mit traur'gem Tone
Der Fischer, als ich früh mit meinem Sohne
Den See befuhr, erscholl es dumpf und fern
Wie Trommelton herüber von Luzern."

„O hätten eitle Träume mich betrogen!
Allein mich drückt noch andrer Sorgen Wucht:
Hoch stand die Sonne, da durchschwamm die Wogen,
Luzerns Gestad entsandt, in diese Bucht
Ein stattlich Schiff; am raschen Kiel zerschellen,
Gepeitscht von vielen Rudern, sich die Wellen;
Ein fremder Mann, gehüllt in Prachtgewand,
Betrat mit stolzem Schritte dann den Strand."

„In reichem Zeug, geführt an goldnem Zügel,
Folgt muthig wiehernd ihm sein stattlich Roß.
Kein Gruß beehrt das Volk, das ihm die Bügel
Gefällig hielt, und staunend ihn umfloß.
„„Vom nächsten Pfad nach Stanz verlang' ich Kunde!""
So tönt es herrisch aus dem stolzen Munde.
Dann sprengt er mitten durch des Volkes Kranz,
Und fliegt, als jagten Wetter ihn, nach Stanz."

„Wohl kommt er, von den Franken abgesendet,
Und Glück verheißt uns seine Ankunft nicht.
O hätte Fruonz die Reise schon vollendet,
Aus jedem Zweifel zög' uns sein Bericht.
Von banger Angst um's Vaterland beklommen
Ist er im Nachen nach Luzern geschwommen,
Als gestern, da noch Alles schlummernd schwieg,
Die Dämmerung empor am Himmel stieg."

„Sein Wort ließ baldig Wiederkommen hoffen,
Vergebens aber späh' ich nach dem Kahn —
Hat etwa plötzlich Unheil ihn betroffen?
Die Sonne naht bereits dem Ziel der Bahn,
Die Nacht dem Thal; nur des Pilatus Spitze
Glüht purpurn noch; so komm' zum Ruhesitze.
Dich drückt des hohen Alters schwere Last,
Und auch mein müder Leib sehnt sich nach Rast."

Er spricht's und seufzt; die beiden Freunde setzen
Zugleich sich hin, wo weicher Rasen schwillt,
Wo kühle Fluthen ihren Fuß benetzen,
Und säuselnd Laub der Weiden sie verhüllt.
Und Engelberger klaget: „Sorg' und Schmerzen —
Wie lasten sie so schwer auf meinem Herzen!
Zwar fürcht' ich Nichts für Fruonzen, denn er bricht
Sich immer Bahn, wo ihn Gefahr umflicht."

„Ich fürchte, fürchte — tausend Zungen sagen,
Bald ziehe jener falschen Franken Heer,
Der Deutschen Angriff kräftig abzuschlagen,
In unf'rer Hochgebirge Thäler her.
Hier wollen sie die weiten Lager stecken,
Aus starkem Alpenwall den Feind zu schrecken.
Wo aber Nahrung für der Fremden Zahl?
Genügt dem Uebermuth der Dürft'gen Mahl?"

„Verbannt ist aus der Kämpfer Brust die Schonung;
Der freche Krieg hat weder Scham noch Scheu,
Den Schwachen treibet er aus seiner Wohnung,
Den Armen selbst von seiner Handvoll Streu.
Und ach, wer bürgt, daß nicht die fremden Schaaren,
(Ich zitt're, wenn ich denke der Gefahren)
Dies Land sich wählen zu beständ'gem Sitz,
Vertrauend ihrer Waffen mächt'gem Blitz?"

„Ach schlüge denn der Freiheit letzte Stunde,
Und sinkt mit ihr der Heimat Glück in's Grab —
Brich Herz! es kehrt sich von der Todeswunde
Des Vaterlands mein Auge weinend ab.

Von allen Heil'gen werd' es abgewendet! —
Doch sieh! wenn Täuschung nicht mein Auge blendet,
So schwankt durch's Dunkel dort ein Schiff heran.
Erkennst du's? Ist es Fruonzens leichter Kahn?"

Sie springen auf, und ihre Blicke starren
Zum Nachen hin, den rege Fluth umschäumt.
Wie peinlich ist das thatenlose Harren,
Wenn die Entscheidung großer Dinge säumt!
„Er ist es, jubelt Flühler, ihn erkennend
Am hohen Wuchs; er ist's, ich durfte brennend
Nach seines Mundes sicherem Bericht;
Doch den Gefährten — kennst auch du ihn nicht?"

Der Nachen naht durch's stürmische Gewelle,
Jetzt schwimmt er in die stille Bucht herein.
„Willkomm! ruft Flühler Fruonzen zu, geselle
Dich gleich zu uns, und still' der Neugier Pein!
Geh' Sohn, sein Schiff an jenen Pfahl zu knüpfen,
Um den die Wogen, sanfter tanzend hüpfen.
Du, Freund, komm' her in deiner Nachbarn Rund!
Erzähle! was verkündet uns dein Mund?"

„So ist euch keine Kunde zugekommen?
Erwidert Fruonz, und schwingt sich an den Strand.
Habt ihr denn nicht den Trommelschall vernommen?
Ihn hörte bebend weit umher das Land.
Ihr Nachbarn, ach was werden wir erfahren?
Luzern erfüllen schon der Franken Schaaren.
Zu Tausenden sind sie heut' eingerückt,
Hier Bircher hat den Zug mit mir erblickt."

So sprechend wird er gleich von Volk umschlossen
Und aufgefordert spricht er also fort:
„Schon gestern fuhr ich hin; zum Fahrtgenossen
Nahm gern ich diesen Jüngling hier an Bord.
Die Gassen wogten von bewegtem Drange,
Es rüstete zum gastlichen Empfange
Sich jedes Haus; des Herold's Ruf entbot:
„„Die Franken bringt das nächste Morgenroth.““

„Ich wurde gastlich von dem Freund empfangen,
Und Speis' und Trank ward reichlich mir gebracht;
Doch reizte nicht das süße Mahl mich Bangen,
Und keine Ruh' gewährte mir die Nacht.
Fort eilt' ich bei des Morgens frühstem Grauen,
Mit meinem Freund der Franken Heer zu schauen.
Bald rückt es an, mit lärmendem Gebraus
Erfüllt's nun alle Gassen, jedes Haus."

Hier schweigt er; doch ihn drängen hundert Fragen:
„Wie ist des Feldherrn Ansehn und Gestalt?
Weißt du die Zahl der Fremden anzusagen?
Ist sie so stark, der Franken Heergewalt?
Mit welchen Waffen, sprich, sind sie gerüstet?
Ist's wahr, daß sie hieher zu ziehn gelüstet?
Ein falscher Irrwisch oft ist das Gerücht,
Des Wahren Wort des Nordsterns leitend Licht."

„Vergönnt mir jetzt, erwiedert Fruonz, zu rasten,
Die matten Glieder sehnen sich nach Ruh';
Den ferneren Bericht von den Verhaßten
Erzähle diesen Männern, Bircher, du.
Stets stürmten Wind und Wellen uns entgegen;
Bald wären wir der langen Müh' erlegen.
Gestärkt kehr' ich zurück zu diesem Ort."
Er geht, und Bircher redet also fort:

„Gern still' ich euer brennendes Verlangen,
Ob auch zu Hause sich die Mutter sehnt,
Den Sohn mit Liebesarmen zu umfangen,
Den ihre Sorge stets gefährdet wähnt.
Allein mit welchen Worten, welchen Bildern
Vermöcht' ich euch, was ich gesehn, zu schildern!
Wohl schreckt der Franken fürchterliche Macht,
Doch fesselt jeden Blick die hohe Pracht."

„Noch lag der Dämm'rung Flor auf Stadt und Auen,
Doch schon entriß sich ganz Luzern der Ruh;
Den nah'nden Zug des Frankenheers zu schauen,
Floß zahllos Volk den off'nen Pforten zu.

Rechts an dem Pfad sieht man den Neußstrom blinken,
Es thürmen Hügel sich empor zur Linken,
Dort sammelt sich auf dem begrasten Wall
Mit bangem Flüstern jetzt der Menge Schwall."

„Noch lag um uns des Todes öde Stille,
Da schlug ein dumpf Getös an unser Ohr;
So hört man fern des Wasserfalls Gebrülle,
Verhüllt ihn gleich der Wald mit dichtem Flor.
Allmälig wächst und naht das ehr'ne Brausen,
Und gießt durch Mark und Knochen kaltes Grausen,
Noch unsichtbar, denn trotz der Blicke Späh'n,
Mag noch den lauten Zug kein Auge sehn."

„Doch wie der langgedehnte Nebelstreifen,
Der durch des Thales irre Krümmen geht,
Bergwanderern des Stroms geheimes Schweifen
Durch enge Schlucht und und off'ne Trift verräth:
So zeigen Staubeswolken, die sich ballen,
Und, gleich dem Pfad sich schlängelnd, ihn umwallen,
Der Heeresmassen tief verhülltes Nah'n
Und jede Wendung ihres Marsches an."

„Wie Pflanzer, die die Wildniß sengend reuten,
Und Köhler um den schwarzen Brand im Wald,
Halb sichtbar nur wie bleiche Schatten schreiten,
Vom finstern Qualm geheimnißvoll umwallt:
So kamen, von des Staubes trüben Wogen
Noch halb verhüllt, die ersten Reih'n gezogen,
Vermummten Räubern gleich, die scheu durch Nacht
Und Nebel ziehn, auf Raub und Mord bedacht."

„Doch so wie Nebel in verwirrtem Tanze,
Besiegt vom Strahl der Sonne, schnell entflieh'n,
Da sieht man vom Gebirg im Silberglanze
Den Strom die meilenlangen Bahnen zieh'n:
So sieht man jetzt, von frischen Morgenwinden
Zur Linken hingejagt, den Staub verschwinden,
Und mälig stellt sich nah und ferne klar
Der ungeheure Zug den Blicken dar."

„Wie hoch vom Bergeshaupt zu Thalesgründen
Saumrosse zieh'n, mit Welschlands Gut bepackt,
Und hin und her auf irrem Pfad sich winden,
Der, Blitzen gleich, am Fels sich niederzackt —
Aus trüber Wolken Schooße, nah dem Himmel,
Ergießt sich endlos ihres Zugs Gewimmel;
Erst senkt es sich herab durch wild Gestein,
Dann durch den schauerlichen Tannenhain."

„Jetzt über Ströme zieht es, über Bogen
Der Brücken hin, verschwindet jetzt, hervor
Kommt's plötzlich wieder klingend dort gezogen,
Aus des Gebirges schwarzem Felsenthor,
Die letzten bergen sich in Wolkendüften,
Geh'n schon die ersten tief in Thalesklüften:
So zieht sich unabsehbar hin und her
Durch's krümmenreiche Thal der Franken Heer."

„Jetzt steigt die Sonn' empor, kein Dunst verdunkelt
Ihr volles Licht; da strahlt das ganze Heer
In regem Blitzesglanz, es flammt und funkelt
Das blanke Schwert, das eherne Gewehr.
O wie in gold'nen Helmen, Silberspangen
Und reinem Stahl die stolzen Führer prangen!
Das Auge trägt den Flammenschimmer nicht,
Geblendet schließt es sich dem grellen Licht."

„In höherm Glanze strahlt die Welle nimmer,
Wenn sich entwölkt die Sonne drin beschaut;
Die Saaten glühen nicht in bunterm Schimmer,
Vom jungen Tag mit Perlenschmuck bethaut,
Wie leichte Wölkchen über feuchten Triften,
Wallt ob den Waffen hin in regen Lüften
Der seid'nen Fahnen unermüdet Spiel,
Der Sträuß' und Büsche wogendes Gewühl."

„Schon durch das Thor ergießen sich die Schaaren,
Zuerst in ihrer dunkeln Todestracht;
Die schwarzen Banden sind's, die wir gewahren,
Die ersten stets im Zug und in der Schlacht.

Des Tigers Grimm, der Katzen arge Tücke,
Des Wolfes Mordlust flammt in ihrem Blicke;
Rauh starrt der Bart, der Wang' und Mund umflicht,
Und Narben decken ihr verzerrt Gesicht."

„Die besten Schützen rühmet sie der Franke,
Und blut'ger Kampf ist ihnen süße Lust;
Doch trotzig brechen sie der Ordnung Schranke,
Kein Zaum beherrscht die Gier der rohen Brust.
Das Elend sieht sie fruchtlos um Erbarmen,
Die Unschuld stirbt in ihren geilen Armen;
Mit Schauder spricht von ihnen das Gerücht,
Wie von der Schlangen giftigem Gezücht."

„Die Frevler rief, der Krieger Zahl zu mehren,
Von Feinden rings bedroht, das Frankenland.
Froh sprangen sie vom Borde der Galeeren,
Wo sie der Ketten Last an's Ruder band;
Die sind des Kerkers feuchter Nacht entronnen,
Und grüßen mit Geschrei das Licht der Sonnen,
Wen schwere Schuld auf ferne Inseln stieß,
Wer knirschend einst das Vaterland verließ."

„Und mancher, der mit steten Hammerstreichen
Dem Golde nachgespürt im tiefen Schacht,
Und Und'rer Schätze dann mit schwerem Keuchen
Auf träger Schleif' empor an's Licht gebracht;
Wen streng Gericht an schwere Karren spannte,
Wem heißes Erz den Rücken schändend brannte,
Wer Steineslast zum Bau der Festung trug,
Und wem die Geißel blut'ge Striemen schlug:"

„Die jubeln nun, der harten Zucht entlassen;
Doch keinen hat sein ernst Geschick bekehrt,
Sie freuen sich, das scharfe Schwert zu fassen,
Die Strafe hat nur Rachedurst genährt.
Mit Raub und Mord, mit jeglichem Verbrechen
Will ihre Wuth die langen Leiden rächen.
So kehrt der Wolf mit lechzendem Gebiß
Zum Mord zurück, wenn seine Kette riß."

„Die zieh'n voran mit grellem Hörnerschalle,
Wild durcheinander fluthet ihr Gemisch;
Ihr Mund verletzt die stillen Bürger alle
Mit der Verachtung spöttischem Gezisch.
So wie der Ziegen lüstern Volk, geleitet
Von Knabenhand, die Ordnung überschreitet,
Die nascht am Zaune, jene anderswo,
Die springt in's Gras und meckert schadenfroh;"

„Er ruft umsonst die Zögernden vom Hage,
Und wirft die Naschenden mit schnellem Stein,
Er droht umsonst mit zorn'gem Peitschenschlage,
Umsonst ist Schmeichelei und scheltend Schrei'n:
So zieh'n der Frevlerbande lose Reihen,
Die keinen Führer, keine Strafe scheuen;
Die säumen träg, die jagen wild voraus,
Die stürmen frech in jedes nahe Haus."

„Vorüber war der Marsch der wilden Schwärme;
Ich wähnte, daß der Zug zu Ende sei.
Horch! da verkündet steigendes Gelärme,
Es ziehe noch ein zweites Heer herbei.
Wie erst nur einzeln schwere Tropfen fallen,
Wenn schwarz daher Gewitterwolken wallen,
Bald aber stürzt des Regens voller Guß,
Der Teich wird See, das Bächlein schwillt zum Fluß:"

„So folgt der Vorhut nun die Heeresmasse.
Wie ein geschwoll'ner Strom zum hohen Rand
Die beiden Ufer füllt, man sorgt, es fasse
Das Bord ihn nicht, er breche wild in's Land:
So ist der Krieger unzählbarer Menge
Der breiten Straße weiter Raum zu enge,
Und dicht gedrängt, wie zieh'nder Schafe Schwarm,
So zieh'n sie Wehr an Wehr, und Arm an Arm."

„Damit ihr Prunk uns Dürftige beschäme,
Hat sich das Heer mit aller Pracht geziert.
Und daß man überall ihr Nah'n vernehme,
So werden alle Trommeln laut gerührt.

Wie's kracht, wenn zu gewölbten Felsengängen
Minirer den Granit des Berges sprengen;
So dröhnet unter'm weitgewölbten Thor
Und durch die Gassen hin der Trommeln Chor."

„Drauf hörten wir die Kriegsmusik erklingen;
Sie rauscht vorbei. Der Grenadiere Reih'n,
Getragen von der Töne raschen Schwingen,
Zieh'n prangend jetzt durch off'ne Pforten ein,
Wie in den Port, von langer Fahrt zu rasten,
Die Flotte kömmt mit einem Wald von Masten;
Sie zieh'n einher in fest verbund'nem Schritt,
Die Erde zittert unter ihrem Tritt."

„„Sieh', Schauenburg!"" umweht mich ein Geflüster.
In scheuer Furcht entblößt sich jedes Haupt.
Wie grimmig ist des Feldherrn Blick, wie düster!
So schaut der Tiger, der nach Beute schnaubt.
Den Bau der Glieder kann ich starken Eichen,
Die trotzend Sturm und Wettern steh'n, vergleichen.
Auf frecher Stirne thronet Uebermuth;
Sein breites Antlitz brennt in Zornesgluth."

„Auf rothem Rosse kömmt er hergeritten;
Von Gold und Silber starrt sein Prunkgewand.
Ein reicher Gürtel schlingt sich blendend mitten
Um seinen Leib', und wie am Felsenstrand
Der weiße Schaum bewegter Wellen bebet,
Und wechselnd bald sich senkt und bald sich hebet,
So tanzt auf seinem Haupt in Schneesglanz
Des weißen Federbusches üpp'ger Kranz."

„Doch ob die reiche Pracht auch wohlgefalle,
Wer wagt des Feldherrn finst're Stirn zu schau'n?
Sie heischt, daß Alles bebend niederfalle.
Verscheucht die Liebe, wecket banges Grau'n.
Die Rechte läßt des Stahles Schärfe blinken;
Mit rauhem Herrscherton, mit stolzem Winken
Lenkt er gebläht sein stumm gehorchend Heer,
Ein zorn'ger Gott im stillen Wolkenmeer."

„Mainoni reitet an des Feldherrn Seite,
Er nennet sich Neapels tapfern Sohn;
Doch frühe lockt ihn Sehnsucht in die Weite,
Ein Knabe noch, folgt er den Lagern schon.
Man sieht auf schwarzem Roß den Helden prangen;
Des Mittags Sonne bräunt' ihm Haar und Wangen,
Der Augen Gluth, der Mienen Unbestand,
Die stete Hast verräth sein Heimatland."

„Das heiße Blut läßt nirgends ihn verweilen,
Nie rastet seines Pferdes Sturmesflug;
Bald sieht man ihn zurück zum Nachtrab eilen,
Bald jagt er weit voraus zum Vorderzug
Weh', wen auf Fehlern diese Blicke trafen!
Schon ist er da mit scharfem Wort zu strafen,
Dem Rüden gleich, der um die Heerde feucht,
Und bellend jedes Schaf vom Abweg scheucht."

„Doch lieblich wie ein Engel anzuschauen
Ist Müller zu des Feldherrn linker Hand;
Mildleuchtend weckt sein Auge froh Vertrauen,
Der erste Blick hat jede Furcht verbannt.
Wie um den Mond der Silberwolke Flocken,
Weh'n um sein hold Gesicht die blonden Locken,
Die Miene zeugt und lauter Ruhm erzählt,
Daß er den Heldenmuth mit Huld vermählt."

„Mit sanftem Händewink und milden Blicken
Erwidert er der Menge freud'gen Gruß;
Doch scheint verhehlter Kummer ihn zu drücken,
Daß er den Fahnen Schaumburgs folgen muß.
Sein edler Sinn läßt uns das Beß're hoffen;
Er hält das Ohr gerechten Klagen offen;
Den deutschen Stamm bewährt sein Angesicht,
Und uns're Zunge hört man, wann er spricht."

„Sein weißes Roß verlangt mit Sturmesflügel
Dahinzujagen, zürnet und beschäumt
Mit knirschendem Gebiß die gold'nen Zügel;
Doch wie es stampft und wiehert und sich bäumt,

Leicht wird sein Ungestüm von ihm bezähmet,
Wie Sturm unedler Leidenschaft beschämet
Vor dem Gebote reinen Willens schweigt,
Und sich gehorchend seinem Joche beugt."

„Ich kenne nicht der andern Führer Namen,
Denn keiner gab mir kundigen Bescheid.
Wie vor ihm her, so hinter Schau'nburg kamen
Auf Fahnen Fahnen stets im Heergeleit.
Wie Wasser quillt aus ew'ger Felsenader,
So folgten endlos sich die Kriegsgeschwader;
Schon war der zweiten Stunde Lauf vollbracht,
Und stets ergoß sich neue Heeresmacht."

„Wer zählt in See und Strom die Brut der Fische?
Der Blätter Menge, die im Walde rauscht?
Wer zählt die Vögel, wenn ihr bunt Gemische
Den kalten Nord an warme Zonen tauscht?
Wer kennt im weiten Feld die Zahl der Aehren?
Der Tropfen Zahl, wenn Wolken sich entleeren?
So wenig thut euch je der Zeugen Mund
Die Zahl der fremden Kriegesvölker kund."

„Wie den der Schwindel faßt, der in die Wellen
Des schnellen Bergstroms staunend niederschaut,
Wenn Regengüsse seine Fluthen schwellen,
Und Schnee und Eis im Frühling aufgethaut:
So schien der Grund sich wankend zu bewegen,
Und Erd' und Himmel drehend sich zu regen,
Als endlos Schaar auf Schaar in raschem Tritt
Vor meinem starren Blick vorüberschritt."

„Doch endlich wallt das Volk zu Fuß vorüber,
Da siehe, folgt ein and'rer Zug ihm nach:
Noch dichter wogt der Staub empor, noch trüber,
Man hört ein lautes Rasseln und Gekrach,
Wie die Lawinen donnernd sich verkünden,
Und wie's in unsrer Gletscher tiefen Schlünden
Dumpf tost, wenn das Eis zusammenkracht,
Bezwungen von der Sommersonne Macht:"

„So hallt es dumpf. Die starren Blicke fragen:
Da rollt das schreckliche Geschütz heran,
Und rasselnd zieh'n gewalt'ge Kriegeswagen
Und dichter Troß auf tief gefurchter Bahn.
Nie sah ich einen solchen Zug von Rossen
Und Wagen über uns're Flur ergossen,
Wenn alles Volk im Sommer froh sich rührt,
Und heim der Matten duftend Grummet führt."

„Jetzt kam" — doch der Erzählende vollendet
Die Kunde von der Franken Einzug nicht;
Denn Flühler, der sich trauernd abgewendet,
Stört durch erschrock'nen Ausruf den Bericht:
„Ha, seht, was drüben am Gestade schimmert,
Und dort durch Hergiswyls Gefilde flimmert!
Vernehmt ihr nicht der Hörner nahen Ton?
In unsern Marken steh'n die Franken schon!"

Flobert. Aus dem 6. Gesang.

Dieweil im Drachenried an allen Enden
Des heißen Kampfes Lohe sich erhebt,
Und trüb und schwer an allen Bergeswänden
Und über'm Thal das Rauchgewölke schwebt,
Zieht Flobert schnell, in tiefer Todtenstille,
Vertrauend auf des Dampfes dichte Hülle,
Sein harrend Kriegesvolk aus träger Ruh,
Und leitet es des Roßlochs Klüften zu.

Gleich schlauen Füchsen, die auf leisen Zehen,
Den Schwanz gesenkt, gespannet jeden Sinn,
Des Dorfes Höfe still umzieh'n und spähen:
So schleichen sie die dunkeln Steige hin.
Und so wie Nachts die räuberischen Eulen,
Wenn Regen stürzt und rauhe Stürme heulen,
Mit leisem Flug, im Auge Feuergluth,
Sich werfen auf entschlaf'ner Vögel Brut:

So zieh'n sie still. Des Fußsteig's dünner Faden
Führt sie durch's Ried, entlang dem stillen Bach.
Nun folgen sie ihm auf beengtern Pfaden
Links hingewandt zum Felsenschlunde nach,

Und staunen, wie der Wasserfluth Gewalten
Des Bergs granit'ne Mauern hier gespalten,
Und wie der Bach, so friedlich jüngst, erbost
Auf einmal jetzt von Fels zu Felsen tos't;

Wie seine glatten Wasser plötzlich schäumen,
Und an die Klippen spritzt ihr weißer Gischt;
Wie schnell in dieser Klüfte düstern Räumen
Der frohe Tag in Dämmerung erlischt;
Wie kalt auf einmal hier im Erdenbauch
Der feuchten Lüfte rauher Athem hauche;
Und wie der Berg, senkrecht emporgereckt,
Bis in die Wolken seine Stirne streckt.

Schmal ist des Felsenschachtes düstre Schwelle,
Der Pfad von wüstem Bergesschutt beengt,
Und neben ihm hat auch des Baches Welle
Mit lautem Ungestüm sich eingedrängt.
Nur einzeln können sie den Paß gewinnen,
Zum dünnen Faden muß das Heer sich spinnen;
Gleich einer ungeheuern Schlang' im Moor
Schleppt sich der Zug gedehnt durch's Felsenthor.

Jetzt senken jäh hinunter sich die Thäler,
Der Berge Krümmung hemmt den freien Blick;
Die Bahn wird immer rauher, immer schmäler,
Und drohend über Scheitel und Genick
Der Wand'rer wölben sich die nied'rn Felsen;
Gebückten Hauptes, mit gesenkten Hälsen,
Zieht sich der Franken stummes Heer hinab,
Bang irren sie durch's düst're Felsengrab.

Noch steh'n die Letzten an des Passes Schwelle,
Die Griten nahe schon an Alpnachs See,
Und freu'n sich der erhöhten Tageshelle;
Da überfällt sie jählings Tod und Weh.
Fruon; läßt sich nicht von Frankenlist berücken,
Längst kennt er sie mit allen ihren Tücken;
Längst hat er beide Höh'n mit Volk bedeckt,
Doch tief in's Walderdunkel es versteckt

Wo um den Schacht die hohen Zinnen ragen,
Hat es mit Art und Schwert des alten Hains
Gewalt'ge Fichten fällend umgeschlagen,
Und hoch gehäufet Vorrath des Gesteins.
Jetzt, da die Franken durch des Berges Engen
Sich mühsam vorwärts an's Gestade drängen,
Und das Gestrüpp gleich Schlangen sie umflicht,
Greift sie stracks das schrecklichste Gericht.

Der Führer gibt mit seinem Horn das Zeichen,
Und donnernd stürzt des Holzes schwere Wucht
Und rasselndes Gestein; die Feind' erbleichen,
Vergebens suchen sie den Pfad zur Flucht.
Vorn sperrt ein Schützentrupp die Bergeslücken,
Hoch starren rechts und links die Felsenrücken,
Den engen Rückweg zwischen Fluh und Fluh
Sperrt selbst die Menge bang gedrängt sich zu.

Ha, wie die Felsen in den Abgrund schnellen,
Und hagelndes Gestein die Reih'n zermalmt,
Des Waldes Fichten gräulich sie zerschellen,
Daß Grund und Felsenwand von Blute qualmt!
Wie der Bestürzten Knie und Schenkel zittern,
Und Helme, Schwerter und Geschosse splittern!
Sieh, wie der Schutt, der vom Gebirge kracht,
In Einem Nu zerstäubt die stolze Macht!

Wie wenn der Föhn vom Berge die Lawinen
Hinunterschleudert, riesenhoch gethürmt,
Das Volk im Thal, mit schreckenvollen Mienen,
Den Donner hört, der jählings niederstürmt —
Hinsinkt der Wald, sein Schutz, dem Stoß erliegend;
Auf Dörfer hin und Fluren wälzt sich siegend, —
Hier rettet keine Flucht — der Riesenball;
Schnell wie Gedanken überrascht sein Fall:

So faßt Entsetzen hier der Franken Sinne,
Da sie sich plötzlich überfallen seh'n.
Tod wälzt sich von des Roßbergs hoher Zinne,
Tod wälzt sich von des Drachenberges Höh'n;

Und wollen sie die Felsenwand verlassen,
So droht des Mehlbach's Strudel sie zu fassen:
Er schleudert sie hinab von Fluh zu Fluh,
Und wälzt dem See zerquetschte Leichen zu.

Jetzt aber haben beide Felsenmauern
Des stürzenden Verderbens sich entleert.
Der Rest der Franken, die in Höhlen kauern
Und wo Gebirgsspalten Schutz gewährt,
Schlüpft scheu hervor, und strebt durch Schutt und Leichen
Die Freund' im Drachenriede zu erreichen;
Doch keiner kehret aus der Schlucht zurück,
Und bringt die Kunde von des Heer's Geschick.

Denn hoch herab von sichern Bergesspitzen,
Und tief heraus aus festverschloss'ner Schlucht,
Und quer hervor aus Wald und Felsenritzen,
Wehrt pfeifend Blei den Zagenden die Flucht.
Erst da der Franken letzter hingefallen,
Sinkt Todtenstille in die Felsenhallen;
Der Mehlbach aber braus't, von Blute roth,
Als sänge er stolz der Fremden Schmach und Tod.

Zoller's Tod. Aus dem 7. Gesang.

Doch wie der Mond der Sterne Licht verdunkelt,
So überstrahlt die Andern Zoller's Muth!
Wie Donner schallt sein Ruf, sein Auge funkelt,
Die Brüder all' entzündet seine Gluth.
Stets rastlos eilt er, weise hier zu rathen,
Dort ist er leuchtend Vorbild kühner Thaten;
Hier straft die Fliehenden sein Flammenblick,
Dort ruft er zu Verwegene zurück.

Bald wählt sein treffend Rohr in ferner Weite
Sich Franken aus zum unglückseligen Ziel,
Bald bahnt sein Schwert dem tapfern Heergesellen
Schnell einen Pfad in's dichte Feindgewühl;
Und wo die Franken es mit Macht bedrängen,
Naht er, ein Donnerstrahl, sie zu zersprengen:
Wenn siegend schon der Feind mit Fesseln band
Den rettet seine schnelle Helfershand.

Er ist des Hauses Fundament; die Säule,
Die hoch und stark des Tempels Wölbung trägt,
Die starke Burg, die bei des Sturm's Geheule
In sicherm Schirm den bangen Wand'rer hegt;
Der Brücke Pfeiler, der den Eisesschollen,
Wenn sie im Lenz geborsten niederrollen,
Und dem Gewässer, das sich brausend schwellt,
Den festen Felsenfuß entgegenstellt.

Auch Joseph, Joller's Sohn und Herzenswonne,
Der zwölf der blüh'nden Lenze nur gesehn,
Ist gleich der lichtbekränzten Morgensonne,
Die hellen Tag verkündet, anzuseh'n.
O Vaterlust, wenn an des Sprößlings Zweigen,
Der Zukunft gold'ne Früchte früh sich zeigen,
Und auch der Seele edler Keim entsprießt,
Wie Jugendreiz den zarten Leib umfließt!

Des Vaters Feuerkraft, der Mutter Milde
Sind hold gemischt in Joller's Sohn vereint;
Denn ob auch noch im zarten Knabenbilde
Der Reiz der sanften Weiblichkeit erscheint,
Doch lodern ihm von hohem Muth die Wangen;
Aus seinen Augen strahlet Ruhmverlangen
Und Männlichkeit, die früh des Knaben Kraft
Empor zur Bahn erhab'ner Thaten rafft.

Allein dem Vater folgsam, deß Befehle
Ihn in den Schutz der Mauer hingestellt,
Verweilt er da, wenn gleich die kühne Seele
Die junge Brust mit höher'n Wünschen schwellt.
Schlau weiß er, droht Gefahr, hinabzukauern;
Ging sie vorbei, so zeigt sich ob den Mauern
Sein Lockenhaupt, m's Feindesheer zu späh'n,
Und den geschossen Ziele zu erseh'n.

Er spannt den Bogen, schießt die spitzen Pfeile,
Womit er seinen Köcher angefüllt,
Und wo sie nah'n, die mörderischen Keile,
Aechzt bitt'rer Schmerz und heißes Blut entquillt.

Das hohe Lob der staunenden Begleiter
Begeistert mehr und mehr den jungen Streiter;
Es schwirret Pfeil auf Pfeil; ihr schneidend Erz
Durchbohrt so manches Haupt, so manches Herz.

Doch ach, indem er jetzt, vom Sieg verblendet,
Der väterlichen Warnungen vergißt,
Trifft ihn ein Feindesball, und plötzlich endet
Der blüh'nden Jugend flücht'ge Wonnefrist.
Die Kugel hat sein reines Herz zerrissen;
Todt sinkt er hin; sein frühes Sterbekissen
Ist einer Alpenrose blüh'nder Strauch,
Sein Geist entschwebt in ihrer Düfte Hauch.

Dem Vater kommt die jammervolle Kunde;
Er fliegt herbei, sieht seinen Sohn im Blut.
Da bohret ihm der Schmerz die tiefste Wunde,
Doch sacht er höher nur die Streitesgluth.
„O, seufzt er, rufst du, Heiland, ihn von hinnen,
So laß der Unschuld Blut uns Sieg gewinnen,
Und seiner Mörder hingemäh't Gebein
Beschwicht'ge dieses Herzens Flammenpein."

„Die heißen Stunden des Gefecht's zu kürzen,
Kommt, Freunde, kommt! das Haupt mit Sieg geschmückt!
Laßt uns den Feind in's Thal hinunterstürzen,
Er hält sich nimmer, wenn der Anfang glückt,
Ich brech' euch Bahn, ich decke sie mit Leichen,
Der Himmel hör's, ich werde nimmer weichen:"
Er spricht's und heißt die dünnen Kämpferreih'n
Dem letzten Streit die letzten Kräfte weihn.

Da, sieh! eilt Ackermann daher mit Keuchen,
Dem er auf's Stanzerhorn zu gehn gebot,
Mit späh'ndem Blick die Tiefe zu durchstreichen.
Sein blaß Gesicht verkündet Schreck und Noth.
„O Unglückstag! der Franken Waffen siegen!
Am Vier und im Drachenried erliegen
Die Brüder überall; in Wald und Schlucht
Ist unser Volk in schreckenvoller Flucht."

„Am Strand entstürzt der Feind dem Schoos der Nachen,
Er hat Kirsten, hat Stansstad erkämpft;
Und wie aus einer Hölle glüh'ndem Rachen
Steigt rings die Gluth, von keiner Hand gedämpft."
Und es entgegnet Zoller den Berichten:
„Floh'n jene, wir doch bleiben treu den Pflichten,
So lang der Odem unsern Busen hebt,
Und Stärke noch in diesen Armen lebt."

„Wenn dort die Franken uns're Brüder jagen,
Gleich flücht'gem Wild, wohlan, so laßt uns hier
Hinwieder sie zurück zum Thale schlagen;
Schwärzt jene Schmach, so schmückt euch Ruhmeszier.
Bald flieh'n die Franken wieder zu den Schiffen,
Seh'n sie von uns im Rücken sich ergriffen,
Und will das Schicksal, daß wir untergehn,
Wohl uns, die nie der Knechtschaft Tage sehn!"

Allein betäubend gleich dem Donnerschlage
Traf aller Andern Ohr des Spähers Wort,
Und laut erhebt sich Weheruf und Klage.
Mit eig'nen Augen seh'n sie hier und dort
Rauchsäulen tief im Thale sich erheben,
Und wenn sie nicht um's eig'ne Schicksal beben,
So füllt sie bange Furcht für Weib und Kind,
Die dort dem Sieger bloßgegeben sind.

Und Turer spricht: „O Bruder laß uns weichen!
Der Himmel will's; dem Lande frommt es nicht,
Bedecken wir den Berg mit unser'n Leichen,
Indeß der Feind in uns're Hütten bricht.
So schone deiner braven Wehrgenossen;
Des Blut's genug ist überall geflossen;
Laß diese Wenigen in's Thal entfliehn,
Und sich die Ihrigen zu retten mühn."

„Nicht Furcht beherrscht mich; mögt ihr alle richten,
Ob ich der Schlacht Gefahren heut' gescholn.
Jetzt mahnen Lieb' und Klugheit schnell zu flüchten;
Im Staub gehorche Gott der Erdensohn.

Groß ist's zu weih'n dem Vaterland das Leben,
Noch größer sich in Gottes Rath ergeben,
Den Becher trinken bitt'rer Wermuth voll,
Gelass'nen Sinnes, ohne Zorn und Groll."

Der Führer wankt; bald reißen Muth und Ehre
Und Vaterschmerz in's Treffen ihn zurück;
Bald ruft ihn, daß er dem Verderben wehre,
Sein Weib, die Kinderschaar, sein schönstes Glück;
Und wie sein Blick die Kämpfer überzählet,
Sieht er bestürzt, wie mancher Lapf're fehlet,
Die der Franzosen Uebermacht erdrückt,
Und heißer Wunden Schmerz dem Streit entrückt.

„So sei's denn!" ruft er aus, „das traur'ge Leben
Errette, wem das Schicksal es vergönnt!
Ich aber will mich euch zum Opfer geben,
Daß ihr der Franken Wuth entrinnen könnt.
Flieht, schützt die Frau'n und die verlass'nen Kleinen:
Vergesset nicht der schmerzgebeugten Meinen!
Zerstreut euch, leichter fliehet ihr zertrennt,
In Klüft' und Wälder, die kein Franke kennt."

Die Kämpfer, seinem Wort gehorchend, stieben
Nach allen Seiten hin im Augenblick.
Nur Joller und sein Bruder sind geblieben.
Sie opfern sich dem zürnenden Geschick.
Verlassen stehn sie auf des Berges Spitze,
Und hemmen der Verfolgung wilde Hitze;
Einsamen Eichen im Gebirge gleich,
Allein befehdet von der Blitze Streich.

Wie heftig auch die Franken auf sie dringen
Mit blankem Schwert und donnerndem Geschoß,
Sie steh'n, wie von des Sturmes wilden Schwingen
Ringsher umbraus't ein festes Doppelschloß.
Der Mund des Feindes selber muß sie preisen,
Die Lapfern, deren hochgezücktes Eisen
Den Andrang der vereinten Schaaren hemmt,
Wie oft den Strom ein Paar von Felsen dämmt.

Doch auch dem Großen naht die letzte Stunde.
Von manchem Schusse schwer getroffen fällt
Der fromme Turer; mit erblaßtem Munde
Befiehlt er seinen Geist dem Herrn der Welt,
Bekennt in Demuth seines Lebens Mängel,
Und Glaub' und Hoffnung hebt zum Sitz der Engel
Den Sterbenden empor; zu süßer Ruh
Schließt er die leidesmatten Augen zu.

Auch Joller sinkt, Nidwaldens letzte Stütze,
Der für den heil'gen Kampf zuerst gestimmt.
Es schmerzt ihn nicht, daß feindliches Geschütze
Dem freudenlosen Leben ihn entnimmt.
„Du, Rächer, wirst Helvetien einst rächen!"
So spricht er, und des Helden Augen brechen.
Bewundernd sieht der Feind die Todten an,
Dann eilt er vorwärts auf erkämpfter Bahn.

Dr. Jos. Anton Henne.

Joseph Anton Henne ist den 22. Juli 1798 in Sargans, Kt. St. Gallen, geboren, der Sohn eines Handwerkers. Von seinem Vater im Jahr 1810 in das nahe Kloster Pfäfers gebracht, begann er schon 1815, von Ossian begeistert, ein episches Heldengedicht, „Kamor," in Hexametern, zog 1816 als Novize des Benediktiner-Ordens die Kutte an, verließ aber aus innerm Drange am 22. Juli 1817 das Kloster und liebe Lehrer und setzte seine Studien in Luzern fort. Hier gestaltete er sein Epos zum „Diviko" um (die Hexameter verwandelten sich in Strophen) gewann durch dasselbe die Freundschaft der Dichter Salis, K. Wyß, Bernold und des Humoristen Gügler, wie 1820 in Heidelberg die Theilnahme Grotefends, Jean Paul's, Tiedge's, Kreuzer's und Mone's und in Freiburg i. B. 1821 diejenige Schreibers und Rotteck's. In die Schweiz zurückgekehrt wurde er Lehrer der Geschichte am Fellenberg'schen Institut in Hofwyl, ließ 1824 in Basel seine „Lieder und Sagen aus der Schweiz" erscheinen und arbeitete den „Diviko" zum zweiten Mal um, indem er die Strophenform verwarf. Nach seiner Promotion in Heidelberg (1825) erschien das Epos 1826 bei Cotta, durch eine Unzahl Druckfehler entstellt. In demselben Jahre noch erhielt Henne durch die Bemühung des sel. Landammanns Müller-Friedberg einen Ruf als Kantons- und Stiftsarchivar an die Stiftsbibliothek in St. Gallen (das älteste Schweizerarchiv), schrieb hier, nachdem er 1827 seine „Frida" geheirathet, die von der betreffenden kathol. Prüfungskommission stark beschnittene „Schweizerchronik" und warf sich, als die Volksbewegung 1830 losbrach, von dieser Zeit an mit dem Feuereifer eines grundsätzlichen Radikalismus in's öffentliche Leben der Dreißigerperiode. Er fungirte nach einander als Präsident des Kassationsgerichtes, als Mitglied des Großen Rathes, als Präsident des kathol. Erziehungsrathes, wurde Professor der Geschichte an der von ihm und Federer regenerirten Kantonsschule, und begann jetzt schon jene mythologischen und chronologischen Forschungen, als deren jüngste und reifste Frucht das von staunenswerther Combinationsgabe zeugende Werk „Manethôs, die Origines unserer Geschichte und Chronologie" (Gotha, Friedr. Andreas Perthes, 1865) zu betrachten ist, worin der gelehrte Verfasser namentlich auch seine Annahme der Autochthonie der weißen (arischen) Race in Europa neu begründet hat. Es liegt nicht in unserer Aufgabe, hier die geo-

graphischen und historischen Leistungen, Forschungen und Entdeckungen Henne's aus dieser und der spätern Zeit seines Lebens zu besprechen; wir bemerken dagegen, daß sich das rhetorische Talent unsers Dichters während der Zeit der politischen Kämpfe, in die er eingetreten war, und die auch für sein Privatleben manche herbe Stöße und Schwankungen in Gefolge hatten, dermaßen entwickelte, daß er neben dem sel. Landammann Sidler von Zug unbestritten der erste Volksredner der Schweiz genannt werden durfte. Von seiner Stelle in St. Gallen verdrängt, folgte Henne 1842 einem Ruf als Lehrer der Geschichte an der Hochschule in Bern, nahm aber am 6. März 1855 wieder seine Entlassung (Henne war ein Sprecher der Bärenmatte gewesen) und siedelte neuerdings als Stiftsbibliothekar nach St. Gallen über. Durch den politischen Umschwung im Jahr 1861 zum zweiten Mal aus seiner Stellung entfernt, wurde er zum Sekretär des Erziehungsdepartements und des Erziehungsrathes gewählt, welche Funktionen er gegenwärtig noch besorgt.

Noch in Bern hatte Henne die Novelle „Der letzte Dominikaner in Bern" geschrieben; in St. Gallen „Die letzten Walser (Rätier) auf dem Romonten bei St. Gallen" (1861); ferner die Appenzellernovelle „Die Rache." Außerdem hat derselbe einen beachtenswerthen Cyclus von Asen-, Wolsungen-, Amelungen- und Nibelungenliedern bearbeitet, nicht in Simrock's Manier, sondern in der altheidnischen Gestalt der Edda und der Volkssage. Seit Jahren arbeitet Henne auch an einer reichen Sammlung derjenigen „Volkssagen," welche die Mythologie unserer Vorfahren zum Kerne haben.

Lieder und Sagen aus der Schweiz von Dr. Henne von Sargans, Archivar des Kantons St. Gallen. Basel, 1824. — Zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Basel, Schweighauser'sche Buchhandlung 1827.

Diviko und das Wunderhorn oder die Lemanschlacht. National-Heldengedicht von Dr. Jos. Anton Henne aus Sargans in der Schweiz. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1826. 2 Bde.

Zerstreute Gedichte in schweizerischen Journalen, Almanachen und Festschriften. — Novellen.

Henne ist ein naturfrisches, urwüchsiges, aus der harmlosen Einfachheit, gesunden Kraft und kindlichen Gemüthlichkeit des Volkslebens herausgeborenes Talent. Die Sagenwelt seiner Heimat, die den phantasievollen Kopf des fleißigen Klosterschülers schon in jungen Jahren erhitzte, verbunden mit der Lektüre von Virgils „Aeneide" Fenelon's „Telemach," Geßner's „Idyllen," den deutschen Volks-

büchern und Chateaubriand's „Märtyrern" wirkten bestimmend ein auf unsern Dichter und ließen seinen mit dem wallenden Nebel einer heidnisch-christlicher Romantik erfüllten Geist jene episch-lyrische Richtung nehmen, der er nie untreu geworden ist. „Ich fühlte mich immer heimischer in der episch-lyrischen Welt; es war meine erste warme Liebe und blieb es. Die finstern Lerchenwälder ob dem Kloster füllten sich mit Fingal's Helden, und Wyßen's Volkssagen riefen die meiner Heimat in meine Seele zurück," schreibt er in der Vorrede zum „Tivito."

An den „Liedern und Sagen" hat die Liebe zu „Frida" einen großen Antheil. Aber Henne hat nicht nur in seine erotischen Lieder die ganze Wärme und Innigkeit einer in ihrem Geiste durchaus romantischen Liebe gelegt; auch in seinen übrigen lyrischen Gedichten, welche die wehmüthigen Klänge eines von dem Leben und den Ereignissen gedrückten Herzens, den Ausdruck seines tiefen Heimweh's nach dem geliebten Geburtsorte und den erhabenen Umgebungen des Wallensee's, die Ergüsse eines rein empfundenen religiösen Gefühls, den rührenden Trost an seine Mutter, die kühne Sprache der Hoffnung und die himmelstürmende des grübelnden Zweifels enthalten, hat er die ganze Mannhaftigkeit eines ehrenhaften Charakters, einen mit romantischer Gluth getränkten Patriotismus und eine Herzlichkeit des Gefühls offenbart, welche selbst den strengern Leser gewinnen und bestechen und ihn die Mängel dieser Jugendpoesien übersehen lassen.

Wir erwähnen außer der von uns getroffenen Auswahl, noch der Gedichte „Des Novizen Mailied," „In Heidelberg, 1820," „Der Abend," „Mys Sternli," „Der alte Meister," „An Müller," „Abendlied der Blinden," „Die Neujahrsnacht," „Das Blüemeli," „Der Salamander," „Das Lied vom grauen Bunde," welche sämmtlich das Gesagte bestätigen. In den Balladen „Die Nachtjungfrau," „Die Baisathienwand" und dem Romanzen-Cyclus" „Schön-Frida" hat uns der Dichter ahnen lassen, welche Früchte wir auch auf poetischem Gebiete von ihm zu erwarten gehabt hätten, wenn nicht seine Lehrthätigkeit, der Sturm und Drang der Journalistik und die gelehrte Forschung ihn verhindert hätten, seine glühende, aber in den Nebeln einer Ossian'schen Welt schweifende Phantasie durch poetische Bilder und eine vollendetere Technik zu binden und näher an die Wirklichkeit zu knüpfen, wie dies später in einigen zerstreut erschienenen Festgedichten, die wir „poetische Geschichtsbilder" nennen möchten, theilweise geschehen ist.

Man darf nicht vergessen, daß die Erzeugnisse der Henne'schen

Muse zum größten Theil in ein Alter fallen, wo man sich trotz aller Vorbilder und bildender Lektüre selten eines geläuterten Geschmackes und einer wahrhaft künstlerischen Auffassung seines Gegenstandes rühmen darf. Wir müssen dies vorausschicken, um in der Beurtheilung des „Diviko“ gegen den Dichter nicht ungerecht zu scheinen.

Was zunächst die Wahl des Stoffes betrifft, so ist dieselbe von vorneherein nicht zu tadeln. Die Lemanschlacht war eine siegreiche Vertheidigung und Rettung des heimischen Herdes, und wenn auch die keltischen Kulturformen anfänglich etwas fremdartig anmuthen, so gewährt doch das Zurückgreifen in die Vorzeit der Phantasie des Dichters jene Freiheit der Bewegung, die immer wünschbar ist, wofern nur im Stoffe Anhaltspunkte liegen, welche der Dichtung einen wirklichen Inhalt, einen realen, vom Geist der Sage und der Geschichte getränkten Boden geben. Allein eben dies ist beim „Diviko“ nicht in dem Maße der Fall, daß die Ausführung des Epos in einem Umfang von vierundzwanzig Gesängen zu rechtfertigen wäre. Man muß zwar gestehen, daß der Plan des Gedichtes großartig und allerdings, wie Grotefend meinte, in gewissem Sinn ächt homerisch angelegt ist; allein die verhältnißmäßige Armuth des Stoffes an poetischen Motiven drängte den Dichter zur eigenen Erfindung und ließ ihn einen offenbar zu weit gehenden Gebrauch von der Einführung des Wunderbaren machen. Auch die Herbeiziehung der nordischen Mythologie mußte, wenigstens theilweise (denn der Dichter hatte anderseits eine entschiedene Vorliebe für dieselbe) diese Blöße decken helfen.

Henne hätte aller Wahrscheinlichkeit nach den in seinem Stoff liegenden Mangel bei der Ausführung des Gedichtes überwunden, wenn nur seine Phantasie rein auf die epische Dichtart wäre angewiesen gewesen. Aber dieses vulkanisch glühende Naturell ist von einer ewigen lyrischen Unruhe durchzittert; die Phantasie unsers Dichters ist nicht jener mild und stätig glühende Aether, worin die poetischen Gestalten von allen Seiten scharf und klar begrenzt erscheinen, sondern der rothe Feuerstrudel des in der Tiefe aufgeregten Gemüthes, worin das Epos zur Lyrik zerschmilzt. Das Epos verlangt den Charakter der Objektivität, der vollen und scharfen Absonderung vom Subjekt. Der epische Dichter muß „auf das Auge organisirt sein;“ klar muß er uns die Dinge darstellen, sie mit dem poetischen Griffel in scharfen Umrissen in unsere Phantasie hinüberzeichnen. Dieses plastische Element, das wir auch bei A. E. Fröhlich vermißten, dagegen bei Reithard und Sal. Tobler mehr ausgeprägt fanden, fehlt dem „Diviko“, und es ist dies der wichtigste

Vorwurf, den wir ihm zu machen haben. Trotz aller gebrauchten Kraftwörter gleichen die Gestalten dieser Dichtung großentheils den Geistern Ossian's, die im Winde schweben; es sind Nebelbilder, die in einander überfließen, denen auch unsere großartige Natur und die patriotische Flamme des Verfassers keine rechte Realität einzuhauchen vermochte. Das Schlimmste ist noch, daß die häufigen und längern Reden der Personen des Gedichtes durch keine Uebergänge, sondern, wie im Drama, bloß durch den darüber gesetzten Namen derselben eingeleitet werden, wodurch das Epos zu seinem lyrischen Charakter anscheinend auch noch eine dramatische Form erhält.

Ungeachtet dieser wichtigen Mängel hat der „Diviko" viele Stellen, welche nicht nur durch die Bewegtheit der freien rhythmischen Form und die Hoheit der Empfindung, sondern eben so sehr durch die Erfindung und die ganze Darstellung dieser erträumten heroisch-mythischen Welt einen wundersamen Reiz und einen eigenthümlichen Zauber ausüben. Wir rechnen dazu vor Allem die von uns aus dem ersten Gesang ausgewählten Stücke. Vielleicht ist ein Theil dieses Effektes der eigenthümlichen, in gewissem Sinne barocken Sprache zuzuschreiben, die der Dichter für sein Werk geschaffen hat. Er wollte nämlich, wie er selbst sagt, unsere allemannische Sprache nach den Mustern vergangener Jahrhunderte beleben und bilden, vollendete zu diesem Zweck beinahe das ganze Gedicht in einer Mischung von alten und neuen Sprachformen, verwarf diese aber wieder und begnügte sich damit, die heutige Schriftsprache in geringerem Maße mit altallemannischen Formen zu versetzen. Wir werden auf diese Versuche am Schlusse unsers Werkes zurückkommen. —

Die Novellen unsers Dichters verläugnen den frischen und kräftigen Geist Henne's nicht, leiden aber an Ueberwucherung durch den historischen Stoff.

Mein Minnesang.

Wer spricht mir's ab, ich sei vom Sängerstamme,
Und mir sei Braga und Iduna hold?
Der muß mir stehlen aus der Brust die Flamme,
Und reißen aus dem Arm der Harfe Gold!

Fühlt ihr's, wie ich, wenn uns're hohen Firne
Erröthen wie von Freia's Allgewalt?
Die Nacht voll Freudezähren, voll Gestirne,
An Wodan's dunkler Wange feiernd strahlt?

Ist denn der alte Minnesang verklungen,
O alter Rhein, an deinem Götterstrand?
Sagt das nicht laut, ihr raschen Jungen,
Daß sie's nicht hören in dem Geisterland!

Eh' sie mich liebte, war ich stark im Sange,
Wohl Keinem weichend aus der Schwabenzeit;
Doch will ich singen jetzt in frohem Klange,
Dann regt sich's in mir wie ein herber Streit,
Und alle Saiten zittern wie in Zagen,
Und klagen.

Will ich dein holdes Aug', o Frida, malen,
So schaut's mich an in seinem milden Glanz,
So schaut's mich an, so möcht' ich in sein Strahlen
Versenken mich auf immer gar und ganz,
Und ach, mein Lied ist unter lauter Bangen
Vergangen.

Und vor mir schwebt's und läßt den Armen nimmer,
O weh, und vor ihm wie zerschmilzt mein Herz!
An diesem Busen ruhn, o ruhn für immer,
An dieser Lippe sterben, o Götterschmerz!
In dich mein Singen all, und all mein Denken
Zu senken!

O jetzt bin ich zum Dichter nicht geboren;
Mein Leben fordre, aber keinen Sang!
Als hätt' ich's rein aus dieser Brust verloren,
Als könnt ich stammen nur mein Lebenlang —
O weh, ein Knabe möchte jetzt im Singen
Mich zwingen!

Minneliedlin.

Ne, lat nit irren, frowe, üwri sinne,
Daz ih sy junch und ane bart!
An jaren bin ih wol ein chnabe zart,
Doch, wöllend mir'z gelouben, grys an minne.

O weltind ir ze chuſſene mih gemachen!
Man ſeit, im chuſſe wahst der bart.
Nu chuſſend, frowe, rein und zart!
Ob er wol wahst, wend ir'z verſuachen?

Was daz ein chuß? o myni ſinne!
Wie ſmerzet mich myn mund, o weh!
Ze löſchene, frowe, chuſſend meh,
Wan, gryfend an myn mund! ih brinne. —

An Cäcilie.

Einſam lebte die Sibylle,
Phöbos heil'ge Prieſterin,
An dem Meeresufer ſtille,
Schauend ihre Tage hin,

Bis der Gott vom Feuerwagen
Niederſtieg in Flammenluſt,
Bis die wundervollen Sagen
Strömten aus der Jungfrau Bruſt.

Und ſie ſchrieb in ihrer Grotte,
Doch auf leichte Blätter nur,
Was ihr, eingehaucht vom Gotte,
Schaudernd durch die Seele fuhr.

Nur wer zu geweihter Stunde
In das ſtille Herz ihr ſah,
Der vernahm die hehre Kunde
Und das Schickſal trat ihm nah;

Aber floh'n, von rauhen Winden
Einſt erſchreckt, die Blätter fort,
War es nimmermehr zu finden
Der Sibylle großes Wort.

Was im Innern zart entsprungen,
Stille Wehmuth, stille Lust,
Leblos wird es wenn's erklungen,
Ist nur heilig in der Brust

Klingelt herzlos durch die Menge,
Eine flücht'ge Blätterschrift,
Und die Saite lockt nur Klänge,
Wo sie eine Schwester trifft.

Nach Vollendung des „Diviko."

Vollendet ist's, verklungen der Harfenton,
Des Zwanges höhnend, scholl es aus freier Brust:
Aus vollem Herzen sang's der Jüngling,
Freudigen Bebens, das Lied der Alpen.
Wie schön du bist, umbirgtes Helvetien,
Du Land der Freiheit, Land der Begeisterung!
Wie hehr die Alpen, Himmelsträger,
Lieblich die Thale an blauen Seen!
Nur Eines fleh' ich, schon in der Knabenbrust
Gehegt: in deinem Schooße zu sterben einst,
Daß deine Lüfte mich umwehen,
Wenn ich am Busen von Frida sterbe!
O Diviko's Barden, nehmet das Jugendlied!
Empfangt, empfangt, mich, Schatten Helvetiens
Umtönt im Abend mein Gebeine
Neben des Rheines geliebtem Ufer!

Abendlied.

Luaged, vo Bergen u Thal
Flieht scho der Sunneschtral!
Luaged, uf Auen und Matta
Wachsa die dunkela Schatta;
D'Sunn uf de Berge noh stoht,
Hei, wie sy d'Gletscher so roth!

Luaged do aben a See!
Heimatzua wendet ü 's Veh;
Loset, wie d'Glogga, di schöna
Trulig am Abed ertöna!
Ghüejerglüt, üseri Luft,
Thuast is so wohl i der Bruft!

Luaged uf Matten u Riet,
Dunkler der Schatta si zieht!
Luaged am Jura do enna,
Gseht er di Wulcha do brenna?
Hend er's scho füüriger gieh?
Hei, wie na brenniga See!

Stilla chunt aba die Nacht,
Aber der Herrgott der wacht.
Gseht er sel Sternli scho schyna?
Sternli wie bist du so fryna'
Gseht er, am Nebel selt stoht's!
Sternli, Gott grüeß di' wie goht's?

Losed, es seit jo: „War guat,
Hetmi nit Gott i der Huat?"
Fryli, der Vater vun Alla
Loht di gwüß währli nit falla.
Vater im Himmel der wacht,
Sternli, lieb Sternli, guat Nacht!

Unsterblichkeit.

Wie wird mir licht in meinem Herzen,
Wenn dich die schauernde Seele denkt,
Wenn sie, gebeugt von Erdenschmerzen,
In tiefem Gram sich zum Staube senkt!
O dann erhebt sich die Bruft,
Pocht schneller in himmlischer Luft:
Wenn stürzt mein Gebein und das Auge bricht,
Ich sterbe nicht!

Fest ankernd, und in heil'gem Schauen
Hängt meine bebende Seele an dir;
Und es verliert der Tod sein Grauen,
Er naht ein tröstender Engel mir.
Im Himmel dort
Da wohnt mein Hort;
Und naht er mit Schrecken zum großen Gericht
Ein Vater ist er, ich bebe nicht. —

Mag Todesgraun mich denn umdunkeln,
Wenn jede irdische Stütze weicht,
Ich sehe doch einen Stern mir funkeln;
Das Aug' wird helle, der Busen leicht.
Wer ist der bebt?
Ein Vater lebt!
Stürz' ein, o Welt! Lisch Augenlicht!
Ich sterbe nicht! —

Wort des Kronos.

Du suchst das Glück, und glaubst es zu finden, Freund?
Geadelt durch Verdienste und Manneswerth,
Hofft du am End' in süßer Ruhe
Liebend die Braut an das Herz zu drücken?
Was du begehrst, will Jeder des Erdenrunds;
Nach Glücke strebt's, und treibt sich und jagt nach ihm.
Doch hat es Einer je errungen?
Frage die Suchenden aller Zeiten!
Wer sagt es denn, daß hier es im Staube sei?
Zeig' mir den Brief, daß du es erjagen sollst!
Zu kämpfen bist du ausgesendet,
Wo du dich lagerst, es ist ein Schlachtfeld.
Hinaus warf uns der Gott in's Unendliche,
Gab Kraft und Flossen. Schwimm', wenn du leben willst!
Was weinst du denn, wenn es herandringt?
Willst du nicht schwimmen, so trink' den Tod ein! —
So ist denn dies am Ende das Einzige?

Wo bleibt der Vater denn, und das Schicksal denn? –
Wer hieß, o Thor, dich Menschennamen
Frech in die Blätter des Lebens kritzeln?
Hast du's gethan, so lies und erfreue dich
Am bunten Spielwerk; aber verzweifle nicht,
Wenn dich der Vater läßt versinken,
Wenn dich verstummend das Schicksal angrinzt!
Nur ringen darfst du. Hörst du den Hörnerschall?
Ein blutroth Banner, flattern die Himmel hin.
Ein Mann stehst du für dich alleine,
Du und das Schwert in der großen Heermacht.
Siehst du die Plänkler? Hörst du den Donner schon?
Es wogt dahin, ob euch ein Gewölk, der Tod.
Jetzt gilt's. Am Abend ist's gewonnen,
Oder verloren, es zieht die Nacht her.
Wer dann erwacht, der singe den Siegesgesang!
Drum werde Eisen, zwinge den Seufzer weg!
Steh' fest und wenn dein Heer verlöre!
Kämpf' und wenn droben der Gott nicht wäre!
Das Drama spielt, es spielte Jahrtausende,
Des Postens denk' und spiele die Rolle gut!
Löst man den Knoten wie ein Stümper,
Freu' dich, daß du der Poet nicht warest!

Wehmuth.

O hätt' es mich nicht hinaus getrieben
Vom Torkelfelde, vom Sarumstrand!
O wär ich am heimischen Herd geblieben,
Und hätte den Pflug in der Hand!

O stünd' ich im Feld bei unsern Bäumen,
Die kleine Herde um mich her;
O wie ich so selig in den Träumen
Der lieben Kindheit wär'!

O hört' ich die Glocken tönen wieder,
Wenn heim von der Alp die Sennen zieh'n!
O könnt ich auf schnellem Aargefieder
Zum See der sieben Berge flieh'n.

O hört' ich die Art im Forste schallen,
Wenn krachend die Tanne des Bergwalds sinkt!
O könnt' ich im laubigen Schatten wallen,
Wo man das Wasser der Alpen trinkt!

O könnt' ich auf die Kulmen sitzen
Und unter mir tief das Wallengau,
Und hinter mir die uralten Spitzen
Und ob mir des rhätischen Himmels Blau!

O könnt' ich zu Nachbars Minna treten,
Die meine Bänder so gerne trug!
Komm Minna, wir wollen pflügen, beten!
Ich habe nicht viel, doch genug.

O wär' ich ein Fischer im Zürichgaue,
Und in den Wellen all mein Gut!
Ich zöge, so wahr ich dem Gott vertraue,
Den Hort aus der kalten Fluth.

O wär' ich ein Jäger im Haslithale,
Ich nähme den Stutzer keck zur Hand,
Ich wäre oben jetzt im Morgenstrahle,
Am höchsten Grat im Berner Oberland.

Mit meinem Blute wollt' ich fest mich kleben,
Und klettern zum schwindelnden Todesziel,
Bis ich erspäht des armen Gemsleins Leben,
Bis es mir in die Mörderhände fiel.

O weh, ein schwarzer Geist mich hat betrogen,
Der mir die Lieder goß in meine Brust;
Mein Puls ist wild, mein Blut ein heißes Wogen,
Ein Feuerleben meine Dichterlust.

Die ich geliebt, die werd' ich nie umarmen,
Die ich in manchem süßem Lied genannt;
An meiner Gluth wird manches Herz erwarmen, —
Das meine bricht verlassen, unbekannt.

Die Glocke, die bei meinem Tod wird tönen,
Schon höre ich's, sie klingt in fremdem Land;
Ich schlumm're nicht bei meines Ganes Söhnen,
Wo meine Mutter liegt am Sarunstrand!

Des Sängers Frühling.

Wie still ist jetzt die Erde,
Kein Laut im nackten Hain,
Es hüllt des Winters Mantel
Sie ringsum deckend ein.

Die Quelle schläft, ihr Schwatzen
Dringt nicht zu meinem Ohr;
Des Schmiedes dumpfer Hammer
Schallt aus dem Gewölb hervor.

Es krachen Straßen, Brücken
Mit heiserem Frostgeschrei,
Der Wanderer mummt sich düster,
Und eilet schnell vorbei.

Der Nebel reckt das Barthaar
Hoch über die Alpen aus;
Das Vögelein schaut mit Schweigen
Aus seinem beschneiten Haus.

Die Nächte lang und schaurig
Sind wie ein stilles Grab,
Der Mond durch zerriss'ne Wolken
Schaut wie ein Gespenst herab.

So ruht die Brust des Sängers
Oft lange liederlos;
Doch walten Geistergestalten
In seiner Seele Schoos.

Wer darin könnte schauen
Bis in den tiefsten Grund,
Dem würd ein wunderbar Walten
Von seltsamen Wesen kund.

Sie sitzen an blauer Flamme
In ihres Berges Nacht;
Es fahren die kecken Gesellen
Zum allertiefsten Schacht.

Du siehst sie abwärts fahren
Die rührigen Zwerge hold,
Du siehst zu Tage sie kehren
Beladen mit rothem Gold.

Du siehst sie freudig dringen
Bis in des Erdballs Herz;
Da blühn die Edelgesteine,
Da strömen Bäche von Erz.

Welch' unterirdisch Leben,
Welch' blitzender, hehrer Glanz!
Da halten die Elemente
Den ewigen Geistertanz.

Da kommen sie wieder gegangen,
Sie schweigen, o frag' sie nicht!
Sonst spritzen sie rothes Feuer
Dir lachend in's Angesicht.

Indessen erwacht der Meister
Zu seiner Harfe greift;
Sein Blick wie minnetrunken
Hinaus in das Leben schweift.

Die Sonn' ist wieder kommen,
Es grüßt ihn der erste Strahl;
Die Brünnlein, junge Lämmer,
Sie springen durch's Grün ins Thal.

So strömt's durch meinen Busen,
Und was der Kritiker auch schreibt,
Ich will es dem Baum nicht wehren,
Der seine Knospen treibt.

Der Adler im Gewitter.

Es sank ein Wetter zu Thale,
Es brauste dumpf der Firn;
Aus Wolken schaut' im Strahle
Des Thor's erröthende Stirn.

Es wehten des Forstes Eichen,
Die Erde athmete schwer;
Die Menschen sah man erbleichen,
Als Wodan zog daher.

Die Thier' entflohen bange
Bis tief in Waldesnacht;
Der Aar nur lauschte dem Gange,
Und schaut' in die schreckliche Pracht.

Ihm zu rief bebend der Geier:
„O rette zu uns dich im Hain!"
Er aber, er athmete freier,
Und taucht' sich in Wetterschein.

„Was sollt' ich dem Odin beben?
Was fürcht ich des Thor's Gebraus?
Die Blitze sind mein Leben,
Und Donnergewölk mein Haus!" ...

Der Untergang Goldau's.

„Gott! wie's tost an der Gnyppenfluh, die Halde herunter!
Zitt're ich heute doch stets, denn es endet nimmer und nimmer
Oben am wilden Gebirg, und sofort unermeßlicher Regen
Gießt sich seit drei Tagen herab vom nächtlichen Himmel,
Daß von den Höhen rings wildfluthend entströmen die Bäche.
Wahrlich, kömmt mir der Mann nicht bald, ich sterbe vor Jammer;
Denn so kracht' es da oben noch nie seit Menschengedenken."
Also seufzet das junge Weib vor der offenen Thüre,
Dort in der Sentiweid, ganz oben am Fuße der Bergfluh,
Agatha, nun ein Jahr des Mettlers blühende Gattin.
Längst hinunter nach Arth war dieser zu Gnzler, dem Pfarrherrn,
Daß er besegne den Berg; es glaubte der biedere Schwyzer,
Kommen wolle vom Gnyppenspitz der gräuliche Fluhgeist,
Und verschütten das Thal nach alter Sage der Vorzeit.
Dumpf ertost es im Röthnerbann, und die Steinerbergfluh
Scheint wie bewegt; ihr pocht's in der Brust, mit zitternden Händen
Schürt sie die Flamme am Herd, sie bereitet den ländlichen Milchbrei
Gegen die Abendzeit dem harmlos schlummernden Säugling,
Und wie die Bleuse am rußigen Fels so lieblich emporwallt,
Glänzt die Wiege im Feuerschein bei offener Stube,
Oben das Kreuz an der Wand, und röthlich glimmen die Fenster,
Daß sie in Wonne dem Kleinen küßt das glühende Wänglein,
Der wie ein Engel im Schlaf, in Mariens Arme der Heiland.
Emsig schürt sie die Gluth und rühret emsig den Breistoff,
Viel auffahrend in Angst; denn grausig trümmert und bohlt es
Hoch an der wilden Fluh; es beben ihr alle Gebeine.
Wieder tritt sie hinaus, und schaut empor an's Gemeinomärcht.
Lieber Gott, wie das macht! wie's aufwärts rauchet, ein Nebel
Ueber dem Schwendigrat, und die Steine rollen vom Bergjoch!
Dumpf jenseits an der Rigi erschallt's, und noch immer der Mann nicht!
Gott, wie ist's unheimlich, allein zu sein im Gebirge!
Donnert es, traun, als wolle der Berg herkommen zur Tiefe! —
Schau, wer tritt denn heran? Was kömmt herein in die Hausflur?
Blühendjung ein Zwergenweib, im Arme das Kindlein.
Agatha, grüße dich Gott! wohl grausig ist es hier oben.
Hoch vom Berg komm' ich, durchnäßt vom fallenden Regen,

Und erfroren mir fast und fast mir verhungert das Kindlein.
Wirst du von deinem Brei um Gotteswillen mir geben?“ —
Aber die Schwyzerin schaut verwundert die Frau und das Kind an,
Das aus dem Busen ihr blickt mit Augen frisch, wie des Bächleins,
Kennt wohl das kleine Geschlecht der höhlenbewohnenden Leute,
Hebt das Pfännchen vom Herd, das aufkocht, lauten Gebrodels,
Theilt den Kindlein ab, — da fasst sie am Arme das Fräulein:
„Nimm den Meiretli schnell! nicht Zeit ist jetzo zu essen.
Hörst du, wie's thut?“ Und erschreckend beginnt die zärtliche Mutter:
„Donnert's doch oft im Gebirg und nimmer weckt ich den Kleinen
Auf aus dem Abendschlaf, das störte den heiligen Engel.“
Krach! wie der Donnerklapf erdröhnt es tief in der Erde,
Daß sie zu Boden sinkt: „Hilf Jesus! Das jüngste Gericht kömmt!“
Windschnell ist sie hinein, und mit heiter lächelndem Antlitz
Blickt der Knabe sie an und streckt ihr schmeichelnd die Händlein,
Ach, da wallt's voll Ahnungsgefühl im Busen der Mutter.“
„Knabe, dich hat dein Engel geweckt!“ und sie fasst ihn und eilet
Fort mit der Zwergin. Es tost so wild! sie fliehen gen Abend.
Aber die Zwergin ist fort, nachdem sie erreichet den Fußpfad.
Schau', wie taumelt die Gmeindmärchtlihh herunter zum Tanzwald'
Schau', wie die Schwyzerin eilt, und hinter ihr donnert der Bergsturz
Näher und näher, o Gott' und unter den Füßen der Grund wankt!
Bleichen Gesichts, mit fliegendem Kleid, zart schützt sie den Säugling,
Hart vor dem großen Geröll, vor dem laut verfolgenden Berggeist,
Der durch den Röthnerbann, und über die Bächen und Gribich hin
Hinter der Mutter vorbei, als dürft' er nicht nahen der Mutter,
Brüllend in Flammen und Rauch mit dem ganzen Gebirge zum Grund fährt.
„Alles ein Grab bis zur Fallenfluh! Das jüngste Gericht ist's!
Röthen und Goldau sind weg, jetzt wird die Rigi versinken!
Weh, schon wanken die Berge im Grund! Erbarmen, Erbarmen!“
Jetzt wird's fürchterlich still, und immer dunkler und stiller,
Hoch an die Rigi hinan, das weite, unendliche Grab hin.
„Ach, so schluchzet ne laut, und drückt den stammenden Kleinen
An den bebenden Mund, an ihren schlagenden Busen:
Allbarmherziger Gott! Ich allein lebendig? Wo aus nun?
Laß mich zu ihm, was soll ich allein auf dem einsamen Weltgrab? —
Horch, es naht wie ein Mann! Und horch, es ruft wie der Vater!“
Auf der Knabe nun lauscht, und schaut, er beugt um die Scheune!

„Bläsi, du bists!“ — „Ach, Agatha du!“ — in wildem Entzücken
Stürzt der Schwyzer an's Herz des freudebebenden Weibes.
„Süße Seele, du lebst? du bist mir wieder gegeben?
Ach, ich glaubte dich todt, und Alles todt und verschwunden,
Als ich zurück kam und der Bergsturz gegen mich herschritt,
Bis mich ein Bergweib faßte am Arm und entführte dem Schutte,
Dann mich aufwärts wies, und eben entschwand in die Steine.“
Also spricht er und küßt ihr die Lippen in freudiger Wehmuth,
Schlingt die Rechte um sie, und nimmt den lieblichen Knaben
Ihr von der pochenden Brust. „Du liebes Weib, wie du zitterst!
Setze dich nieder zum Stein! ich habe ja gar nichts verloren,
Hab' ich nur dich!“ — Jetzt steigt die Nacht vom schwarzen Gebirge,
Und sie beten leis in die Nacht, in die stille Verwüstung.
„Sag' Lebwohl zu der Sentiweid! wir finden ein Obdach
Unten in Arth. Es nahm es der Herr, er hat es gegeben.“
Und sie erheben sich leis. Kein Laut, kein Rauschen des Bergbachs,
Ach, kein Odem rings! und Nacht liegt über dem Grab her.
Von der Rigi ein Sternlein schaut verwundert herunter,
Wo einst Goldau stand. Sie sehn mit Freude das Sternlein,
Wandern dann Hand in Hand hinab die schweigenden Pfade. —

Das Weiblein zu Fontenix.

(Sarganser Mundart.)

An R. Wyß in Bern.

Herr Profässer vu Bärn, Gott grüez=ni! In euerem Büechli,
Wo's vu de Zwärglene stoht in üseren Alpen und Grotte
Bletteri allewil, und cha's schier nümme vergässe,
Und zum früntlene Grueß will ih e Gschichtli verzelle.
Ghan i's au nit wie=n Ihr, se chunt's doch währli vu Härze.
Jo, es weer mings Märli im Land, vo Chur bis ge Basel,
Gwüß, es tühnti gär schü, es wurd's mings Meitili läse,
Und es freuti=si drob. Doch blibend di meiste verborge,
Und verfulend im alte Laub, und fälte git's Hebel,
Tröst=e Gott, und gäb=em si Rueh, er hät=is viel Freud gmacht.
So eis fallt=mer jez y, der Vater hät=is bim Schleize
Söttigi vil erzellt, im Stettli, under der Husthür.

Funtanir ist im Wangserbärg, das wärdend-er wüsse.
Dört ist e Burewib am Brunne gstanden am Obet,
Und hät d'Muttle gspüelt. Der Ma hät oben am Bärg no
Gfueteret nooch an der Mugg, und d'Chind hind ghübschlet am Tinnthor.
„Buebe schwigend emol! suß nümm-i d'Ruethen und sitz-ni
Und winn der Tätte chunt, se git er ni alli dem Froshaas,
As ers wüssend! der treit-ni fort, und keit-ni in's Tobel,
Chilchethüre-tüüf. Dört niden ist der Valeishund." —
Das hät's grüeft vor der Hüttethür, und die Chlinen erschriggend,
Gund zum Bangg, und verbränend-si nit, si fürchtend der Froshas,
Wo noh Bättelüten uf alle Strooße no Chind suecht,
Fürchtend mit fürigem Aug der Tobelgeist, der Valeishund.
Aber der Tätte chunt jetz mit sim Tusli vom Bärg här,
Und sie laufend-em zue, und es möcht en ietigs der Schuum ha
Ab der Milch, und schliemset-em jez bis yhi in d'Stube.
Aber der Alt vertheilt-ne der Schuum in d'Schüsseli allne:
„Simmer ordili still! es ist gnueg, und gunnend's enander!"
Und goht ussi zum Wyb, das chibet, as er se spot chäm,
As me nit ässe chünn, und seit: gwüß hästi verwylet
Bei n ere Chalbarchue nämwo, beim e chringglene Gitzi,
Oder in d's Nochbers Stall. Chast nüt as diene hälfe.
Häst e Bättlerma atroffen und gohst em ge Milch gih,
As de se lützili bringst? des selb weer au nit des erstmol;
Aber der Luh und der Dangg, mit em sälbe werm-i kei Suppe!"
„Loos, seit druf der Ma, was magst jetz murre, mi Wybli?
Urecht häst nit ganz, es ist wohr, i ha-mi verwylet,
Aber nit imme Stall, und wäder bei Geiße no Chüene.
Wo-ni oben am Bärg der dur ahe guh mit em Tusli,
Ghöri nit wyt vum Wäg as wie-n-e Süfzgen und Trise."
„Und du gohst?" — seit d's Wyb. — „E fryli guh-n-i, was tinggst auh?
Weerist du gäre dejob und 's cheem-der-niemet ge hälfe?
Nu, i tingge, was isch? und meine-n-etschen e Holzma,
Wo do gfallen ist, und i sueche bis-e-ne finde.
Roth, was isch, wo ni bei-n-em bi? e Wybli vum Zwärgvolch,
Schwach und chrangg, in der Chindsnoth grad, gär liebli und bluetjung,
Das si verirret hät, und nümme hei uf e Bärg cha.
Was i thue? I leege my Tusli ab uf e Bode,
Gib em z'tringge se vil's nu mag, und hole-n-e Burdli

*

Lindi Streui vum Stall, und mach en ordilis Bettli.
Jetz lit's dört uf em fubere Strau am miesige Stei und am Füürli,
Aber der Schmerze wart, jetz bitti gang em ge hälfe;
Lue, winn's ſturb, wär wei dinn ſchuld? mer müestend's ge bychte." –
„Meinſt, i gäng der ſe ſpot do uſſi, und jetz vu de Chinde?
Wär mit dem Volch z'thue het, chunt ſälte fuber vumm Handel.
Weiſch na vu Bärſchis här, wo=n=albig de Sinnen e Zwärgli
Gmulche und gfueteret hät? und wo der Fißler am Sunntig
Mit eme neue Huet und e neue Tſchöpli uf d'Alp chunt,
Gfallt's nit übel dem Zwärg, und er ſeit: „Das treit=i jetz au no."
Nu, my Fißler erzellt's, und d'Sinne leggend dem Chöter
Vierzähe Tag dernoch e ganzes Heesli zum Stoſel,
Nagel=funggelneu. Und gält, was häts ne zum Dangg thue?
Fort iſt d's Hees, und d's Mindli fort, und nümme erſchiene. --
Mingmol hind ſ=em no grüeit. Des ſälb mol gmulche und nümme " –
So das Wyb. Und der Marti ſeit: „Häſt aber vergäſſe,
Was das Völchli im Birg de Lüte ſchu ghulfe und thue hät?
Wie für ne Stüggli Brot e Zwärg dem Vilteſer Holzma
Grad e Brogge Gold g'gih hät ſe graus as e Dumme?" –
Wie der Tätte das ſeit, chund d'Chind us der Stuben und zuehi
Mit em Stäggli Brot in der Hand, und äſſend und loſend.
„Jſch nit e Lütevolch? nu huiet's hoch in de Birge
Ueber em wilde See, und über d'Höchene duri.
Unden im Aerdegrund ſind ihri glitzrige Hüsli,
Ganz vu Stachel und d's Dach vu Gold, und d' Pfüter vu Silber
Und ſe luter wie Gletſch, kei Minſch ſieht's tagen und nachte.
Dört ſind alli im Winter um d's Füür und ſingend und tanzend
Wie das Pfyfili blost, und wie das Gygili gyget,
Daß der Nochber im Schlof, das Munggethierli erwachet,
D's Oehrli ſpitzt und meint, es ſei gitorbe und d'obe im Himmel.
Aber winn's oberet, ſtygend ji us beim en ietige Brünnli,
Oder bei mingem Loch, wie ob em Stettli am Aerzbild,
Wo e mächtege Wind us ihrne Wuhnegen ufweiht,
Sunnend ji huſſewys, und chroſend im thauige Puſchwärch.
Wyb, winn guh witt gang! winn is nämmwem ſäge, der chunt dinn " —
So ſeit er, und die Chline hinds d's Brot vor Loſe vergäſſe.
„Tätte, mir ſchiggend em d's Brot, und Milch git's e Ghächili voll no." --
Aber das Wyb das tinggt an d's Gold. De chüntiſt no rächt ha,

Marti, i guh an Bärg, cha sy 's git nämmes z'verdiene." —
Und es macht-si uf d Fües, und hilft dem chringglene Fräuli,
Bis es e Büebli gibiert mit schöne, glitzrigen Auge.
Und das Wybli ist froh, und hät das Büebli an's Herz truggt,
Und wie's gsieht, daß d's Wyb no wartet, so git's em vom Füürli
Brandschwarz Cholen in d' Schoos: „Das nümm, und bring mer's de Chinde!" —
D's Wyb das murret und goht. Jetz gsieht's wie hoch vu der Mugg her
D' Zwärgli chund, wo das Fräuli lit, mit brinnige Faggle,
Und si bigleiten's in's Birg, und singend im Dunkel wie d Ingel.
Aber mi Lysi goht unwillig, verschüttet si Chole
Wäret dem Gang us der Schoos, und chunt im Chyb zu der Husthür.
„Marti, se hol d's Tringgelt vom dankbare guldene Völchli,
Wo in Paläste sitzt, und Gamsthier hütet im Früehlig!" —
„Lysi, was spottist jetz? seit er, häst etsches erwartet?
Ich gwüß währli gär nüt. Chast suß nie hälfe, dinn bhüet Gott!"
Und es schüttlet si Schoos, due trolet e Chölili usse,
Chlor und luter vu Gold; due chratzet d's Wyb in de Hoore,
Uf und noch emol zrugg und suecht in Stude und Steine:
Aber kei Chölili lit im Wäg und es grääget vor Täubi.
Aber der Marti gsiecht's und süüfzget heumli uf d'Syte
Nit um d's Gold, nu wäge dem Wyb, und wäge dem Huschrüz.
„Mueter, ist d's Wybli gsund, und chunts emol zue-n-is gen ässe?" —
„Fryli isch gsund, Gottlob! seit er, do gsiehnd er, wie's guet ist,
Wümme den Arme hilft, der Luh ist djoben im Himmel.
Mach de Chinde no d's Chrüez! jetz chund, er dörfend ge schlofe!" —

Diviko verliert seinen Vater.

Aus dem 1. Gesang des „Diviko".

Balmar und sein Sohn Reinold, der spätere Diviko, kommen vom Julfeste,[1] an welchem der letztere allein im Stande gewesen, Teut's[2] Bogen zu spannen, im Berner Oberlande im Röderichsboden an.

„Vorausgezogen sind die Mannen;
Ich wollte noch zu dieser Grotte geh'n,
Mein Sohn, um deine Kraft zu sehn,

[1]) Nächtliches Frühlingsfest der keltischen Stämme.
[2]) Altgermanischer Gott, eines mit Thor und Thuisko.

Wie heut' ich sie sah bei'm Bogenspannen.
Hast lang schon Waffen von mir begehrt,
Leg' deine Harfe da zum Stein,
Und geh' in die Balme[1] da hinein,
Da liegt ein Eisen, das ist längst bewährt.
Sobald du kömmst und bringst's getragen,
Will ich dich zum Ritter schlagen."

Und Reinold legt die Harfe hin im Haine,
Die Augen ihm wetterglühn,
Und er tritt kühn
Hinan in's Gesteine.
Und bald er wieder kömmt gesprungen,
Die Klinge hoch geschwungen.
„Mein Vater, da ist's, ich hab' das Schwert,
Das scheint mir des tapfersten Ritters werth."

Doch Balmar ist nimmer sichtbar da,
Er mag ihn rufen fern und nah.
Und her aus der andern Grotte, schau',
Ein Krieger herklirrt, wild und rauh,
Allum gehüllt in blauen Stahl,
Daß um ihn tönt das wald'ge Thal.
Der läßt sich nieder am Aarenstrand,
Des Wassers trinkend aus der Hand.

Zu diesem der Knappe jetzo spricht:
„Mann, sahst du meinen Vater nicht?"

Doch der dem Jüngling die Rechte reicht
Und drückt ihm, daß er schnell erbleicht,
Das Blut fast aus den Nägeln heraus.
Der Knab' zieht keine Miene kraus,
Und trifft ihn, daß der Andre zittert,
Und der Schlag drei Spangen splittert.
Der faßt den Hammer, und wettergleich
Fällt's über den Reinold Streich auf Streich.

---

[1]) Beaume, Grotte, Höhle.

Daß die Klinge sprühet rothe Funken,
Und fast er wär' in's Knie gesunken.
Doch stärkt ihn der Zorn, und zageirei
Haut Kreise er grimm und hart
Dem Alten um Aug' und Bart,
Und spaltet der Hammer ihm krach entzwei,
Daß zischend die Stücke zur Höhe fliegen
Und all' zerschirbt im Grase liegen.

Doch zürnend nun auch faßt er ihn an,
Und sam[1] der Lindwurm heiß und enge
Den Ur wohl viermal im Gedränge
Umknotet, daß er blutend brüllt,
Und alle Gründe mit Entsetzen füllt,
Will er den Jüngling drücken auf den Plan.

Die Klinge weg wirft Reinold bald,
Und schwingt mit ihm; es erbiest der Wald,
Daß beide ächzen im freisen[2] Strauß
Und faste die Seelen hauchen aus.
Auf einmal hebt ihn der Knabe wild,
Daß alle von seinen ehrnen Ringen
Am Panzer zerbrochen springen,
Und wirft ihn unter sich auf's Gefild.

„Lieb' Knabe laß ab! erdrück' mich nicht!
Beim Vater Teut, der Muth mir bricht."

„Bist du's, mein Vater! du schlägst noch hart.
Bei'm Wodan, hättest du nicht gesprochen,
Die Rippen wären dir gleich zerbrochen
Und ausgerissen der graue Bart." —
Er setzt ihn hin, an des Stromes Rand,
Und schöpft ihm Wasser mit der Hand.
Lieb Atte[3] nun sprich, was kam dich an?
Du hast mir tüchtig weh gethan.

[1]) Wie. [2]) Schrecklich.
[3]) Vater, altdeutsch Atta.

Der Alte drückt' ihn an die Brust,
Und also spricht er mit Jugendlust:
„Mein Weib mußt' ich mit List erringen,
Gpona, das minnigste Frauenbild,
War eine Fee aus dem Seegefild,
Und nur nach langen Proben konnt' es mir gelingen,
Doch eine Tochter nur sie mir gebar,
Vermählt in Thun mit des Hunno Sohne;
Kein Knabe ward mir von meiner Kone,[1]
Die von dem Loki bezaubert war.
Da half mir Freia, die Asinn milde,
Ich sah ein Knäblein, ich im weißen Haar:
Doch starb die Süße, wie sie dich gebar,
Und blieb mir nur in deinem Bilde.
Da warest du in dem Ogo[2] lang
Und im Gebirge unter Drudenhänden;[3]
Den Heldenstamm sah ich bekümmert enden,
Denn all dein Sinnen war nur Spiel und Sang.
Doch als du heut gespannt den Bogen,
Als du mich niederwarfst auf diesen Grund,
Da ward mir eine dunkle Sage kund,
Da ist's wie Lenz in's alte Herz gezogen.
Jetzt nimm dein Schwert, in dem Gestein
Muß, wie ich höre, ein Drache sein,
Und wird der von uns umgebracht,
Dann zögert noch lang die Götternacht;[4]
Doch mancher biedere Gallerdegen
Ist vor des Roderichwurmes Kraft erlegen."

Sie treten frisch zum Drachenstrauß,
Und wie sie nah'n der Stelle,
Ist blutig der Grotte Schwelle,
Und schwarzes Gift entquillt heraus;
Und wie sie treten herein,
Der Wurm liegt sterbend im Stein.

---

[1]) Gattin. [2]) Die obere Waadt, (Château d'Oex).
[3]) Truiden, die Priester der Kelten oder Gallier.
[4]) Götternacht, der endliche Untergang der Götter (Asen) vor Loki und denen aus Süd, dem Feuerland.

Wie jetzo der Roderich Valmarn schaut,
Da heult er laut:
„Bin du's, Verhaßter, mit deiner Brut?
Nicht lang sollst du dich meines Todes freuen,
Hör' an, noch heut wird dieser Sieg dich reuen:
Auf Roderichs folgt Valmars Blut;
Den Jungen aber, mög' er's nicht vergessen,
Den wird der Wurm zu Vibrakt[1] fressen."

So spricht der Drach' in Wuth,
Und will den Valmar mit der Pranke fassen;
Da stürzt' aus der Wund' ein Strom voll Blut,
Und drinn muß er heulend erblassen.
Da sieht der Greis des Reinolds Klinge roth,
Und roth ihm die Füße vom Drachensaft,
Ihn schaudert beinahe vor dessen Kraft,
Und frägt: „Schlugst du das Unthier todt?" -

„Mein Vater, ich schlug das Würmlein, ja
Weil ich's auf dem Schwerte sitzen sah.
Ich hielt's für eines von den Jungen,
Und wie es kam auf mich gesprungen,
Da würgt' ich's ein bischen am Genick:
Der Alte wird wohl größer sein."

„Du lieber Junge, laß mich dich umarmen!
Du bist vom wahren Asenblut.
Ich wollte dich prüfen und deinen Muth,
Ob sich die Götter wollten mein erbarmen.
Wenn nahn die Römer unsern Seen,
Und du ein Retter werdest uns erstehn.
Der Drache war des Loki Sohn,
Des Feuergeistes, der seit alten Tagen
Der Stunde harrt, die Asen zu schlagen.
Wie alte Sprüche warnen lange schon.
Rings auf den Bergen sind vom Totenstamme
Noch wilde Riesen hier und dort:

[1] Vibrakte, wo später Diviko von Cäsar erlegt.

Die harren des Tages immerfort,
Wenn los wird brechen die Surturflamme.
Von Lokis Blut ist auch am Tiberstrand
Der Wolf, von dem die Römer sind entsprungen,
Die bald die halbe Welt verschlungen,
Ein drohend Verderben unserm Keltenland."

„Mein Vater, du jagst mir in's Herz ein Grauen.
Wie können die Helden des Hochland's schauen,
Daß sie heranwächst, diese Brut?
Warum nahm keiner des Teuto Bogen,
Und ist an ihr Drachennest gezogen,
Sie zu ersäufen im eignen Blut?"

„Wie du glühst, hab' ich auch geglüht, mein Knabe,
Drum mit den Kimbrern schloß ich einen Bund;
Mein Name ward den Wälschen freisam[1] kund,
Seit ich die Barte[2] geschliffen habe.
Rom wußte zu blenden uns're Augen,
Es säete Zwietracht in der Kelten Herz;
Vergebens ward der Biedern Schmerz,
Die Gaue lösen kalt das heil'ge Band.
Jetzt züngelt der Drache nach dem Keltenland,
Begierig unser Herzblut auszusaugen.
Inmitten im Lande lebt ein kühner Mann,
Erzeugt von Loki, Ollowif, der Degen,
Der sieht mit Sehnen dem Tag entgegen,
Wo er dem Römer uns verrathen kann.[3]"

„Hätt'st du mein Vater, mir's zuvor gesagt!
Ich hätt' ihm den Pfeil in's Herz gejagt,
Wie er heute lauernd am Mahle saß;
Mein Leben lang nie vergeß' ich das."

„Mein Sohn, an einem Horne hängt sein Leben,
Das einst gewesen in der Zwerge Hand,

[1]) Schrecklich. [2]) Hellebarte, Streitart.
[3]) Caesar, de bello Gallico 7,31. Der Senat ertheilte ihm den Titel amicus.

Das einer der Zwerge dem Hunn gegeben,
Dem Magen[1] Hunn am Thunerstrand,
Und dem es zu unser Aller Gram,
Nicht weiß ich wie, abhanden kam.
Das Horn ist nun in Ollowiks Händen,
Am Horn hängt seines Vaters Loki Macht,
Und wird's nicht wieder an uns gebracht,
Kann unsere Noth nicht enden.
Doch hat ein Druide mir gesagt:
Wenn einer vergießt des Rodrich Blut
Und findet den Mortar, die Klinge gut,
Und holt das Horn aus der Nixe Hut,
Der wird vereiteln des Loki Wuth.
Viel ist dir gelungen am ersten Tage:
Du trägst den Mortar in der Hand,
Der Roderich liegt an der Felsenwand,
Und den Bogen den spannest du nach der Sage.
Mit deinem Asenschwert in der Hand
Wirst du die Römer am Leman schlagen,
Wirst ihre Adler heimwärts jagen,
Und herrlich leuchten in der Alpen Land.
Der Grund hier soll bei Jungen und bei Greisen
Fortan der Röderichsboden heißen." —

Sie treten beid' aus dem blut'gen Ort
Und Meiringen zu an der Aaren fort.
Da schau', wo der Eistengletscher steht,
Ein Geist vom Firn herunter weht,
Am Märhorn hin, und im Abendstrahl
Verschwindet er gegen das Reiselthal,
Daß die Wogen starren in den Bächen
Und den Bäumen die Rippen brechen.
„Mein Sohn, das war der Vater Leu,
Der Drache hat recht, ich verlaß dich heut.
Trau' in Aventik dem Römer nicht,
Ich kenne den Piso, er ist ein Wicht,

[1] Blutsverwandten.

Vor Orgetorix nimm dich in Acht,
Er haßt der Oberländer Macht.
Jetzt knie nieder, wie in alten Tagen
Will ich dich noch zum Ritter schlagen."

Und wie er's gesagt, mit Windeseil
Vom finstern Tanne saust ein Pfeil,
Der Balmars tapire Brust durchdrungen.
Er reicht erblassend die Hand dem Jungen:
„Wir sehn uns wieder in Gladheims[1] Saal." --
Und wie er's gesagt, erbrüllt das Thal,
Und der Todte erhebt sich mit lautem Schritt,
In's Abendgewölk am Strome tritt,
Wo Nebelgeister ihn empfahn,
Mit langen Gewanden angethan,
Mit wallenden Bärten, aschegrau,
Und alle verschwinden wie Alpenhau.

Der Reinold aber, roth und bleich,
Zum Walde fliegt, dem Bolzen gleich,
Und trifft im dunkeln dichten Tann
Sechs Waffen[2] um einen langen Mann,
Der eben mit seinem großen Bogen
Vom Wartort sich zurück gezogen.
Nun feuert der Mortar roth und wild,
Da hilft nicht Haube, noch Speer, noch Schild.
Schon sind der Knechte drei gesunken,
Die andern drei entweichen schnell;
Nur mit dem Führer kämpft der Schwertgesell,
Und feuerroth flackern die Funken;
Bis der Gegner feig nach Westen rennt,
Ihm nach der Jüngling, der Rache brennt.

„Halt an, halt an, du Alfensohn:
Halt an, mein Vater ist nie geflohn!" —

[1]) Ort der Freude, ein Saal in Walhalla.
[2]) Dienstpflichtige, Vasallen.

Uniona, er sieht ihn im Nu verschwinden,
Und kann ihn im Walde nimmer finden.
Er hält den Mörder, der ihm nicht kund,
Für einen Alben aus Loki's Blute,
Der mit dem Schalke steht im Bund,
Und harrt der Rache mit heißem Muthe.
Er nimmt die Harfe, sieht sich um,
Die Nebelgeister all sind stumm,
Nur ferne sieht er im Gebirg sie gleiten.
Da stürmt er wild in seine Saiten,
Und wallt hinab von Fluh zu Fluh
Dem Frienserse und dem Abend zu. -

Dago und Nacht.

Aus dem 1. Gesang des „Dioskos".

Im Jura, westlich hinter'm Ogolande,
Allwo der Sunna[1] Wagen sinkt,
Da spielt ein See an einem felsigen Strande,
Und eine wundervolle Halle blinkt;
Da sitzt der Dago[2] in dem grünen Schatten,
Schaut von der Halle in die Luft hinan,
Wie seine Tochter durch die blauen Wolken,
Die Sunna sinkt auf goldesrother Bahn,
Wie auf dem Schinfax[3] sie, dem Flammenrosse,
Zum See her eilt wie Pfeilgeschosse.

So harrt er auf des Berges Stirne,
Von ihrem Aug', dem hellen, angeblitzt,
Und küßt in Liebe dann die süße Dirne,
Die zu ihm auf die Kulme sitzt.

Und jetzt hebt sie an zu fragen:
„Mangt drückt ein Gram, dich, Vater sehr,
Ich bitte dich, den Grund davon zu sagen.
Hoch ob den Menschen, hoch ob Land und Meer

[1]) Die Sonne. [2]) Der Tag.
[3]) Sonnenpferd (scheinende Mähne).

Wohnst du in deiner sternegleichen Halle,
An Strahlen reicher als die Götter alle,
Und freust dich nie.
Du schaust nach Westen in das Nebelland,
Dort zieht dich an ein ferner, dunkler Strand,
Ich weiß nicht wie;
Und wenn ich nah' aus Osten in dem Wagen,
Seh' ich daher dich schau'n und hör' dich klagen.
Dort ist ein Haus, das ew'ge Nacht umflicht;
Wer da drinn wohnt, ich weiß es nicht."

Der Vater hört sie also sprechen,
Und birgt das Antlitz in sein Strahlenkleid,
Um nicht in Zähren auszubrechen,
Und sagt bewegt zur schönen Maid:

„Hlodin[1] schuf die Welt vor grauen Zeiten,
War eine Tochter ihm, die heilige Nacht;
Drauf wurde ich in des Himmels Weiten
In ihre Arme hingebracht.
Ohei, wie schloß ich die minnewarme
Bei Hlodins donnerdem Brautgesang
An meine Brust, in meine Arme.
Ohei, wie sie wieder mich umschlang!
Und mit dem ersten Feuerkusse
Da ist der erste Stern entstanden,
Und seine Brüder in holdem Tanz
Umgaben die Liebenden sam ein Kranz,
Und schlangen sich um uns gleich Blumenbanden;
Es rauscht' in die Ferne gleich dem ew'gen Flusse,
Der um die Erde seine Arme windet,
Wir wären den eig'nen Söhnen fast erblindet." —

„Mein Vater, noch weiß ich's wie aus einem Traum,
Wie ich dort wurde g'schaffen;
Ich war und mußte auf mich raffen,
Es wirbelte mich im blauen Raum,
Als meine Geschwister mich umschlangen.

[1]) Name Odin's.

Und der Reigen begann in berauschter Luft,
Daß meine Flügel wie Harfen klangen,
Und flammenwohl mir ward die Brust.
Doch meine Mutter ist mir bald entschwunden,
Und nie noch hab ich sie gefunden."

„Das wirkte der Loki,[1] das falsche Blut,
Vom alten riesigen Thursenstamme,
Der sitzt, ein Verderber, in seiner Flamme,
Und hat vom Unheilstiften nie geruht.
Die süße Braut die war von eig'ner Art,
Sie konnte des Tages Strahlen nicht vertragen;
Nur Abends trat ich aus meinem Wagen,
Wenn heim ich kam von der Sonnenfahrt
Mit dir durch die hohen Himmel alle;
Dann trat ich verschleiert in ihre Halle
Am Keltenmeer, am Strand von Albion.
Da ruht' ich aus an ihrem Busen gerne,
Bis spät am Morgen die müden Sterne
Vom Himmel flohn;
Bis das ihr Hrymfax[2] an dem Wagen
Hell wieherte vor dem Morgenstrahl,
Die Alpen im Rosenlichte lagen,
Das roth sich ausgoß über Berg und Thal.
Dann bin ich mit dir wieder ausgezogen
Vor deinem Wagen durch die blaue Heid',
Nach Westen schauend, nach der treuen Maid,
Bis wieder Nacht ward an dem Himmelsbogen.

Und einmal, wie ich so traurig sann
Und einsam war in all dem Sternenlichte,
Da trat mit spielendem Angesichte
Zu meinem Roß ein Mann.
Du glaubst, so hub er an zu sprechen,
Die Gattin treu, die jetzo darauf sinnt,
Dein Liebesband entzwei zu brechen,
Und einen andern voller Flamme minnt." —

---

[1]) Loki, Feind der Asen, (Lohe, Feuersgluth).
[2]) Pferd der Nacht, (Eismähne).

Ich schaute erschrocken den Warner an,
Der diese Rede zu mir gethan.
Und wieder begann er: „Ich kann dir's zeigen,
Wie jetzo sie kosen mit süßem Wort,
Sie hat ihn heimlich in der Halle dort,
Du hast nur mit mir hinabzusteigen.“ —
So ward mein Herz vor Zweifel blind,
So ließ ich vom Schalke mich arg bethören.
Und stürzte hinunter auf einem Wind,
Am Thor ihr Kosen anzuhören.

Sie war in der einsamen Halle am Meer,
Es senkten sich Berge ringsum dunkel nieder;
Dort lag der Schlaf mit schwerem Gefieder,
Und ewige Nacht und Stille hehr
Hielt jegliches Leben im Schlummerbande,
Und keine Welle schlug zum todten Strande.
O wie mir's schneidend durch die Seele fuhr!
Da hatt' ich so oft in ihrem Arm gelegen,
Wenn wir auf unseren stillen Wegen
Herausgefahren in die Sternenflur.

Jetzt tönten Worte drinnen in der Halle
Gar leise, gar süß aus ihrem Mund;
Sie kehrten wieder mit noch leiserm Schalle,
Und wurden meinem Ohre schmerzlich kund.
„Du bleibst gar lange“ — seufzte sie so bange,
Und Jener rief wie sie „gar lange.“
„O komm, o komm an meine Brust,
Sie schlägt dir entgegen in Liebeslust“.
Jetzt hört' ich's schallen wie ein Umfassen,
Der Laut kam wieder, sam aus tiefer Brust;
Und deutlich vernahm ich „in Liebeslust“ —
Und konnte mein Zürnen nimmer lassen.
Und gegen mein gegebenes Wort
Stürzt' unverschleiert ich sofort
Durch's dunkle Thor mit blankem Stahle,
Schaut' um mich wild,
Und sah die Geliebte, ein bleiches Bild,

Zusammen sinken vor meinem Strahle.
Die Halle einsam und grabesgleich
Lag stille da im ungewohnten Tage;
Kein Leben war im öden, weiten Reich,
Und jetzt erwachte zu spät meine Klage.
Sie war verschwunden, ich sah ringsum
Kein Zeichen meiner Trauten, alles stumm
O weh, rief ich in welchen Finsternissen
Bist du verborgen, du mein Hort?
Ich habe gebrochen dir mein Wort,
Du bist auf ewig mir entrissen!

Da hört' ich, es bebt noch mein Gebein,
Wie eine Stimme, und die war mein,
Die rief aus den stillen Finsternissen
Mit schmerzlichem Laut „entrissen."

Ich trat hinaus zur öden Flur,
Und hörte spöttisch den Verführer lachen,
Es war der Loki, der mit lautem Krachen
In Rauch und Flammen durch die Berge fuhr.
So hat der Falsche durch Verdacht
Auf ewig mich um sie gebracht,
Die mein geharret in der Halle,
Und liebend gesprochen mit dem Widerschalle.
Drum traur' ich vergebens die lange Zeit,
Wir sehn uns nimmer bis zum Ajenntreit. —

Und wie er's gesagt, die Schatten winken,
Und seiner Maid die Augen sinken;
Er trägt sie schweigend von der Flut
Im Arme dem See und der Halle zu.

Die Schwester Gna[1] die führt ihr Roß zur Weide,
Auch sie die Tochter des hellen Tag,
Und läßt es schweifen auf grüner Heide,
Daß es ein Weilchen grasen mag;

[1]) Gna, das Früh- und Spätroth, die Iris des Nordens.

Denn bald wird sie's zur Deichsel wieder spannen,
Wenn Sunna ihre Nachtfahrt hält,
Und hinter'm Meere wieder eilt von dannen,
Zu leuchten einer andern Welt.

Und jetzo sitzt sie zur Stunde
Vor's Hallethor zu einem Knaben dar,
Das ist der Abend im Lockenhaar;
Sie küßt den Trauten mit dem Rosenmunde
Er hat geharrt in Liebesgram,
Bis sie von der Höhe niederkam;
Und wie sie küßten in trautem Minnen,
Die Höhen sich all' zu röthen beginnen,
Das ist das Alpenglühn im Schweizerland,
Wann's längst schon dunkelt über Meer und Strand.
So sitzt die Gna mit leise weh'ndem Flügel
Hoch über der Dole im Himmelblau,
Da färbt sich die Wange der fernsten Hügel,
Ein traulich Spiel erhebt sich durch die Au.
Es glüht hoch ob des Leman Wogen,
So wie sie lächelt still und sehr,
Einher wallt's wie ein Rosenmeer,
All' über die Firnen der Allobrogen.

Schon haucht es kalt aus der Ferne her,
Es tauchen am Himmel auf die ersten Sterne,
Und horch, von Westen, aus tiefer Ferne
Wie wiehert der Hrymfax[1] hohl und schwer!
Man sieht und hört es rauschend wehen,
Als wären's die Falten vom Sternenkleid,
Als käme heran die heil ge Maid,
Als hörte man leise die Räder gehen.

Und wie sie hinschaut zum Alpenrand,
Da steigt im Süden ein Feu'r empor,
Und färbt die Gebirge mit düsterm Brand,
Gna kennt den Loki und tritt in's Thor;

[1]) Pferd der Nacht (Eismähne).

Sie schauert in der Brust und sieht die Nacht schon wallen,
Als fühlte sie den Kuß der Mutter kalt,
Und schließt mit dem Abend die stillen Hallen,
Und alle Welt ist in der Nacht Gewalt,
Die jetzo vom kommenden Geist erschreckt,
Das bleiche Antlitz mit dem Schleier deckt. –

Poetische Geschichtsbilder.

Das alte Zürich.

I.

Im Vordergrunde Wald und See,
Im Hintergrund der rhätischen Alpen Schnee!
Eine Stadt mit der Burg in's Wasser schaut,
Uralt auf keltische Art erbaut,
Mit einem dunkeln heil'gen Haine,
Drin Asenbilder und Druidensteine.
Ich sehe den stiergekrönten Thor[1]
Den riesentödtenden Hammer schwingen,
Und tiefe, sonderbare Weisen dringen
Mit Hörnerschall an mein lauschend Ohr.
Von den Höhen aus Kreisen von grauen Steinen
Schau'n Entibühel[2] bemoost herab,
Wo die Häuptlinge schlummern in ihrem Grab,
Mit ehernen Ringen an Arm und Beinen.
Das Leben wogt aus dem Thor heraus,
Eine fremde Sprache, ein laut Gebraus,
Und die Waidlinge tummeln sich frisch herum,
Das ist das helvetische Turikum
Aus diesen Hallen zog in grauer Zeit
Der Diviko fort mit seinen Mannen,
Mit den Kimbrern bis an's Meer von dannen

[1]) Sonnengott unserer Voreltern (der Stier, Aprilbild).

[2]) Heidengräber der ältesten Zeit vom bergbauenden räthselhaften Volke der „Guten" (Veneti, Heneter, Gneter).

*

Und erschlug die Römer in dem Lemanstreit.
Aus diesen Hallen schlug die Flamme wild,
Als sie die Städte im Wahn verbrannten,
Auf mißverstand'ne Sprüche in's Verderben rannten,
Und Turikum öde stand, ein Jammerbild,
Kein Nachen mehr über die Limmat glitt
Und der Wolf durch die schweigenden Gassen schritt

2.

Wie hat sich's auf einmal umgestaltet?
Welch' Zauber ging so plötzlich vor;
Hier hat das Werkscheit des Aedils gewaltet,
Das Thor hier ist ein römisch Thor.
Die Straßen, das Bad, des Tempels Hallen,
Die mahnen an das ew'ge Rom;
Und Latiums Sprache hör' ich schallen,
Und sehe wogen der Bürger Strom.
Die Sevir'n[1] treten vom Gemeindehause,
Und ihr Dekret schlagt der Viator an;
Ich höre des Marktes laut Gebrause,
Und seh' des Landvolks bunte Schaaren nahn.
Ist's eine Römerin, die dort mit leichtem Schritte
Aus jenem Portale trat,
Und jetzt dem Gewühle auf der Brücke Mitte,
Gefolgt von ihrer Sklavin, naht?
Was glänzt in Körben dort auf grünem Laube,
So röthlich und so gelb und blau?
Der Apfel, der Pfirsich und die süße Traube,
Gereift im Tigurinergau.
Und schau, in Stahl gehüllt, die Krieger,
Die, unbekümmert um des Markts Geschrei,
In klirrendem Marsch, die braunen Römerkrieger,
Nach Kloten ziehen stolz vorbei.

---

[1]) Nach der Zahl Treviri, Quatuorviri, Quinqueviri, Seviri (Dreier, Vierer, Fünfer, Sechser) römisch-helvetisch: Municipalbeamtete. Viator, der Weibel. Aedil, der Bauaufseher. Druiden, uralter Priesterorden aller gallischen Stämme.

Verschwunden sind der Asen Bilder,
Und Thors gefürchteter Blutaltar;
Es walten andere Götter mi d r,
Und die Säulen stehen ruhig klar.

Doch siehst du dort den Mann, den grauen,
Bei seinem Knaben seitwärts stehn,
Und auf den Tempel und die Krieger schauen,
Und sein Gelock um die Schläfe wehn?
Er denkt der Zeit, wo er vor all der Menge
Geopfert hier am wilden See.
An der Heimat Sagen und alte Gesänge,
Und ihn erfaßt ein unnennbar Weh.
Er knüpft sein gewürfeltes Kleid zusammen,
Der letzte Druid', und ein Blick voll Hohn
Bricht aus dem braunen Gesicht, wie Flammen,
Und er eilt in's Gebirg mit seinem Sohn!

3.

Zwei Münster seh' ich gen Himmel ragen,
Von denen das Kreuz der Erlösung blinkt;
Die stolze Roma hat der Herr geschlagen,
Und wo durch die hohen Bogen
Der Triumphator gezogen,
Jetzt einsam der Ochs des Pflügers trinkt.
Und aus den Münstern, welche Melodieen
In's staunende Ohr mir zauberisch ziehen!
O des Wandels! Die Heidenzeit ist fort,
Welch' seltsame Weise! Welch lieblich Wort:
„Glück auf, er ist erstanden!
Glück auf, der Tod ist hin!"
Die Welt entreißt sich den alten Banden,
Die Mächte der alten Nacht entfliehn;
Der Winter ist zerronnen,
Ich seh' im neuen Lenz sich Alles sonnen.
Die Völkerwanderung frisch und laut
Hat die schweigende Wildniß angebaut;

Wo der Geier wiegte sein Gefieder,
Klingt des Klosters Glocke vom Felsen nieder,
Und wo der Wanderer verschmachtet klimmt hinan,
Wird die gastliche Pforte aufgethan.

Wenn die, welche alte Städte gegründet
Und Orakel gestiftet in Wüsteneien,
Den Sinneslüsten Weihrauch angezündet
Und Laster führten in den Olympos ein, —
So brachten ein einfaches Kreuz die Mannen,
Und wußten den Drachen der Leidenschaft
Mit dem schlichten Evangelium zu bannen,
Und zaubrisch zu fesseln die rohe Kraft.
Die Freien sitzen zu Gericht im Kreise,
Wo offen gezeugt wird und geklagt;
Ich seh' sie an's Maifeld[1] auf der Reise,
Wo der Kaiser des Reichs mit ihnen tagt.
Mag die Doktrin bekritteln mit der Brille
Die herrliche Eiche, die zum Himmel ging,
Und mit laubiger Krone, ein freier Wille,
Die christliche Welt des Westes umfing,
Vom Meer bis zu den ungrischen Avaren
Kein erblicher Fürst, und die Völker gleich,
Und die Herzoge kamen mit ihren Schaaren,
Wenn der Kaiser sie rief zum Kampf für's Reich!
Kein größ'rer Gedanke ward geboren,
Seit die Geschichte ihre Blätter schreibt;
Wir fühlen bitter jetzt, was wir verloren,
Wir sehn erröthend was jetzt übrig bleibt:
Die Menschheit ferne von ihrem Ziel,
Getrieben mit ihr ein frevles Spiel,
Dynastische Raupen, die den Baum zernagen,
Als wäre der Gott ob den Wolken nicht;
Versuche und schmähliche Niederlagen
Und Zuchthausstrafen und Standgericht.

[1]) Der Reichstag der ältesten Zeit, früher Märzfeld.

Zurück in die Zeit, wo durch diese Gassen
Der Kaiser aus Wälschland's Kriegen zog,
Wo der Habsburger mit der Bürger Massen,
Auf die stolzen Adelsburgen flog,
Wo die Regensberger verarmten,
Die Zünfte Zürichs, ein schmuckes Heer,
Im Frieden emsig und rasch zur Wehr,
In der Freiheit Sonne erwarmten,
Seit Rudolf Brun,
Der Zürcher Tribun,
In ihnen den Funken angefacht,
Der die Bürger Roma's groß gemacht.
Vergebens hält die Mordnacht sich bereit
Und wartet im Dunkel auf's beisprochne Zeichen;
Die Zünfte eilen ergrimmt zum Streit
Und die Verräther fallen ihren Streichen.
Wie wogt der Kampf durch die hellen Gassen!
Wie glitzern die Schwerter ob den Massen.
Welch' laut Getös ist auf dem Markte los!
Das ist die Heldennacht,
Die Zürich in den Bund gebracht.
Als die Blumen erwachten, der Lenz war frei,
„Am laut Waldpurg Tag, ze ungehendem Mai"
Da ist zu Zürich der Brief geschrieben,
Da ist Zürich des Bundes Haupt geblieben.
Tätwil. Tätwil, du blutge Schlacht,
Da hat man die Probe davon gemacht,
Da haben's die Oestreicher deutlich erfahren
Als sie aus Baden gekommen waren;
Und als der Brun den Muth verlor,
Wie schnell trat Rüger Maneß hervor!
„Hie Zürich! St. Felix!" erscholl es laut,
Die Pfauenfedern wurden mit Blut bethaut,
Als man rasch sie zu Baden in's Thor getrieben.
Warum sind sie nicht daheim geblieben?

Das alte St. Gallen.

Du alter Säntis, das Haupt voll Schnee,
Einst war für dich ein and'res Schauen
In die schwarzen Wälder und grünen Auen
Und auf den rhätischen Bodensee.
Ein wälscher Berg, vernahmst du wälsche Laute
Und sahst des Römers Sieg zu See und Land[1]
Und den Herrscherstab in seiner Hand.
Die des Thurgau's Obst und Reben baute,
Als die Burg der Burg in Römersprache rief,
Wo der Ur gebrüllt und der Felshahn schlug,
Und die Straße durch Villen und Obstwald tief
Nach Vitodur die Kohorten trug.

Das wurde anders, als die Alemannen
Herbrausten die schwäbischen Höh'n zum See;
Das Gau war ein Brandroth, war ein Ruf voll Weh,
Sahst schwere Keulen fallen, Bogen spannen.
Der Wilde siegte und zertrat die Fluren,
Das Teutsche vertrieb die Sprache Roma's rauh;
In spärlichen Münzen sucht der Pflug im Gau
Und staunt im Finden die letzten Spuren
Vom Urbewohner, der sein herbes Loos
Geflüchtet in der Gebirge Schoos.
Die Götter entlohn und Wodan mit dem Thor
Im Schatten der Eiche finster hauste,
Und der Wanderer schaute in Angst empor,
Wenn die wilde Jagd ob den Wäldern brauste;
Und in der Festnacht rann im Hain
In Hörnerschallen Opferblut vom Stein.

Da nahten vom fernen Inselstrande
Auf einmal Grob'rer and'rer Art,
Ihr Auge leuchtend, ihr Antlitz mild,
Ein Stab ihr Schwert, das heil'ge Wort ihr Schild;

[1] 15 Jahre v. Chr. schlugen des Augustus Stiefsöhne Drusus und Tiberius die Rhätier an und auf dem See.

So ruhten sie aus am Bodanstrande
Von ihrer Pilgerfahrt.
Wie die Andern wallten nach Italien weiter,
Blieb Einer zurück, der heil'ge Gall,
Und siedelt sich an am Steinachfall,
Entschlossen, ein muthiger Gottesstreiter,
Die Wildniß zu öffnen dem hellen Tag,
Die in dem Wald und auf den Seelen lag.
Und wie das Kreuz nun stund am Opfersteine,
Und wie das Klösterlein aus Gärten schaut',
Und Felder wogten, wo einst wilde Haine,
Und Axt und Mühle lärmten laut,
Und als den Widerhall, der seither schlief
Die Glocke aus den Klüften rief,
Und der Alemanne, beugend sich dem Zeichen
Des Heils, verließ die Opfereichen,
Erzählen, im Bild, die frommen Sagen,
Es habe der Bär ihm das Holz getragen,
Und wie der Zwerglein Volk in tiefem Gram
Zu Berge ziehend schweren Abschied nahm.
Da sah man Kutten statt der Eisenringe,
Da tauchten die Folkarde, statt das Schwert in Blut,
Die Feder in Himmelblau, in rothe Gluth,
Und hauchten auf's Pergament gar seltne Dinge;
Da scholl heraus in die stille Nacht,
Statt der Hexenformeln der blut'gen Geister,
Gesungen von einem andern Meister,
Das „**Media vita**" mit Zaubermacht;
Da wölbten halb lieblich, halb wild und rauh
Die Psalmen Notkers ihren Riesenbau,
Und schnitzelte Tutilo klar und fein
Seine sphyngischen Engel in Elfenbein.
Im Garten die Hack', in der Zelle die Feder,
Und, wenn der Ungar erschien im Land,
Das Eisen in der festen Hand,
So schufen die Mönche die große Zahl
Der Blätter, die jetzo im Bücherssaal
Herabschauen aus dem grauen Leder

Mit seltsamem Lächeln, Hochgestalten,
In die neue Welt, die Ernsten Alten,
Wie die Mönche selbst aus ihrem Chor,
Mit ihrem Choral, ein tiefes Tönen,
Daß unter ihnen die Gräber dröhnen,
Seh'n aus den geschnitzelten Stühlen hervor.
Und schütteln die Häupter und zieh'n die Brauen
Bei Manchem, was sie heute schauen.

Ed. Dorer.

Edward Dorer, aus Baden, geb. 1807, gest. 1864, bekleidete nach vollendeten Studien schon frühe die ersten Würden seines Heimatkantons, indem er noch jung in die Regierung gewählt wurde, später als Landammann derselben vorstund und als Gesandter des Standes Aargau mehrere Tagsatzungen besuchte. Nachdem er sich nach Baden in das Privatleben zurückgezogen, widmete er sich vorzugsweise poetischen und kritischen Arbeiten. Die hauptsächlichsten seiner im Druck erschienenen Schriften sind folgende:

Louise Egloff, die blinde Naturdichterin. (Schwägerin des Dichters.) Herausgegeben von Ed. Dorer. Aarau, 1843 Verlag von Sauerländer.

Blätter und Blüthen, von Ed. Dorer-Egloff. Erste und zweite Lese. 1852.

Elegien und Oden von Johannes Secundus, übersetzt von Ed Dorer-Egloff 4 Hefte. Baden, 1854.

J. M. R Lenz und seine Schriften, von Ed. Dorer-Egloff. Baden, 1857. Verlag der J. Zehnder'schen Buchdruckerei

Volkslieder aus Italien, nebst einer Ballade zu Shakespeares Romeo und Julie, von Ed. Dorer-Egloff. Baden, Zehnder'sche Buchdruckerei. 1860.

Zur Literatur des Volksliedes, von Ed. Dorer-Egloff.

Gesammelte Schriften, von Dorer-Egloff. Erster Band: Gedichte. Baden, 1863. J Zehnder'sche Buchdruckerei (Dieser einzig erschienene Band enthält eine fast vollständige Zusammenstellung von Dorer's in verschiedenen Zeitschriften und Journalen veröffentlichten Dichtungen.)

Ed. Doxer, dessen kritische Arbeiten von literarischen Kenntnissen, Urtheil und Fleiß zeugen und sehr günstig aufgenommen wurden, ließ sich in seinem poetischen Schaffen durchaus von Göthe bestimmen. Seine Verehrung für diesen Dichter hat er namentlich in der zweiten Lese der „Blätter und Blüthen" kundgegeben, wo er sich über Göthe's „Jery und Bätely" ausspricht und diese Dichtung „eine Alpenrose nennt, die der Dichter nicht nur sich zum Ruhme, sondern vor Allem der Schweiz zur ewig dauernden Ehre in seinen Zeiten und Länder überstrahlenden Lorbeerkranz eingeflochten habe."

Es ist indessen nicht Göthe's stimmungsvolle reine Lyrik, oder sein mit dem Helldunkel der Geisterhaftigkeit getränkter, wundersamer Balladenstyl, die Doxer sich zu eigen machte; seinem Naturell verwandter war der Ton der „römischen Elegien" und das gnomische Element der muhamedanischen Lyrik, die Göthe als Greis im „westöstlichen Divan" wiedererweckt und die unser Dichter sich zum Leitstern für seine poetische Thätigkeit erwählt hat. Ausgerüstet mit dem feinsten plastischen Formensinne, hat Doxer den Leib seiner Sprache häufig zur vollendeten Schönheit, Durchsichtigkeit und epigrammatischen Gedrungenheit des Göthe'schen Elegienstyl's herangebildet. In glücklichem, heiterm Tone empfiehlt er, unbekümmert um die Moralpredigten der „Terwische", einen weisen, fröhlichen Lebensgenuß, besingt mit schalkhaftem Lächeln die Liebe und ihre Regungen und den Glauben an die Macht und den Sieg der Schönheit, die alles Rohe verzehre und hinwegbanne. Doxer ist der Dichter der Rosen und der Bienen, aber auch einer gewissen ritterlichen Romantik und der Frauenwürde, in noch lebenden deutschen Fürstinnen offenbart. Er wirkt nicht durch poetische Bilder und durch originelle große Gedanken, im Gegentheil geht seine Gnomik häufig in's Gewöhnliche und Kleinliche; aber er erfreut durch edle und schöne Gesinnung und durch maßvolle, reine Diktion. Im Ton der Ballade wie in der Wahl der Stoffe zu denselben war unser Dichter nicht glücklich; am besten ist er im Epigramm und in der Elegie. Im Ganzen haben wir seiner Dichtung den Vorwurf zu machen, daß zu viel ästhetische Schönhelligkeit über dieselbe ausgegossen, während ihr Gehalt häufig zu unbedeutend ist. Gerade dieser Dichter zeigt uns, wie nothwendig es ist, im besten Sinne des Wortes national zu sein und zu dichten, wenn man nicht Gefahr laufen will, bloß durch den ästhetischen Genuß der Form zu befriedigen.

Pizzicato.

Sanft und rauschend mag der Bogen
Immer nicht die Saiten streichen,
Die in unsrer Brust erhallen.
Töne, kräftig, voll gerissen,
Klingen reizend, klingen prächtig;
Schicksal, reiße keck die Töne,
Nur zerreiße nicht die Saiten!

In den Rosen.

Wie lockend winkt der Rose Licht!
Du siehst den Dorn; du klagst: Er sticht
O gehe, zager armer Wicht!
Es blüht für dich die Rose nicht.

Des Lebens Perle.

Im Liede sei als Perle,
O Liebe, du gegrüßt!
Die Jugend ist die Muschel,
Die deinen Keim umschließt;
Und schwindet hin die Jugend,
Es leuchtet frei die Perle,
Wenn auch die Muschel bricht.

Rose und Falter.

Schelte Keiner spröd die Rose,
Hält ihr Dorn die Raupe ferne!
Solches Völklein, frech und lose,
Klert auf Schönes gar zu gerne.

Ist zum Falter sie verkläret,
Ward sie so beschwingte Blume,
Wird ihr jede Lust gewähret
In des Duftes Heiligthume.

Bedenkliches.

Des Mannes Krone bleibet das Weib zu allen Zeiten!
So steht es in der Bibel; wer wird mit dieser streiten?

Auch ist der Spruch geschrieben von Salomo, dem Weisen;
Der Weise dient der Wahrheit; wie kann er falsch uns weisen?

Er trug ja selbst die Krone und hielt sich tausend Frauen;
Erfahrung macht den Meister; wer wird ihr nicht vertrauen?

Nur Eines bleibt bedenklich; die besten Fürsten klagen:
O Krone, goldne Krone, wie bist du schwer zu tragen!

Muthiges Streben.

Wie komm' ich zum Liebchen,
Wo zeigt sich ein Weg?
Die Fluthen zerrissen
Im Finstern den Steg.

Des Zagenden Klage,
Vermehrt nur das Leid.
Ich wag' es; ich schwimme
Hinüber zur Maid.

Mir trotzen die Wogen;
Es hebt sich mein Muth.
O bleibet ihr Götter,
Dem Wagenden gut!

Schon seh' ich ihr Lämpchen;
Wie jubelt die Brust!
O Lämpchen, mein Sternchen,
Wie nahe die Lust!

Naturgränze.

Auf des Litlis Silberkuppe
Ist schon Mancher keck gedrungen;
Lang in Muße dort zu weilen,
Ist doch Keinem noch gelungen.

Scharf und eisig gehn die Lüfte;
Sie vernichten schnell das Leben;
Solchen Mächten Trotz zu bieten,
Bleibt ein eitles, tolles Streben.

Klug, besonnen weiß der Steiger
Seine Wünsche zu bezwingen.
Von der Höhe niedersteigend,
Läßt zu Thal das Lied er klingen:

„Jeder walte in den Schranken,
In den ewig festgesetzten!
Ach, es kamen stets zu Falle,
Die die Kräfte überschätzten!"

Kriegslied.

Auf hoher Alpenfirne
Da steht der Väter Geist.
Heraus, o Schwert, und höre,
Wie er zum Kampf uns weist:

„Das Feindeszählen schlaget
Von vornherein in Wind;
Es wird die Zahl sich finden,
Wenn sie erschlagen sind."

„Lawinen stürzen donnernd
Herab die Bergeswand;
Sie scheuen nicht im Falle
Gefahr und Widerstand."

„Lawinenkeckheit übten
Wir einst im Kriege auch;
Darauf! daran! das frommete;
Auf! Wahrt den Landesbrauch!"

Am Rheinfall.

Immer von Oben
Drängend und kämpfend,
Stürzen und toben
Wogen auf Wogen.
Aber die Sonne
Webt in den Schauer
Friedlicher Wonne
Schimmernde Kränze.
Siehe das Wilde
Grollender Wellen
Löst sich, und milde
Wallen die hellen
Fluthen im Frieden
Unten im Thale.
Sollte ich beben?
Sollte ich klagen?
Wenn es im Leben
Woget und stürmet?
In das Getriebe
Lächelt die Hoffnung.
Tröstend in Liebe,
Lichtere Bilder.
Rasch, wie die Welle,
Werden wir schwinden;

Ach! nur zu schnelle
Werden wir finden
Ruhe im Schooße
Heiliger Erde!

Dichter und Derwisch.

Derwisch:
Gottlos bist du Dichter worden;
Treffe dich des Himmels Haß;
Nur Suleika, deine Schöne,
Singst du ohne Unterlaß.

Weh! du kehrst dich von dem Glauben,
Von des Lebens sicherm Hort;
Und für Allahs Glanz und Liebe
Hast du nie ein preisend Wort.

Dichter:
Von dem Schöpfer selbst zu singen,
Wagen ja die Engel nicht;
Schweigend neigen sie die Blicke
Vor dem unnahbaren Licht.

Denn den Schöpfer würdig loben
Kann der Wesen All allein;
Doch ich wage ihn zu singen
In dem milden Widerschein.

Sieh' das Herz des Dichters gleichet
Nur dem Thau: er fasset nicht
Ganz die Sonne, doch er spiegelt
Einen Strahl von ihrem Licht.

Wolltest du, gestrenger Richter,
Einmal nur Suleika sehn,
O du würdest schnell des Dichters
Frommbescheidnen Sinn verstehn!

Dann von Allahs Lichtglanz leuchtet
Mir in Liebchens Aug' ein Strahl,
Und wer seinen Abglanz ahnet,
Ehrt den Ewigen zumal.

Epigramme und Elegien.

Die Lotusblume.

Lotus, was kniest vor dir in innigem Grunde der Inder?
„Offen den Strahlen des Lichts, schließt sich mein Busen der Nacht."

Ermunterung.

Seufzt dir die Brust vor Schmerz, in Geduld ertrag' ihn und hoffe;
Ueber den Dornen ja erst breitet die Rose sich aus!

Das Geschwisterpaar.

Liebe und Glück sind blind, und beide innigst verschwistert;
Glückliche werden geliebt, Liebende werden beglückt.

Vergeltung.

Neidend der Rose den Glanz, verwehet der Sturm ihr die Blätter,
Aber im Sterben den Feind segnet mit Düften sie noch.

Edle Rache.

Neidisch versuchen den leuchtenden Mond zu verdunkeln die Wolken,
Aber der Siegende schmückt mild sie mit silbernem Glanz.

Rosen und Dornen.

Blühen die Rosen in Pracht, wer denkt an Dorn und Verletzung,
Und doch schwinden sie hin, ach, und es bleibet der Dorn!

An die Quelle.

Frostig erschienst, o Born, du den Lippen; ich spottete deiner,
Und mit feurigem Wein füllte den Becher ich nur.
Aber die Gluth, die bald ein schleichendes Fieber mir brachte,
Wuchs, durch den Wein genährt, schnell zur verzehrenden Qual
Wie verlangten nach dir, o Born, die trockenen Lippen,
Und wie fühlte mein Herz da von der Scham sich gebeugt!
Furchtsam trat ich zu dir; doch gab dein freundliches Blinken
Wieder mir Muth und ich trank Kühlung und Labung aus dir.
Siehe die duftigen Rosen! Sie wand voll Dank ich zum Kranze,
Nimm sie! Verwelket ihr Glanz, weihet dir frische mein Herz.

Thorwaldsen.

„Grüße die Heimat!" spricht Thorwaldsen in Rom zu dem Bilde,
Das er mit liebendem Sinn hatte dem Norden bestimmt.
Nordwärts zieht es zu Schiffe, da winkt Poseidon, der Herrscher,
Tief in dem Innern bewegt, brausendem Sturme herbei:
„Norden, du hoffest umsonst; noch rufen um Rache die Werke,
Die uns dein rohes Geschlecht einst in den Tempeln zerstört.
Was gefrevelt der Ahn, von jeher büßt es der Enkel.
Mein sind Recht und Gewalt!" Also der zürnende Gott.
Wilder tobet der Sturm; es versinket das Schiff in der Brandung:
Jubelnd doch tragen dem Gott Nymphen zur Halle das Werk.

Sorgfalt.

Frostig wehet der Wind; in Strömen ergießt sich der Regen,
Und das Bächlein des Dorfs schwellt sich zum reißenden Strom.
Fern noch weilet der Freund. Ach! — Soll ich dem Säumenden zürnen?

Jeglichem mangelt der Muth, über die Schwelle zu gehn.
Traurest du, Lampe, mit mir? Nur kümmerlich flackert dein Flämmchen.
Sieh' es erlöscht und die Nacht waltet mit Schauer um mich.
Wäre das Wetter doch nach! Kein Sternlein tröstet vom Himmel.
Wie das Flämmchen erlosch, sinket mein Hoffen dahin
Horch! — Was schreitet daher? — Wer naht durch den Garten dem Hause?
O, er ist es! Sein Tritt weckt in dem Herzen die Lust.
Ließ, dem Versprechen getreu, auch wirklich das Pförtchen ich offen?
Eitle Besorgniß! Er steht schon in dem Stübchen vor mir.
Laß dich küssen mein Schatz! Dich friert es; das garstige Wetter!
Wie? — Du zitterst sogar! Fühlest du Schmerzen? — Mir bangt.
Fieber durchschleichen das Land. Die Vorsicht schadet uns nimmer.
Säume mir nicht! Im Beginn hebet ein Uebel sich leicht.
Weg mit dem feuchten Gewand! Nur rasch in das wärmende Bettchen!
Siehe! mit freudiger Brust räume mein Plätzchen ich dir.
Sei fein artig und fromm! — Was soll das? — Laß mich! Verwegner!
Warte! ich riegle gewiß künftig das Pförtchen dir zu!

Fabeln. Parabeln. Märchen. Sagen.

Vienchen und Röslein.

Kam ein Vienchen auf die Haide;
Sah die Röslein lustig blühen.
Eins schien zu seiner Freude
Schon vor allen zu erglühen;
Und es eilten seine Lippen
Aus dem süßen Kelch zu nippen.
Röslein konnte nicht es wehren,
Thät ihm alles gern gewähren.
Vienchen aber war bescheiden,
Brachte Röslein nicht in Leiden.
All sein Kosen, all sein Trinken
Trübte nicht des Holden Blinken;
Nicht ein Thränlein, keine Wunde

Zeugte von der süßen Stunde.
Selig pries ich da die Leiden;
Weisheit würzt und wahrt die Freuden.

Dionea.

Ein Blümchen blinkte
An sonniger Luft;
Nur Milde hauchte
Sein lockender Duft.
Schnell kam ein Bienlein
Voll schnuender Gluth;
Es nippte emsig
In seligem Muth.
Da ob dem Becher
Das Blümchen sich schloß;
Im Todesschauer
Sein Seelchen zerfloß.
Wie scheinst, o Blümchen
So mild du und fein!
Ach, Blümchen, Blümchen,
Wie täuschet der Schein!

Verschiedenes Urtheil.

Der Falter sprach auf heiterm Plan
Die Biene mit den Worten an:

„Ist ringsumher die ganze Luft
Durchwürzt von süßem Maiduft,
Da schwärme ich mit frohem Sinn
Von Blume wohl zu Blume hin.
Mein Leben frei und freudenvoll
Doch scheint dem Pastor bös und toll;
Er führt mich gar als Beispiel an,
Das scheuen solle Jedermann.
Dich seh' ich gleiche Wege gehn,

Doch hör' ich nie auf dich ihn schmähn;
Das ist mir dunkel, sonderbar!
Ich bitte, mache mir es klar."
Die Biene nicht sich lang besann
Und dienstbereit sie so begann:

„Das fällt, o Freund, mir gar nicht schwer:
Dem Pastor gilt die alte Lehr':
Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele sich zum Himmel schwingt.
Ich spend' ihm Seim ein fein Gericht!
Und Wachs auch noch zum Kirchenlicht.
Darob er läßt mein Thun in Ruh',
Ja spricht den Segen noch dazu,
Ob auch mein Leben offenbar
Dem deinen gleicht so ganz und gar.
So sprachen sie vor manchem Jahr;
Die Rede bleibt noch heute wahr.
Ob deckt des Pastors Leib das Grab,
So sank doch nicht sein Geist hinab;
Er spuket fort in jedem Stand,
Er treibt sein Spiel zu Stadt und Land.
Wo Gabe sich und Gunst erzeigt,
Die Meinung sich zum Besten neigt.

Kindlicher Sinn.

Es suchet die Mutter mit sorglichem Blick
Den Knaben, den fernen, ihr einziges Glück.
„Wie bitter die Schmerzen der Mutter doch sind!
O sprechet, ihr Nachbarn, wo säumt sich mein Kind?"

„„Im Felde es Blumen zum Strauße sich brach
Und jagte den Faltern, den schimmernden, nach.
So eilte es weiter, im Spiele, entzückt;
Bald war es den folgenden Blicken entrückt.""

Die Mutter enteilet in Hoffnung zur Flur,
Doch findet sie nimmer vom Knäblein die Spur.
„Trafst nicht du mein Knäblein, o Wanderer, an?
Was schaust du so bange zurück auf den Plan?“

„„Ich ruhte auf Blumen mit heiterem Muth,
Da nahte die Schlange in giftiger Wuth.
Mich faßte ein Grauen; ich eilte davon.
O bleibe dem Orte doch ferne dein Sohn!““

Die Mutter vernimmt es mit wachsender Qual
Und spähend durcheilt sie die Gründe im Thal,
„Kam, Fischer, gesprungen zu dir an den Strand
Ein Knabe mit Blumen in spielender Hand?“

„„Wie wäre für Kinder die Stelle gemacht?
Es schwellen die Wogen des Stromes mit Macht;
Sie schwächen und brechen die dämmende Wehr
Und bringen Verderben den Saaten umher.““

Die Mutter verzaget; sie eilet zum Hain;
Schon brechen die nächtlichen Schatten herein.
„Sahst, Jäger, im Walde den Knaben du nicht,
Mit Locken so golden, mit Aeuglein so licht?“

„„Wohl führte zum Wald ihn vor Stunden sein Gang
Und wahrlich! es ist für den Zarten mir bang.
Da hauset der Wolf, und mit wildem Geheul
Entfloh er so eben dem drohenden Pfeil.““

Und dichter und finstrer der Wald sie umfängt,
Und Schauer auf Schauer im Busen sich drängt.
Da lächelt der Mond aus den Wolken so mild
Und zeiget im Walde ein süßes Gefild.

Da schlummert der Knabe und träumet vom Spiel;
Gebrochene Blumen ihm dienen zum Pfühl.
„Was säumst du, o Herzchen, so ferne, allein?
Ich suchte dich lange in sehnender Pein,“

„„O Mutter, o Mutter!“ so tönt es in Lust.
Ihr stürzet der Knabe entzückt an die Brust.
„„Ich spielte im Felde, am Flum, in dem Hain;
„„Was brauchtest für mich du in Sorge zu sein?““

„„Es stunden zur Seite zum Spiel und zur Hut
Mir leuchtende Knaben so freundlich und gut.
Schau', Mutter, die Blumen, so duftig und schön,
Sie brachten sie alle von himmlischen Höh'n!““

„„O hättest du nicht aus dem Schlaf mich geweckt!
Es hat sie dein Rufen verscheucht und erschreckt,
Sie suchet vergebens mein sehnender Blick,
Wohl kehren die Lieben mir nimmer zurück!““

Auf Personen.

Göthe's Werke.

Gnädig walten die Götter! Wie einst dem Schwimmer Odysseus
Leukothea in Huld rettend den Gürtel gereicht,
Rohten mich Göethen als Hort im irrenden Sturme des Lebens
Alle die Musen zugleich, stillende Weisen im Mund.
Und wie jener vom Strande zurück in die Wogen den Gürtel
Warf, daß Kind'ren er noch fromme mit zaubernder Kraft,
Ließ auch Göethe am Ziel, was rettend die Musen gesungen,
Lieblich in Liedern vereint, liebend den Enkeln zurück.

Balladen.

Der Flüchtling.

Der Flüchtling liegt im Sterben in fernem, fremdem Land:
Er blicket an noch lächelnd den Ring an seiner Hand:

„Dich hat in schönern Tagen die Liebe mir geweiht;
Vor deinem Strahle blieben mir Aug' und Herz gefeit'

„Vertrauter meiner Wonne, du bliebst mein Trost im Leid:
Umsonst verlangte lockend nach dir so manche Maid."

„Vom Leben scheidet gerne, doch nicht von dir mein Herz,
Und trüge dich ein and'rer, mir wär' im Grab es Schmerz."

„Ich kann von dir nicht lassen, du machst mir leicht das Grab:
Ihr lieben, fremden Leute, o senkt ihn mit hinab!"

Er küßt das Pfand der Liebe; der Hauch entflieht dem Mund,
Ihn senken mit dem Ringe sie in den kühlen Grund.

Der alte Zecher.

In der Halle beim Pokale
Weilt der Jungen muntre Schaar;
Ernst und stille blickt der Alte
Aus dem weißen Lockenhaar.

„Sprich, was sinnst du, guter Alter?
Was durchzittert dir die Brust?
Deine Augen gehn dir über;
Brachte Schmerz dir unsre Lust?" —

„Nein, o nein! Das Leben schimmert
In der Freude wie der Thau,
Wenn der Sonne goldne Strahlen
Spielen auf der Frühlingsau."

„Mit den Lieben meiner Jugend
Saß ich oft in diesem Saal;
O wie blühten Kuß und Lieder,
O wie glühte der Pokal!

Aber ach! die Lieben schieden
Und ich wandle nun allein;
Oede ist für mich die Erde,
Blaß ihr schönster Blüthenschein!" —

Zu dem Becher greift der Alte,
Trinkt mit Hast den vollen leer;
Lächelt heiter, wankt und sinket,
Trinkt und lächelt nimmermehr.

Th. Bornhauser.

Thomas Bornhauser wurde den 26. Mai 1799 in Rheinfelden, Kt. Thurgau, geboren. Sein Vater, ein Bäcker, trieb einen Kleinhandel, der ihn aber, weil Vermögen und Schulbildung fehlte, nicht weit brachte. Diesen Fehler suchte der Vater bei seinem Sohne gut zu machen; er schickte ihn noch nicht fünfjährig zur Schule und hatte seine größte Freude an den Fortschritten des Knaben. Das Tellenlied, das ihm die Mutter sang, die Schilderung der Landvogtszeit und der Umstand, daß beide Eltern in der französischen Revolution die Rettung des Thurgau's und der Schweiz erblickten, flößte dem Knaben frühe Haß gegen Tyrannen und Freiheitsliebe ein.

Zu körperlichen Arbeiten fühlte dieser wenig Neigung; desto mehr zu geistigen. Am meisten zog ihn das Geschichtliche an, vor Allem das Heroische darin; darum war Napoleon für ihn ein Stern am Himmel der jugendlichen Ideale. Daneben liebte er die Kunst und versuchte sich im Zeichnen. Er las über Alles gern, besonders Luthers Bibel und bald auch Dichter; Klopstock öffnete sein Ohr dem Rhythmus. In religiöser Hinsicht war für ihn von Bedeutung, daß sein Ortspfarrer ein Stillinzianer war, der ihm das pietistische Wesen für immer gründlich verleidete; er wählte auch das Studium der Theologie nicht aus Vorliebe, sondern weil dies Studium Stipendien bot und ihn den Klassikern zuführte. Bei Dekan Ammann, damals Pfarrer in Märstetten, lernte er eifrig Latein, Griechisch und später das Hebräische und schwelgte im Genusse von Virgil, Horaz und Homer, welch' letztern er auch im Stalle beim Pferdefüttern begeistert rezitirte. Aber Nepos und Plutarch blieben dabei nicht zurück; Brutus, Timoleon, Thrasybul waren seine Heiligen. Eine antike Weltanschauung ist ihm geblieben. „Nicht in den Schulen des Materialismus (schrieb er im August 1854 seinem Freund Henne) sondern in den Tempeln des klassischen Alterthums werden gute Republikaner gebildet."

Im Jahr 1818 kam Bornhauser an das Karolinum nach Zürich, wo sich ihm nun auch die deutsche, französische und italienische Literatur mehr eröffnete und Herder und Shakespeare, aber auch Kant, Rousseau und Gibbon ihm vertraut wurden. Die Taschen voll Bücher wanderte der Jüngling in Zürich's lieblicher Umgebung herum. Der Schlendrian mancher Lehrer stieß ihn ab; desto mehr zogen ihn Kasp. Orelli und der damalige Rektor, Chorherr Schultheß, an, wie der Umgang mit gleichgestimmten Freunden (Heinrich Rüscheler, Leonhard Usteri u. A.) Schultheß sah nicht ungerne, wenn der humoristische Thurgauer, dem das Ideale noch über das Praktische ging, diesen und jenen Lehrer in Verlegenheit brachte, nahm es ihm jedoch bitter übel, als er sich auch gegen ihn Einwendungen erlaubte. Als Bornhauser wegen Widersetzlichkeit für ein Jahr zurückbleiben sollte, trotzte er, verließ das Zimmer der erstaunten Herren und machte sein Examen im Thurgau, woselbst er nach der Ordination Privatlehrer, 1824 Pfarrer in Matzingen wurde und sich 1825 verheirathete.

Im Jahr 1826, wo das politische Bewußtsein im jüngern Geschlecht zum Durchbruch kam, trat er, als Mitglied des Sempachervereins, mit Fröhlich zum ersten Mal als Volksredner auf. Ihn drückte, wie Andere, die im Jahr 1814 über das Vaterland gekommene Schmach, das Zerstören der 1798 aufgegangenen Blüthen. Schon 1827 schrieb er eine Broschüre über die Verbesserung der thurg. Verfassung, die 1830 gedruckt wurde. Ein treuer Mitarbeiter an Rüscheler's „Beobachter" und der „Monatschronik", wandte er sich, als Rüscheler zu gemäßigt blieb, an die „Appenzellerzeitung" des derbern Dr. Meyer. Sein Brief vom 24. Juni 1830 an Landammann Morell wurde das Programm der Thurgauer Reform. Die Artikel aus Trogen zündeten. Im September gohr es laut am Untersee. Die Leute wandten sich um Rath an den jungen, kecken Pfarrer, in dem Landammann Müller-Friedberg bald einen Masaniello witterte, während Staatsschreiber Baumgartner mit ihm sympathisirte. Als die thurg. gemeinnützige Gesellschaft am 27. Sept. von der Politik nichts hören, wenigstens nichts thun wollte, trat Bornhauser ab und beschloß in einem Nebenzimmer die erste kleinere, und auf dieser am 18. Okt. die größere Weinfelder Volksversammlung, vor welcher die Regierung sich beugte, aber erst als Unruhen ausbrachen, wobei sie Bornhauser zum Vermitteln aufrufen mußte und am 18. Dez. in einem neuen großen Rathe eine Verfassungskommission ernennen ließ, deren Ehrenmitglied Bornhauser wurde. Spottlieder entmuthigten ihn so wenig als Mordplane, die bis zu einem

Versuche stiegen. Die Verfassungskommission unter dem Vorsitze Bornhauser's, der im März 1831 Pfarrer in Arbon wurde, schuf eine neue Verfassung, die das Volk am 25. April annahm. Viel Undank war sein Lohn. Flüche und Steinwürfe verfolgten ihn bisweilen und schreckten seine Gattin. Er zog sich zurück und widmete seine Muße literarischen Arbeiten. Schon im Jahr 1829 war „Gemma von Art, ein Trauerspiel," erschienen; 1832 die „Lieder"; 1833 das Gespräch „Schweizerbart"; 1836 „Heinz von Stein"; 1838 „Ida von Tockenburg"; daneben arbeitete er an dem epischen Gedicht „Rudolf von Werdenberg".

Im Jahr 1833 wurde Bornhauser Kirchenrath und Mitglied des großen Rathes und stellte 1836 den Antrag zur Aufhebung der Klöster im Thurgau, was zur Einstellung des Noviziates und Verwendung der Vorschläge der Klostergüter zu wohlthätigen Zwecken führte. Im Jahr 1834 lehnte er einen Ruf nach Bern, wohin ihn Schultheiß Neuhaus ziehen wollte, ab, schrieb 1842 den „heiligen Gallus", 1844 den „Herzog Johann". Seit 1835 an der Gicht leidend, siedelte er 1851 nach Müllheim über, wo er die letzte Zeile an seinen „Rudolf von Werdenberg" legte. Er starb zu Müllheim den 9. März 1856.

Bornhauser hat auf politischem und kirchlichem Gebiete für den Kanton Thurgau Großes geleistet. Sein freundliches, Liebe und Güte strahlendes Bild hängt dort in jeder Bauernhütte. Es war ein Sohn seiner Zeit, der er auch seinen Tribut abtrug, indem er sein Talente nicht vergrub, sondern es reichlich wuchern ließ. Seinen politischen Glauben hat er am Schluß des Gedichtes „Nemesis" ausgesprochen:

„Es ist ein Gott, Mensch, irre nicht!
Im Herzen flammt der Hölle Qual;
Es ist ein Gott, und sein Gericht
Trifft Herrscher auch im Marmorsaal!
Wer frech des Volkes Recht verletzte,
Den Fuß auf freie Bürger setzte,
Ob dem droht stets der Rache Stahl;
Und nicht er klüglich alle Schlingen
Wird Klugheit ihm Verderben bringen!"

Gemma von Art. Ein Trauerspiel von Thomas Bornhauser. Trogen. Gedruckt und im Verlag bei Meier und Zuberbühler. 1829.

Lieder von Thomas Bornhauser. Trogen. Druck und Verlag von Meier und Zuberbühler. 1832.

Heinz von Stein, oder die Schlacht an der Schwarzach, von Thomas Bornhauser. Zürich, bei J. J. Siegfried. 1836.

Ida von Tockenburg, oder die schrecklichen Folgen der Eifersucht. Historisch-romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des

zwölften Jahrhunders, von Thomas Bornhauser. Schwäb. Hall, Verlag der F. F. Haspel'schen Buchhandlung.

Der heilige Gallus. Eine Festgabe von Thomas Bornhauser. Weinfelden, bei Wilhelm Rueß. 1842.

Herzog Johann oder Königsmord und Blutrache. Von Thomas Bornhauser. In zwei Theilen. St. Gallen, Druck und Verlag von F. D. Kälin. 1846.

Rudolf von Werdenberg im Freiheitskampf der Appenzeller. Frauenfeld, 1853.

Der Grundton, welcher das Gemüth und das ganze Leben Bornhausers beherrschte, war die Idee der politischen Freiheit seines engern und weitern Vaterlandes. Sie ist der Born seiner Lieder, der rothe Faden, der sich durch das phantastische Gewirre seiner epischen Gestaltungen hindurchzieht. Weit und groß schlug sein Herz für das Vaterland; seine Arme schlangen sich treu und warm um die Menschheit; sein Kopf glühte für ihre idealen Interessen. Glücklicher, heiterer Humor, üppig wuchernde Phantasie, hochherzige Gesinnung, warmes Gefühl, das sich bis zur Gluth religiöser Andacht zu steigern vermochte, befähigten ihn zur Darstellung lebensvoller Bilder; allein nirgends war es ihm vergönnt, seinen Erzeugnissen den Stempel der Vollendung aufzudrücken. Die lyrischen Gedichte haben viel Frische; es sind Laute der Freiheit, die ein gesundes Gemüth, unbekümmert um Rhythmus und Styl, als kunstlose Lieder ausstößt und fröhlich jauchzend in den blauen Himmel hinein singt. Sie haben nur geringen poetischen Werth; geradezu unbedeutend ist die religiöse Cantate „Die Auferstehung", ebenso „Der Marksstein"; weit unter Lavaters gleichnamigem Gedicht steht „Wilhelm Tell". Zu den bessern Liedern gehören „Der Senn", „Der Heimatlose", „'s Wörtli frei", „Der Heerdenreihen", „Rückerinnerung", „Die Nacht am See". Auch das Trauerspiel „Gemma von Art" hat mehr einen patriotischen als ästhetischen Werth, obgleich der Dialog oft ächt dramatisch und immer, im Verhältniß zum behandelten Stoff, naturwahr ist.

„Heinz von Stein", eine Epopöe in vier Gesängen, ist ein Gemälde voll Blut, Wahnsinn, Trotz, Rohheit und wilder Freiheitslust. Trotz der kecken Behandlung des Stoffes und der ihr entsprechenden anapästischen Beflügelung des (freilich meist formlosen) Strophenbau's, vermag das Gedicht nicht einen reinen, poetischen Eindruck zu hinterlassen. Es enthält alle Uebertreibungen, Fehler und Mängel jener schlechten Romantik, die, mit Uebergehung der Naturgesetze und der Gesetze des Geistes, die Welt und das Leben zum bloßen Spiel einer regellosen und ungebändigten Phantasie herab-

würdigt. Die Neigung zum Phantastischen und Grassen geht hier, wie in den spätern Dichtungen Bornhausens, mit dem Humor des Dichters ein sonderbares Bündniß ein. Die handelnden Personen bewegen sich in Prophezeiungen, lesen wundersame Dinge im geheimen Buche der Natur, schwanken zwischen Wahnsinn und Begeisterung, zwischen Liebe und Haß umher; Weiber hüllen sich in Ritterkleider, die Pforten des Geisterreiches werden gelegentlich erschlossen und irgend ein toller Spuck heidnische Zauberei aufgetischt. Milder, geläuterter tritt diese romantische Neigung in dem vaterländischen Epos „Rudolf von Werdenberg" auf, das für das reifste Werk Bornhausens gilt, ohne daß es, der Form wie der Komposition nach, Anspruch auf höhern künstlerischen Werth zu machen hätte; in einer bedeutlichen Weise dagegen haben diejenigen Produkte des Dichters, welche in Prosa geschrieben sind, das genannte Element in sich aufgenommen. „Ida von Tockenburg" wie „Herzog Johann" haben viel Handlung, malerische Situationen, gelungene Schilderungen, Humor und theilweise selbst historisches Kolorit aufzuweisen; allein daneben strotzen beide Stücke von phantastischen Ungeheuerlichkeiten, Vorbedeutungen, Vorhersagungen, Ahnungen, Träumen, Hallucinationen, Nachtgesichten, Geisterbeschwörungen, Kometen- und andern Lufterscheinungen, wunderlichen Zufällen, Belauschungen und subjektiven Einmischungen des Dichters und zwar in einer Weise, daß z. B. das letzte (3.) Buch der „Ida von Tockenburg" rein ungenießbar wird. Es fehlt auch nicht an Trivialitäten im Styl, obschon zugegeben werden muß, daß die Sprache im „Herzog Johann" im Ganzen kräftig und natürlich ist.[1]

Die Grille, einen „heiligen Gallus" zu schreiben und zwar nicht in gewöhnlicher legendenartiger Darstellung, sondern in biblischem Ton und orientalischem Kolorit, verzeihen wir dem aus den Strudeln des politischen Lebens sich zurückziehenden, der Ruhe und der Kontemplation bedürftigen Dichter umsomehr, als er, wie er in der Vorrede sagt, damit nicht eine dogmatische, sondern nur eine religiös-poetische Wirkung erreichen wollte und durch die damals noch negativen Resultate der historischen Evangelienkritik sich veranlaßt fand, in der Bearbeitung dieses Stoffes, beziehungsweise in der poetischen Ergreifung des religiösen Gefühls und Lebens, sich selber einen innern Halt zu schaffen. Er wollte des Glaubens Wärme mit

[1] Eine ungeschickte Bearbeitung des „Herzog Johann" für das Theater ist unter dem Titel „Die Hexe von Gäbistorf" durch Philipp Wallburg Kramer unternommen worden

dem Lichte des Geistes vereinigen und forderte dies auch von denen, für die er dieses Büchlein verfaßte.

Bornhauser besoß wie Henne und Reithard ein bedeutendes poetisches Talent. Er machte wie die beiden Genannten auch eine politische Carrière; aber um Dichter zu sein, hatte er zu wenig allgemeine, und vor Allem zu wenig Geschmacksbildung. Er hatte eine Vorliebe für das Historische; aber er wurde weder Historiker noch ächter Dichter, weil er zu sehr Politiker war, oder vielmehr, weil die Entwickelung seines Talents in eine Periode fiel, wo das Streben für politische Neugestaltung der Schweiz jede andere Geistesthätigkeit verschlang. Er hatte nicht Zeit, sich an den Mustern des guten Geschmackes zu bilden. Wie er die poetische Thätigkeit für sich selber als eine bloße Erholung betrachtete, so sollten auch die Erzeugnisse derselben für Andere bloß als Erholung dienen. Er wollte für „Handwerker, Kaufleute, Beamtete, Studenten, Mädchen, Frauen, Gesunde, Kranke, Halbkranke. u. s. w. kurz für das Volk schreiben, und sie „mit der Poesie auf dem Papier für ein paar Augenblicke die Prosa des täglichen Lebens vergessen machen".[1] Dies ist freilich nicht der richtige Standpunkt für einen Schriftsteller, denn die Kunst hat einen höhern Beruf; aber er ist charakteristisch für den, der in allen seinen Handlungen den Wahlspruch bekannte: „Alles durch das Volk und für das Volk!"

Aus „Rudolf von Werdenberg."

Vorbemerkung.

Das Epos „Rudolf von Werdenberg" beginnt mit dem Hader der Reinold'schen und Schreiber'schen Partei in Lindau. Schon glaubt Graf Rudolf, welcher mit Lindau in Bürgerrecht steht, die Parteien versöhnt zu haben, als die Anhänger des Bürgermeisters Schreiber in nächtlicher Stunde das Thor öffnen und die Oesterreicher in die Stadt herein lassen. Altbürgermeister Heinrich Reinold wird hingerichtet, Graf Rudolf aber hat durch Hülfe seiner Base, Resa von Rotenburg, sich retten können. Allein in der darauf folgenden Fehde wehrt er sich vergeblich gegen das Heer des Herzogs Friedrich von Oesterreich, mit welchem sich auch die Grafen von Montfort und Sargans zum Untergange der Werdenberger verbunden hatten. Altstädten, Rheineck und Werdenberg werden eingenommen. Jos, der treue Dienstmann fällt, Bertha, die Tochter des letzteren, die den schönen Appenzeller Uli Rotach liebt und Hedwig, die heldenmüthige Tochter des Grafen Rudolf, gerathen in Gefangenschaft. Da es inzwischen dem Grafen gelungen, das Geheimniß zu erspähen, daß Herzog Friedrich, durch die Bitten des Abts von St. Gallen bewogen,

[1]) Ida von Tockenburg pag. 2 und pag. 19.

die Appenzeller mit Krieg überziehen will, so übergibt Rudolf seine Gattin Beata seinem Bruder Hug, damit er sie nach Rhätien in Sicherheit bringe. Jetzt wird der Graf auch von seinen letzten Freunden noch verlassen, nur Einer bleibt ihm, sein Knecht Hans. Diesen beauftragt Rudolf, daß er sich erkundige, wohin Hedwig und ihre Freundin Bertha gekommen. Er selbst, von aller Welt verlassen, begibt sich mit Schwert und Bogen bewaffnet und von seinem Hunde Soldan begleitet, auf abgelegenen Wegen nach dem Lande der Appenzeller. Hier knüpfen die folgenden Stücke an.

Der Knab' in den Lüften.

Der Graf mit dem treuen Rüden war
Schon stark bergan geflogen;
Er sah die Alpen hoch und klar,
Tief unten das Rheinthal liegen,
Das Thal, wo des Stromes Silberband
Durch Dorf und Stadt und Wiese sich wand.
Still hielt der Graf und ruhte,
Und seltsam ward ihm zu Muthe.

„Dort lebt' ich, als Kind, am glänzenden Rhein
Im Lande, das Gott mir gegeben;
Die Burgen und Dörfer — sie waren mein,
Mein Matten und Felder und Reben:
Nun haust in den Dörfern, in Stadt und Schloß
Der Feinde frevelnder Räubertroß;
Und ich soll Alles verlassen, —
Den Stab des Bettlers umfassen!

Sie schauen so traurig dem Flüchtling nach
Die Burgen auf sonniger Halde;
Hier saß ich so fröhlich im hohen Gemach,
Dort jagt' ich so lustig im Walde.
Die Säle durchklang des Harfners Spiel,
Ich hatte der zechenden Freunde so viel;
Nun ist von den Gästen, den lieben,
Nicht einer mir übrig geblieben.

„Beata, mein armes Weib, auf der Flucht —
O Gott! das macht mir viel Schmerzen;
Doch schwerer noch lastet der Sorge Wucht
Um's Kind auf dem Vaterherzen.
Wo schmachtest du Hedwig? auf welchen Höh'n?
Wo werden, wie werden wir wieder uns seh'n?
O daß sich mit dir, du Arme,
Mit Bertha der Himmel erbarme!"

Sprach's weinend und warf sich zur Erde hin,
Die Hände zu Gott erhoben,
„Erhöre den Vater — ich lieg' auf den Knien, —
O hilf uns du, Großer, dort oben!
Gib, daß ich ein Retter dem Bergvolk sei,
Ein Schild vor der drohenden Sklaverei,
Und daß seine dankbaren Waffen
Land wieder und Kind uns verschaffen."

Noch flehte der Held — da drang ein Ton
Ihm jammervoll in die Ohren:
„Zu Hilfe, Ritter! — Er packt mich schon —
Geschwind! sonst bin ich verloren!"
Rasch nimmt der Graf den Bogen zur Hand,
Er eilt zum Gebüsch, zu der Felsenwand,
Er späht nach allen Seiten
Und kann das Geschrei sich nicht deuten

„Da! Rudolf, da!" — die Stimme ruft
Den Grafen vernehmlich beim Namen.
Kein Zweifel mehr, daß aus der Luft
Die Töne, die klägtichen, kamen.
Ein Adler schwingt in langsamem Lauf
Sich stolz vom Gipfel des Felsen auf;
Es scheint aus des Unthiers Krallen
Der Ruf um Hilfe zu schallen.

Ein Hase vielleicht, ein zartes Schaf,
Das er dem Hirten genommen.
Doch nein! erst jetzt erkennt es der Graf,
Als näher der Räuber gekommen.
Gerechter Gott! ein Kind! fürwahr
Ein weinendes Kindlein trägt der Aar,
Es dringet das Schreien und Flehen
Entsetzlich durch Thäler und Höhen.

Kaum hat der Ritter das Kind erblickt,
Erhebt er den stählernen Bogen,
Schlägt an, schaut scharf und zielt und drückt —
Gott sei dem Schützen gewogen!
Die Sehne schnellt, weg flog das Erz,
Traf glücklich den Adler in's grausame Herz.
Der schwingt im Krampf das Gefieder,
Wird matter — und taumelt nieder.

„O herrlich, wenn nur der kleine Gesell
Nicht Schaden litt im Fallen."
Graf Rudolf löst den Geretteten schnell
Aus seines Feindes Krallen.
Ein bärtiger Knab'? — Ist's möglich? Ein Zwerg!
„Ich dank' euch Graf von Werdenberg!"
D'rauf ist in der Felswand Schrunden
Das bärtige Bürschlein verschwunden.

Die abenteuerliche Vergreise.

Verdutzt stand unser Ritter da
Und sah nach der Felsenspalte;
Er wußte nicht, wie ihm geschah —
Doch fort war der kleine Alte.
Gar drollig fand der Graf den Spaß,
So daß er des eigenen Kummers vergaß
Und ob der Flucht des Schwachen
Recht herzlich begann zu lachen.

Er sah mit stolzer Waidmannslust
Den Vogel am Boden verenden,
Zog dann den Pfeil aus der blutigen Brust
Und faßte das Thier mit den Händen.
„Ein Zeichen ist's, das der Himmel mir beut,
Wie hier ich den Kleinen vom Adler befreit,
So werd' ich für's Hochland ringen
Und Oestreichs Adler bezwingen."

Graf Rudolf ruft's mit freudigem Sinn,
Und tritt an das schwarze Geklüfte,
Schwingt kräftig den Adler her und hin
Und schleudert ihn fort durch die Lüfte,
Er wirft ihn weit in der Klippen Grab,
In's tosende Wetterloch hinab.
Ach! hätt' er das bleiben lassen —
Mit dem dort möcht' ich nicht spassen.

Kaum war mit einem mächtigen Bums
Der Vogel in's Wasser gefallen,
Entstand ein dumpfes Getos' und Gesums,
Ein Kochen und Brausen und Wallen.
Auf stieg aus der Tiefe der Wassergeist
Und spähte, wer frech ihm die Fläche gekräust,
Und ballte die Faust nach dem Grafen:
Wart! Bürschlein, dich will ich bestrafen.

Vergeblich hat aber des Abgrunds Sohn
Die wilde Drohung versendet,
Indem der wandernde Ritter schon
Sich weiter nach oben gewendet.
Wie viel er bisher auch im Thale verlor,
Er schaut mit Muth zu den Alpen empor,
Sein Stern erhebt sich heller
Vom Lande der Appenzeller.

So fährt er im labenden Hoffnungstraum
Frisch fort, den Berg zu besteigen.
Tief unter ihm steht schon der Apfelbaum,
Die Eiche verschrumpft da zu Zweigen,
Der Pfad wird steiler, der Weg wird schmal,
Das Gras steht kurz, die Granitwand kahl,
An welcher Epheuranken
Und Alpenrosen schwanken.

Hoch blitzt der Bach herab aus der Luft,
Dumpf brausen die Wasserfälle;
Auf wirbelt's, wie heiliger Opferduft,
Zum stäubenden Schnee wird die Welle.
Wie Riesen, umschleiert vom silbernen Flor,
Stolz ragen die Firnen, die Zinken empor;
Und schön an des Himmels Gränzen
Die eisigen Gletscher erglänzen.

O! traue du nicht der täuschenden Pracht!
Schon seh' ich der Sterne Gefunkel;
Die Erde verhüllt sich dort unten in Nacht,
Die Thale, wie neblig, wie dunkel!
Bald malen die glühenden Gletscher sich grau,
Schwül säuselt der Föhn, es netzt der Thau.
Wohlan, zu der schirmenden Hütte,
Auf! Ritter, beflügle die Schritte!

Der Mann mit dem Rücken hurtiger geht,
Nimmt alle Kraft zusammen;
Nun wetterleuchtet's, — der Himmel steht
Urplötzlich in zuckenden Flammen.
Hohl donnert's vom Haupte des Sentis herab,
Nacht wird's im Gebirg, schweigt dumpf wie das Grab,
Die Nebel entsteigen den Klüften,
Schwarz wallt das Gewölk in den Lüften.

*

Empor aus der Schlucht tost wildes Gebraus,
Und häufiger schlängeln die Blitze,
Laut heulend bricht der Sturmwind aus,
Er tobt um des Berges Spitze.
Zum Tag wird die schwarze Nacht erhellt
Es wettert, als käme das Ende der Welt.
Das regnet! — wie prasseln die Schlossen!
Der Strom hat, der Tod sich ergossen.

Da sieht bei der Blitze bläulichem Schein
Der Graf im Felsen die Höhle:
Rasch! Armer, kreuch' in's dunkle Gestein
Und rette die glückliche Seele.
Das heiß' ich Hülf' in der schrecklichen Noth!
Die Zuflucht wies mir der gütige Gott;
Mich wird der Fels vor den Blitzen,
Vor Regen und Hagel doch schützen."

Er tritt in die Grotte — Wer hätt' es gedacht?
Ein Saal mit Licht auf dem Tische,
Am Herde das Feuer angefacht,
Ein Bett' in der niedlichen Nische!
Bunt glitzert der Säulen, der Wände Krystall,
Ein Regenbogen überall.
Auch Wein auf dem Tisch und Speisen,
Ein König würde sie preisen.

Der Ritter klopft, ruft leis' und laut —
Er tritt in die Nebenzimmer —
Und findet, wohin sein Auge schaut,
Stets mehr, als fürstlichen Schimmer,
Doch keinen Menschen trifft er an,
Da thut er, was Jeder wohl auch gethan,
Er nimmt, was der Herr vergessen,
Und setzt sich zum Trinken und Essen.

Das Wunder in der Krystallhöhle.

Wer Schönes sucht an Land und Brauch,
Der zieht nach den Schweizerhöhen;
Doch Schöneres fände, wer drinnen im Bauch
Der Berge sich könnt' ergehen.
Und schüttelt ihr spöttisch das weise Haupt,
Indem ihr des Sängers Worten nicht glaubt:
So gehet, die Sennen zu fragen,
Die werden von Wundern euch sagen.

Dort wohnen tief im krystallenen Haus
Die freundlichen Geister der Berge,
Sie kamen schon oft zu den Armen heraus,
Die hülfeleistenden Zwerge
Wo sich ein Knab' im Walde verirrt,
Ein Schaf vermißt der redliche Hirt,
Da führen sie jenen zu rechte
Und bringen das Lämmlein dem Knechte.

Drum ward auch im Felsen der edle Graf
Ersättigt am gastlichen Tische,
Drum schlief er auch so labenden Schlaf
Im Bette der freundlichen Nische.
Erloschen war jetzt der Blitze Gluth,
Verstummt des Donners rollende Wuth,
Voll strömte draußen der Regen
Dem dürstenden Lande zum Segen.

Wie süß! wenn tönend die Traufe geht,
Wenn Tropfen auf Tropfen rauschen,
Dann sicher und warm im friedlichen Bett
Auf's sanfte Rieseln zu lauschen!
Den Grafen der halb vom Schlaf aufwacht,
Lockt wieder zum Schlummer die Regennacht;
Behaglich dehnt er die Glieder,
Und legt auf die Seite sich wieder.

Doch horch! rinnt also melodisch der Bach
Durch Klippen dahin und Kiesel?
Nun voller, dann leiser -- wie kosend, wie schwach'
Harmonisch, ein süßes Gerieſel!
Das ist ein singender, klingender Chor,
Er dringt aus den Tiefen der Erde hervor
Posaunen und Hörner erschallen
Heran durch die felsigen Hallen.

Ein tritt mit Musik und Fackelglanz
Der Zug der niedlichen Kinder,
Die Weibchen im Putz, mit Blumen und Kranz,
Die bärtigen Männchen nicht minder;
Mit Kronen König und Königin gar,
In langer Reihe, Paar an Paar -
Das sind ja die Geister der Berge,
Die leichten, drolligen Zwerge.

Der König klatscht und schlingt den Arm
Behend um der Königin Leibchen;
Ihm folgt alsbald der lustige Schwarm,
Ein Jeglicher faßt sein Weibchen.
So tanzen die Pärchen wohl ab und wohl auf,
Sie hoppen und hüpfen in flüchtigem Lauf,
Als ob er's befohlen hätte,
Dem Grafen um's prächtige Bette.

Halt, Tänzer! Es naht das gekrönte Paar,
Das Königlein spricht zum Grafen:
„Du hast mich entrissen dem schrecklichen Aar,
Süß magst du dafür nun schlafen.
Willkommen im Lande Appenzell!
Des Bergvolks Retter! Befreier! Tell!"
Er spricht's! und die Zwerglein alle —
Sie grüßen mit jauchzendem Schalle.

Und Jeglicher nimmt das Kränzlein vom Haupt
Und streut es dem Lager entgegen;
Ab wendet der Graf sich — der Schläfer glaubt,
Es deck' ihn der blumige Regen.
Doch als er den Gruß erwidern will,
Wird's plötzlich im strahlenden Saale still;
Und eh' er das Wort gefunden,
Ist König und Hof verschwunden.

Rudolf gelangt nun glücklich über die Höhe, aber erst nach einigen abentheuerlichen Zwischenvorfällen wieder auf der andern Seite in die Tiefe. Nachdem er mit Ulr. Rotachs Sohn, seine Kraft gemessen und als Sieger von diesem gastfreundlich in die Hütte des Vaters geführt worden, lernt er dort beim freundlichen Gespräche die Hirten von Appenzell kennen und lieben. Diese versprechen dem edlen Flüchtling ein Asyl; und wie der Graf, wunderbar ergriffen vom Jodler des Sennen Erni, das Volk der Berge glücklich preist, sagt ihm Rotach, daß das ehedem auch anders gewesen, als noch die Vögte regierten und der Priesterherrschaft eiserne Hand ihnen unerträgliche Lasten auferlegt. Hier knüpfen die folgenden Stücke an.

Die Katz' in der Milchtause.

„Mir wurde, spricht Rudolf, früher kund,
Wie Kuno's Heer ihr geschlagen,
Doch hört' ich gern aus deinem Mund,
Wie Alles sich zugetragen."
Und Rotach, der immer gern erzählt,
Wenn's nur an Geduld dem Hörer nicht fehlt,
Der Senn mit den grauen Haaren —
Er sagt: „Ihr sollt es erfahren.

Sankt Gallus hat in der Vorzeit Wahn
Des Heilands Licht hier entzündet.
Dem Kloster gehörten deshalb wir an,
Das er an der Steinach gegründet.
Die Hirten sind ein frommes Geschlecht,
Gern gab es den Mönchen, was billig und recht,
Als diese das Maß noch erkannten,
Zu hoch den Bogen nicht spannten.

Allein längst war vom Heiligthum
Sankt Gallus Geist gewichen,
Schon längst der Weisheit strahlender Ruhm
Im dunkeln Kloster verblichen.
Die Mönche hatten durch schwelgende Pracht,
Durch endlose Fehden es arm gemacht;
Da sollten durch uns die Wunden,
Durch's Bergvolk wieder gesunden.

Abt Kuno schickte die Vögte in's Land,
Der Habsucht rohe Schergen;
Die schonten weder Alter noch Stand,
Selbst Todte nicht in den Särgen.
Dem Sterbenden ließ ein Sohn das Kleid
Da rief auf Klanx der Vogt voll Neid:
„Den Rock, den muß ich haben" —
Und ließ aus der Erde ihn graben.

So trieb es ein Mönch, Probst Bußnang, auch,
Als Vogt auf der Burg zu Schwende;
Der Pfaff zog, wider Recht und Brauch,
Den Zoll vom ganzen Gelände.
Und wenn ein Senne vorüber wollt'
Und hatte nicht Käs' und Butter verzollt,
So thät er zu wildem Ergötzen
Nach ihm die Hunde wohl hetzen.

Das Bergvolk klagte beim Abte dann,
Der sprach, er könn' es nicht hindern.
Nun lebte im Rachentobel ein Mann,
Ein Bäcker mit sieben Kindern;
Und täglich ging sein ältester Knab'
Am Schlosse vorbei, zur Mühle hinab,
Die Tauf' auf seinem Rücken,
Mit kecken, feurigen Blicken.

Einst fragte der Probst (wohl kannt' er die Noth)
„Wie treibt ihr im Tobel das Wesen?"
„„Mein Vater backt vorgegessenes Brot,
Die Mutter thut Böses zum Bösen!""
„Was soll das heißen? Du alberner Christ!"
„„Er backt für Geld, das er schuldig ist,
Und unsere Mutter flickt leider
Mit Lumpen die lumpigen Kleider.""

„Und weißt du auch, warum in das Kreuz
Dein trotziger Vater gekommen?"
„„Ja, Herr, weil ihr und des Klosters Geiz
Ihm seine Alpe genommen.""
„Sieh, Christ, daß du morgen besser singst;
Wofern du nicht andere Antwort bringst,
So laß ich mit Hunden dich hetzen,
Die sollen dich tüchtig zerfetzen."

Der Knab' kommt heim und erzählt das Wort.
Der Vater vernimmt es mit Lachen.
Allein wie werd' ich am Burgthor dort
Mich los von den Hunden machen?
Wofern ich am Morgen nicht besser sing',
Dem Pfaffen nicht andere Antwort bring',
So läßt er mit Hunden mich hetzen,
Die sollen mich tüchtig zerfetzen.

Du lachst noch? Jakob, bist du denn toll?
So schilt Waldburga, die Mutter.
Erst preßt der Vogt den harten Zoll
Uns ab von Käs' und Butter;
Dann foppt er das Kind noch ob unserer Noth,
Indem er's mit grausamen Hunden bedroht —
Ach Gott! wie magst du noch lachen.
Sag' lieber, was soll er nun machen?

Mach's also, du kommst den Hunden dann aus,
Räth listig dem Jungen der Vater.
Christ thut's, — er sperrt in die leere Taus'
Ihn ein, den rüstigen Kater;
Drauf hängt er verkehrt sich die Milchbutt' an.
Stieg pfeifend und zaurend in fröhlichem Wahn
Zum Schloß am kommenden Morgen,
Er dachte, nun bin ich geborgen!

Doch saß, Gott weiß, wer der Fremdling war,
Ein Ritter, ein schlimmer Genosse,
Mit rothem Mantel, Bart und Haar,
Mephisto beim Probst auf dem Schlosse.
Zu diesem sprach der Mönch: „Gib Acht!
Wie nun sich der Bub' aus der Schlinge macht.
Es ist ein verzweifelter Junge,
Hat eine verteufelte Zunge.

Er fragt: „Sag' Christ, ob die Elstern am Leib
Mehr Weißes, mehr Schwarzes wohl tragen?"
„„Herr Vogt, das könnt' ich zum Zeitvertreib
Genau zur Stunde nicht sagen.
Wenn Vogt, wenn Pfaffe die Elster wär',
So spräch' ich beherzt: Des Schwarzen mehr.
Die Vögte sonder Zweifel,
Die Pfaffen sind schwarz wie der Teufel.""

Das hört der Vogt mit bleichem Gesicht,
Mit wuthverzerrtem Munde.
„Auf! Tiger und Wolf, zerfleischet den Wicht!"
Los stürzen die bellenden Hunde.
Da springt aus geöffneter Taufe die Katz',
Ihr nach die Rüden in heulender Hatz' —
Und Christ — der sieht es heiter,
Lacht, jodelt und — wandert weiter.

Der Fremdling ruft: „Darfst diese Schmach
Vom trotzigen Buben nicht leiden.
Sie fassen die Speere, sie jagen ihm nach
Wohl über die grünen Weiden.
Der Probst durchbohrt ihn in blinder Wuth,
Der kecke Knabe wälzt sich im Blut.
„O wehe! schreit der Vater,
Ich war ihm ein schlimmer Berather."

Der Alte stürzt aus der Hütte heraus
Mit heissem Rachverlangen,
Er eilt in's Dorf, von Haus zu Haus
Und sagt, was der Mönch begangen.
Die Mutter zeigt die blutige Leich':
„Auf! tödtet den Vogt und den Ritter zugleich!
O möchtet ihr Memmen verderben,
Auch euere Kinder so sterben!"

Das Volk vernahm in Thal und Höh'
Ergrimmt die That des Tyrannen,
Wie schäumende Wogen im brandenden See
Her brausten die zürnenden Mannen.
Sturm heulte der Glocke schauriger Ton
Doch waren die Mörder bereits entfloh'n,
Der Vogt und der rothe Ritter,
Wild tobte des Aufruhrs Gewitter.

Bewaffnete Schaaren umringten das Schloß,
Bald leckten am Neste die Flammen;
Die feurige Säule stieg riesengroß,
Thurm sank und Zinne zusammen.
Und als ob der Alpen grauem Kranz
Die Sonn' aufging in siegendem Glanz,
Da war in unsern Landen
Der Freiheit Morgen erstanden.

Die Schlacht bei Vögelinseck.

Das Volk, das im günstigen Augenblick
Des Zwingherrn Druck sich entrissen, —
Es hoffe nie, der Freiheit Glück
In trägem Schlaf zu genießen.
Die Freiheit ist stets ein gefährdetes Gut,
Will ewiges Wachen, will ewigen Muth;
Hoch lob' ich die Mühe, die Recht schafft,
Fluch über die ruhige Knechtschaft!

Wer kühn die drückende Fessel zerbricht,
Der rechne auf Kampf und Feinde;
Er trau' auf sich selbst — und wagt er das nicht,
So such' er bei Zeiten sich Freunde.
Das wußten die Hirten Appenzells,
Sie schloßen sich fest an die Söhne Tells,
Mit Schwyz und Glarus im Bunde
Erwarteten sie die Stunde.

Lang ließ die Männer im Alpenland
Abt Kuno wirklich nicht warten;
Auslöschen wollt' er des Aufruhrs Brand,
Auswetzen die schmählichen Scharten.
Er rief die Vasallen von Thal und Höh'
Und Ritter und Städte herbei vom See;
Die hörten des Freundes Mahnen
Und kamen mit wehenden Fahnen.

Dort unten, wo rauschend der Steinachbach
Vom jähen Felsen sich schwinget,
Sankt Gallen, die Stadt dort, Dach an Dach
Das glänzende Kloster umringet,
Dort wogten Ritter und Knecht' um den Dom,
Die Schwerter und Lanzen ein stachliger Strom - -
Wie wenn im Winde die Aehren
Sich neigen, sich heben und kehren.

Stolz ritt das Heer gen Vögelinseck
Heran im Sonnenscheine;
Wir aber still in des Waldes Versteck —
Wir hielten die mächtigen Steine.
Da hob der Löri das Schlachtschwert auf,
Rasch kamen die Stein' und die Felsen in Lauf,
Sie donnerten furchtbar nieder
Und brachen die feindlichen Glieder.

Die Herren, gedrängt durch der Steine Wucht,
Sie wollen sich rückwärts ziehen, —
Das halten die hintern Schaaren für Flucht,
Sie wenden sich um und fliehen.
Wir schnell auf die Flügel mit Keul' und Speer,
Härsch faßt die Feinde von vornen her;
So trieben mit schrecklichen Schlägen
Wir Alles den Thoren entgegen.

Wie wenn des Sommers goldenes Feld
Zerschlug das schwarze Gewitter,
Zerschmettert blutet Held an Held,
Stirbt Söldner, Bürger und Ritter.
Die Mundpert, Blarer, auch Kuno von Watt,
Und Mancher, den man beim Zug aus der Stadt
In glänzender Rüstung bewundert,
Da liegen sie, hundert an hundert.

Selbst Ringold blutet, mein Gastfreund, schwer
Aus weitgeöffneten Wunden!
„Ach! Rotach, mich traf der grausame Speer,
Hier hab' ich mein Ziel gefunden.
O säh' ich das Weib, das liebe, doch,
Nur einmal den kleinen Arnold noch,
Den frühe verwaisten Erben,
Gern würd' ich Armer dann sterben „

Der Gute besaß seit einem Jahr
Mathilde, das rosige Wesen;
Und erst am vorigen Tage war
Dieselbe des Knäbleins genesen.
Da trieb des Abtes gebietendes Wort
Den Gatten von Weib und Kindlein fort,
Um für des Klosters Sünden
Im Kampfe den Tod zu finden.

Die Wunden des Freundes verband ich schnell
Und hemmte das fliehende Leben;
Drauf half mir Halden, der brave Gesell,
Auf Speer und Schild ihn heben.
Wir trugen ihn sanft an das Speiserthor.
Dort stürzte weinend das Weib hervor,
Er starb in ihren Armen,
Ein Anblick war's zum Erbarmen.

Noch schwer die Erinnerung auf mir liegt,
Der Jammer der redlichen Seelen,
Genug! Herr Ritter, wir haben gesiegt, —
Was soll ich weiter erzählen?
Oft streift noch der Löri hinunter in's Land,
Raubt Heerden und steckt die Burgen in Brand,
So will er den Abt ermüden,
Krieg, sagt er, bringt uns den Frieden.

Den Hauptmann Löri hat von Schwyz
Uns Reding zu Hülfe gesendet,
Ein Tiger im Kampf, ein zerstörender Blitz —
Hat dieser viel Kühnes vollendet.
Doch meint von dem Volk ein großer Theil,
Uns bringe der fremde Söldling kein Heil,
Er werd' aus des Priesters Ketten
In die des Kriegers uns retten."

So sprach der Greis beim Wasserfall
Und sah nach den Abendwolken;
Muhgusend trieb der Senne zum Stall,
Dort wurden die Kühe gemolken.
Bald kamen die Schatten der Nacht herbei,
Da legten in's duftende Alpenheu
Der Graf und die Hirten, wie Brüder,
Zum süßen Schlafe sich nieder.

Doch trat noch der Greis vor das kleine Haus
Und kniete den Firnen entgegen,
Sprach fromm in die Mondglanznacht hinaus
Ob Alp' und Heerde den Segen
Und als auch er sich zur Ruhe begab,
Ward's stille, nur hörte vom Sentis herab
Man stürzende Lawinen fallen,
Dumpf donnernd die Berge durchhallen. --

Der Senn.

Aus „Gemma von Art."

Ein Schweizer — das bin ich, ein fröhlicher Hirt,
Für Freiheit und Alpen geboren,
Den Fels da, wo einsam die Gemse nur irrt,
Den hab' ich zur Heimat erkoren;
Ich habe zur äußersten Marke der Welt
Hoch über die Wolken mein Hüttlein gestellt.

Da seh' ich tief unten in schauriger Kluft
Den Adler im Fluge sich wiegen,
Die Thäler verloren in bläulichen Duft,
Die Dörfer, die Städte dort liegen;
Ich seh' es und blicke mit freudigem Sinn
Hoch über die Sorgen der Sterblichen hin.

In Wolken verhüllt sich dort unten das Thal,
Dumpf tofet der Wind in den Klüften,
Wild rollet der Donner, es schmettert der Strahl

Verderben auf Dörfer und Triften;
Doch hier ist der Himmel so freundlich, so blau,
Ich wandle hier ruhig auf blumiger Au.

Dort unten ist Habsucht und Ehrgeiz und List
Des Jammers nie rastende Quelle,
Das waffnet den Menschen zu blutigem Zwist,
Das macht ihm die Erde zur Hölle.
Drum bin ich hier oben so gerne allein,
Will gerne der friedlichen Heerde mich freu'n.

Ich schaue durch Wolken hinab auf das Land,
Gleich klein ist der Bettler, der König;
Drum kümmert auch Reichthum und Adel und Stand
Den Hirten der Berge gar wenig.
Er kennt nur den Adel der Menschennatur,
Die Weisheit, die Tugend verehret er nur.

Drum beugt er sich nicht in der Sterblichen Joch,
Drum denkt er zu groß, um zu dienen;
Da stehen die Alpen frei, herrlich und hoch,
Frei lebt auch der Schweizer auf ihnen.
Und ob auch der Erde die Freiheit entflieh',
Den Alpen, den Hirten entweicht sie doch nie!

's Wörtli „frei".

Mi heimelet so mild und fründli
Ae herzig süeßes Wörtli a;
S'ischt wit bikannt, allei recht gründli
Verstoht's halt nu de Schwizerma.
Wotscht öppä wüssa, was es sei?
S'ischt üsa herzig Wörtli „frei".

Ae Hüsli, das us Bäume luschat,
Ae Gärtli, das voll Bluama stoht;
Ae Bächli, das vom Felsa ruschat,

Ae Heerd, die uf de Matta goht —
Das luagt er a und denkt debei:
Da gfallt's mer wohl, da isch es frei

Isch't's Hüsli mit de grüena Bäuma,
Isch Eitracht au und Frida si;
Denn isch' em heerawohl diheima,
Sech's dussa nah so stürmisch dri.
Er seit: Sel ischt mer einerlei,
I ha's doch i mim Hüsli frei.

Lebt, üsen Schwizerma z'biglücka,
Im Hus e sansti Engelsgstalt,
E röslig Wib, dem us de Blicka
E Herz voll Lieb und Güeti strahlt,
So schmöllelet er dick e chlei
Und denkt: mi Wib thuat herzig frei.

Und blüht em gär en Chranz vo Chinda,
A Tugeda de-n-Extra glich;
Cha-n-er si fast is Glück nid finda,
Wie bi-n-i, denkt er, doch so rich.
Er lauft und schafft und juchzt: Juhei!
Mer isch so himmlisch wohl und frei.

Und gwaltig fühlt er s'Herz verdwarma,
Mit alla Mensch: meint er's guat,
Er redt mit Richa, redt mit Arma,
Hilft jederma mit Guat und Bluat.
Der Ma ischt vo der rechte Lei,
Er ischt mit alla Lüta frei.

Us dera brava Schwizerseela
Stöt's Volk i Thal und Berga bstoh;
Wer selber d'Oberkeit cha wähla,
Kennt weder Herr nah Untertho.
Ein Heer ischt Gott und 's Gsez allei —
So hett's de Schwizer, der ischt frei

Drum chlingt für's Guat und Schö im Leba
Au s'Wörtli frei im Schwizermund.
Ja glaubet nu, 's ischt nid vergeba,
D'Sach hett en tüfa, tüfa Grund.
Es lehrt is, daß der Alles hei,
Der säga cha: ich leba frei.

Der Herdenreihen.[1]

Singt Schweizern in der Fremde nie
Des Herdenreihens Melodie,
Sie weckt ein tiefes Sehnen;
Viel Lust und Schmerz
Durchbebt das Herz
Bei den geliebten Tönen:
Alu, alu, aluihu.

Zur Zeit des großen Hungers war
Im Land ein armes Elternpaar,
Das schwer die Theurung spürte.
Da zeigte dann,
Was Liebe kann
Der Sohn, ein wackrer Hirte.
Alu, alu ꝛc. ꝛc.

Nehmt hier das Geld in meinem Hut!
Ein Werber gab's — ich bin Rekrut —
Nach Frankreich geh' ich morgen.
Kommt, esset Brot,
Vergeßt die Noth —
Gottlob ihr seid geborgen.
Alu, alu ꝛc. ꝛc.

Er geht — und wenn sein Miethlingstand,
Wenn fremde Sprache, Art und Land
Ihm unerträglich scheinen;
Denkt er dabei:

[1]) Dieses Gedicht ist hier nach der ersten Ausgabe gegeben. Die spätere Rezension Bornhauser's war eine Verschlimmbesserung.

Von Mangel frei
Sind doch daheim die Meinen!
Alu, alu ꝛc. ꝛc.

Einmal – da steht er in der Nacht,
Gewehr im Arme, auf der Wacht
Und grüßt die Heimat leise.
Doch ach! was klingt?
Ein Landsmann singt
Des Herdenreihens Weise.
Alu, alu ꝛc. ꝛc.

Geschehn ist's um den Alpensohn;
Denn bei der Heimat Zauberton
Erwacht des Heimwehs Sehnen;
Es bricht vor Schmerz
Ihm schier das Herz,
Das Auge schwimmt in Thränen.
Alu, alu ꝛc. ꝛc.

„O wär' ich dort im Alpenland,
Wo an der Felsen steilem Rand
Die Heerden friedlich weiden.
Am blauen See
Auf Gletscherschnee —
Dort blühen meine Freuden".
Alu, alu ꝛc. ꝛc.

So schmachtend wankt er durch die Flur,
In kurzer Zeit ein Schatten nur
Von dem, was er gewesen.
„Schafft mir zur Stell'
Den Alpenquell —
Dann möcht' ich wohl genesen!"
Alu, alu ꝛc. ꝛc.

Drauf kommt es ihm im Fieber vor,
Er steige zu der Alp' empor,
Wo hell die Glöcklein klingen;

Der Puls steht still, —
Er stirbt — und will
Mit bleichem Mund noch singen:
Alu, alu ꝛc. ꝛc.

Rückerinnerung.

Ich muß, (mich trieb's zum Thale,
Wo hoch die Pappeln weh'n,)
Ich muß zum letzten Male
Mein holdes Hüttlein seh'n,
Das mit dem Rebenkranze
Im Garten hier sich schmückt
Und mich im Vollmondglanze
Mit süßem Schmerz entzückt.

Da war's, wo ich beim Scheine
Der trauten Lampe saß
Und lesend oft die kleine,
Beschränkte Welt vergaß.
Da war's, wo meine Leier
Von Recht und Freiheit sang,
Wo ich in wildem Feuer
Mich kühn zum Himmel schwang.

Hier fand ich vor dem Neide
Ein friedliches Asyl;
Hier pflückt' ich manche Freude,
Der Liebe Rosen viel.
Hier hing ich voll Entzücken
An ihrem Rosenmund,
Und von den trunk'nen Blicken
Schwand tief der Erde Rund.

Und jetzt, ich darf's nicht denken,
Jetzt bin ich hier allein,
Denn Berg' und Thale senken
Sich zwischen uns hinein.

Ein Heimatloser walle
Ich um die Heimat her;
Es fremdet Haus und Halle,
Mich kennt der Ort nicht mehr.

So steigt aus Todtengrüften
Bei Nacht ein Geist und schwebt
Um Haus und Hof und Triften,
Wo vormals er gelebt;
So weint er auf der Schwelle,
So macht er still und schwach
Bis zu der Morgenhelle
Sein altes Wirken nach.

Doch nah' ich diesem Herde
Nicht als ein böser Geist;
Ich segne nur die Erde,
Die still mein Fuß umkreist.
Da breit' ich meine Hände
Nach oben betend aus:
Ach sende, Vater, sende
Viel Glück auf dieses Haus!

Wem in des Gartens Mitte
Des Lebens Blume blüht,
Und wer mit raschem Schritte
An ihm vorüberzieht:
Dem werd' es leicht zu Muthe,
Leicht hasch' er Freud' und Glück;
Denn alles Schöne, Gute —
Es ist ein Augenblick.

Die Nacht am See.

Stille ward die Betzeitglocke,
Grau der Wölklein Purpurduft,
Mit des Baumes Blüthenlocke

Kost die warme Abendluft;
Süße Wohlgerüche zieh'n
Durch die traute Dämmerung hin.

Ob Vorarlberg's Tannen schimmert
Hehr des Vollmond's gold'nes Rund;
Und ein Meer von Strahlen flimmert
Auf des Bodans dunklem Grund;
Weit, von Arbon bis nach Stad,
Glänzt der lichte Silberpfad.

Und so weit der Glanz sich breitet,
Hebt die Fluth, vom Wind gekränzt –
Sieh'! ein weißes Segel gleitet
Leicht vorüber wie ein Geist;
Landet etwa Charons Kahn
Mit den Seligen hier an?

Ist der Bäume Wald dort hinten,
Ist der Silberstreif im See,
Blauer Alpen schwache Linien
Und in hoher Luft der Schnee –
Ist's Gebild der Geisterwelt?
Dunkler Duft, vom Mond erhellt?

O dann soll das Reich der Schatten
Doppelt mich mein Loos erfreu'n!
Du, o Theure, wirst dem Gatten
Hier auch treu zur Seite sein,
Du, die ja der Erde Nacht
Schon zum Himmel mir gemacht

Aus „Herzog Johann."

Der Klausner und der Beichtende.

Wir wissen nicht, wie es dem Leser erging am Schlusse des letzten Kapitels. Uns wollte es vorkommen, der Herzog Johann betrete hier eine Bahn, die unmöglich zu einem erfreulichen Ziele füh-

ren könne. Zwar war der Rath, den Rudolf von Wart gab, der Rath eines vernünftigen Mannes, und es that uns ordentlich wohl, daß er Wasser in das Feuer des fürstlichen Jünglings goß, während das Benehmen der andern drei Ritter eher geeignet schien, die glimmenden Gluthen noch stärker anzufachen. Allein wie lange wird Wart die Oberhand behaupten? Wird er nicht seinen Einfluß verlieren, wenn die Unterredung mit Albrecht kein günstiges Ergebniß liefert? Johannes unzeitiges Temperament, der Haß, den er von Jugend auf gegen Albrecht einsog, der Verlust der böhmischen Königskrone, die Furcht, am Ende auch um das väterliche Erbe betrogen zu werden, vor Allem aus aber die romantische Liebe zu dem unbekannten Mädchen: das waren zu viele Elemente der Aufregung. Auch muß man nicht vergessen, daß Johann in einem Zeitalter lebte, das von dem unsrigen wesentlich verschieden war. Heut zu Tage macht sich nur zu oft eine gewisse Schlaffheit geltend; die Menschen lassen sich freilich selten bis zu eigentlichen Verbrechen fortreißen, aber man kann sie deßhalb nicht immer loben, denn diese scheinbare Selbstbeherrschung ist nicht eine Frucht der Tugend, sondern der Entnervung, die mit unserer verfeinerten Lebensweise in genauem Verhältnisse steht. Am Willen zum Bösen fehlt es auch unserer Zeit nicht, wohl aber an der Thatkraft, die zur Ausführung des Bösen erfordert wird. In den Tagen des Königs Albrecht war es anders; das ganze Zeitalter trug das Gepräge einer gewissen Rohheit. Unsere Väter waren Söhne der Natur. Stark in der Liebe und in dem Hasse, gaben sie sich wenig Mühe, die Leidenschaften ihres Herzens zu zügeln oder zu bemänteln. Leicht erregbar in ihren Begierden und bald entschlossen zur That wählten sie den Weg, der am kürzesten zum Ziele führte; den Vorwurf der Gewaltthat scheuten sie nicht, denn ihr liebster Beweis war das Schwert, und weil sie mit dem eigenen Leben nicht geizten, so schonten sie es auch an dem Feinde nicht sonderlich. Damit sich indessen meine Leser von der hier geschilderten Zeit keine allzu düstere Vorstellung bilden, so wollen wir doch daran erinnern, daß es eine geistige Macht gab, vor welcher die eisernen Ritter sich in größerer Ehrfurcht beugten, als die Weichlinge unserer Tage. Ich meine die Macht der Religion. Wo Recht und Gesetz verstummen mußten vor dem Waffengeräusch endloser Fehden, da trat die Religion, diese Tochter des Himmels, auf den blutgetränkten Boden und gebot, das Bild des Gekreuzigten im Arme, ihren Gottesfrieden den erhitzten Kämpfern. Wenn der Burgherr im Gefühle seiner höhern Geburt den Landmann bedrückte und mit eiserner Ruthe den armen Leibeigenen züchtigte, dann mahnte ihn wohl

der Diener des Evangeliums daran, daß wir alle einen Vater im Himmel haben und daß wir alle Brüder sind in Christo. Und wenn der Raubritter den wehrlosen Wanderer plünderte, wenn er auf dem Adlernester seines bethürmten Schlosses Kaiser und Reich trotzte und die weinende Unschuld lachend hinabwarf in das dunkle Verließ: dann schreckte wohl ein kühner Priester oder ein entschlossener Mönch den ruchlosen Frevler mit den Schauern einer vergeltenden Ewigkeit. Wahr ist es, die Warnungen der Religion wurden oft im Rausche der Leidenschaft überhört, und der Gedanke an jene Welt fing häufig erst dann an zu wirken, wenn es zu spät war. In diesem Falle aber wirkte er nur um so großartiger, tragischer. Stark und offenkundig, wie die Sünde, stark und offenkundig war auch die Reue. Eigene Schuld oder die Vergehungen naher Anverwandten zu sühnen, begab sich der Jüngling oder die Jungfrau in's einsame Kloster. Getäuscht in des Herzens süßesten Gefühlen, oder mächtig ergriffen von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge, gab der Ritter seine Güter der Kirche und den Armen und zog am Pilgerstabe nach dem heiligen Grabe, oder er floh das Gewühl der Menschen und baute sich eine Hütte im abgelegenen Thale oder auf der Höhe des waldigen Berges. Was man auch gegen das beschauliche Leben jener Zeit einwenden und mit Recht einwenden mag, eins bleibt doch wahr: dieses entschiedene Zurücktreten aus der menschlichen Gesellschaft, dieses unbedingte Hingeben an eine höhere Welt hat für unsere Einbildungskraft etwas Ergreifendes und Erschütterndes.

Einer der berühmtesten Einsiedler unserer Schweizergeschichte ist unstreitig Berchtold Strebel von Oftringen. Er war in seiner Jugend ein glänzender Ritter am Hofe des Kaisers Rudolf gewesen, vor welchem er im Turniere zu Lausanne 1275 seine Gewandtheit im Waffenspiele siegreich entfaltete, so daß er den ersten Preis davon trug. Allein dem schönsten Morgen folgt oft der gewittervollste Tag. Und das Schicksal scheint nicht selten den bunten Regenbogen des Glückes nur deßhalb über dem Laude unserer Kindheit auszubreiten, um uns nachher die Täuschungen des Lebens desto bitterer fühlen zu lassen. Etwas von der Art mochte auch Berchtold Strebel erfahren haben. Müde des irdischen Treibens, das gerade die edlern und tiefern Gemüther unbefriedigt läßt, entsagte er der Welt und zog sich zum frommen, Gott gewidmeten Leben in die Einsamkeit zurück.

Nicht weit von dem Dorfe Windisch eröffnet sich eine romantische Bergschlucht, wo ein wilder Gießbach zwischen dunkeln Tannen und grünen Buchen hinabeilt, bald über schroffe Wände und große Steine mit weißem Schaume niederrauschend, bald im weiten Felsen-

becken mit sanftem Gemurmel sich sammelnd, als ob er den Jäger einladen möchte, zu trinken vom silberreinen Quell oder sich unterzutauchen in den kühlenden Fluthen des beschatteten Bades. Viele kleine Brücken und Stege führen über den Bach. Da und dort unter der Weißbirke und unter der Trauerweide bemerkt man auch eine Bank oder einen Baumstamm, der dem Wanderer Ruhe gewährt. Immer jäher wird der Pfad. Zuletzt steigt man eine Leiter hinauf und sieht sich plötzlich in eine Höhle versetzt, welche die Berchtoldsgrotte heißt.

Hier lebte Bruder Berchtold mehr als zwanzig Jahre. Außerhalb der Höhle hatte er mit eigener Hand eine kleine Kapelle erbaut, in welcher der Berg Golgatha und das Leiden Christi in halb erhobener Arbeit zu schauen war. Vom schlanken Thürmchen erklang das heitere Glöcklein weithin in die von mächtigen Flüssen durchströmten Thäler, womit der Einsiedler das Zeichen zum Gebete gab. Wie ein Stern leuchtete bei nächtlicher Stille die heilige Lampe durch die bunten Scheiben des kleinen Chors.

„Es ist hell da droben im Steingeklüft," sprach in der Nacht, von welcher wir hier reden, der Dorfwächter von Windisch zu seinem Gesellen, „mich däucht, ich sehe zwei Lichter, eins im Felsenkirchlein und eins in der Höhle selbst. Der Hahn hat drüben in Gäbistorf schon gekräht und doch will ich wetten, Bruder Berchtold sitze noch in seiner Grotte und bete." Und wirklich, so war's. Die Lufterscheinung über dem Steine zu Baden, die sieben Kometen und der verhängnißvolle Sarg waren auch von dem Eremiten bemerkt worden und hatten allen Schlaf aus seinen Augen verscheucht. Berchtold war nicht unbekannt mit den Sünden seiner Zeit, mit den Gebrechen der Kirche und des Staates. Er hatte die Wollust, die Hoffart und die Habsucht der Großen in der Nähe beobachtet. Die Zwietracht unter den Gliedern des neu aufgekommenen Regentenhauses, die Ländergier, die immer hungriger wurde, je mehr sie gewann, die Menge ungerechter Fehden, die Arglist, mit welcher man das Volk zur Verzweiflung trieb, um seine Erhebung mit dem Verluste althergebrachter Freiheiten zu bestrafen: alles Das war dem frommen Einsiedler nicht entgangen. Besonders schwer lag die Art, wie Albrecht zum Throne gelangt war, dem guten Manne auf dem Herzen. Der Sohn wandelt nicht in des Vaters Segen, dachte er. Da soll ein großes stolzes Gebäude der Macht aufgeführt werden, aber der Boden, auf welchem man baut, ist hohl; die Hauptsache fehlt, das Fundament der Gerechtigkeit fehlt. Unschuldiges Blut schreit zu Gott um Rache.

Der Gesalbte des Herrn ist gemordet worden und sein Mörder nennt sich nun selbst der Gesalbte des Herrn. So dachte er.

Und während man in Baden die Lufterscheinung bald wieder vergaß und fortschmauste bis gegen Morgen, saß der Einsiedler, welcher der Welt entsagt hatte, sorgenvoll auf seinem Felsen, als ob er die Strafe Gottes abzuwenden hätte von dem Volke und von des Volkes Führern. Der Mann mit dem langen Silberbarte, mit dem kahlen Haupte, mit dem andachtsvollen Blicke, er hatte etwas Ehrfurchterregendes. Wie er die Lampe auf die Stufen des Altars stellte, den Psalter aufschlug, niederkniete, die magern Hände aus den weiten Aermeln des faltenreichen Gewandes erhob und mit Inbrunst an sein Herz drückte, da mahnte er an den Patriarchen Abraham, als er den Herrn um Gnade anflehte für Sodom und Gomorrha. Das Blatt des Buches, das vor dem knieenden Greise lag, zeigte den 80. Psalm. Mit lauter Stimme fing Berchtold an zu beten:

„Merk' auf, o Du Hirt Israels, der Du Joseph leitest, wie die Schafe. Erscheine, der Du auf den Cherubim sitzest. Erwecke Deine Macht vor Ephraim, Benjamin und Manasse, und komm' uns zu Hülfe!"

„Bekehre uns, o Gott, und laß Dein Angesicht leuchten, so werden wir errettet. Herr, Gott der Heerscharen, wie lange wirst Du zürnen über dem Gebete Deines Volkes?"

„Du speisest sie mit Thränenbrod und tränkest sie mit Thränen in großem Maße."

„Du setzest uns unsern Nachbarn zum Zank und unsere Feinde spotten unsern Gott. Zebaoth, tröste uns, laß leuchten Dein Antlitz, so genesen wir!"

Bei dieser Stelle hielt der Einsiedler inne; denn es war ihm vorgekommen, eine Stimme rufe ihn bei seinem Namen. Eben wollte er im Gebete wieder fortfahren, da drangen in seine Ohren die Worte: „Bruder Berchtold! wo bist Du?" Der Alte erhob sich und zündete einen Kienspan an, trat aus der Höhle und leuchtete in die Tiefe hinab. „Ist Jemand da?" fragte er. „Ja!" lautete die Antwort. Und eine männliche Gestalt stieg auf der Leiter an der Felswand empor. Oben angelangt, trat der Mann in die Grotte, indem er sich ehrfurchtsvoll vor dem Klausner verneigte. Und als Berchtold die brennende Fackel dem Ankömmling näher in's Antlitz hielt, erkannte er einen Ritter, der auch unsern Lesern nicht mehr fremd ist. Es war der Herr von Finstingen.

Was dieser so spät noch in der Grotte des Einsiedlers wollte? Ihr sollt es sogleich erfahren. Der Leser wird sich wohl noch er-

innern, daß Finstingen einer der drei Ritter war, welche im Garten des Hinterhofes gelobten, sie wollen sich am Königs, falls dieser sich länger weigere, dem Neffen das schuldige Erbe herauszugeben, blutig rächen. Wie Finstingen zu diesem kecken Versprechen gelangt war, das schien ihm bei näherem Nachdenken selber ein halbes Räthsel. Eigentlich stand er mit dem Herzog Johann durchaus nicht auf vertrautem Fuße. Nur der Umstand, daß er zufälliger Weise Augenzeuge sein mußte, wie plump der wilde Herzog Leopold und wie hart der habsüchtige König gegen den nächsten Blutsverwandten handelten, hatte ihm etwelche Theilnahme für den unglücklichen Jüngling eingeflößt. Auch fürchtete er, Johann möchte in ihm einen Feind erblicken und in günstigern Tagen es ihm gedenken, daß er Zeuge seiner Erniedrigung gewesen. Als sich daher der Anlaß darbot, wo er ungesehen von Leopold und Albrecht im Garten und im Dunkel der Nacht dem Prinzen ein paar freundliche Worte sagen konnte, so benutzte er den Anlaß gerne. Die Versicherung seiner Theilnahme war also nichts mehr und nichts minder, als das Kompliment eines Mannes, der etwas an Lebensart hält und es mit Niemanden verderben will. Zwar fühlte Finstingen wohl, daß er etwas zu weit gehe, als er dem Prinzen gelobte, er werde, wenn der König nicht entspreche, unter denen sein, die sein Recht mit dem Schwerte unterstützen. Aber wie konnte er anders? Der Herzog legte ihm die Versicherung ja beinahe auf die Zunge, und Eschenbach und Balm gingen mit der Zusage voraus, und der Wein, der fatale Wein, that das Uebrige. Indessen machte Finstingen sich anfänglich aus der Geschichte nicht viel, er betrachtete den Handschlag im Garten nur als eine nachdrucksame Ergebenheitsbezeugung, die vielleicht am Morgen schon von Johann und seinen Freunden vergessen sein dürfte. Was verspricht man nicht Alles, wenn man einen kleinen Hieber hat! Gut und Blut will man für den Freund einsetzen, man will seine Ehre rächen, sterben sollen seine Feinde, und wenn es Kaiser oder Papst wäre, mit jedem Humpen steigt die Selbstaufopferung, mit jedem Glase wächst der edle Zorn Am Morgen aber weiß man von dem ganzen Treiben kein Wort mehr, man lächelt ob der Großmuth von gestern und läßt in Gottes Namen leben, was gerne lebt.

So sah Finstingen anfänglich die Sache an. Erst beim Abschied vom Hinterhofe, als Johann ihn einlud, am Vormittag in seine Herberge zu kommen, um die Ausführung des gefaßten Planes zu besprechen, erst da gingen dem Manne die Augen auf über den Abgrund, an den seine Unvorsichtigkeit ihn geführt hatte. Daß Albrecht sich durch den Churfürsten von Mainz bestimmen lassen werde,

dem Neffen das Erbe herauszugeben, das schien mehr als zweifelhaft, und leicht durfte dem Churfürsten eine Antwort werden, wie sie Eschenbach davon getragen. Und in diesem Falle war Johann entschlossen, Gewalt zu gebrauchen und dem Könige nach dem Leben zu stellen. Königsmord! — schon der bloße Gedanke an dieses Verbrechen erfüllte den Ritter mit Entsetzen. Was Otto von Wittelsbach einst gethan, das sollte sich hier wiederholen. Ein Komplott hatte sich in unglückseliger Stunde gebildet, um Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen — ein königsmörderisches Komplott. Und von diesem Komplotte war er selbst ein Mitglied. „Gesetzt, die That gelinge," sprach Finstingen zu sich selbst, „wie stehen die Thäter da vor der ganzen Welt? Wird nicht das mächtige Haus Oesterreich, werden nicht alle Fürsten des Reiches sich zur Rache erheben? Wird nicht ein neuer Kaiser die Acht und der Papst den Bann über uns aussprechen? Und was hat Albrecht mir gethan, daß ich meine Seele mit solchem Fluche beladen sollte? Gesetzt aber, die That mißlinge — was wird dann unser Lohn sein? Albrecht wird den Willen für das Werk nehmen, mit Rad und Galgen wird er uns bestrafen. Dieser Johann zieht seine Freunde alle mit sich in den Abgrund; dieser Eschenbach, Balm und Wart, ja, wer nur die leiseste Kunde von dem Plane hatte, wehe ihnen! sie sind alle Männer des Todes."

So dachte Finstingen, der jetzt plötzlich so nüchtern geworden war, als ob er keinen Tropfen Weins getrunken hätte. Je länger er die Sache überlegte, desto fürchterlicher erschien ihm das Netz, in welches er verstrickt worden war, desto weniger wußte er, wie er sich aus der Schlinge ziehen sollte. Hingehen und dem Prinzen gestehen, er sei überrascht worden, er könne nicht zu Planen stimmen, die gegen das Leben des Königs gerichtet seien? Dann würde der Herzog ihn als eine Memme, als einen Wortbrüchigen behandeln, und das Verbrechen würde vielleicht doch vollführt. Oder sollte er geradezu zum Könige gehen und ihm offenbaren, was sein Neffe wider ihn im Schilde führe? Er also zum Verräther werden an dem unglücklichen Fürstensohn und seinen wackern Freunden? Nein! solcher Schändlichkeit war ein Finstingen nicht fähig.

Gerne hätte er den Ritter Rudolf von Wart in's Geheimniß gezogen und ihm gesagt, welche Plane hinter seinem Rücken geschmiedet würden. Aber er wußte nicht, wo derselbe seine Herberge genommen, alle Nachfragen waren vergeblich. Es war, als sei er plötzlich in die Erde gesunken. Einer der Knechte versicherte, Rudolf von Wart sei fortgeritten, wohin, ob nach Zürich oder in's Lazer

von Fürstenstein, das wisse er nicht. Diese Nachricht, die sich nachher freilich als unbegründet erwies, schlug den Muth des Freiherrn von Finstingen vollends zu Boden. Er erblickte in der plötzlichen Entfernung des klugen Mannes die schweigende Erklärung, daß es dem Ritter auch nicht mehr geheuer scheine in der Umgebung des Herzogs Johann. Die Vorstellungen, daß vielleicht die Unterredung im Garten von ungeweihten Ohren belauscht worden sei und daß Wart davon vielleicht Wind erhalten und deßhalb entflohen sei — diese Vorstellung machte das Maß seiner Angst voll. In dieser Noth gedachte er eines treuen Freundes, den er seit Jahren nicht besucht hatte. Rasch schwang er sich auf sein Roß und sprengte nach Windisch hinunter. An der Stelle angelangt, wo der Bergbach aus der Thalschlucht hervorrauscht, band er seinen Braunen an eine Erle und arbeitete sich zu Fuß dem Bache nach hinauf zur Höhle des frommen Berchtold.

Was wir hier kurz erzählten, das schilderte Finstingen weitläufig und mit den lebhaften Farben eines grauenhaft erregten Gemüthes. Lange und mit gespanntem Ernste hörte der Einsiedler zu. Er schwieg noch eine Weile, als der Ritter bereits geendigt hatte. „Wann der Gelust empfangen hat, so gebiert er die Sünde; die Sünde aber, wann sie vollendet ist, gebiert den Tod. Hättest du nicht auf beiden Achseln Wasser tragen wollen, hättest du nicht dem Weine die Herrschaft gelassen über deine Seele, so ständest du jetzt nicht im Bunde der Menschen, die nach dem Blute ihres Königs dürsten. Und würde Albrecht nicht Reichthum und Macht höher schätzen, als Recht und Gott, so würde der Waise ihm nicht auflauern, wie ein gereizter Löwe. Wer Blut säet, der wird Blut erndten," sagte Bruder Berchtold in strengem Tone. Dann kniete er nieder an den Stufen des Altares und schrieb einen Brief, den er versiegelte und dem Ritter gab mit den Worten: „Das ist nun die Buße für deine Sünde, daß du heute nach der Messe dem Könige selber diesen Zettel überreichest. Komm' und folge mir." —

Berchtold zündete die harzige Wurzel einer Kiefer an und stieg die Leiter hinab. In der rechten Hand die Fackel in der linken den Stock tragend, wandelte der greise Eremit. Ehrfurchtsvoll folgte ihm der Ritter im bunten Prunkgewand. Zauberhaft wirkte der röthliche Fackelglanz in der romantischen Schlucht; kräftige Schlaglichter ergossen sich in das Dunkel der Nacht. Das Kirchlein, das weiß in die Tiefe hinabschaute, der Garten Gethsemane, wo das Bild des betenden Heilandes war, und die Gestalten der schlafenden Jünger in Wachs, ein kleiner Friedhof mit Denkmalen und Kreuzen, schau-

mende Wasserfälle und zitternde Wellen, schwarze Gebüsche, wunderliche Felsenmassen und gespensterartig sich erhebende Baumstämme: alles das kam und ging in seltsamer Beleuchtung vor den Blicken der beiden Wanderer vorüber. Ein Rembrandt hätte hier mit Entzücken verweilt, doch diese achteten weder des röthlichen Schimmers, noch des Schattens in nächtlicher Kluft. Höhere Sorgen beflügelten ihre eilenden Schritte. Als sie zu der Stelle gelangt waren, wo das angebundene Pferd stand, kniete Finstingen nieder. Der Mann Gottes schlug das Kreuz und segnete ihn. Dann schwang sich der Ritter auf das ungeduldig scharrende Roß. „Gehab dich wohl! du gehst jetzt zum König, ich aber begebe mich hinab nach Rheinfelden, hinab zur Königin. Gott sei mit dir und mit mir." Berchtold sprach's, löschte die Fackel, zog die Riemen seiner Fußsohlen an, und in entgegengesetzter Richtung entfernen sich Beide, dort der Ritter auf dem stolzen Renner und hier der Bruder mit dem bescheidenen Stab.

Aus „Gemma von Art".

Erster Aufzug.

Erste Scene.

(Ein freier Platz. Zur Rechten sieht man ein ländlich schönes Haus; zur Linken in etwelcher Entfernung das Dorf Art und hinter demselben den mit Wald und Hügeln bekränzten Zugersee. Auf der Scene kniet Gemma, die zweien mit Bändern geschmückten Schafen etwas zu essen reicht. Ihr zur Seite stehen Gertrud, Stauffacher, Thüring und Martha.)

Gemma.

So nehmet doch! — ihr lieben Schäflein, nehmt!

Thüring.

Sie werden wohl ein wenig müde sein.
Weit war der Weg; auch mußten sie gar lang
Im Kreis an heißer Mittagsonne liegen.

Martha.

Wie herzignett das kleine Närrlein ist!

Gertrud.

Herr Walter also war's, der bei dem Schwingfest
Den ersten Preis gewann?

Thüring.

Nach alter Uebung.

Nie hat er mit dem zweiten sich begnügt.

Stauffacher.

Fand zahlreich unser Volk sich ein beim Fest?

Thüring.

Wohl manches Schwingfest hab' ich schon besucht,
Hab' mancher Landsgemeinde beigewohnt;
Doch sah ich nie so vieles Volk beisammen.
Den frommen Unterwaldner sah man da,
Den ernsten Uriner und den frohen Schwyzer,
Den edlen Bürgern von Luzern und Zug,
Die schöne Hirtin aus dem Hasletthal,
Das stolze Fräulein aus der reichen Aargau:
Kurz alles stand im buntesten Gewühl.
Auf Berg und Thal, so weit das Auge drang,
War alles schwarz von Männern, Weibern, Kindern.

Stauffacher.

Gern hätt' auch ich das Hirtenfest besucht.

Thüring.

Ein Schauspiel war's, wie man's nur selten sieht.

Stauffacher.

Den Vögten mocht' es wohl nicht ganz behagen.

Thüring.

Mag sein! — Was fragen wir den Vögten nach! —

(Stauffacher nickt ihm Beifall zu.)

Gertrud

(auf die Schafe deutend).

Ein schönes Paar. Allein mich wundert nur,
Daß Walter Antheil nahm am Hirtenfest.
Er sagte doch, er gehe nicht nach Brunnen.

Martha

(schalkhaft).

Sonst wär' die Jungfrau nicht daheim geblieben.

Thüring.

Ein Zufall war's, was ihn dorthin geführt.
Von Altdorf kam er her. Er hatte dort
Geschäfte abzuthun mit Walter Fürst,
Der ihm befreundet ist, wenn ich nicht irre.

Gertrud.

Taufpath' und Oheim von der Mutter her.

Thüring.

Da traf es sich beim Heimweg, daß Herr Walter
Gerade recht zum letzten Wettkampf kam.

Gemma.

Ja Thüring sei so gut und schildere
Der lieben Mutter etwas näher noch
Wie wunderbar sich alles zugetragen.

Thüring.

Jetzt darf man's wohl erzählen. Niemals stand
Des Landes Ruhm so auf dem Spiel wie heut',
Und minder hatten wir es nie verschuldet.
Den Zay von Art, den Winkelried von Stanz,
Den Meinrad Schmid von Uri kämpfen sehn —
Das war euch eine wahre Herzenslust.
Ein jeder zeigte sich des Kranzes würdig —
Doch keinem war's vergönnt, damit zu prangen.
Sie sahen nach einander sich besiegt
Von einem Fremdling aus dem Land Tyrol.
Dort wo der Inn hinabrauscht in das Thalland,
Wo Salz hervorquillt aus der Erde Schoos,
Dort soll des Fremdlings ferne Heimat liegen.
Er stieg, gelockt von unsrer Spiele Ruhm,
Hoch über Berg und Thal und kam nach Brunnen.
Mit einer Hahnenfeder war sein Hut,
Mit einem Schlagring seine Hand geschmückt.
Ein Mann von Riesenwuchs, dem keiner sich
An Schnelligkeit und Kraft vergleichen durfte —
Warf er die stärksten Männer euch in's Gras,
Als wären's Kinder nur und schwache Greise.
Wer will es weiter wagen? rief er stolz,
Als er zuletzt den Winkelried bezwungen,

Wer kämpft mit dem Besieger Winkelrieds?
Er sprach's — und Alles schwieg, im Kreis umher.
So sagt, ihr Leute — hub er wieder an —
In Uri, Schwyz und Unterwalden sei
Nun keiner mehr, der's mit dem lustigen
Tyroler Seppel aufzunehmen wagt.
Tyrol, Graubündten hab' ich, auch das Hasli
Durchreist und überall mich umgesehn;
Doch keiner hat im Wettkampf mich bestanden.
Nach Brunnen kam ich, hoffte meinen Mann
In euern Bergen hier vielleicht zu finden.
Umsonst! — Hier sind' ich meinen Meister nicht,
Das hab' ich schon gemerkt, muß weiter ziehn!

Martha.

War denn Herrn Walters Uli nicht am Fest?

Thüring.

Ich glaube nein; er gaumet auf der Alpe.

Gertrud

(mit dem Finger drohend).

Was soll die Frage? Sieh', du wirst ganz roth.

Martha

(verlegen).

Nichts, nichts — ich meinte, unsre Knaben seien
Tollkühn zu nächtlichem Gelärm und Streit,
Doch furchtsam für den Ruhm des Vaterlandes.

Thüring.

Freund Walter stand bis jetzt im Volk versteckt,
Weil er sich vorgenommen nicht zu kämpfen.
Allein nun war's vorbei mit seinem Vorsatz.
Ist Walter Hun, ist Konrad's Sohn nicht da?
So riefen hundert Stimmen allzumal.
Auf! Walter rette du der Länder Ruhm!
Noch jedesmal hast du den Sieg errungen.
Auf! flöße dem Tyroler Ehrfurcht ein.
Schon streckt indeß der Fremdling seine Hand
Nach diesen Schafen aus, sie wegzuführen.
Halt! ruft ihm Walter zu, bevor du gehst,

Mußt du mit mir noch einen Gang versuchen.
Erstaunt läßt jener jetzt die Schafe los
Und mißt den Kommenden vom Kopf zu Fuß.
Er glaubt dem Ohre, glaubt den Augen kaum,
Daß Jemand noch mit ihm zu kämpfen wage.
Und wie der Wolf, wenn ihm ein kecker Hirt
Den Raub abjagen will aus blut'gem Rachen:
So bäumt sich der Tyroler zornig auf
Und stürmt voll Ingrimm ein auf unsern Walter.
Doch dieser steht gefaßt und packt den Feind
Mit starker Faust an Brust und Schenkel an.
O hättet ihr den schönen Kampf gesehn,
Gesehn das Paar, das schlangenartig bald
Sich krümmt, sich windet, sich zusammenzieht;
Bald leblos steht, verschlungnen Eichen gleich,
Den Fuß um Fuß, den Arm um Arm geklammert —
Fürwahr, es hätte zwischen Furcht und Hoffnung
Auch euer Herz geklopft. Denn lange schwankte
Der Sieg in gleicher Wagschal' auf und ab.
Doch plötzlich hebt Herr Walter seinen Feind
Vom Boden hoch empor und schwingt und dreht
Und schmettert ihn mit Macht zur Erde nieder.

Stauffacher, Gertrud und Martha.

O schön!

Gemma.

Gottlob! nun athm' ich wieder frei!

Thüring.

Beschämt schlich der Tyroler sich hinweg.
Dem Sieger klatschte jauchzend alles Volk:
Die führen im Triumph die Schaf' ihm zu,
Die kränzen seinen Hut mit Band und Blumen;
Bekannte schütteln dankend ihm die Hand,
Daß er des Landes Ruhm so schön gerettet;
Jungfrauen stehn neugierig um ihn her,
Mit Fingern sich den schönen Jüngling weisend.
Doch Walter — Walter achtet ihrer nicht.
Gedankenvoll schaut er im weiten Kreis
Umher, als sucht er Jemand im Gedränge.
Zuletzt erblickt er mich im Volk und ruft:

Nimm, Thüring, diese Schäflein hier und führe
Zu Gemma sie, zum Mädchen meiner Seele.

Gemma.

Der gute Walter!

Thüring.

Zweimal ließ ich mir
Das Wort nicht sagen, eilte schnell hinweg,
Das freundliche Geschenk an meiner Hand.
Es war, als ob die lieben Schäflein merkten,
Wie gut die Jungfrau sei, zu der sie kommen.
Sie liefen mit Geblöcke mir voran,
Bevor ich mich's versah, war ich in Art.

Gemma.

Wohlan! Nicht täuschen soll die Hoffnung euch;
Sorgsam und treulich will ich euer warten.
Von guter Hand seid ihr mir anvertraut,
Willkommen Schäflein, seid willkommen mir.

Thüring.

Die armen Wesen sehnen sich nach Ruhe.
Soll etwa dieses ihre Stallung sein?

Gemma.

Lieb' Mütterlein erlaubst du's?

Gertrud.

Ja! mein Kind.

(Thüring, Gemma und Martha mit den Schafen ab.)

Balthasar Reber.

Dr. Balthasar Reber wurde den 7. Dez. 1805 zu Basel geboren. Nachdem er die höhern Lehranstalten seiner Vaterstadt durchlaufen hatte, besuchte er während den Jahren 1825—1830 die Universität Berlin, wo er unter Böckh, Lachmann, Raumer, Ranke, Neander und Schleiermacher Philologie, Geschichte und Theologie studirte und später zum Doktor der Philosophie ernannt wurde. Nach Vollendung seiner Studien widmete er sich in seiner Vaterstadt historischen Forschungen und beschäftigte sich nebenbei mit der schönen Literatur. Im Jahre 1852 wurde er zum außerordentlichen Professor der Geschichte (vorzugsweise der Schweizergeschichte) an der Universität in Basel erwählt, welche Stellung er gegenwärtig noch einnimmt.

Zeitgedichte (mit Wilh. Wackernagel) Basel, 1843.

Bilder aus den Burgunderkriegen. Von Balthasar Reber Basel, Schweighauser'sche Verlagshandlung 1855. (König Ludwig der Elfte. — Herzog Karl der Kühne. — Ritter Peter von Hagenbuch. — Die Kriegserklärung der Schweizer. — Die Schlacht bei Granson.

Erasmus. Platter. Holbein. Nachklänge zur vierhundertjährigen Sekularfeier der Universität Basel Sept. 1860. Von Balth. Reber. Basel, H. Georg's Verlag, 1862.

Zerstreute Gedichte in den „Alpenrosen", in den verschiedenen schweiz. „Weihnachtsgaben", den „Glätzer Neujahrsblättern", in Gruppe's und Schad's Musen-Almanachen (1857—58), im helvetischen Musen-Almanach von 1869; im Basler Taschenbuch, herausgegeben von Fechter (1862—64) u. a. O.

Historische und biographische Schriften.

Balth. Reber ist ein ächt vaterländischer Dichter und ein Epiker von hohem Rang. Ausgestattet mit einer blühenden, malerisch-plastischen Phantasie, hat er einzelne Großthaten unserer Ahnen, namentlich die Schlacht bei Granson sozusagen in Granit ausgemeißelt. Sein Styl zeichnet sich aus durch neue, kühne und erhabene Bilder, welche seinen Schöpfungen frische Originalität und Pracht verleihen; seine Darstellung fußt auf den genauesten Quellenforschungen und ist als solche, in der Charakterschilderung sowohl als in der Darlegung breiter geschichtlicher Situationen, stets individuell. Da Reber die historische Idee an ihrer Quelle erfaßt, so strömt auch ein warmes geschichtliches Leben durch seine Geschichtsbilder; außerdem sind alle Erzeugnisse seiner Muse von einer edlen, männlichen Gesinnung und von einem kräftigen und gesunden Patriotismus getragen.

Neben diesen großen Vorzügen unsers Dichters dürfen wir von rein ästhetischem Standpunkte aus auch seine Mängel nicht verschweigen. Sie wurzeln im Allgemeinen darin, daß Reber häufig mit seiner epischen Phantasie auf den Standpunkt des Historikers ausweicht, daß er durch zu strenge Lokalisirung, durch zu spezielle Angaben, durch Aufnahme von einzelnen Zügen, welche keine poetische Bedeutung haben, zu stoffartig wirkt, dadurch da und dort Verworrenheit erzeugt (so in der „Schlacht bei Granson") überhaupt seine Schöpfung nicht immer als eine aus künstlerischer Anschauung herausgeborene Komposition, sondern mehr nur als eine historische Reihe von Begebenheiten erscheinen läßt, die er mit poetischem Schmuck umkleidet. Aus eben dieser Verwechslung der historischen Thätigkeit mit der poetischen entspringt ein bisweilen stark hervortretendes rhetorisches Pathos, das den poetischen Duft nicht ersetzen kann, weil es nicht auf dem Boden der Poesie, sondern der Geschichte und der Politik erwachsen ist.

Was die Form der Reber'schen Dichtungen betrifft, so haben wir hauptsächlich an der Kraftsprache des bereits genannten Schlachtgemäldes begründete Ausstellungen zu machen. Das Streben des Dichters, neue, kühne Bilder und Gleichnisse zu geben, verleitet ihn nicht selten zu sonderbaren Wortbildungen, zu gewaltsamen Tropen und zu allzuhäufigem Gebrauche von Figuren z. B. derjenigen der Wiederholung, welche dem ästhetischen Genusse dieses wirklich großartigen Stückes Abbruch thun. Durch die häufige Anwendung der Assonanz, der Alliteration, des Stab- und Binnenreimes hat der Dichter die Wucht seines Styls zu verstärken gesucht und doch gewissermassen gerade dadurch das ächt Musikalische aus seiner Sprache verbannt. Weniger ist dies der Fall in den dem Schlachtgemälde vorausgehenden Stücken, in dem „glückhaften Schiff" und den übrigen epischen Dichtungen Reber's. Vortrefflich in Ton und Behandlung finden wir die geschichtlichen Charakterbilder „Erasmus", „Platter" und „Holbein". Auch die von uns ausgewählten lyrischen Gedichte bezeugen die gesunde, reiche und glückliche Anlage Reber's, welcher einer von den wenigen Schweizerpoeten ist, die auch in Deutschland Beachtung und verdiente Anerkennung gefunden haben. —

Die Schlacht von Näfels.

Der Winter deckt die Lande
Der hohen Alpenwelt,
Das schien den Herr'n vom Adel,
Als hätt' es Gott bestellt:
Nun armes Ländchen Glarus,
Du trotz'ger Eidgenoß!
Hoff' Nichts von deinen Schwyzern,
Der Schnee liegt thürmegroß.

Nun armes Land von Glarus,
Mach' deine Augen auf,
Von fünfzehntausend Mannen,
Ein auserwählter Hauf!
Wir kommen her von Weesen,
Und klopfen an die Thor',
Hier an dein Thor von Näfels,
Laß uns nicht steh'n davor.

Was ist das Thor von Näfels?
Ist eine Schanzenwand,
Die langt von Berg zu Berge
Quer durch das niedre Land;
Auf dieses Thores Zinnen
Da stehn Zweihundert kaum,
Ihr Vaterland zu schützen,
Sie haben reichlich Raum.

Zwar drunten stehn viel Tausend,
Ein stundenlanger Schwarm,
Der Schnee schmilzt unter ihnen,
Sie stehn so dicht und warm;
Das kleine Häuflein droben
Nur wen'ge Spannen mißt's,
Sie stehn in kaltem Winde,
Doch warm im Herzen ist's.

Am heißesten wohl brannte
In Am Buels Herz die Gluth,
Es steht der wackre Hauptmann
Zuvorderst auf der Hut.
Er und sein treues Häuflein
Sie haben dort gekämpft,
Daß Feindes Blut vom Walle
Wie vom Altare dämpft.

Dann ziehn sie von der Wehre
In's hintre Land zurück,
Mit hochgeschwungnen Waffen,
Mit Thränen in dem Blick;
Wie hundert Waldesströme
Hat sie umwogt das Heer,
Der Wall ist überbrauset,
Nun wallt ins Land das Meer.

Und aus dem Meere raget
Vom Platz, den er erkor,
Am Buel mit seinem Banner
Hoch wie ein Fels empor,
Er steht am Berge Rauti,
Läßt von den eis'gen Höh'n,
Schlachtruf ins Thal erschallen,
Das blut'ge Banner weh'n.

Sie haben ihn gehöret
Zuhinterst im Gebirg,
Geschauet auch sein Banner
Hellroth von dem Gewürg';
Auch hören sie vom Thale
Herauf ein Jammerschrein,
Auch sehen sie am Himmel
Von Flammen Widerschein.

Da bricht aus allen Schluchten
Ein zornig Volk hervor;

Sie sammeln sich um Am Buol,
Wo's Banner weht empor,
Sie werfen weg die Waffen,
Hellbart und Morgenstern,
Sie stürzen auf die Kniee
Und flehn zu Gott dem Herren!

Dann von des Rauti's Gipfeln,
Da brechen sie mit Macht,
Herab die Felsenzacken,
Daß all der Berg erkracht;
Sie schwingen hoch in Händen
Das zackige Geschoß,
Laut saust es durch die Lüfte,
Zerschmettert Mann und Roß.

Herr'n Ritter! solcher Hagel
Seid ihr doch nicht gewohnt
Im milden Osterlande
Bleibt ihr davon verschont;
Gott läßt dort allzugnädig
Euch Herren in der Ruh',
Allein der Glarner Bauer
Hat keinen Grund dazu!

Er reißet Fels auf Felsen
Von seinem Rauti los;
Gibt's keine mehr am Rauti,
O Glarisland ist groß,
Es hat noch viele Berge,
Felswand an Felsenwand,
Die strecken sich selbst freudig
Dem Bauer in die Hand.

Da war es in dem Grunde
Ein Grausen anzusehn,
Wie lagen da in Trümmern
Rüstungen blank und schön!

Rüstung von Roß und Mannen,
Zermalmte Leichen drin,
Von schweren Leichensteinen
Ein Saatfeld drüber hin!

Ja schrecklich kämpft der Glarner,
Wenn es sein Glarus gilt;
Doch auch die Herren vom Adel
Sind nicht so bald gestillt:
Sie wollen endlich rächen,
Heut fing sie an die Rach',
Von Morgart bis auf Sempach
Die siebzigjährige Schmach.

Manch Tausend liegt erschlagen,
Mehr Tausend' stehen noch,
Mehr Tausende, als Felsen
Auf eurer Berge Joch!
Laßt eure Felsen alle
Ihr fliegen auch wie Laub,
Wir bleiben doch genug noch,
Zu drücken euch in Staub!

Drum vorwärts schnaubt, ihr Hengste!
Der Kampf beginnt auf's Neu
Elf Mal hat er begonnen;
So kämpft nicht Leu und Leu.
Und vier Uhr war's am Morgen,
Da klopften sie an's Thor;
Jetzt ist es Mittag worden,
Jetzt reißt der Wolken Flor.

Jetzt bricht hervor die Sonne,
Sieht flammend über Nacht
Ihr weißes Ländchen Glarus
Erblüht in Rosenpracht;
Sie weilet ob dem Glärnisch,
Verklärend seinen Kranz:
Des Berges Eisgefilde
Verbreiten mächt'gen Glanz.

Da war der hohe Glärnisch
Von Weitem anzusehn
Als wie ein Ries' im Panzer,
Der in den Kampf will gehn!
Und horch! von seinen Häupten
Da klingt's wie Jubelgruß,
Es schien der Berg zu jauchzen
Vom Gipfel bis zum Fuß.

Es sind die Schwyzer Helden,
Die haben durch den Schnee
Sich eine Bahn gebrochen
Durch's Thal und durch die Höh'
Gerade als ob dem Berge
Die Sonne grüßend stand,
Sind sie auch durchgebrochen
Und grüßeten das Land.

Da war der hohe Glärnisch
Von Weitem anzusehn
Als wie ein Ries' im Panzer,
Der in den Kampf will geh'n!
Und horch, von seinen Häupten
Da klingt's wie Jubelgruß;
Es schien der Berg zu jauchzen
Vom Gipfel bis zum Fuß.

Da stehen starr die Hengste
Und starr die Ritter drauf,
Die Schwerter sinken nieder,
Die Helme schau'n hinauf:
Stets heller strahlt der Glärnisch,
Stets näher hallt sein Gruß,
O schaut, jetzt auf die Hügel
Vor uns setzt er den Fuß!

Als ob aus allen Gauen
Die Eidgenossenschaft
Im West wär' aufgebrochen

In allgewalt'ger Kraft
Als ob die Grimm'gen alle
Da stünden als ein Mann,
So schritt aus blauen Lüften
Der Riesenberg heran.

Laßt ruhen eure Felsen,
Ihr starken Glarner jetzt,
Gott steht auf euern Bergen;
Die Feinde flieh'n entsetzt.
Dumpf dröhnet aus den Tiefen
Die Flucht wie Donnerton,
Von Rautis Höhen steiget
Dank auf zu Gottes Thron.

Aus: „Die Schlacht bei Grandson".

Karl schaut die Niederlage. Eben wollt' er den Sieg
Den leichten zu vollenden, führen in neuen Krieg,
Den letzten, seine Reiter, die wieder er geschaart,
Zur Spitze paradierend siegsstolz mit dem Bastard gepaart.

Ernst jetzt zum Bastard spricht er: das ist ein schwerer Krieg!
Mit Lüttich und Lothringen das war ein leichtrer Sieg!
Die Vorhut ist vernichtet, der Angriff führt zu nichts
Meiner Geschlag'nen gegen den Feind voll Doppelsieggewichts,

Sein Mund er zuckte bitter, da ihm das Wort entfuhr:
Gleich aber stählt ihn wieder der Kühnheit Kraftnatur:
Ich hole jetzt das Hauptheer, fährt er sativisch fort,
Und wenn sie das verschlucket, zum Nachtisch noch die Nachhut dort.

Doch an dem Hauptheer bersten soll mir der Schweizerschlund,
Bei St. Georg! laut schwört es der Herzog von Burgund;
Bis ich das Hauptheer ordne, du Bastard, halt' mir nur
Die Schweizer sacht vom Halse ... Was ist's, das da das Thal durchfuhr?

Karl und der Bastard, beide rufens, es ist Ein Schrei,
Fürchterlich mit den Ohren zucken die Rosse zwei,
Burgund: Vorhut und Hauptheer und Nachhut stoßen nun,
Nur aus den Einen Angstschrei: Was ist's, das da das Thal durchfuhr?

Es ist als ob erschüttle der wald'ge Mont Aubert
Sein Felshaupt, wie ein Stierkopf, der brummt ins Thal daher,
Das Brummen aus dem hohlen Abgrund des Schlundes schwillt,
Und schwillt, jetzt aus dem Rachen muht's in die Luft, die Luft wird wild'

Solch Muhen nicht ertragen kann sie, die Luft wird wild,
Ein Ungeheuer ist das von einem Tongebild!
Sie wälzt an das Gebirge, ins Thal den Ton sich ab,
Ihn auf des See's Fluthen, und weiter weiter Landhinab.

Das Muhen will nicht weichen, bleibt reiten auf der Luft,
Und wilder, immer wilder, bis in die letzte Kluft
Der Berge wälzt sie's wüthend! da, in hero'scher Qual,
Fährt endlich auseinander der Wolkenvorhang überm Thal.

Die Sonne blickt gewaltig heute zum erstenmal:
Eine sonnehelle Bombe schmettert der Ton ins Thal!
Am See die ganze Landschaft leuchtet mit Einemmal,
Allein die stille Sonne laut strahlt sie heut mit Donnerstrahl!

Ja wohl ist da ein Stierton, der Ton im Sonnenstrahl,
Im Sonnenstrahl ein Stierton vom Mont Aubert ins Thal,
Ja wohl ein Stierton ist es vom Haupt des Mont Aubert:
Seht ihr den Mann dort oben ragen im Sonnenlichte hehr?

Gleich einer Tanne stämmig raget er dort und hoch,
Ein Horn hält er am Munde, gekehrt ins Thal das Loch,
Ein Horn, ein kühngewund'nes, vom Thale anzuschaun
Als wie vom Elephanten der Rüssel, wenn sie um sich haun.

Der Mann mit seinem Horne, schrecklich in Sonnenzier,
Das ist mit dem Ur-Ochsenhorne der Uristier,
Das Urhorn vollzublasen bedarfs aus Uris Flur
Des allerstärksten Hirten mit breiter Brust von Stiernatur.

Der Mann mit seinem Horne, schrecklich in Sonnenzier,
Das ist mit dem Ur-Ochsenhorne der Uristier!
Er lüret einmal, zweimal, lüret zum drittenmal:
Ein Gruß ist's von den Brüdern gesandt den Brüdern tief im Thal!

Ein Gruß ist es den Schweizern drunten im Thal gesandt,
Ein Gruß vom angelangten gesammten Schweizerland!
Ein Gruß von den Zehntausend, die um den Uristier
Jetzt auf dem Joch erscheinen schrecklich alle in Sonnenzier!

Ritter Bayard.

Der Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel,
Ein wahrhaft Edler und nicht blos von Adel,
Zog stolz einher zur Schlacht bei Marignan;
Der Panzer seines Rosses büffelledern,
Er selber von der Zeh' bis zu den Federn
Mit einem Eisenharnisch angethan.

Und also zu dem Ritter hat gesprochen,
Der neben ihm mit lautem Herzenspochen,
Vorübersprengt, der junge König Franz:
„Heut zeige dich sans peur et sans reproche!"
Da wiehert auf des Ritters Hengst la roche,
Der Reiter aber rufet: „Ich verstand's!"

Und kaum hat Bayard seinen Mund geschlossen,
So bebt, als wie von stürzenden Kolossen,
Von Mailand her erbebete das Land;
Ein Staub erhebt sich zur Septembersonnen,
Die untergehet, trüb, ein blut'ger Bronnen,
Weit spiegelnd Marignano's Schlachtenbrand.

Zwar doppelt sind die Massen der Franzosen,
Durchschwärmt vom Rossevolk, dem zahllosen,
Und ihr Geschütze dröhnt am Himmelszelt;
Die Eidgenossen haben nicht Kanonen,
Sie haben keine fliegenden Schwadronen
Nur wenig Fußvolk, doch den Kern der Welt!

Ein Schweizerfußknecht, solch ein Alpenhirte,
Empfänget zehn Franzosen, daß es girrte
Als wenn der Geier greift ins Taubenhaus;
Der Reiter Pferde sticht er über'n Haufen,
Mit seiner Hellebart': „Nun lernet laufen!"
Der Kanoniere Lunten bläst er aus.

Und Bayard unter'm schwarzen Helmvisiere
Wird heimlich bleich, und seinem Felsenthiere
Wird heimlich kalt im dicken Büffelhemd:
„Darf ich entfliehen?" Frägt der Hengst la roche,
Nach seinem Herrn sans peur et sans reproche
Dreht er den Hals und schnaufet angstbeklemmt.

Der Ritter aber, obwohl im Gedränge,
Dem fürchterlichsten, jede Todesbänge
Verliert er jetzt und fühlt sich wieder roth,
Vor Zorne roth ob seines Rosses Aengsten,
„So flieh' denn mit den andern feigen Hengsten!"
Und springt von seinem Pferd in blut'gen Koth,

Und kämpft zu Fuß. Den Hengst ergreifet Reue,
Er neigt sich vor dem Herrn mit fleh'nder Treue,
Und jetzo, da der Held im Kampfessprung
Ausholt zum Hieb auf einen Eidgenossen,
Da ist der Hengst ihm unter'n Leib geschossen, —
Auf's neu zu Rosse trifft des Schwertes Schwung

Nur so gewaltiger. Und um zu zeigen,
Wie er verwünsch' den Augenblick den feigen,
Kämpft nun der Hengst, wie ritterlich beseelt;

Der Herr thut Wunder mit dem Schwerte droben,
Das Thier thut Wunder, daß die Funken stoben,
Vier Schwerter sind die Hufen, wohlgestählt.

So kämpfet Bayard, er, von allen Franken,
Noch ganz allein. Am Himmelsbogen schwanken
Jetzt Mond und Sterne über'm Schlachtenknäuel;
Im fahlen Licht die bärtigen Gesichter
Der Schweizer, sie umdräu'n ihn immer dichter,
Und ihn umbrüllt des Urihorn's Geheul!

Er, am Septembertage, dem dreizehnten,
Er hält die Schlacht; die tapfern Schweizer wähnten,
Der kühne Ritter sei der König Franz,
Der, weil er König ist, der Fürst im Heere,
Noch retten müsse seines Reiches Ehre,
Denn nur ein Held verdient der Krone Glanz.

Darum das Frankenheer, das schier besiegte,
Sie ließen's fahren, und im Schlummer wiegte
Und stärkte dieses sich auf morgen nun;
Sie aber haschten nach des Königs Schatten,
Gewonnen war, wenn sie den König hatten,
Ein sich'rer Lorbeer, darauf auszuruhn.

Und sicher auch, sie hätten ihn gefangen
Den königlichen Bayard, doch vergangen
Ist plötzlich da der Mond um Mitternacht,
Verschwunden ist der königliche Ritter,
Verhallet ist das Schlachtenungewitter, —
Mit neuem Murren ist es auferwacht.

Am vierzehnten September, blutig steigend,
Dem vor'gen Abend gleich, sich blutig neigend;
Und heute kämpfet Franz dem Bayard gleich.
Und sicher auch, sie hätten ihn gefangen
Den Bayard-gleichen König, doch vergangen
Ist plötzlich da der Schweizer Siegesreich.

Venedig fällt den Schweizern in den Rücken,
Die deutsche Schweiz erliegt den welschen Tücken
Verloren ist die Schlacht bei Marignan.
Der Bayard, welcher durch sein gestrig Wagen
Für heute schon den Sieg herausgeschlagen,
Hat heute drum auch keinen Streich gethan.

In seinem Zelte liegt er eingeschlafen,
Bis Mittag ihn die Siegesdonner trafen,
„Gewonnen ist die Schlacht." Er stehet auf.
„Ich, Alviano, hab' die Schlacht gewonnen,"
Hat stolz der Venetianer schon begonnen,
Doch König Franz er setzet fort darauf:

„Erlaubet mir, erlauchter Venetianer,
„Der wahre Siegesheld, der Marignaner,
„Ist Bayard." König Franz umarmt ihn:
„Zum Ritter sollst du deinen König schlagen,
„Weil ich mich heute ritterlich betragen,
„Und weil es durch sein Beispiel mir gediehn!"

Der König beugt das Knie und Bayard schläget.
Der Ritter Franz erhebet sich und fräget:
„Wer ist nun meines Ritterschlages werth?"
Gar manches adeliche Herrlein harret.
Der König aber — welches prächtig scharret
Zum Ritter schläget er — des Bayard Pferd.

Der Todtentanz.[1]

Holbein bleibt in der Nacht allein
Dort stehen unter Todtenbein,
Die Arme stramm gekreuzet, spricht
Entschlossen er: „Ich fliehe nicht!"

[1]) Als Holbein den Basler Todtentanz malte, herrschte die Pest in der Stadt.

Der kalte Tod, der, im Moment,
Da seine Brust voll Leben brennt,
Die Knochenfäuste vor ihm ballt
In also riesiger Gestalt:
Das packet ihn mit Allgewalt!
Es packt ihn, wie's den Starken packt,
Welchen ein Starker gegenüber
Mit Hohngeneck zu reizen wagt:
„Bald kommst auch du an Tanz, mein Lieber!"
Auch er fühlt als ein Riese sich:
„Ein Riese bin des Lebens ich
Und ford're kühn dich in die Schranken
Und will mit schöpferischen Gedanken,
Du Grinsender, todtschlagen dich,
Tödten den Tod will ich für mich,
Mein Leben bringst du nicht zum Wanken!
Und mir nicht thut das Tanzen noth,
Nein an den Tanz kommt mir der Tod!"

Es ist nicht trotz'ger Uebermuth,
Es ist des Künstlers wallend Blut,
Des Künstlers steigender Triumph,
Dem plötzlich aus des Todes Stumpf
Für seines Schaffens mächt'ge Brunst
Auftaucht ein Prachtgebild der Kunst.
Er spürte in den letzten Tagen
Durch's Haupt ein Bilderwimmeln jagen,
Entwarf für eines er den Plan,
Gleich drang ein schöneres heran.
Wie auf dem Meere Well' auf Wellen
Einander glänzend überschwellen.
Jetzt sind vorbei die Künstlerwehen,
Die Kunstgeburt, sie ist geschehen:
Auf seines Geistes ruh'gem Meer
Schwebet als Glorie einher,
Als Glorie ein Bilderkranz:
Hans Holbeins neuer Todtentanz!

Der Kirchhof war, die Moderstätte,
Das Beinhaus und der Gräber Schacht,
Umflort von schwarzer Mitternacht,
Des Geisteskindes Wiegenbette.

Und also treibet er's fortan:
Am Tag ein unsichtbarer Mann
Zu Hause bleibt er eingeschlossen.
Was er geheim da drinnen thut,
Auf einer Wangen lichter Gluth,
An seinem feurigen Blick
Wohl merken es die Hausgenossen:
Er schwelget in des Schaffens Glück.
Sobald der Abend bricht herein,
Hüllt er sich in den Mantel ein,
Schlüpft aus dem Haus in Kirchhofmauern,
Läßt hier vom Tode sich durchschauern,
Zwischen den Särgen schreitet er
Den frischanlagernden einher
So feierlich gedankenschwer.
Die Todtengräber glauben's fest,
Der Mann im Mantel sei die Pest,
Leibhaftig das Gespenst der Seuche,
Das Basel mörderisch durchschleiche,
Weil stets nur er, nur er der Gleiche
Auf aller Todtenäcker Hufen,
Sobald die Todtenglocken rufen,
Sich gegenwärtig blicken läßt.
Also verbringet er die Nacht.
Am liebsten hat er sie verbracht
Im Kirchhof der Dominikaner,
Dess inneres Mauerngeviert
Ein Todtentanz, ein alter, ziert,
Gemalet durch Von Speiers Hand,
Als Tod von Basel weltbekannt;
Der Kirchhof selbst ist ihm ein Mahner
Für neue Tod-Melancholieen,
Im Todtentanze aber fand

Für den Humor er Phantasieen,
Wenn er im blassen Mondenscheine
Schaut die vertrackten Tänzerbeine.

Und also treibet er's fortan,
Treibt's Tage, Nächte, Mondenlang.
Der Tod mit seinem Sensenschwang
Er mähet immer breit're Bahn:
Der Tod wird täglich mörderischer,
Holbein wird täglich lebensfrischer.

Ein Einziger ist eingeweiht
In seines Schaffens Heimlichkeit,
Ein dürres Individuum,
Ein abgezehretes, darum,
Weil's überstanden hat die Seuche:
Der Knochenmann, die halbe Leiche,
Ihn brauchet Holbein als Gestell,
Für seinen Tod als das Modell.
Und dieser macht es stadtbekannt,
Was drinnen schafft des Meisters Hand,
Auch, wie er schafft, kann er erzählen
Und Holbeins eig'ne Worte wählen,
Denn Holbein murmelt's vor sich hin,
Wovon erfüllet ist sein Sinn;
Indem er ausspricht, was er schafft,
Schärft er der Kunstgedanken Kraft.
Und trotz der Pest und ihrem Bangen
Lauscht man dem Männlein mit Verlangen,
Wenn voll Modellen-Stolzes er
Schildert der Bilder Wundermär',
Als ob er Holbein selber wär':

Der Todtentanz.

Adam und Eva in dem Paradies,
Wie schmecket euch das ew'ge Leben süß!
Ihr eßt ein Aepfelchen, o große Noth:

Aus ist es mit dem Leben, da der Tod.
Mitleidig hat der Tod sie angegrinst:
„Ohn' Paradies ist's Leben eitel Plag',
Ohn' Paradies ist Sterben euch Gewinnst."
Und führt in's Elend sie mit Lautenschlag.

Jedoch der Papst auf Petri heil'gem Stuhl
Fühlt sich ein Gott und nichts vom Elendspfuhl;
Umgeben von der Cardinale Hauf
Setzt einem Kaiser er die Krone auf.
Da heischt der Tod mit frommem Fußeskuß
Die eig'ne Kron' ihm dreifach funkelnd roth:
„Du weißt nicht wie du elend bist, ich muß
Dich, armer Gott, erlösen von der Noth!"

Der Prediger, wie predigt er beredt
Vom Lebensschmerz und süßem Todesbett!
„Der weiß, was Elend ist!" Andächtig stumm
Mit sitzt der Tod im Auditorium
Beim Amen steigt er auf die Kanzel leis
Und hinter ihn: „Herr Pastor dauert mich,
Nicht länger geb' ich dich dem Schmerze preis,
Der süße Tod kommt und erlöset dich!"

Den Priester sieht man Nachts zum Kranken gehn,
Ihn mit den Sakramenten zu versehn,
Er trägt das Heiligthum so feierlich.
Da kommt der Tod gerannt: „Auf, spute dich!"
Und mit Latern' und Schelle eilt voran
Der Tod dem Priester durch die Finsterniß:
„Der arme Kranke sonst genesen kann,
Doch wenn der Priester kommt, stirbt er gewiß!"

Du hübsches Nönnchen, wie andächtig warm
Flehst du vor dem Altare: „Gott erbarm!"
Du hast es nöthig, denn im Zellelein
Sitzt der Geliebte auf dem Bettchen dein
Und singt ein Liebeslied verführerisch,

Halb lauschest du dem Lied, halb betest du,
Da löscht der Tod auf des Altares Tisch
Die Kerzen aus: „Dein Herzchen hat jetzt Ruh."

Gleich also hat der Tod den Cardinal
Erlöset von des Erdenelends Qual,
Prälat und Bischof und Canonikus
Erlöset also mit dem Todeskuß,
Abt und Aebtissin, Mönch mit Bettelsack,
Zu Tod geküßt die ganze Klerisei
Mit Inful, Krummstab, Kutten, Sack und Pack.
Und Keines klagt, daß es vergessen sei.

Die Geistlichkeit geht überall voran,
Und jetzt erst kommt die Weltlichkeit daran.
Du guter Kaiser Maximilian
Verzeih's dem Tod, daß er so spät kommt an,
Mitreisen mit dem lebenssatten Herrn
Seit Jahren mußte stets sein Sarg zugleich,
Vor allen Deutschen stirbt der Kaiser gern,
Kein Compliment ist das für's deutsche Reich.

Du, König Frankreichs, bist nicht lebenssatt,
Statt eines Sargs er mitgeführet hat
Stets einen Karren, strotzend voll zum Schmaus,
Beim König Franz geht es in Saus und Braus.
Weil er die Evangelischen verbrannt,
Betäubt er sein Gewissen, das ihn sticht,
Da reicht die Schale ihm des Todes Hand:
„Trink', das betäubt dich bis zum Weltgericht!"

Des Grafen Wappenschild zerschmettert er,
Durchsticht den Ritter trotz der Panzerwehr,
Dem Edelmann nichts hilft sein Schwert so blank,
Sie Alle holt der Tod, heischt keinen Dank.
Doch wundert ihn der Herren Undankbarkeit,
Die Frauen, hofft er, werden zärter sein;
Die thun noch ärger, wie das keift und schreit!
Still dankbar scheint die Kaiserin allein.

Du, – Gräfin, dankst wohl auch dem Tode nicht,
Der hinter dir ein zierlich Halsband flicht,
Um deinen Hals, so weiß wie Elfenbein,
Schlingt er ein Band von Todtenknöchelein;
Die Jungfer dir ein gold'nes Halsband reicht,
„Du bist zu schön für solche schwere Pracht"
Lächelt der Tod: „Mein Halsband ist so leicht,
Das dich zum leichten, lichten Engel macht!"

Der Richter stellt auf Erden dar das Recht,
Doch dieser Richter kehrt das Recht in Schlecht,
Spricht frei um schnödes Gold den reichen Schuft,
Verdammt den Armen, der um Hülfe ruft;
Getrost, du Armer, sieh den Rächer Tod,
Wie er dem Richter seinen Stab entführt,
Indeß er hinschielt auf das Gold so roth,
Und, als er urtheln will, der Schlag ihn rührt.

Der Arzt, er ist des Todes mächt'ger Feind,
Jedoch der Tod ihn nicht zu fürchten scheint;
Ein Kranker mit dem Wasserglas tritt ein:
„Du mußt genesen nach dem Wasser dein!"
Da zwischen Arzt und Krankem steht der Tod,
Ergreift das Wasser und des Kranken Hand,
Der Kranke spürt auf einmal Todesnoth. —
Der Arzt den Casus ganz gewöhnlich fand.

Der Philosoph die Weltenweisheit lehrt,
Weiß Alles, nicht nur Alles auf der Erd',
Er weiß auch Alles aus der Sternenwelt,
Hat d'rum den Himmelsglobus aufgestellt,
Und schaut, als ob er selbst Gott-Schöpfer wär',
Mit Wissensstolz dem Lauf der Sterne zu,
Da hält der Tod ihm einen Schädel her:
„Nur Eines weißt du nicht, heut' stirbest du!"

Der Kaufmann fährt auf ungestümem Meer,
Der Tod am Maste wirft das Schiff umher,

Der Kaufmann steiget in das Rettungsboot,
Birgt sich und seine Waaren noch mit Noth:
„Jetzt bin ich sicher!“ Er an's Ufer springt,
„Auch meine Ballen all' ich bei mir hab'!“
Der Tod, als Pelt, aus einem Ballen dringt:
„Freund, Sicherheit gewährt dir nur das Grab.“

Den Berg hinunter schießt ein Wagen Wein,
Die Rosse stürzend brechen Hals und Bein,
Der Tod zertrümmert Rad und Faß mit Macht,
Der Bauer fluchet: „Nimmer führ' ich Fracht!“
Auf eb'nem Felde geht er hinter'm Pflug:
„Ein sich'res Brod“ in seinen Bart er pfeift;
Die Rosse sticht der Tod mit Bremsenflug,
Der sich're Pflug zu todt den Bauer schleift.

Der Geizhals im Gewölb den Mammon zählt,
Er zählt und zählt, Ein Kreuzerlein ihm fehlt,
Der Tod hat's ihm als Dieb geholt hinweg,
Der arme Millionär sinkt um vor Schreck.
Der Geizhals und der Räuber sind verwandt,
Darum zum Räuber, der im Walde haust,
Ist alsobald der Tod hinausgerannt
Und knüpft an Galgen ihn mit Henkerfaust.

Im Wirthshaus sitzt der lauten Zecher Hauf,
Der Tod als Kellner wartet ihnen auf,
In off'nen Schlund den Wein er ihnen leert:
„Prosit, das wird ein Rausch, der lange währt!“
Im Nebenstübchen stiller Spieler Zahl:
„Hol' mich der Teufel!“ murmelt's zwischenein;
Der Teufel kommt. Da stürzt vom Zechersaal
Herein der Tod: „Halt, mein zuerst, dann dein!“

Der Greis, als besten Freund umklammert er
Des Todes Arm, er eilt zu Grabe sehr;
Die Greisin aber macht dem Tode Noth,
Sie schleicht so langsam, treiben muß der Tod.

Allein dem Tod das größte Leid geschah
Vom Blinden, der beglückt kein Elend sieht,
Er ist so alt schon wie Methusalah,
Bis endlich ihm der Tod den Stab entzieht.

Wie kehret Hand in Hand vom Traualtar
So selig kosend heim das Hochzeitspaar!
Der Tod mit heller Trommel tanzt voraus:
Der Tod tritt mit dem Ehestand in's Haus
Im Gegenüberhaus erfuhr man's schon:
Die Wittwe hält im Arm ihr bleiches Kind,
Der Tod entführet ihr den letzten Sohn,
Ihn schmerzt der Mutter Schrei'n, er eilt geschwind.

„Der armen Wittwe Letztes raubest du,
Ihr Kleinod, ihrer Zukunft Hoffnungsruh',
Und mich, den ganz unnützen Erdengast,
O Tod, du Grausamer, verschonet hast!"
Der Bettler ungeduldig jammert so.
Almosen, reiche, wirst nach Christenpflicht
Ihm Jeder, der vorübergeht, auf's Stroh,
Der Tod allein reicht ihm sein Scherflein nicht! —

Und eines Tages still erfreut
Legt Holbein seinen Stift beiseit:
Der Todtentanz er ist vollendet.
Da, horch, es ist sein letzter Strich
Noch feucht, was regt auf einmal sich
Von allen Thürmen mächtiglich,
So daß es ihm das Herze wendet?
Es ist der Glocken Jubeltönen
Am hellen Tag, kein nächtlich Stöhnen:
Gott hat in Gnaden es gewährt,
Die grimme Pest hat aufgehört!
Und statt der Särge Todtenchor,
Zu allen Tempeln wallt's empor,
Um Gott zu preisen für sein Schonen,

Dankbarer Bürger Prozessionen.
Voll Dank auch Holbein's Busen schwillt,
Schafft flugs ein allerletztes Bild:

Ausbreitet sich ein weites Leichenfeld,
Der Tod, als blutbetriefter Siegesheld,
Mit Schwert und Schild das Feld durchschreitet er
Umschauend, wo noch Einer lebend wär'.
Da stellt ein Schweizer sich als Kämpfer ein,
Und einen Zweikampf hebet an das Paar:
Ausreißt der Tod mit klapperndem Gebein.
Der Schweizerkrieger aber Holbein war!

Und drauf hinaus, und zu den Hallen
Des Tempels sieht man Holbein wallen.

Auf den Sirenen.

Hier ist es still, hier muß es stille sein!
Wo ist ein Laut, der wagte hier zu tönen?
Der Geier selbst, er wagt's hier nicht zu schrein,
Die Stimm' versagt den kühnsten Alpensöhnen.
Sie, die so gerne singen, sind hier still:
Dort wandelt eine Reih' von kräftigen Hirten,
Sie gehn allein, so wie ein Jeder will,
Sie rufen sich nicht an, auch wenn sie irrten.

Ja Gottes Kraft ist es, die herrschet hier,
Ihr huld'gen ehrfurchtsvoll die Kreaturen
Vom kühnsten Menschen bis zum kühnsten Thier:
Hier merk' ich ungestört des Schöpfers Spuren.
Nur wenn Er selbst aufthun will seinen Mund,
Dann wird es laut hier: wenn die Donner grollen
Und wenn hinunter tief in nächt'gem Schlund
Die stäubenden Lawinen niederrollen!

Und doch, an diesem stillen Gottesziel —
Siehst du die Bächlein dort, die zarten, hellen?
Die Sonne treibt darin ihr lustig Spiel,
Sie tanzt in dieser Wildnuß auf den Wellen,
Ja, sie des großen Gottes schönstes Kind,
Sie darf auf diesen Höhen sich ergötzen,
Sie darf, mit leisen Strahlen spielend lind,
Sich auf die Alpenbächlein scherzend setzen.

Morgen im Wald

Im Wald ich war entschlummert kaum,
Und schon erwachte Baum an Baum.
Der große Wald, ein brausender
Ein Chor von Vögeln tausender,
Die Morgenwinde bliesen her
Mitjubelnd in das Jubelmeer,
Millionen Blätter bebeten
Gedämpft wie zarte Saiten,
Und Rosenwolken schwebeten
Hoch am Gewölb in Himmelsweiten.

Da plötzlich durch den grünen Dom
Ergießet sich des Lichtes Strom,
Aufflammt der Wald, ein glühender
Ein Blumenstrauß ein blühender,
Und Würzgeruch, vom Stahl erglimmt,
Wie Weihrauch durch den Tempel schwimmt.
Die Säulenstämme schimmerten
Um Spiel smaragdner Farben,
Gleich Regenbogen flimmerten
Der thaudurchperlten Aeste Garben.

Und dorthin, nach des Ostens Wand,
Mein Auge bleibt es festgebannt.
Dort steiget er, der sonnige,
Der majestätisch wonnige,

Dort steigt der Hochaltar empor,
Dort in des Waldesmünsters Chor,
Die Sonne selbst die flammende
Auf dem Altar der Wildniß,
Ist das vom Himmel stammende
Vollkommne Gottes-Ebenbildniß.

Der erste Waldgang.

Da vom Boden sprang ich auf
Wie ein Reh, so leicht und munter,
In den Wald nahm ich den Lauf.
Hügelan und Berghinunter;
Einem neuen König gleich,
Der bereiset seine Gauen,
Also wollt' ich nun mein Reich
Auch, das dämmernde, beschauen.

Bäume fand ich da geschaart,
Greise, halbjahrtausendalte,
Deren Rindenleib ein Bart
Von ergrautem Moos umwallte,
Doch der Wurzeln Knorrenkraft
Und die Kronen stolz erbrausend
Strotzen noch von Jugendsaft
Für ein volles ganz Jahrtausend.

Wiesen fand ich hingeschmiegt
Zu der prächtigen Riesen Füßen,
Rings von ihnen eingewiegt
Schattig, schlummerten die süßen,
Aus dem Grünen blickten licht
Weiß und rothe Blumenchöre,
Wie ein Kindesangesicht
Eingehüllt in leise Flöre.

An die Stämme lehnt' ich mich
Mit erhabenem Behagen,
In die Matten dehnt' ich mich
Mit bescheiden scheuem Zagen:
Jene stählten mir die Brust,
Daß mein Herz wie Eisen pochte,
Diese reizten mir die Lust,
Daß zu weinen ich vermochte.

Menschen! o, wie seid ihr klein
Neben diesen Waldesriesen,
Wie seid ihr von kaltem Stein
Neben diesen warmen Wiesen!
In die Arme schloß ich traut
Die geliebten Waldgebilde;
Jeden Strauch begrüß' ich laut,
Pilgernd durch mein Waldgefilde.

Jetzt verschwunden um mich her
War das lebensvoll Belaubte,
Und ein schwarzes Tannenmeer
Wogte über meinem Haupte;
Immer finstrer wand der Pfad
Sich zur Höhe, immer gäher,
Plötzlich thürmet schroff gerad
Sich ein Felsen vor den Späher.

Ha Granit! Zurückgeprallt
Hob in Ehrfurcht ich die Blicke,
Und die schwindelnde Gestalt,
Wahrlich, mir erschien's, sie nicke'
Ja, sie nickte, beugte sich
Als ein Wasserfall hernieder,
Und sie sang gewaltiglich
In mein Ohr melod'sche Lieder:

Freund des Waldes! scholl ihr Sang,
Sei in meiner Kluft willkommen,
Wohl hab' ich den Echoklang

Deiner Grüße hell vernommen,
Die dem Walde du gebracht,
Meinem Sohne, meiner Ehre,
Den aus meines Busens Schacht
Ich mit meiner Milch ernähre.

Freund des Waldes! steig' herauf
An mein Antlitz, sonder Bangen,
Und von meiner Schultern Knauf
Ueberschau' des Waldes Prangen!
Hier vom hohen Vogelsitz,
Wird die Schönheit ohne Fehle
Deines Freundes, wie ein Blitz
Treffen deine trunkne Seele!

Oben stand ich, sah hinaus
Auf den Wald, den ungeheuern
Sah hinab zum Felsenbraus,
Der ihn tränkte, meinen theuern,
Sah empor zum Himmelsblau,
Das verklärend uns umschwebte
Bis um Fels und Waldesau
Gott den Sternenmantel webte.

Das Reh.

Des Waldes Fee,
Schlankzierlich Reh,
Du trittst herfür
So leis aus des Gebüsches Thür,
Und lagerst dich spielend im Klee.

Des Waldes Fee,
Schlankzierlich Reh,
Du streifest rund
Die Blüthen ab mit zartem Mund,
Und nährst dich vom duftenden Schnee.

Des Waldes Fee,
Schlankzierlich Reh,
Du hebst empor
Den schönen Hals, das spitze Ohr,
Damit ich in's Auge dir seh'.

Des Waldes Fee,
Schlankzierlich Reh,
Was du gewollt,
Gelang dein braunes Aeuglein hold
Es schuf mir ein reizendes Weh.

Das Echo.

Echo von der Felsenhalde,
Du mein einz'ger Freund im Walde,
Ach, mich zieht es hin zu dir.
Willst du plaudern heut mit mir
Hier im trauten Thaleszimmer?
„immer."

Immer auch muß ich's verkünden
Laut, daß aus den tiefsten Gründen
Deiner Brust es donnernd hallt
Und zurück an's Ohr mir schallt:
Wie die Einsamkeit mich freuet!
„reuet."

Reuet? dir gefällt's zu scherzen,
Heiter bist du heut von Herzen:
Ja, in diesem Zauberhain
Lachet Alles, selbst der Stein
Rings im Kreis des Felsenwalles!
„alles."

P. Gall Morel.

Pater Gall Morel wurde den 24. März 1803 in St. Iden, Kt. St. Gallen, geboren. Er machte die Schule bis zur 4. Gymnasialklasse in St. Gallen durch, kam Anfangs 1818 nach Einsiedeln, trat 1820 in's Kloster, wo er seither mit Ausnahme einiger Vakanzreisen und eines Jahres Aufenthalt in Italien, verblieb und seit 1826 an der dortigen Klosterschule wirkte, welcher er seit längerer Zeit als Rektor vorsteht. Seine Schriften sind meist fragmentarisch gehalten; größere Sammlungen von Gedichten erschienen erst 1852 und 1858 bei Benziger in Einsiedeln („Waldblumen" 1861, und „Cäcilia" 1863; „Jugend- und Schultheater" in Augsburg bei Lampart); ferner Gedichte zur „Gallerie von Stahlstichen" nach Deschwanden u. A. seit 1861 bei Benziger, welche Sammlung gegenwärtig noch fortgesetzt wird. Zahlreicher sind seine historischen und andere Schriften, aus denen wir eine Skizze, betitelt „Italien und die neuere Kunst", aus dem Jahr 1865 hervorheben, worin der Verfasser sich als einen denkenden Kunstverständigen bewährt, namentlich der christlichen Kunst das Wort redet und einen höhern Aufschwung der Kunst überhaupt nur von der Rückkehr zu der gesunden, positiven Basis des lebendigen Christenthums erwartet.

Gedichte von Pater Gall Morel. Einsiedeln, Druck und Verlag von Gebr. Karl u. Nikolaus Benziger, 1852.
Gedichte von Pater Gall Morel. Zweite Sammlung. Ebendaselbst, 1859.

Ein Vorzug der Gedichte von P. Gall Morel, der um so stärker in's Gewicht fällt, weil eine große Zahl schweizerischer Dichter es sich in dieser Beziehung bisher sehr leicht gemacht hat, ist ihre schöne Form, die bisweilen an die Klarheit und Durchsichtigkeit des südlichen Himmels erinnert. Morel's Dichtungen verrathen durchweg das Studium unserer großen Meister; sie wurzeln sämmtlich in einer aus dem Schaum des Lebens abgeklärten religiösen und ethischen Weltanschauung, die sich mit Geist und Milde kund gibt. Die meisten dieser Gedichte, in denen sich weniger eine blühende Phantasie, als ein tiefes Gefühl und ächte poetische Empfindung ausspricht, gehören der tiefern religiösen Lyrik an; der Dichter leistet aber auch in der Legende und Erzählung Schönes und zeigt in den „Vermischten Gedichten", daß er zum Leben der Welt und allen großen Inte-

ressen der Gegenwart in der edelsten und lebendigsten Beziehung steht. Als ein muthiger und gewandter Kämpfer vertheidigt er, nicht mit der Fackel des Fanatismus, sondern mit der sanften Leuchte christlicher Liebe die ewige Burg des Christenthums, die über jedes Bekenntniß hinausragt; „die Muse (sagt er) soll beruhigen, nicht grollen". Wir stehen nicht an, P. Gall Morel den bedeutendern Dichtern unsers Vaterlandes beizuzählen.

Die Glashütte.

Intra.

Wie das glüht und sprüht und knittert!
Wie der Qualm die Nacht durchzittert!
Ha, in diesem Höllenreich
Werden Felsenblöcke weich!
Wie in solchen rothen Gluthen
Die geringste Makel weicht
So wird in des Unglücks Fluthen
Engelrein der Geist gebleicht.

Seh' ich Glas sonst so gebrechlich,
Das im Ofenschlund gemächlich
Dort der Bursch wie Bänder biegt?
Dem es sich so willig schmiegt?
Durch des Elends Gluth gezogen
Stählet sich das Herz zur Pflicht,
Manchmal wird es wohl gebogen,
Doch gebrochen wird es nicht.

Und so ist's — nur weich und milde
Fügt das Glas sich zum Gebilde;
Im durchglühten Feuerherd
Wird der Edelstein bewährt;
Drum, wenn auch der große Meister
Seine Treuen läutern will,
Laßt euch bilden, edle Geister,
Duldet, harret froh und still!

Welch' Gefäß sich hier bereite,
Weiß der Meister nur allein,
Ob er's für die Freude weihte
Oder für den Leidenswein.
Eines wolle nicht vergessen:
Ein Juwel bewahrest du,
In gebrechlichen Gefässen
Trägst du es dem Himmel zu.

Auf dem Splügen.

Aus Italien kommend.

Holde Fluren, klare Seeen,
Land des Segens, Land der Ruh,
Von den öden Felsenhöhen
Ruf' ich Lebewohl dir zu!
Ach es eilt das Aug' vergebens
Nach dem fernen Paradies,
Wo ich treu dem Gang des Lebens
Eine Wunderwelt verließ!

Tomariva's Myrthenhaine,
Holde Cadenabbia,
Die im Abendsonnenscheine
Gestern ich entzückt noch sah;
Reichgeschmückte Traubenhügel,
Lorbeer- und Jasmingesträuch,
Auf des Geistes schnellem Flügel
Eil' ich noch einmal zu euch.

O noch einmal, trauter Nachen,
Nimm den frohen Pilger auf,
Wieg' ihn auf der spiegelflachen,
Hellen Fluth in sanftem Lauf!
Und ihr dunkeln Lorbeergänge,
Vor der Mittagssonne Stich,

Vor verhaßter Menschenmenge,
Dichte Schatten, schützet mich.

Doch, wen seh' ich plötzlich winken?
Eine riesige Gestalt
Wandelt von des Splügen Zinken
Auf mich zu, und donnert: „Halt!
Welch ein Wimmern wie von Zwergen
Schändet diesen heil'gen Ort?
Ich, der Alte von den Bergen,
Künde dir ein ernstes Wort:

„Fort mit solchen Weiberthränen,
Bergluft trockne schnell sie auf!
Laß dies unverständ'ge Sehnen,
Vorwärts richte deinen Lauf!
Wandle festen, raschen Trittes
Durch die Felsentrümmer hin,
Jede Mühsal jeden Schrittes
Bringt dir herrlichen Gewinn.

„Sieh, wie jene Heldenseelen,
Welche spät die Nachwelt preis't,
Rauhe Pfade sich erwählen;
Denn auf Rosen welkt der Geist.
Nur durch fortgesetztes Ringen
Nach dem schwererrung'nen Ziel,
Kräftigst du des Geistes Schwingen,
Adelst du des Lebens Spiel.

„Wie aus Welschlands schönen Weiten
Rauhe Alpenpfade nur
Zu der Schweizerheimat leiten,
So läuft deines Lebens Schnur.
Zu der wahren Heimat droben
Wirst du nur durch Kampf und Müh'
Muthbeseelt emporgehoben,
Wand'rer, auf, erkämpfe sie!"

Mein Dörfchen.

Auf einer Anhöhe bei St. Gallen.

Nun seh' ich so froh auf mein Dörfchen hernieder,
Mein Gärtchen, mein Häuschen erblick' ich dort wieder;
Dort lag ich in Windeln im stillen Gemach —
Da sprang ich so lustig auf blumichten Wiesen,
Und träumte von Feen und gräulichen Riesen,
Und pflückte mir Blumen am murmelnden Bach.

Dort sah man um Nichts zu entflammten Partheien
Die furchtbaren Kämpfer sich trotzig entzweien,
Dort klirrten die Schlitten auf eisiger Bahn;
Dort knallten die winzigen Schlüsselkanonen,
Dort zogen wir fürder in Prozessionen,
Mit Stola und Chorhemden angethan.

Dort horchten wir später in laubigen Gängen
Entzückt des Joniers Heldengesängen,
Das Dörfchen erhob sich zu Priamos Stadt.
Da sahn wir die griechischen Schiff' in den Teichen,
Und jubelten laut bei des Ithakers Streichen,
Und weinten bei Hektors Geschicke uns satt.

O Tage der Jugend, wie sehnsuchterregend,
Wie kummererstickend, wie seelenbewegend
Erscheint euer Bild im Gemüthe des Mann's!
Wie träumt er sich wieder hinein in dies Leben,
Das Unschuld und Einfalt mit Blumen umgeben,
Hinein in die Tage des lieblichsten Wahn's!

Doch nein, er muß wachsen; doch nein, er muß weiter
Hinan auf den Sprossen der himmlischen Leiter,
Zum hohen verheißenen Lande hinan.
Wohl blickt er hinab in die Thäler voll Rosen,
Hinab in der Jugend vollblühendes Gosen,
Doch bricht er zum Land der Verheißung sich Bahn.

*

Und muß er auch endlose Wüsten durchwallen,
Und wird er von feindlicher Schaar überfallen,
Er folget der Säule voll glühender Pracht;
Und was er im Lande der Jugend nur träumte
Das findet er, wenn er die Zeit nicht versäumte,
Als lohnende Wahrheit zum Leben erwacht.

Der heilige Sänger.

Auf der Argo Rücken zogen
Durch des Hellespontos Wogen
Hellas Heldensöhne hin.
Stark in Kampf und Ung wittern,
Wußten sie von keinem Zittern,
Und Gefahr war ihr Gewinn
Riesen und Harpyen flohen
Vor der kühnen Jünglingsschaar,
Und der Symplegaden Drohen
Legte sich auf immerdar.

Wer entbot den Kühnen allen
Ueber Meeresfluth zu wallen? —
Sie entbot des Ruhmes Schein.
Nach dem Fließe ging ihr Streben,
Und sie setzten froh ihr Leben
Für den hohen Kampfpreis ein,
Nach dem Fließe, das im Haine
Des Barbarenkönigs hing.
Strahlend in dem goldnen Scheine
Wie der Sonne Flammenring.

Eines Tages, da so helle
Schmeichelnd süß und ohne Welle
Lächelte die blaue Fluth,
Da sie nahe dem Gestade
Fuhren durch die nassen Pfade,
Jeder matt vom Kampfe ruht:

Horch, da tönt ein süßes Singen
In der Argonauten Ohr,
Und die Heldensöhne schwingen
Rasch sich von dem Sitz empor.

Wunderliebliche Sirenen
Sangen von der Liebe Thränen,
Von der Ruhe nach dem Streit,
Von den sanften Rosenketten
Auf den weichen Polsterbetten,
Wo das Herz der Lust sich weiht,
Sangen süße Zauberlieder
Dir, Anadyomene.
Ach es hallt so lieblich wieder
Vom Gestad her über'n See!

Auch die Lust der Göttermahle
In dem reichgeschmückten Saale
Priesen sie mit Flötenton:
Tändeln, spielen, schmeicheln, scherzen
Liebesrausch bei Amors Kerzen
Sei der Helden schönster Lohn!
„Aber weg mit den Gefahren,
Weg mit Kampf und Siegeslust,
Nur der Freuden leichten Scharen
Gönne sich die Menschenbrust!"

So durchklang ihr Lied die Wogen,
Und die Griechensöhne zogen
Unbewußt den Gifttrank ein.
Da vergaß die Heldenjugend
Schnell den hohen Preis der Tugend,
Und das Fließ in Ares Hain.
„Rückwärts, Freunde! wir sind Thoren,
Kämpfend gegen die Natur,
Jenes Fließ ist längst verloren,
Kehren wir nach Argos Flur!"

Wieder höret man von Andern:
Nein, nach Lesbos laßt uns wandern,
Heim in unsrer Weiber Arm!
Andre zog es aus dem Schiffe
Nieder zur krystall'nen Tiefe,
Und schon tobt der ganze Schwarm.
Da erhob vom hohen Sitze
Sich der heil'gen Muse Sohn,
Seine Blicke waren Blitze,
Donner seines Mundes Ton.

„Weiber" klang's aus Orpheus Munde,
„Weh, nun droht dem Heldenbunde
Ew'ge Schande, ew'ge Schmach'
Griechen, auf, gebt mir die Leier,
Sie ertön' in hoher Feier,
Und die Nachwelt hall' es nach!"
Sprach es, und die Saiten rauschten,
Wie der Sturm den Hain durchsaus't.
Schiff und Fluth und Ufer lauschten,
Da der Hochgesang entbraus't.

Schamroth sah'n die Helden nieder,
Da der Mann im Sturm der Lieder
Höchste Schönheit offenbart;
Denn er sang, wie einst die Sonnen,
Aus der Urnacht Schooß entronnen,
Wie sich Stern zu Stern geschaart;
Sang vom großen Weltgetriebe,
Das kein Sterblicher noch sah,
Und von dir, o heil'ge Liebe,
Himmlische Urania!

Und er sang von alten Sagen:
Wie die Götter einst geschlagen
Mit der Riesen roher Macht,
Sang vom Kampfe der Giganten,

Die zum kühnsten Sturme rannten,
Sang von der Titanenschlacht.
Dann erklang das Lob der Götter
Und der Weisheit Ruhm erklang;
Und des Vaterlandes Retter
Ward erhoben im Gesang.

Aber mit den reichsten Tönen
Pries der Held den Griechensöhnen
Dich, der Tugend goldnes Fließ,
Alles lehrt er eher missen,
Selbst Athene's hohes Wissen
Und Kronion's Macht, als dies.
Doch des Sängers Lied verhallte,
Da er so die Tugend pries,
Denn der Helden Ruf erschallte:
Schwerter aus! das gold'ne Fließ!

An die Nacht.

Komm' du Stab der Müden,
Komm' in dunkler Pracht,
Reich an Trost und Frieden,
Komm', o süße Nacht!
Wirf den Sternenschleier
Ueber mein Gemüth,
Das in stiller Feier
Dir entgegen glüht.

Komm' auf gold'ner Brücke
Durch der Dämm'rung Thor,
Und die matten Blicke
Zieh dorthin empor,
Wo in tausend Sonnen
Eine Sonne strahlt,
Wo aus Glanz gesponnen
Gottes Schrift sich malt.

Gräber nur und Thränen
Gibt die Spanne Zeit;
Dort verstummt das Sehnen,
Quillet Seligkeit.
Dort zerfließt die Klage,
Die das Herz verzehrt,
Wo zum lichten Tage
Sich die Nacht verklärt.

Dort, in Gottes Garten,
Werden hochbeglückt
Mein die Lieben warten,
Die der Tod gepflückt.
Daß ich jetzt schon bringe
In ihr Lichtgefild,
Komm' o Nacht! und bringe
Mir im Traum ihr Bild.

Des Klausners Nachtgesang an die Erde.

Ich trete vor mein enges Zellenfenster,
Und blick' hinaus, in's stille Dunkel hin.
Was träumst du, Erde, still und feierlich?
Was schlummerst du so wunderbar und leise?
Dich hat die Mutter, die für Alle sorgt,
Die heil'ge Vorsicht hat dich eingewiegt
Zum süßen Schlaf. Sie zog den dunkeln Schleier
In großen Bogen über deine Wiege,
Daß nicht der höhern Sonne Licht dich blende.
Sie legte dich so sanft in's weiche Bettlein,
Und wacht mit Sternenaugen über dir,
Mit ihrer Liebe sanften Augensternen.
Du athmest noch in leisen Abendlüften,
Als schwebten bange Träume über dir.
Es rauscht und schlägt wie raschbewegte Pulse
In allen Adern deiner Bäch' und Ströme.
Was schlägt dein Puls so stark? Ersenfzest du,

Weil über dir, der Friedlichlieblichen,
Die Menschenkinder hassentflammet wandeln?
Wie, oder klagst du, daß sie sich von dir
Zu Unnatur und Trug und Arglist wenden? –
Vergiß die Menschen, gute Tellus, sieh',
Auch sie bezwingt der Friedenspender Schlaf,
Und auf und neben dir schlägt manches Herz,
Das lieblich träumend herben Gram vergißt.
O schlumm're gute Erde, schlumm're fort,
Erwecke nicht mit deiner Stimme Donner
Den Armen, der von Seligkeiten träumt,
Den Kranken, der nach bangdurchächztem Tag
Mit dir den Schlummer fand. O jag' ihn nicht
Mit deines Odems Brausen aus den Fluren
Des Glücks, die er so lang entbehrte!
Wie schön, o Erde, ist dein sanfter Schlaf.
Ich küsse deine Stirn', nun, gute Nacht:
Auch mich umfasse nun der Vorsicht Arm.
Ich lege mich in ihre Wiege nieder,
Um bald mit dir, o Erde! aufzustehn,
Wenn's dämmert auf den morgengrünen Hügeln.
Und dann die Mutter sichtbar wieder kommt,
Das schöne Licht in ihrer Hand, und fröhlich
Die Kinder weckt. – Wenn dann die Blumen alle
Die Augen wieder öffnen, dann erwache
Auch ich aus meinen Träumen, hebe Aug'
Und Hand empor zum gottgesandten Licht,
Und spreche: Heil der großen heil'gen Mutter,
Der weisen Vorsicht, die zur rechten Stunde
Die Kindlein allesammt zu Bette bringt,
Und wieder sie zum muntern Spiele ruft'
Ihr will ich folgen, wie die Sterne folgen,
Bescheiden, still, doch unermüdet wandelnd,
Und lieblich glänzend um die Bruderserne.
Und wenn sie mich zum letzten Schlafe ruft.
Es sei! ich folg' auch dann der Göttlichen;
Der letzte Schlaf ist ja kein ewiger,
Ist ja nur Schlummer vor dem ew'gen Tag.

Die Insel.

Mit goldner Abendgluth begossen,
Vom Wogenkranze rings umflossen
Wie schwimmst du, Insel sanft dahin;
O du, gleich frommen Eremiten
Vom Weltgewühle abgeschnitten,
Des Sees stille Klausnerin!

Es mag im Glanze deiner Auen
Nicht satt das frohe Aug' sich schauen,
Nicht satt in deinem Blüthenschnee.
O schöner Kranz von Frucht und Reben,
Von Hügeln, die sich sanft erheben,
Von rosenfarb'nem Wiesenklee!

Daß ich auf dir ein Hüttchen fände,
Du lachendfreundliches Gelände,
Und einen Freund im niedern Dach!
Da flössen uns dahin die Stunden,
Zu Seeleneinklang eng verbunden
So lieblich wie der Silberbach.

An deinen Ufern wollt' ich träumen,
Wollt' sinnen unter deinen Bäumen,
In seliger Vergessenheit!
Ach wär's vom Schicksal mir beschieden,
Wie lebt ich ruhig und zufrieden,
Von Sorge fern und fern von Neid!

Und löj'te sich mein Lebenssiegel,
So baute mir der Freund am Hügel
Ein Mal am selbstgepflanzten Baum.
Dort würde sich die Grabschrift heben:
„Hier lebt' er ein beglücktes Leben,
Hier träumt er auch den Todestraum."

Stilles Wirken.

Blumen blühen
Und verblühen,
Sterben, sinken hin;
Ach, es welken
Rosen, Nelken,
Tulpen schnell dahin.

Schnell verblühen,
Dann entfliehen
In der Zeiten Schooß,
Ist das alte,
Tödtlich kalte,
Ist der Schönheit Loos.

So verblühet
Und entfliehet
Manche gute That,
Hingesäet,
Weitverwehet
Nach des Himmels Rath.

Doch an stillen
Samenhüllen
Uebt die Zeit ihr Recht,
Vielgestaltig,
Hundertfaltig
Blüht ein neu Geschlecht.

In entseelten
Blumenwelten
Darf Nichts untergehn,
Und der Thaten
Geisterfaaten
Sollten nicht erstehn!

Sie sind bleibend,
Knospentreibend
In der Zeiten Flucht,

Denn ihr Leben
Und ihr Streben
Zeuget Himmelsfrucht.

Selig die Barmherzigen.

Qualdurchdrungen, schuldbeladen
Sank die Ehebrecherin
Vor dem reichen Quell der Gnaden,
Vor dem Seelenretter hin.
Mit des Schamgefühles Beben
Wagt sie nicht den Blick zu heben,
Und vom Reueschwert durchbohrt
Ahnt sie schon des Richters Wort

Aber aus des Richters Munde
Tönt nur Gnad' und Vaterhuld.
O der göttlich schönen Stunde
Da Er tilgte solche Schuld;
Da Er so verzeihen lehrte,
Da Er's durch die That bewährte:
Opfer habt ihr Mir geweiht,
Doch ich will Barmherzigkeit!

Ja Barmherzigkeit und Milde
Machet uns den Engeln gleich,
Bildet uns nach Gottes Bilde,
Macht durch frohes Geben reich:
Ja zum Höchsten, dessen Sonne
Auch den Bösen spendet Wonne,
Raget, wer verzeihen kann,
Uebermenschlich groß hinan.

Phokas, der Gärtner.

Er stand in seinem Garten,
Ein stiller frommer Greis,
Der Blumen treu zu warten
Und stutzend manches Reis.

Der Herbstwind spielt im Laube,
Und weht vom Hügel her,
Dort glüht die Purpurtraube
Von süßem Nektar schwer.

Da bricht in sanfte Klage
Der graue Gärtner aus:
„Wie kurz sind jetzt die Tage!
Die Vögel ziehn nach Haus,
Der Schmuck entsinkt den Bäumen,
Es stirbt die Rose zart,
Kein Blümchen will mehr keimen,
Das Blut der Erde starrt."

„Und ich, was soll ich Alter
Noch auf der Erde thun?
Ein Nordwind mahnt, ein kalter,
Im Kämmerlein zu ruhn.
O wären meine Glieder,
Des Martertodes werth!
O sänk' ich wie die Brüder
Von des Verfolgers Schwert!"

Und horch, da schallen Tritte,
Unfern der Meierei,
Es naht im raschen Schritte
Ein Reiterpaar herbei.
„Du sollst uns heut bewirthen,
Grauhaariger Gesell,
Weil wir hieher verirrten," —
Begann der Eine schnell.

Der fromme Gärtner nickte
Und trat in's kleine Haus,
Und sich zum Kochen schickte;
War einfach war der Schmaus
Doch war der Wirth so heiter,
So lieb und gut gelaunt,
Daß selbst die rohen Reiter
Ob seinem Thun erstaunt.

Des Greises heitr'e Mienen
Geboten ihm zu traun'n,
Und einer sprach aus ihnen:
„Hör' Gärtner, im Vertrau'n,
Wir wurden ausgesendet
Zu einem Phokas hin,
Der lebt als Christ verblendet,
Sein Fang bringt uns Gewinn."

„Den will ich bald euch bringen,"
Sprach Phokas still erfreut;
Sein Fang muß mir gelingen,
Nur gönnt mir kurze Zeit."
„Topp," riefen froh die Knechte,
Als das der Greis versprach,
Und boten ihm die Rechte:
„Den Christen Tod und Schmach!"

Sankt Phokas aber eilte
In's stille Kämmerlein,
Wo betend er verweilte
Durch Nacht und Tag allein.
Er theilt die kleine Habe
In Eil' den Armen aus,
Und wählte sich zum Grabe
Ein Plätzchen nah dem Haus.

Und als die Sonne wieder
Hinabgesunken war,
Da stieg er fröhlich nieder,
Stellt sich den Schergen dar:
„Da habt ihr, den ihr suchet,
Der reif zum Tode ist,
Der euern Göttern fluchet,
Phokas bin ich, der Christ."

Wie staunen jetzt die Reiter,
Wie wird ihr Herz erweicht,

Als Phokas sanft und heiter
Die Hand den Ketten reicht!
Von Scham durchglühet wandte
Sich weg ihr Angesicht,
Doch Phokas selbst ermahnte:
„Erfüllet eure Pflicht.“

So fand das schönste Ende
Des Greises Lebenslauf.
Er gab in Gottes Hände
Den Geist so ruhig auf;
Und eilte in den Garten
Wo keine Stürme weh'n,
Und Blumen aller Arten
Am Thron des Höchsten steh'n.

Der Goldschmid

„Da habt ihr Gold und Edelstein;
Nun, Meister, fertigt mir recht fein
Ein schönes Kruzifix daraus,
Zur Zierde meinem Marmorhaus.“
Der Reiche sprach's, der Goldschmid nimmt
Den Auftrag an, wie sich's geziemt.
„Was ihr begehrt, das soll geschehn;
Ein Meisterstück, ihr werdet sehn.
Ein Wunder an Gestalt und Pracht.“
Der Reiche ging, der Meister dacht':
Mein Bursche ist geschickt und treu,
Er führt, wie schwer das Werk auch sei,
Es immerdar nach Wunsch mir aus.
„He Bursche, komm geschwind heraus,
Da hast du Gold und Edelstein,
Draus fertige ein Kreuzbild fein.“
Der Bursche nickt bescheidentlich,
Und schickte schnell zur Arbeit sich.
Nun als er all das Gold geschaut,

Hat sich der Jüngling sehr erbaut,
Und dachte: „Dieser fromme Mann
Hat viel zu Gottes Ehr' gethan;
Und ich, ein armer Lehrling, ach
Ich bin so elend, arm und schwach —
Doch ob ich auch ein Bettler sei,
Mein kleines Schärflein leg' ich bei."
Er sprach's und legte zu dem Gold
Den Rest von seinem Monatsold,
Und bildet dann zu Gottes Preis
Das Kruzifix mit großem Fleiß.
Die Arbeit macht das Herz ihm groß,
Daß oft das Aug' ihm überfloß,
Wenn er mit frommem Geiste sann,
Wie viel der Herr für ihn gethan.
Das schwebt ihm vor wohl Tag und Nacht;
So hat er bald zu Stand gebracht,
Was ihm der Meister auferlegt. —
Nun kommt der reiche Herr und wägt
Des Burschen Arbeit, ob ihr nicht
Etwas gebreche am Gewicht.
Und wie er nun mit Sorgfalt späht,
Wie seiner Waage Zünglein steht,
Da ward ihm alsbald offenbar
Daß das Gewicht zu groß nur war.
Rasch fuhr der Herr den Meister an:
„Das, Falscher, hast du mir gethan!"
Der Meister aber wandte sich
Und sprach zum Burschen fürchterlich:
„Bekenne, schändlicher Gesell,
Bekenn' es laut und auf der Stell'
Wie dieser Mann durch Hinterlist
Von dir betrogen worden ist."
Der Jüngling sprach erschrocken nun:
„Ach Herr, was konnt' ich Besser's thun?
Ich hab aus meinem kleinen Sold
Vermehret euer Opfergold,
Damit mein Heiland am Gericht

Ein gnädig Urtheil für mich spricht"
Das hört erstaunt der reiche Herr
Und fordert dessen die Gewähr.
Der Jüngling schwur bei Gottes Treu',
Daß Alles laut're Wahrheit sei.
Der Meister selbst belobte nun
Des Burschen christlich frommes Thun.
Da sprach der Herr: „Wohlan, zum Lohn
So schöner That sei du mein Sohn.
Weil du im Stillen das gethan,
Sah Gott in Huld dein Opfer an,
Und auch das meine wird bezahlt,
Ich war ja kinderlos und alt,
Nun wird mir noch ein Sohn beschert.
Der Herr sei ewiglich geehrt!

Deutscher Dichterwald.

„Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald.
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt."

Seit der Mei er das gesungen,
Freute sich der Sänger Schaar,
Einer wandert von den Jungen
In den Wald hinaus sogar:

Predigt dort den Vögelschaaren,
Predigt recht mit Herzensdrang,
Was der Meister wohlerfahren
In besagten Versen sang.

Und sein Wort fiel nicht daneben,
Kam den Vögeln eben recht:
Mir ist auch Gesang gegeben,
Dachten Sperber, Fink und Specht.

Da kam Freude, da kam Leben
In den deutschen Dichterwald,
Als die Vögel sich erheben,
Und ihr aller Lied erschallt.

Kukuk, groß in den Cadenzen,
Rein unübräflich in dem Reim,
Glaubt mit diesem Reim zu glänzen,
Süß und hell wie Honigseim.

Spatz, mit selbstzufriednen Blicken,
Zwitschert laut durch Hain und Flur,
Allen Spatzen zum Entzücken:
Spätzchen, Schätzchen, Spätzchen nur.

Und der Storch auf hohen Stelzen
Hat mit seines Schnabels Wucht,
Pracht und Anmuth zu verschmelzen
Jetzt zum erstenmal versucht.

Doch des Hahnes lautes Krähen
Kräht: wir sind für Freiheit reif;
Stolz wie ihre Fahnen wehen,
Weht dabei sein bunter Schweif.

Uhu tief im Burgesschatten,
Mit gelehrtem Angesicht,
Heult ein Epos mit Citaten
Von Muspillis Weltgericht.

Hänfling, Zeisig, Wachtel singen,
Selten Lerchen zwischenein;
Zwar ein Krähen, Klappern, Klingen
Durch den ganzen Dichterhain.

Leider bei dem lauten Schallen,
Das von allen Seiten gellt,
Haben nur die Nachtigallen
Ihre Lieder eingestellt.

Jetzt erschrack sogar der Meister
Der den Zauberspruch gethan,
Und die losgelass'nen Geister
Nimmermehr beschwören kann.

Jeder Vogel noch zur Stunde
Um des Liedes Lorbeer wirbt;
Sang und Klang macht die Runde,
Bis der letzte Vogel stirbt.

An einen jungen Dichter.

Dein Liederbuch hab' ich gelesen,
Da ist's mir gewesen,
Als seh' ich die Phaläne im Gedicht
Wie sie nach Licht,
Nach Luft und Wärme sich sehnt,
Wie sie die Hülle bricht,
Die zarten Glieder dehnt.
Das ist ein Ringen, ein Winden,
Die rechte Form zu finden!
Schon zittern kleine Flügel,
Schon dehnen sie sich aus;
Jetzt aus der Puppe Haus
Geht's auf den grünen Hügel.
Dort in der Blumen Heiligthum
Wie schwirrt und schwärmt
Das junge Ding herum,
Von Sonnenstrahl erwärmt,
Von Honigseim berauscht!
Das hab' ich heute belauscht
Und mich gefragt:
Wie hat der Schmetterling gewagt
Den frühen Flug,
Der ihn so weit schon trug? —
Der innere Trieb, die Gotteskraft,
Die ist's, die oft ein Wunder schafft.

*

Daß aus der Puppenhülle
Der Schmetterling sich reißt,
Und daß sich regt ein junger Dichtergeist
Das fügt derselbe Wille.
Mir aber möcht es grauen,
Fast klingts wie Todtenklage,
In längstverschwundne Tage
Zurückzuschauen,
Wo noch in jugendlichem Flug
Auch mich ein stärkrer Flügel trug.
Schon röthen sich die Blätter,
Verstummt ist das Geschmetter
Der Sänger in dem Hain.
Mir ist's ich steh' allein
Und bald sei's ausgesungen.
Wohl mir, es lebt in den Jungen:
Schon rauschet ihr Gefieder,
Ein Keim für bessre Lieder.
Was singen wir noch länger?
Fahr hin, ergrauter Sänger!
Nach höherm Ruhm mag ringen
Ein jüngeres Gedicht
Das mit gewaltigen Schwingen
Sich Bahn zum Himmel bricht.

Das schlummernde Kind.

Schlaf wohl im Mutterarme,
Du Knabe traut und süß,
Noch träumst du, frei vom Harme,
Dein Kindheitsparadies.

Ach Kind, du wirst erwachen,
Dein Träumen wird vergehn,
Die Augen, die dir lachen,
Du wirst sie weinen sehn.

Oft wird die Welt dich schütteln
In Sturm und Wogendrang,
Wird dich wie Eichen rütteln;
Doch, Knabe, sei nicht bang.

Wenn dann die Stürme toben,
So thu' wie Mutter thut'
Erheb' den Blick nach oben,
Dein Gott ist mild und gut.

Wird ewig nicht verlassen,
Wer fest auf Ihn vertraut.
Wie kann der Schöpfer hassen,
Was seine Hand gebaut?

Du schläfst dereinst ja wieder
In kalten Todtenschrein,
Einst lullen Grabeslieder
Zum letzten Schlaf dich ein.

Ruhst dann so still verborgen,
Vom Erdenbett bedeckt,
Und träumst bis dich am Morgen
Dein lieber Vater weckt.

Der Magnet und sein Pole.

So hart es klingt,
So unbedingt
Ist doch das Wort zu fassen:
Wer lieben will, muß hassen.
Sucht einmal der Magnet den Norden,
So ist er Feind des Süden worden.

Diamant.

Von reinster Einfalt nur wird Gott erkannt,
Nur reinster Kohlenstoff wird Diamant.

Urkunde für Gottes Dasein.

In seinem Herzen spricht der Thor:
Es ist kein Gott! — Den Blick empor!
Der Brief ist aufgeschlagen
Die Wahrheit dir zu sagen,
Die Schrift glänzt in der Sterne Lauf,
Die Sonne flammt als Siegel d'rauf.

„Der Dichter wird geboren."

Das heißt nur, daß Natur
Den Dichter zeugen soll;
Jedoch genügt das wohl?
Lenkt nicht Verstand den Lauf des Schiffes?
Bedarf der rohe Demant nicht des Schliffes?

Deutsche Poesie.

Ein Treibhaus künstlich angelegt,
Von Kunstbeflissenen gepflegt,
Trein alle Zonen Pflanzen liefern,
Jedoch nur selten Eichen, Kiefern.
Was Deutschland deutsch hervorgebracht
Ist oft gar rauh und ungeschlacht.

Kunst und Glaube.

Der Kunstsinn wandert wie der Glaube
Und wird der Barbarei zum Raube.
Wird je für Kunst auf Erden
Nur Eine Kirche werden?

Kunstrichter.

Von Können stammt die Kunst,
Drum ist wie blauer Dunst,
Wenn Leute, die das Können missen,
So viel von Kunst zu reden wissen.

Schauspiel.

Denk- und Sinnspiel war's den Alten;
Doch die Epigonen halten
Sich am Ausdruck, dem genauen;
Schauspiel dient allein dem Schauen

Das Wunder der Schöpfung.

Schon war der Bau der Welten fast vollendet,
Die Sonnen rollten rasch auf sichern Bahnen,
Die Ströme brausten und die Blumen blühten,
Der Vogel schwang sich singend durch die Luft,
Im Brautgewande lachte schon die Erde.
Da rief Jehova seiner Engel Erste
Vor seinen Thron. Sie kamen rasch gehorchend,
Verneigten sich, das Antlitz still verhüllend,
Und also sprach Jehova:
„All' die Wunder,
Die meine Hand erschuf, habt ihr gesehn
Was soll ich Bess'res noch und Größ'res schaffen
Als meines Werkes Preis und höchste Krone?"
Da hob das Haupt der Engel der Gewässer,
Und seine Stimme rauscht' wie Wasserbäche:
„Der Wunder viel, o Herr! hast du geschaffen
In deinen Wassern ohne Maß und Zahl,
In deinen Strömen, die die Länder tränken
Und Quell und Meer und Bach lobt deinen Namen.
Doch todt sind die Gewässer, und die Quelle

Vertrocknet oft, und dem Gebot der Schwere
Dient knechtisch jede Fluth. Erschaffe noch
Den Quell, der aus sich selbst die Säfte sprudelt,
Die nie versiegend, lebenhauchend strömen
In Tiefen wie in Höhn, in Au'n und Wüsten,
In Millionen Betten lustig rinnen;
Den Springquell der sich selbst erzeugt sich selbst
Bewegt und wie ein flammend Sonnenrad
Die Lebensfluth nach allen Enden gießt." —
So sprach der Engel der Gewässer.

Drauf
Erhob der Sonnenengel seine Augen.
In ihren Glanz vermag kein Mensch zu schauen,
Doch vor dem Ewigen erbleichten sie.
Er sprach in Flammenworten: „Herr des Lichtes.
Du hast in deiner Schöpfung weitem Saale
Des Lichtes wunderbaren Herd gegründet,
Mit Kraft und Wärme Alles zu durchdringen;
Doch mit dem Tage kämpft die dunkle Nacht,
Dem warmen Sommer folgt der eis'ge Winter,
Und von der Sonne bettelt Alles Wärme.
Geuß deine Flammen in ein Erdgefässe,
Das nicht erkaltet, wenn auch Sonnen schwinden
Das auch im starren Eisgebirge glüht,
Und das von keiner Fluth gelöscht, vielmehr
Die Fluthen selbst mit rother Gluth entflammt." —
Er sprach's und schwieg.

Nun nahte sich voll Ehrfurcht
Der Erde Engel — eilend sprach er also:
„Der Wunder ohne Zahl hast du in Höhlen,
In dunkeln Kammern deiner heil'gen Berge
Den Engeln zum Entzücken aufgehäuft
Hast dir die heil'gen Tempel selbst errichtet,

Mit Ehrensäulen selber sie gestützt
Und Edelsteine rings um sie gelegt.
Doch todt und starr und fühllos sind die Höhlen,
Kein Laut des Lebens schallt in diesen Kammern.

Gebaut' uns eine Höhle die da lebt,
Und froh und unerschlafft in ihrer Wölbung
Die Kammern selber öffnend und verschließend,
Mit wunderbaren Thüren unaufhörlich
Zu deinem Ruhm sich reget und bewegt." –
Der Erde Engel neigte sich und schwieg.
Da klangen goldbesaitet Himmelsharfen,
Und sieh, der Engel Erster hob das Haupt
In schöner Majestät; mit Abendröthen
War seines Kleides Saum gewirkt. Er sprach:
„Die Himmel all' erzählen deine Ehre,
Der Schöpfung tausend Riesenharfen klingen
Und jeder Stern und jede Blume wird
Zur Saite die von deinem Lobe singt.
Herr, eine Wunderharfe bautest Du;
Doch ach, sie selbst versteht ihr Loblied nicht.
Und Geister müssen ihre Saiten schlagen;
Denn fühllos ist sie für des Höchsten Ehre,
Gefühllos für die himmlischen Gefühle,
Die beim Gedanken Deiner sanft sich regen.
So baue denn aus Thon dir eine Leier,
Die selbst erzittert, wenn dein Hauch sie rühret,
Die jeden Laut der Schöpfung wiederklingt,
Wenn er an ihre Saiten rührt, die Dank
Und Liebe, Mitgefühl in Schmerz und Freude
Und alles Schöne aus sich selber hallt.
Das wird der Schöpfung höchstes Wunder sein."
Kaum war das Wort gesprochen, da durchzuckte
Ein Lichtstrahl alle Himmel, alle Geister –
Die Schöpfung schwieg die Cherubim verstummten.
Jehova sprach. – Sein Wort vermöchte nicht
Ein Mensch zu hören und sein Leben retten. –
Er sprach: „Wohlan, was ihr begehrt, soll alles
In Einem Wunderwerk vollendet sein."
Und Gott der Herr erschuf das Menschenherz. –
Noch springt sein Lebensquell in tausend Adern,
Noch strömt es Gluthen selbst in Eisgebirgen,
Noch zittern seine Kammern, seine Höhlen,

Noch klingt es, wie die Aeolsharfe klingt,
Vom Hauch des tausendfachen Geist's erregt,
Der Schöpfung allerhöchstes Wunderwerk.

Drei Engel.

Drei Engel einst zusammen kamen,
Wohl Mancher hörte ihre Namen,
Doch Wenige verstehen sie;
Sie heißen Glaube, Hoffnung, Liebe
Und wenn ich tausend Bücher schriebe,
Ihr Lob erschöpft' ich dennoch nie!

Der Glaube sprach: „Die Menschen haben
Verachtet meine Himmelsgaben,
Verschmäht mein alldurchdringlich Licht:
Wegreißen wollt ich ihre Binden,
Da schmähten mich die Ewigblinden:
Wir brauchen deiner Leuchte nicht'"

Die Hoffnung sprach: „An meinem Stabe
Stützt ich die Armen selbst am Grabe:
Den Stab zerbrach der Erdensohn
Er wollte nichts von Hoffnung wissen,
Des Himmels Burgrecht ward zerrissen,
Nun buhlt er nur um Erdenlohn."

Die Liebe sprach: „Verhöhnt, vertrieben
Hat mich die Menschheit, die nicht lieben,
Nur hassen, freveln, fluchen kann.
Mein Blut hab' ich für sie vergossen:
Doch sie, sie hat mich weggestoßen,
Hohnlachend als mein Herzblut rann."

Da sprach der Glaube: „Nun, die Thoren,
So seien sie in Nacht verloren,
Die nie ein Himmelsstrahl durchbricht!

Mein Licht, sie wollten's nicht ertragen.
So soll's denn einstens schrecklich tagen,
Wenn Engel rufen zum Gericht."

Dann sprach die Hoffnung: „Das Verbrechen
Der Hoffnungslosen streng zu rächen,
Sag' ich mich heut von ihnen los;
Doch sie, die nun so hoch sich tragen,
Sie werden in der Noth verzagen,
Denn finster ist des Grabes Schooß."

Jetzt sprach die Liebe: „Mag des Armen
Sich Glaub' und Hoffnung nicht erbarmen,
Die Liebe bleibt ihm ewig treu!
Ich kann den Irrenden nicht hassen,
Nicht seinem Loos ihn überlassen,
Denn meine Treu' ist ewig neu

Ich stieg für ihn vom Himmel nieder,
Dem Sklaven gab ich Freiheit wieder,
Zum Himmel zeigt' ich ihm den Lauf,
Er bleibt mein Sohn, wenn auch verloren,
Mit Schmerzen hab' ich ihn geboren,
Und such' ihn noch mit Schmerzen auf

Und find' ich ihn, den Langverlornen,
In Schmerzen abermal Gebornen,
So führ' ich euch ihn wieder zu.
Ich lehr' ihn wieder glauben, hoffen:
Und steht ihm einst der Himmel offen,
So folg' ich ihm zur ew'gen Ruh."

Wie drei Burschen sich zurecht fanden.

Es fuhren drei Burschen durch Waldesnacht,
Die hatten den Tag wohl vieles gelacht.

Jetzt wurden sie still und forchten sich sehr,
Denn sie fanden den Weg und den Steg nicht mehr.

Da plötzlich von fern ein rettendes Licht
Durch dicht bewachs'nes Geäste bricht.

Und freier athmen die Burschе nun auf
Und richten dem Licht entgegen den Lauf.

Der Leuchtthurm ist's, wie der Aelteste meint,
Der im Sturm zum Troste der Schiffer erscheint.

Der Andere spricht: „Der Magister wird's sein,
Der studirt was Rechtes beim Lampenschein."

Der Dritte meint: „Das Licht ist so fern.
Am End' ist's gar nur der Abendstern.

Oder ist's Frau Martha, die Tag und Nacht
An der Wiege des kranken Kindleins wacht?"

Jetzt traten sie endlich durch Nacht und Graus
Mit erleichterter Brust in's Freie hinaus

Da haben sie gleich das Kirchlein erkannt,
In welchem das ewige Licht hat gebrannt.

Das Licht, das so spät noch der luftigen Schaar
Durch gefährliches Dunkel ein Führer war.

Tief ward betroffen des Aeltesten Herz,
Er sprach: „Fürwahr durch die Seele mir fährt's.

Mir ist, ich sollte das Räthsel verstehn,
Wir haben wohl alle ein andres gesehn;

Wir haben gefaselt von mancherlei Licht,
Und das rechte, das Eine erkannten wir nicht.

Und doch dies Eine der Leuchtthurm ist,
Der leuchtet im Sturme zu jeder Frist;

Und die Lampe des weisesten Meisters blinkt,
Die aus Nebel und Nacht zur Erkenntniß winkt.

Und der Stern ist's, der über der Erde hängt,
Zu dem sich des Menschen Gemüth hindrängt;

Sist die Mutter, die über der Wiege der Welt
In den Armen die kranke Menschheit hält."

Jetzt flackert die Lampe im Heiligthum
Und die Lustigen werden ernst und stumm,

Und treten aus Nebel und Nacht hinein
In das Kirchlein voll lieblichem Lampenschein.

Das Werdende.

Nicht das Fertige, das Reife
Ist es, was ich gern ergreife,
Weil ich der Verwesung nah
Stets die reifsten Früchte sah.

Gebt mir jugendliches Gähren,
Das sich erst muß brausend klären,
Gebt mir frisches Morgenroth,
Dem zunächst nur Mittag droht.

Fertiges taugt nicht auf Erden,
Alles muß hienieden werden,
Keimen, sich entfalten, blühn,
Zehrend glühen, und verglühn.

Alles Leben ist ein Wachsen,
Ist ein Wechseln, um die Achsen
Dreht sich, was in's Auge fällt,
So Natur als Geisterwelt.

Wohl besteht das Wandellose,
Nimmer wechselnd wie die Rose,
Wie der Stern am Firmament;
Doch wer ist's der's, ganz erkennt?

Was nur Ein's und unvergänglich,
Bleibt dem Sinne unzugänglich,
Der am Erdenstaube klebt
Und in stetem Wechsel lebt.

Doch in wandelnden Gestalten
Wird ihm kund der Gottheit Walten,
Wesen wird ihm durch den Schein,
Und im Werden blüht das Sein.

Nur der Wandelkreis beschreibet,
Was da ewig ist und bleibet.
In bewegter Wogen Nacht
Fühlen wir des Meeres Macht.

Mag es d'rum ein Bischen stürmen:
Wie sich auch die Wogen thürmen,
Steure fest dem Hafen zu,
Nach dem Sturme kommt die Ruh.

Der Baum.

Schlage als kräftiger Baum in den Boden die Wurzel der Demuth,
Dann erst schwinge dich auf gegen das Himmelsgewölb.
So nur wirst du ein Stamm, an welchen der Schwache sich anlehnt:
Frucht und Schatten zugleich spendet der gastliche Zweig.

Der Jagende.

Wo wir auch sind im Erdenraum,
Wir wandeln über Todtengrüfte,
Ein Sargbett wächst in jedem Baum,
Als Todesseufzer weh'n die Lüfte,
Und jeder Glocke Stundenschlag
Verkündet uns den letzten Tag,
Und wo ein Stern durch Wolken bricht,
Ist's unser stilles Todtenlicht.

Der Hoffende.

Kein — wo wir geh'n im Erdenraum,
Sproßt überall ein reiches Leben,
Es wächst ein Kreuz in jedem Baum,
Zur Hoffnung unser Herz zu heben.
Und jeder Kirchenglocke Klang
Ist froher Auferstehungssang,
Und jeder Stern am Himmelszelt
Beleuchtet eine bess're Welt.

Aussicht von der Höhe.

Wer ganz die Zeit will übersehen,
Und sie im tiefsten Grund verstehen,
Muß auf des Wissens Gipfel gehen.
Nur von den höchsten Geisteshöhen
Gewinnt das Einzle den Gehalt,
Gewinnt das Ganze die Gestalt.

Aus den „Alpenstimmen."

. . . . Zum Glück, als eben monoton und herzlos
Von Herz das neunte Stück geklimpert wurde,
Entschlief ich sanft und sank in's Reich der Träume
Ich träumte, und das werd' ich nie vergessen,
Ein holder Engel packte mich am Haar
Und zog mich rasch empor, hinaus in's Dunkel.
Es ging der Flug dem Alpgebirge zu.
Da stellte mich der Engel auf ein Felsjoch,
Das schwarz aus mondesbleichem Schneefeld aufstarrt,
Das war ein and're Schau'n, ein and're Duften.
Ich trank mir erst so recht die Lunge voll,
Trank einen Rausch von Alpenluft mir an.
Das Auge schweifte gierig hin und her
Und folgte droben schwarzen Wolkenzügen

Und unten den zerriss'nen Wolkenschatten;
Da sprach der Genius: „Nun merke auf!
Vernimm mit rechter Lust die Alpenstimmen,
Die sich zur Riesenharmonie vereinen!“
Er schwieg; ich lauschte. Da begann's zu brummen
Im tiefen Basse, wie wenn ferne Donner rollen.
Die Lawine war's, die niederdonnerte,
Daß weit an Flüh'n das Echo wiederhallte.
Dann immer schwärzer ward der Himmel;
Der Föhn begann sein grelles Lied zu blasen;
Das pfiff gewaltig durch die starren Firnen.
Dann wieder dumpfes Brausen, ein Gestöhn
Wie Hilferuf Versunkner in den Klüften.
Zum Lawinensturz gesellt sich ferner Donner
Und tiefes Tosen des empörten Waldbachs.
Ein Orgelsturm auf Gottes Alpenorgel,
Ein Pfiff dazwischen, 's war ein Murmelthier,
Das seinen Wächter auf den Grat gestellt,
Ein Schrei, es war der Schrei des Lämmergeiers,
Der hungernd über mir im Kreise flog;
Nun wieder plötzlich ein gewaltig Krachen,
Als würde jach der Firnen Grund gespalten,
Der Gletscher war es, der dem Katarakt
Der Lawine und dem Donner Antwort gab.
Mir schwoll das Herz von überselig'ger Lust,
Und von dem rohen Widerstreit der Töne
Lauscht' ich hinauf zur Harmonie der Sterne,
Wo, rein von Mißton, auf den goldnen Saiten
Der Sternenharfe Gott sein Weltlied singt.
„Ich trag's nicht mehr,“ sprach ich zu meinem Führer,
„Mich drückt der Alpen Donnerklang zu Boden.“
„So komm',“ erwiederte darauf der Engel,
„Du wirst noch and're Alpenstimmen hören.“
Dann ging es niedwärts von den höchsten Firnen,
Hinab, wo weiches Grün die Höhen schmückt,
Die Alpenrose an den Felsen saugt
Und mählig sich der Zweig der Tanne spreizt.
Dann ging's auf grüne Matten, neben Bächen,

Die ringsum luſtig neben Runſen ſprudeln.
Da weilten wir am Fuß der Wettertanne.
Die Sonne war indeſſen aufgegangen,
Die Scheitel des Gebirgs mit Roſen kränzend.
Da ſang der Alpengeiſt ein ſanft'res Lied.
Von naher Fluh vernahm ich frohes Jodeln
Im Wechſel mit des Alphorns Melodie.
Die ſüßen Töne meiner Heimat hört' ich,
Und bald darauf den Klang der Heerdenglocken.
Das Rind, nach friſchen Morgenlüften ſchnuppernd
Muht auch ſein Lied, begleitet von der Ziege,
Die meckernd über Stock und Steine hüpft.
Dazwiſchen rieſelten die hundert Bächlein.
Der Urbahn balzt, die Vöglein flöten;
Es war ein wunderſchönes Paſtorale.
Und als ich ſo den Stimmen allen lauſchte,
Scholl oben von dem Kirchlein bei der Klauſe,
Das Glöcklein hell zu mir herab und unten
Vom nahen Thaldorf Morgenglockenklang
Herauf. Da ſank ich betend auf die Kniee,
Auch meine Stimme iſt dies Lied zu mengen,
Und ich vermocht' es nicht; — nur ſtilles Ahnen
Von beſſ'rer ſchweizeriſcher Harmonie
Von friſch urkräftigem und ächtem Sang,
Ergriff mich, — als ein ungeſtümes Klatſchen
Mich aus dem wunderſchönen Traume weckte.
Das Klatſchen galt der neuſten Fantaſie
Der fadeſten und leerſten Salonſtimmen.

Vogel von Glarus.

Jakob Vogel wurde den 11. Dez. 1816 zu Glarus geboren, woselbst er auch gegenwärtig als Buchdruckereibesitzer lebt. Er besuchte die dortige Gemeindsschule. Sein Jugendtraum, sich zum Schullehrer auszubilden, wurde bald vernichtet, da der Vater den Knaben schon in seinem achten Jahre aus der Schule nahm und ihn in die Fabrik schickte. Die tiefgemüthliche Mutter tröstete mit der Zukunft und so las denn Vogel in seinen Freistunden im „Bachofen", im Göttinger-Musenalmanach (Jahrgang 1787) und in der Bibel, — den einzigen Büchern, die ihm damals zur Verfügung standen. Zwei Winter hindurch besuchte er eine Abendschule. Zum Kattundrucker befördert, kaufte er aus dem an Zahltagen von seinen Eltern erhaltenen Taschengeld nach und nach Bücher an, so daß er schon in seinem zwanzigsten Jahr eine Bibliothek von 600 Bänden besaß, darunter die Heroen der deutschen Literatur. Schwerlich hatte damals ein zweiter Kattundrucker der Schweiz eine solche Sammlung aufzuweisen. Einundzwanzig Jahre alt durchreiste er zu Fuß die deutsche Schweiz und das mittägliche Frankreich. Heimwehkrank lag er zwischen Bellegard und Lyon unter einem Baum, wo ihm ungeahnt das erste Lied aus dem Busen quoll. Von nun an ließ ihn die Liebe zur Poesie nicht mehr schlafen; er machte auf seinen Spaziergängen Verse, indem er häufig schon Morgens vier Uhr durch Wälder und Felder streifte. Im Jahr 1839 wieder in die Schweiz zurückgekehrt, lernte er in St. Gallen Dr. A. Henne kennen und empfing von demselben manche willkommene Anregung. Nach vielen wechselvollen Schicksalen gründete Vogel 26 Jahre alt, als er sich in Glarus verheirathet hatte, eine Druckerei daselbst. Schwer traf ihn 8 Jahre später der Verlust seiner trefflichen Gattin. Nur die Poesie vermochte seinen Schmerz zu lindern. Vom Jahr 1858 an übernahm Vogel den Verlag des neuen Musenalmanaches „Helvetia" und hat sich selber seither (auch in geachteten deutschen Journalen) als begabten Lyriker bekannt gemacht.

Erinnerungen an Emil. Von Vogel von Glarus. Glarus, J. Vogel. 1860.

Gedichte von Vogel von Glarus. Dritte, vermehrte Auflage. Glarus, Verlagsbuchhandlung von J. Vogel, 1866.

Zerstreute Gedichte in verschiedenen schweiz. und deutschen Zeitschriften, Festgaben, Almanachen u. a. O.

Vogels Vorbild und Lieblingsdichter ist Heinrich Heine, mit dem er auch bis auf einen gewissen Grad das Stimmungsvolle, den subjektiven Ton und die ächt lyrische Kürze und Einfachheit gemein hat, ohne jedoch in seine Verirrungen zu verfallen. Die subjektiven Erlebnisse unsers Dichters klingen stark in seinen Gedichten an und es herrscht in vielen derselben das Pathologische vor; allein der Schmerz ist meistens so wahr und schön empfunden, daß einzelne dieser Lieder zu seinen besten gehören. Außerdem hat er eine starke Zahl von Liedern, die ganz der Ausdruck eines heiter gestimmten poetischen Gemüthes sind und einen höchst wohlthuenden Eindruck hinterlassen. Einen besondern Vorzug erhalten Vogel's Lieder auch dadurch, daß der Dichter seine Gefühle und Gedanken in eine reizende Form einzukleiden weiß, was um so mehr Anerkennung verdient, da er zum großen Theil Autodidakt ist und seinen Geschmack beharrlich an großen Vorbildern geläutert hat.

Meine Lieder.

Die erste Liederschaar ließ ich im Süden,
Durchweht von meiner Seele reinstem Frieden.

Die zweite, wild von Liebesschmerz durchdrungen,
Ist durch Entwendung spurlos mir verklungen.

Die dritte reihte flüchtig ich zusammen
Und warf sie kalt im Unmuth in die Flammen!

Drauf brach ich achtzig Monden nicht das Schweigen.
Nun bin ich alt — und neue Lieder steigen,

Kühn, wie Raketen, aus des Herzens Tiefen,
Wo sie so lange still und friedlich schliefen,

Und drängen rastlos mich an allen Enden:
Sie ein Mal in die schlimme Welt zu senden.

Der Winter.

Der Winter schleicht in leichten Socken,
Gleichwie ein Dieb, des Nachts herbei
Und raubt dem Herbst die bunten Locken
Die ihm geschenkt der holde Mai.

Er nimmt dem Hain die süßen Lieder,
Stiehlt kühn das letzte Blätterhaus,
Und breitet über Alles wieder
Den weißen Riesenmantel aus.

Der Winter hielt das Bächlein.

Der Winter hielt das Bächlein
Gefangen in seiner Nacht,
Da kam ein kühner Befreier,
Der Lenz, mit seiner Macht.

Er sandte aus seinem Gefolge
Den mächtigen Föhn ihm zu —
Da regte es wieder die Glieder
Und schlängelte fort im Nu.

Der Mai.

Lächelnd tritt der Blumenkönig
Mai, der liebliche, hervor!
Tausend Stimmen, glockentönig,
Einen sich zum Jubelchor!

Denn aus seinem Füllhorn spendet
Wonnen er in jedes Haus,
Und wohin er sich auch wendet,
Theilt er Blumengrüße aus.

Träumen will ich.

Träumen will ich; meine Schmerzen
Finden Linderung im Träumen,
Und in dem gebroch'nen Herzen
Neue Hoffnungsblüthen keimen.

Und dann tauchet aus der Wildniß
Der trübsinnigen Gedanken
Süß und licht empor Dein Bildniß,
Um mich wieder zu umranken!

Der Herbst.

Der Herbst zerstört die grünen Ranken,
Die Blumen, Blüthen, zart und lind,
Und streut des Frühlings Hochgedanken
Als welke Blätter in den Wind.

Es flattern feine Nebel-Mähnen
Vor meinem Blicke trüb empor,
Und leise rinnen meine Thränen
Jetzt um den Lenz — den ich verlor!

Im Herbst.

Die Blätter sinken nieder
Rothgelb von Baum und Strauch,
Durch die Natur schleicht wieder
Der alte trübe Hauch.

Das ist des Herbstes Wehen,
Er raubt das letzte Blust,
Und wie auf Thal und Höhen,
So auch in meiner Brust!

Die Nacht.

Der Tag verblühet
Am Aetherplan;
Die Nacht, sie ziehet
Zum Thron hinan!
Im Sternentalare
Tritt sie herfür,
Den Mond im Haare
Als Kronenzier!

Die Vög'lein schweigen,
Kein Lüftchen geht,
Nur aus den Zweigen –
Wie ein Gebet —
Tönt noch der Grille
Lied durch die Flur,
Sonst ringsum Stille
In der Natur!

O Nacht, wie theuer
Und süß bist Du:
Mit Deinem Schleier
Deckst Du uns zu;
Du führst den Müden
Zum Lagersaum
Und lächelst Frieden
Ihm zu im Traum.

An mein älteres Töchterlein.

Du bist mein liebes Kindlein
Und blickest mich an so hold
Mit Deinen Veilchenaugen
Und Deinen Locken wie Gold!

Du gleichst der entschlummerten Rose
Die ewig mein Herz erfüllt;
Du hast der Mutter Lächeln,
Du bist ihr Engelbild!

Du streckst die kleinen Hände,
Wie sie einst, zu mir heran
Und willst in kindlicher Liebe
Den treuen Vater umfah'n!

Du hast ihre klaren Augen,
Die Wangen Zug um Zug,
Ihr Herz, das einst so innig
Und heilig für mich schlug!

Du hast ihre Rosenlippen,
Die Stimme, so hell und mild
Ja, Du bist der seligen Gattin
Getreuestes Ebenbild!

Die Zeiten sind vorüber,
Erinnerung bleibt mir allein,
Und Wehmuth, unendliche Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein!

Du gleichst der entschlummerten Rose,
Die ewig mein Herz erfüllt:
Du hast der Mutter Lächeln,
Bist ganz ihr Engelbild!

Es naht mit silbernem Haare.

Es naht mit silbernem Haare
Der Winter nun allerwärts
Und legt sich im Perlentalare
Der Mutter Erde an's Herz;

Umfängt sie mit seinen Armen
Und lullet sie ein zur Ruh' —
O spende auch mir Erbarmen,
Du tröstender Winter, Du!

Umschlinge mich auch so minnig
Und lösche die lodernde Gluth
Im Herzen, wo tief und innig
Die quälende Liebe ruht!
O, führe mit Deinen Armen,
Den eisigen, mich zur Ruh' —
Und spende auch mir Erbarmen,
Du tröstender Winter, Du!

Der Tag verblüht.

Der Tag verblüht
Und in der heil'gen Stille
Stirbt hin das Lied,
Das klagende, der Grille!

Kein Lüftchen geht;
Das Bächlein murmelt leise
Im Kieselbett
Die alte Wanderweise!

Die Höh'n verglüh'n
Und es fängt an zu dunkeln —
Am Himmel blüh'n
Die Sterne auf mit Funkeln!

Ruh', ringsum Ruh'!
Ja, Alles athmet Frieden:
O, gib ihn Du,
Natur, auch mir, dem Müden!

Es wird die schlafende Lawine.

Es wird die schlafende Lawine
Leis wachgeküßt vom Sonnenmund
Und donnernd stürzt sie sich, die kühne,
Vom Felsengrat zum Thalesgrund.

Da liegt sie, überragt von Erlen,
Bleich auf der Matte jungem Grün,
Und weint befruchtend ihre Perlen,
Allmälig sterbend, drüber hin.

Freundschaft.

Freundschaft war es, die allmälig
Mich am innigsten umschlungen;
Und sie lächelt mir noch selig
In den Rückerinnerungen!

Denn an ihrem Herzen glühte
Mir ein wundervoller Himmel,
Und es blühte mein Gemüthe
Träumend auf im Weltgetümmel!

Des Berges Bächlein erstehet.

Des Berges Bächlein erstehet
Aus seinem Wintergrab
Und hüpft, von Lüftchen umwehet,
Die Blumenhalde hinab.

Es schlängelt geheimnißleise,
Voll Wanderlust, einher
Und murmelt die alte Weise
Vom ewigen Muttermeer.

Am Abend.

Von den Schultern des Tages ziehet
Den Purpurmantel die Nacht
Und ihr schwärmerisch Auge glühet
Noch von der verlodernden Pracht.

Und lächelnd tauchen die Sterne
Am Aetherſaume empor
Und erinnern mich aus der Ferne
An die Lieben, die ich verlor!

Thräne und Thau.

In Deinen Augen glänzen
Die Thränen mild und rein --
Gleichwie im Kelch der Roſe
Die Perlen am Morgenſchein.

Nur ſteigen die Perlen lächelnd
Empor zum Sonnenſaal --
Und Deine Thränen rollen
Abwärts in's trübe Thal.

König Lenz.

Ha, wie ſchön! Kein König ſchreitet
Je ſo majeſtätiſch her!
Gibt's ein Herz, das ſich nicht weitet
Allwärts in dem Jubelmeer?

Jedem Bettler reicht er Kränze,
Blumen ſind ja Aller Lohn --
Dreimal Heil dem Herrſcher Lenze
Auf dem gold'nen Maienthron!

Mild regiert er! Menſchen beugen,
Herzen brechen kennt er nicht —
Ich will mich dem König neigen,
Der aus Blumen Ketten flicht!

Erinnerungen an Emil.

I.

Den 5. April 1859.

Du lehnest Dein Lockenköpfchen
Gar traurig an mein Herz;
Dein leidverklärtes Gesichtchen
Erfüllet mich mit Schmerz.

Ich weine Tage und Nächte
Die müden Augen wund,
Und bete zu Gott frommsinnig,
Bis wieder Du gesund!

II.

Den 9. April 1859.

Du bist gesund! Der Vater zittert
Vor Lust, der jüngst noch schmerzerfüllt
Und tief, unendlich tief erschüttert
Dich herzte als ein Leidensbild!

Wie freundlich blickst Du! Welche Wonne!
Ich darf mich wieder Deiner freu'n!
Und lächelst mir, wie eine Sonne,
Süßselig in das Herz hinein!

III.

Den 2. Dezember 1860.

Schon wieder krank! Mein Herz, es bebt,
Erfüllt von unnennbarem Bangen!
Das Roth der Rosen — es entschwebt
Allmälig von des Lieblings Wangen!

Da liegt er kämpfend, matt und bleich,
Das Engelantlitz leidumflossen;
Ein letzter Blick noch — und das Reich
Des Himmels ist ihm aufgeschlossen!

IV.

Den 3. Dezember 1860.

Umsonst! Dich rufen keine Klagen
Zurück – Du lebst in höherm Licht;
Und treue Seraphsschwingen tragen
Dich nun vor Gottes Angesicht!

O rinnet leiser, meine Thränen,
Es lächelt dort ein Wiedersehn!
Und selig trägt mich einst das Sehnen
Zu Dir nach jenen Sternenhöhn!

V.

„Englein komm und nach' mich fromm,
„Daß ich in den Himmel komm'!"

So hast Du gestern noch gebetet –
Das Engelantlitz hold geröthet!

Und heute bist Du dem Gewimmel
Der Welt entrückt – und lebst im Himmel –

Befreit von allen Erdenmühen;
Umspielt von Seraphsmelodieen!

Dir ist ein schönes Loos beschieden,
Dir blüht der reinste Himmelsfrieden!

Du blickst von jenen Sternenhöhen
Sanftlächelnd auf das Thal der Wehen,

Und tröstest uns in diesen Gründen
Mit einem ewigen Wiederfinden!

VI.

Den 5. Dezember 1860.

So bist Du denn mir ganz entschwunden
Und kehrest nimmermehr zurück,
Frost gießend tief in meine Wunden
Mit Deinem Lächeln, Deinem Blick?

Ich suche Dich in allen Zimmern
Und rufe Dir mit bangem Sinn –
Umsonst!.... Des Himmels Sterne schimmern
Auf Deinen Grabeshügel hin.

VII.

Den 5. Dezember 1860.

Wie bin ich müde worden,
Es zittert meine Hand! . . .
Nach diesen Schmerzakkorden
Die Laute an die Wand!

Mein Herz klagt um den Kleinen,
Und blutet gar zu sehr:
Ich kann jetzt nur noch weinen,
Doch singen nimmermehr! –

Der Bergsee.

Mit süßem, maienheiterm Blinken
Ruht, unberührt vom Erdenweh,
Umragt von grauen Felsenzinken,
Auf hoher Alp ein Silbersee.

Der Frühling hat ihn wunderniedlich
Mit frischen Blumen rings umsäumt –
Er aber schlummert hold und friedlich
Am Bergesbusen fort und träumt.

Neuer Frühling.

Und ist es rings auch Winter worden,
Wenn's nur in meinem Busen mait;
In süßen, heiligen Akkorden
Durchströmt es mich wie Seligkeit!

Seit ich Dein Bild im Herzen trage
Ist neu der Frühling mir genaht
Und schüttelt treu mit jedem Tage
Mir Liederblüthen auf den Pfad!

Wenn Dich ein tiefes Leid umfangen.

Wenn Dich ein tiefes Leid umfangen,
Das Auge trüb in Thränen steht,
Dann richte Du in Deinem Bangen
Die Seele gläubig zum Gebet —

Und leise fühlst Du Dich gehoben,
Es flieht des Kummers letzte Spur:
Ein Seraph trägt Dich fromm nach Oben,
Zur wundervollen Sternenflur.

Die Lieder sind mein Leben.

Die Lieder sind mein Leben
Und machen stets mich jung;
Mag auch das Herz umweben
Die tiefste Dämmerung —

Sie heben fromm und minnig
Zur Sonne mich empor
Und zieh'n vom Herzen innig
Hinweg den Nebelflor!

Mit den Liedern.

Ich weihe alle meine Lieder
Nur Dir — sie sind ja längst schon Dein,
Sind Küsse, die Du hin und wieder
Dem Sänger gabst beim Sternenschein.

Du warst es, die vor allen Dingen
Der Zitherspieler sich erkor,
Und ihn auf wundervollen Schwingen
Zur Sonnenhöhe trug empor.

Du warst es, die mit treuem Walten
Ihn sanft und tröstend stets umschlang,
Wenn ihn in mancherlei Gestalten
Das Weh' der Erde kalt durchdrang!

Wie heilig schlug Dein Herz und tränkte
Ihm Balsam in die wunde Brust,
Wenn es mit ihm durch Welten schweifte,
Verachtend jede schnöde Lust! —

Du warst bei ihm auf alle Weise,
Mit Deiner Liebe, fromm und rein,
Und betend schloß er Dich und leise
In seinen Liederhimmel ein!

O hüte Dich.

O hüte Dich, mit mir zu spielen,
Du unentrathselbare Maid,
Auf's Neue wieder aufzuwühlen
Das alte, tiefbegrab'ne Leid!

Mein Herz es ist wie eine Harfe:
Ein süßer Blick von Dir ein Lied,
Ein kaltes Wort der schneidend scharfe
Mißton, der durch die Saiten zieht!

Einem Dichter.

Hinaus aus Deinem düstern Zimmer,
Damit der Geist sich neu erhebt
Und in des Lenzes Strahlenschimmer
Hoch über diese Erde schwebt!

Hinaus! Dann wogen die Gefühle
Gar wundersam in Deiner Brust,
Und Deinem gold'nen Saitenspiele
Entquillen Lieder sel'ger Lust!

Hinaus zum kühlen Tannenhaine,
Zur bunten, thaugeschmückten Flur,
Und wirf im Frühlingsmorgenscheine
Dich an den Busen der Natur!

Kannst d a Du nicht die Welt vergessen,
Die so viel Trübes Dir schon gab:
Dann harre aus — bis die Cypressen
Sich wölben über Deinem Grab.

Der Friedhof.

Nach dem großen Brand in Glarus.

Er war geschmückt so sinnig,
Denn wieder blühte der Mai,
Und die Sehnsucht zog so innig
Manch trauerndes Herz herbei.

Dort spielte im Weh'n der Lüfte
Ein thränenbethauter Kranz,
Und Veilchen sandten die Düfte
Empor zum Sternenglanz!

Und freundliches Grün umrankte
Die heiligen Gräberreih'n —
Da nahte die Flamme und langte
In ihren Frieden hinein!

Und eilte mit der Zerstörung,
Bis Blumen und Grün dahin –
Doch wird aus der Verheerung
Ein neuer Frühling erblüh'n!

Epigramme.

An einen Dichterling.

1.

Im Wahn, die holden Musen haben dir gerufen,
Flogst rückwärts du zu Hippokrene's Rand, –
Den Zaum nicht eines Flügelpferd's mit gold'nen Hufen, –
Den Schwanz von einem Esel in der Hand!

2.

Mit Lorbeer kann ich dich nicht kränzen,
Vergib, du kühner Sänger, mir –
Feinduftend Ziegerkraut mag dir
Dein edles Musenhaupt umglänzen!

An einen Lügner.

Wenn bei jeder Lüge, die als reine Wahrheit du beschwöreſt,
Jedesmal du nur ein Zehntelsquintchen schwerer worden wäreſt,
Könnte keine Macht der Erde je dich von der Stelle heben,
Und als Lügenpyramide würdeſt ewigfort du leben!

Einem Abhängigen.

Sei nicht so stolz und neidisch, weil das Glück
Sich blindlings hing an deine dumme Ferse;
Denn träte nur ein Mann von dir zurück,
Es würde mehr als klanglos deine Börse.

Leonhard Widmer.

Leonhard Widmer von Meilen, Kt. Zürich, wurde daselbst im Jahr 1808 geboren, besuchte das zürcherische Landknabeninstitut, nahm später fördernden Privatunterricht und besuchte zugleich die historischen Vorlesungen des Karolinum's. In den Jahren 1829 und 1830 war er Reallehrer in der französischen Schweiz, später Privatlehrer der französischen Sprache in Zürich, dann Commis und Lithograph und lebt gegenwärtig als Land- und Gesellschaftswirth im „schönen Grund" bei Zürich. Seine poetischen Erzeugnisse sind fast ausschließlich lyrisch-musikalisch; im Vaterlandslied hat er einen reinen und vollen Ton angeschlagen und zeichnet sich vortheilhaft durch eine edle, volksthümliche Einfachheit aus.

Mozart's Requiem.

Das Tageslicht erlosch an Salzburgs Hügel,
Und stiller ward's in der bewegten Welt;
Da setzte sich der Meister an den Flügel,
Weil manches Bild vor seinen Geist sich stellt.
Wie sich der Quell dem Becken erst entwindet,
Dann freiern Laufes sich ein Bette gründet,
Und immer rascher seine Bahn durchzieht:
So Mozart's Spiel aus innerstem Gemüth.

Und immer tiefer dringt der große Meister
In's innre Heiligthum der Harmonie'n,
Die von dem Staube zu dem Reich der Geister
Mit Seraphsschwingen seine Seele zieh'n.
Die Stunden flieh'n verwandelt in Minuten;
Schon zeigen sich des Tages erste Gluthen,
Doch festgezaubert von der Töne Macht,
Hat er sein Werk noch immer nicht vollbracht.

So sind der Tonkunst alle seine Kräfte,
Sein ganzes Denken jederzeit geweiht,
So opfert achtlos er des Lebens Säfte
Dem stillen Wirken für die Ewigkeit.

Er gleicht der schlummerlosen Philomele,
Die unersättlich ihre Zauberkehle
In des Gesanges reiche Fluthen taucht,
Bis sie im Tod ihr letztes Lied verhaucht

Kaum fängt es in dem Thale an zu tagen,
Da sprengen vor das Haus, bedeckt mit Schweiß,
Zwei Rappen, und dem flügelschnellen Wagen
Entsteigt ein ernster, hochbetagter Greis.
Und gleich als kennt' er hier schon jede Stelle,
Beschreitet sicher er des Hauses Schwelle,
Durchwandert Hof und Flur, der Gänge Reih'n,
Und tritt als Fremder bei dem Künstler ein.

„Sei mir gegrüßt, du würdigster der Meister!
Weit komm' ich her, zu suchen deine Gunst;
Sie gilt dem Freund und Gönner edler Geister,
Wirst du ihm dienen wohl mit deiner Kunst?
Er trauert um ein heißgeliebtes Wesen,
Und macht Ein Trost sein wundes Herz genesen,
So ist's des Seelenamtes Diadem,
Ein feierliches, frommes Requiem!"

„„Ein Requiem? Wer ist's, der zu dem Werke,
Dem heilig ernsten, meiner Kunst begehrt?
Erlaubt, daß ich den edeln Mann mir merke,
Der so die Seinigen im Tode ehrt.““
Der Fremde spricht: „Ihr mögt es mir vergönnen,
Ich gab mein Wort, den Sender nicht zu nennen,
Doch fordert für die Arbeit ohne Scheu';
Wann glaubt Ihr wohl, daß sie vollendet sei?"

„„Die Kunst braucht Zeit, sie läßt sich nimmer zügeln!““
„So gebt ihr einen unbeschränkten Kreis."
„„Wohl kann der eig'ne Trieb das Werk beflügeln,
Und ein erprobter, ungetheilter Fleiß,
Und wenn mich nicht die eig'nen Kräfte trügen,
So dürfte hier ein Monat wohl genügen.““
Der Fremde: „Wohl! Gott lohne Euer Müh'n!"
Und ging geheimnißvoll, wie er erschien, dahin.

*

Den Künstler aber faßt ein seltsam Grauen,
Und Ahnungen durchziehen sein Gemüth;
Doch auf den Höchsten setzt er sein Vertrauen
Der nie dem Frommen seine Hand entzieht;
Entschlummert sanft und träumt von Himmelswonne,
Bis tief am Aether steht die Abendsonne;
Dann wacht er auf mit neugestählter Kraft
Und sammelt sich zum ernsten Werk und schafft.

Denn was er selbst und feierlich versprochen,
Will er als Mann und Künstler auch vollzieh'n;
So sieht er nicht, wie Stunden, Tage, Wochen
Ihm ungezählt und ruhelos entflieh'n.
Wohl hätt' ein And'rer längst das Werk geendet,
Doch will er Göttliches als göttlich auch vollendet,
Und immer zieht des frommen Dichters Wort
Zu höhern Sternen seine Seele fort.

Und lichter fühlt er's in der Seele tagen, —
Da sprengen vor das Haus, bedeckt mit Schweiß
Zwei Rappen, und dem flügelleichten Wagen
Entsteigt der ernste, hochbetagte Greis.
Der Komponist tritt seinem Gast entgegen
Und spricht: „„Ihr seht mich, hoher Herr, verlegen,
Die Zeit war kurz, mein Studium nicht klein,
Das Werk bezeugt's, wird es vollendet sein!““

Der Fremde: „Ruhm sei Euerm edlen Streben!
Der Sklave nur nützt sklavisch seine Zeit.
Drum will ich gern Euch noch vier Wochen geben,
Doch dann — so will's der Freund — dann seid bereit!“
Und stärker drängt's den Künstler, es zu wagen:
„„Darf ich Euch nur um seinen Namen fragen?““
„Der Name frommt zur Stunde Euch noch nicht,
Bald aber wird Euch über Alles Licht.“

Weg ist der Greis, und Mozart wähnt den Schleier
Nun ganz enthüllt, der bisher ihn umgab;
Im Tonwerk sieht er *seine* Todtenfeier,
Und in der Frist sein nahes, frühes Grab.

Den Fremden aber hält er für ein Wesen
Zum Scheidegruß vom Himmel ihm erlesen.
So will er denn dem Ewigen sich weih'n
Und seiner Kunst den letzten Weihrauch streu'n.

Sie soll sein Innerstes zumal umfassen,
Beflügeln ihn zum lichten Morgenroth,
Wenn vor dem Blick die Sterne all' erblassen
Und ausgerungen hat das Herz im Tod;
Sein Kunstwerk soll's den fernsten Zeiten sagen.
In Mozart hat ein großes Herz geschlagen
Bewundert werden kann er nie genug
In dieser Schöpfung unerreichtem Flug.

Der Geist erschlafft, des Körpers Kräfte schwinden
Die Gattin fleht, — kann er ihr widersteh'n?
In der Natur soll er Erholung finden,
Nochmals die Welt in ihrem Zauber seh'n.
Und was er oft im Stillen sich ersehnte,
Die Lieben, die von ihm die Ferne trennte,
Sie oft den Ernst des Lebens ihm versüßt,
Sie hat er auf der Reise froh begrüßt.

Und nochmals taucht mit ihren blassen Gluthen
Des Lebens Fackel in dem Künstler auf,
Doch gleich dem Scheine, der in Stromesfluthen
Erlöschet mit der Abendsonne Lauf.
Denn eh' sich noch die vierte Woche endet,
Hat er das Werk und seine Bahn vollendet, —
An seinem Lager kniet ein Greis noch lang
Und spricht: — „Leb' wohl, — es war dein Schwanengang!"

Schweizerpsalm.

Tritt'st im Morgenroth daher,
Seh' ich dich im Strahlenmeer
Dich, du Hocherhabener, Herrlicher!
Wenn der Alpen Firn sich röthet,
Betet, freie Schweizer betet!
Eure fromme Seele ahnt
Gott im hehren Vaterland.

Kommst im Abendglüh'n daher,
Find' ich dich im Sternenheer.
Dich du Menschenfreundlicher, Liebender!
In des Himmels lichten Räumen
Kann ich froh und selig träumen;
Denn die fromme Seele ahnt
Gott im hehren Vaterland.

Zieh'st im Nebelflor daher, —
Such' ich dich im Wolkenmeer,
Dich du Unergründlicher, Ewiger!
Aus dem grauen Luftgebilde
Bricht die Sonne klar und milde,
Und die fromme Seele ahnt
Gott im hehren Vaterland.

Fährst im wilden Sturm daher,
Bist du selbst uns Hort und Wehr,
Du, allmächtig Waltender, Rettender!
In Gewitternacht und Grauen
Laßt uns kindlich ihm vertrauen!
Ja, die fromme Seele ahnt
Gott im hehren Vaterland.

Alpenleben.

Wo Berge sich erheben, zum hohen Himmelszelt,
Da ist ein freies Leben, da ist die Alpenwelt
Es grauet da kein Morgen, es dämmert keine Nacht
Dem Auge unverborgen, das Licht des Himmels lacht.

Da droben thront der Friede, ob die Lawine kracht,
Der Fels hat als Aegide, die Hütte überdacht.
Schallt Kriegsgeschrei vom Thale, der Aelpler d'rob erwacht
Er steigt vom hohen Walle und stürzt sich in die Schlacht.

O freies Alpenleben! o schöne Gotteswelt!
Ein Aar in Lüften schweben, so nah' dem Sternenzelt,
Dem Aelpler nehmt die Berge, wohin mag er noch zieh'n?
Paläste sind ihm Särge, d'rin muß er fern verblüh'n.

Das heutige Vaterland.

Das schöne Land, das Land so hoch gepriesen
Ist, bied'rer Schweizer, noch dein Vaterland?
Noch stehen fest die himmelhohen Riesen,
Noch thürmt ihr Eis empor die Gletscherwand.
Die Quellen rauschen freudig noch hernieder,
Und Strom um Strom entfluthet ihrem Born;
Frei schwingt der Aar das mächtige Gefieder
Und von den Flühen tönt das Alpenhorn.
Dem Vaterland so schön, dem Vaterland so frei,
O Sohn, dein Alles, freudig weih'!

Noch lebt der Väter ruhmgekrönter Name,
Ob ihr Gebein die heil'ge Erde deckt;
Noch glänzt im Auge hell die alte Flamme,
Wenn Tyrannei der Söhne Rache weckt.
Noch wallen Schweizer zu den Schlachtgefilden,
Und schwören Treue ihrem Heldenthum,
Noch wollen sie zum ernsten Kampf sich bilden,
Und keines freien Mannes Wort ist stumm.
Dem Vaterland so schön, dem Vaterland so frei,
O Sohn, dein Alles, Alles freudig weih'!

Das Land ist dein, vom Rheine bis zur Rhone,
Steh'st du für deine Ehre tapfer ein. —
Zerreiß, o Sohn, die Schranken der Kantone,
Und laß uns Alle einmal Brüder sein.
Das Schwert im Arm, das gute Recht zur Seite,
Steh' an den Marchen, wenn Gefahr uns droht:
Dann ist dein Volk ein Heldenvolk noch heute,
Dann ist dein Tod der Ahnen Heldentod.
Dem Vaterland so schön, dem Vaterland so frei,
O Sohn, dein Alles, Alles freudig weih'!

Jakob Stutz.

Jakob Stutz, wurde den 27. Nov. 1801 in Iſikon, einem Dörflein der Gemeinde Hittnau, Kt. Zürich, geboren. Er verlor seine Mutter, eine leutselige Frau in seinem 12. Jahre und bald darauf auch seinen Vater. Nach dem Tode der Eltern wurde er „Männbub“ (Gehülfe beim Pflügen) dann in Balchenstall Mühlenknechtlein und „Männbub“ zugleich. Beim Pflug dichtete er im Jahr 1817 sein erstes aus 25 Strophen bestehendes Lied auf die damalige Hungersnoth und die nothwendige Bekehrung der Christen. Da dasselbe in seiner nächsten Umgebung großen Eindruck machte, und häufig abgeschrieben wurde, so vermehrte dies seine Lust zum Dichten und in kurzer Zeit hatte er eine ganze Sammlung Lieder beisammen, deren Grundgedanke seiner eigenen Stimmung entsprechend (Stutz verlebte eine sehr traurige Jugend und litt innerlich viel, denn er war ein tieffühlender und geistig lebendiger Knabe) die Trübseligkeit des zeitlichen Lebens, Sünde, Tod, Ewigkeit u. dgl. ausmachte. Naturschönheiten mochte er nicht beschreiben, weil ihn der schöne Frühling jedes Mal wieder an den Pflug rief, die Sonne ihm zum verschmachten auf den Kopf brannte, die leisen Morgenwinde, der perlende Thau ihn tropfnaß, schlottern und frieren machten, duftendes Gras und blumiger Klee ihn oft als Bürden auf dem Rücken fast in den Erdboden hineindrückten. Nur der innerlich Glückliche fühlt ja auch die Reize der Natur. Ein im Jahr 1818 nach einer Feuersbrunst geschriebenes neues Lied von 22 Strophen, das gedruckt wurde, machte den Pfarrer seines Wohnorts auf ihn aufmerksam; Stutz erhielt von demselben Unterricht, machte aber wenig Fortschritte und setzte sich, um seinen weitern Unterhalt zu verdienen, an's Spinnrad und später an den Webstuhl. Um nicht in den Militärdienst treten zu müssen, (Stutz war Herrnhuter geworden) wird er im Herbst 1821 Hausknecht in Zürich. Als unterdessen der Vogt unsers Dichters starb, kehrte dieser in die Heimat zurück, fand an der Lektüre von Christoph Schmid's „Ostereiern“ und „Heinrich von Eichenfels“ u. s. w. großen Gefallen und wurde dadurch von der Lektüre der Basler Traktätchen abgelenkt. Im Jahr 1823 wurde er mit Pfarrer S. Tobler im Sternenberg (Verfasser der „Enkel Winkelrieds“) bekannt, und von diesem wohlwollend aufgemuntert. Stutz entschloß sich jetzt, den Webstuhl, an dem er wieder saß, aufzugeben, nach Sternenberg überzusiedeln und dort bei Pfarrer und Schulmeister Unterricht zu nehmen, um selber Schulmeister zu wer-

den. Durch Hebel's allemann'sche Gedichte veranlaßt, fing er an, eigene Versuche in mundartlicher Dichtung zu machen. Im Jahr 1827 erhielt er einen Ruf als Arbeitslehrer in die Blindenanstalt in Zürich, woselbst Scherr damals Oberlehrer war, kam hier in bessere Verhältnisse und schrieb seine ersten „Gemälde aus dem Volksleben", die 1830 erschienen und sich großen Beifalls erfreuten. 1832 gab Stutz eine neue Sammlung heraus, die ebenso günstig aufgenommen wurde. Im März 1836 erschien „der Brand von Uster" als dritter Band. Die Jahre 1836 bis 1841 brachte der Dichter als Lehrer im Appenzellerlande zu; 1840 war ein viertes Bändchen von „Gemälden" erschienen, außerdem mehrere andere Schriften.

Im Spätherbst 1841 zog Stutz zu seiner verwitweten Schwester nach Matt, G. Sternenberg, legte hier die Einsiedelei „Jakobs-Zell" an, wo er seine Tage in Abgeschiedenheit verbringen wollte und förmlich als Klausner lebte, sich mit aufgestellten Todtenköpfen umgab und einen Kreis von jüngeren Freunden um sich sammelte, die sich gegenseitige Bildung und Beförderung des Volkswohls zur Aufgabe machten.

Wir übergehen Stutzen's weitere Lebensschicksale. Seine großen Verirrungen hat dieser merkwürdige Mann gefühlt, — weitere Andeutungen gehören nicht in den Bereich dieser Skizze.

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stutz, erster Theil, zweite und verbesserte Ausgabe. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1830. Fr. Schultheß und Sal. Höhr.

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stutz, zweiter Theil, zweite und verbesserte Ausgabe. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1832. Fr. Schultheß und Sal. Höhr.

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stutz, dritter Theil, zweite und verbesserte Ausgabe. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1836. Fr. Schultheß und Sal. Höhr.

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stutz, vierter Theil, zweite und verbesserte Ausgabe. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1840. Fr. Schultheß und Sal. Höhr

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stutz, fünfter Theil, zweite und verbesserte Ausgabe, Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1845. Fr. Schultheß und Sal. Höhr.

Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stutz, sechster Theil zweite und verbesserte Ausgabe. Zürich, Schultheß'sche Buchhandlung 1853. Fr. Schultheß und Sal. Höhr.

Siebenmal sieben Jahre aus meinem Leben. Als Beitrag zur nähern Kenntniß des Volkes von Jakob Stutz. Pfäffikon, Kt. Zürich, Druck und Verlag von J. U. Zwingli, 1853.

Lieder, Erzählungen, Briefe, theatralische Bearbeitungen (im Dialekt und in der Schriftsprache) für das Volk u. s. w.

Wenn die ächte Poesie in phantasievoller Vertiefung und Verklärung der Natur und des Lebens besteht, so darf Stutz kaum ein Dichter genannt werden. Der Name wurde ihm auch beim Erscheinen des ersten Bandes seiner „Gemälde" von A. E. Fröhlich bestritten, und in der That bewegt sich Stutz auf jener Grenzscheide der Poesie, wo diese auf den Seitenwegen der Satyre und der Didaktik in's wirkliche Leben und seine sittlichen und sozialen Bedürfnisse sich zurückverliert. Stutz entbehrt ebensosehr einer höhern Bildung, wie einer schöpferischen Phantasie. Er hat es in seinem Leben nie zum Bruch mit der naiven Weltanschauung seiner ersten heimatlichen Umgebung gebracht; er war ein Feind aller Methode; er wollte das geistige Leben überall unmittelbar, nicht durch Bildung und Reflexion haben; er hatte sich so in die letzten Heimlichkeiten des Gebirgsvolkes am Hörnli und am Bachtel, dem er selbst angehörte, eingelebt, daß Keiner so wie er im Stande war, Sitte und Unsitte dieses Landestheiles zu beschreiben. Stutz idealisirt nirgends; er photographirt das Leben in der oft harmlosen, oft widrigen Beschränktheit, worin es sich ihm zeigt. Seine Sitten- und Seelengemälde sind bis auf den letzten Strich ungeschminkte Wahrheit, Fleisch und Bein aus einer Zeit, wo die kalten Streiflichter der beginnenden Aufklärung die umhüllenden Nebel des Aberglaubens, des Vorurtheils und der „guten" alten Sitte noch nicht durchbrochen haben. Diese „Photographien" waren ebensoviele getreue Spiegel davon, wie das Volk lebte und dachte; sie galten darum bei den Originalien, die dazu gesessen und die besser zu sein meinten, als sie waren, für Karrikaturen, bei Männern dagegen, welche das Volk aus seinem Schlafe herausheben und zum Selbstbewußtsein wecken wollten (wie bei Scherr und Joh. Kasp. v. Orelli) als heilsame Satyren, wo nicht gar als idyllische Kunstwerke. Um den Vorwurf des hämischen Satyrikers von sich abzuwälzen, schilderte Stutz auch die Manieren und Gebräuche der Stadtbewohner (im „Storchenegg-Anneli") aber übertrieben und nicht so wahr wie die Sitten seiner „Birgsler". Im „Brand von Uster" hat er mit großer psychologischer Wahrheit,

wenn auch etwas breit und eintönig, die gewaltigen sozialen Störungen und Umwälzungen gezeichnet, welche die Einführung der mechanischen Web- und Spinnmaschinen in seiner engern Heimat heraufbeschwor.

Die Erzeugnisse aus Stutzens späterer literarischen Thätigkeit stehen denen seiner ersten Periode bedeutend nach. Sie wiederholen und variren theils das schon früher bearbeitete Material, theils geben sie (seit Stutz Schulmeisterstudien gemacht) den Dialekt nicht mehr so rein, theils sinken sie, was bei diesem Genre nicht anders zu erwarten ist, (weil das ideale Pathos fehlt) zum Trivialen und zum Gemeinen herab. Was Stutz vollends unter dem Namen „Briefe", „theatralische Bearbeitungen" u. s. w. geliefert hat, ist theils Umschreibung früherer Stücke, theils so unbedeutend, daß es sich nicht über das Mittelmäßige erhebt. Das Beste, was Stutz geschrieben hat, ist wohl „Die neidische Chlefe"; auch die Szenen aus der „Spinnstube" sind von unübertrefflicher und bisweilen fast erschreckender Objektivität. Ein solcher Realismus oder Naturalismus, wenn man lieber will, interessirt durch seine nackte Wahrheit, aber er zieht uns durch das Erdige seiner Stoffwelt aus dem Aether der Poesie in die trübe Prosa des Lebens herab! –

Die neidische Chlefe.

Chlefe.

E fälschneri Frau chönnt 's doch keini ge,
As wie die alt Nagleri ist;
Mi Lebtig hä=n=ih keini so gseh.
Sie lügt sicher meh, as sie frißt;
Und mag doch gwüß nüd se wenig uff 's Mol,
Chänet de ganz Tag noh und hät de Schnabel voll.
Ih wött sie doch amig möge verrieße=n=und verzehre,
Wenn sie aje=n=is 's Ehegaumers ue schwänzlet,
Und wenn sie mit der Frau redt, umetänzlet,
Und lachet, daß mä sie uff ene Stund wit möcht ghöre.
Sie lauft de ganz Tag im Dorf umenand,
Lügt über d' Lüt und seit allerhand.
Kei Mensch hät so en Lärme gmacht, as sie,
Daß ih allbot emol is Metzgers ue bi.

Babe.

Wie chast du jetz auh eismols so
Uff die alt Nagleri cho?

Seb ist mi Seel kei leidi Frau,
Das säged noh viel Lüt;
Sie werchet und huset ämol auh;
Und z' Leid thuet sie gwüß keim Mensche nüt.
Sie händ ihri Sach gwüß nüd im Schlaf überchо;
Sie händ öppis müeße däfür usstoh.

Chlefe.

Ja, sie händ denn en Hochmueth, daß s' e Chueh chonnd ha,
Und de groß Bueb so viel verdiene cha.
Ae bhüet is Gott! ih wött euseri Sach glich noh lieber, seb wött ih,
Und wenn ih gwüß noh minder hätti,
As mih edeweg z' ploge=n=und z' strofe.

Babe.

Die sebe Lüt händ gwüß scho mängi Nacht nie gschlofe,
Und gwerchet wie die arme Hünd;
Es ist sih nüd z' verwundre, wenn s' scho zue öppis cho sind.

Chlefe.

Die Nare! 's ist i hundert Jahre glich, seb isch.
Esterli, jag auh bei d' Chatz ab em Tisch;
Lueg, lueg, sie frißet vo 's Chindlis Brod.
Hau ere brav, bis sie abe goht!
Ja ja — sie weret doch nüd rich, seb werdet s';
Die chätzers Nare chehret 's
Denn mängs mol doch verzwiflet ungeschickt a;
Viel lieber wött ih gar nüt, as so es Lebe ha.

Babe.

Sie händ doch öppis chönne=n=erhuse.

Chlefe.

Se heiet s'! Jokebli, fauk auh 's Hüenli use!

Jokebli.

Muetter! d' Nagleri chunnt dört vorne füre
Mit em e Zeindli volle Bire.

Chlefe.

Ja gwüß! sie chunnt do hindre mit;
Bi aber guet sicher, sie git
Gwüß niem'rem öppis dävo.
Stille! — sch! — sie ist scho do.

Nagleri
(ruft aus der Thüre).

Ghörst, Chlefe! chönnst gschwind use cho?

Chlefe
(geht).

Herr Jeger Gott! bist du do, Frau?

Nagleri.

Gott grüßi! ja, do hä der auh
E Paar vo=n=eußre=n=Egleſcher=Bire=n=; er händ jo kei.

Chlefe
(erſtaunt).

Nei, nei, nei!
Was häſt auh denkt? — E ganzes Chörbli volle!
Dank der Gott, z' tuſig hundert mole!
De Herr Gott wöll der 's zehfach wieder ge!

Nagleri.

Ach ſchwig doch auh! es iſt gern gſcheh.

Chlefe.

Chumm gwüß auh noh e chli i d' Stube=n=ie;
Es wor mih doch freue, de glaubſch nüd wie.
Ih hä ſcho mängs mol d' Langwil gha noh der;
Denn i hä ſcho lang keis Wort meh ghört vo der.

Nagleri.

Gſehſt, ih chumme die ganz Wuche niene hi.

Chlefe.

Gell niene hi.

Nagleri.

We mä halt z'werche hät, ſo mueß mä — —

Chlefe.

Flißig ſi.
Ih weiß wohl; de biſt di nüd gwönnt müeßig z'goh,
Wie mängi andre Frau in Hüſre=n=ume z' ſtoh.
Ih hä grad zu der Babe müeße ſäge:
Ih wött nu auh din Geiſt möge.
De chaſt denn alles ſo guet irichte=n=und mache,
Sei 's auh, was s wöll in alle Sache.

Nagleri.

Ach, min Gott! 's lehrt ein ſcho.

Chlefe.

Gell, we mä will — — —

Nagleri.

Nei, we mä denkt mit Ehre dure z' cho,
Und wenn mä=n=es Schulde= — —

Chlefe.

Güetli hät.

Nagleri.

Und we mä=n=auh ab= — —

Chlefe.

fergge fött.

Nagleri.

Und mängs mol nu kein Schillig und kein — —

Chlefe.

Rappe hät.

Nagleri.

Ach, min Gott! was mir scho händ müeße lide,
Ich und min Ma, uff alle Site!
Eis Chrüz um 's ander und eis Elend
Hät is trosse, sit mer Hochzig gha händ.
Denk nu wie lang 's Anneli — — —

Chlefe.

Chrank gsi ist.

Nagleri.

Und mir nüt hind'r is und nüt vor is gwüßt.
Es hät viel hundert mol grochset im Bett,
Wenn 's nu auh e chli guete Wi hätt'!
Aber mir händ ehm keine chönne ge;
Wo hätted mer 's Geld därzue wolle neh?
Em Stillstand hätted mer nüt dörfe jäge dävo;
Mer wäred in e grusamigs Gsäg ie cho.
Ih hä mängsmol Noth gha mit mim Ma;
Denn hät er gsait: 's mueß mer das niemer ufha;
Ih will mih z' erst wehre=n=uff Lebe=n=und Tod;
De Herr Gott hilft is z' letzst doch us der Noth.
Uff das hät er mih amig vertrost;
Und de Herr Gott hät is us allem erlöst.
Jetz hä mer 's allweg besser, as dävor,
Und 's goht is eißig besser vo Johr z' Johr.
Mer händ jetz äfange=n=e Chueh;
Ist alles gsund, thüe mer uff 's Johr — —

Chlefe.

Noh eini zue.

Nagleri.

Ja uff der Welt freut eine nüt äso,
As we mä mit Müeh und Ehre hät chönne zu öppis cho.
Selber verdienets Brod und eige Milch und Anke
Freut ein, daß mä Gott nüd gnueg cha danke.
Und wenn is öppis wachst, das ander Lüt nüd händ;
Und bsunders will mer so viel Bire-n-üoerchönnd,
Cha-n-ih nüd anderst, as ehne ge.

Chlefe.

Ach min Gott! ja das mueß ih ebe gseh.

Nagleri.

Hür chömmer de Zeis us de Bire-n-und Oepfle ge — —

Chlefe.

I' glaub es gwüß, ge.
Ih mag der 's doch vo Herze gunne, daß er's e deweg händ;
Bin eus ist eißig nu Jommer und Elend.
Doch es ist z' letst alles nu Welt;
De Rich mueß sterbe und hätt' er all Chäst: voll Geld,
Wie-n-ich, und hä doch gwüß kein Schillig meh.
Ja nu, 's wird wieder öppis ge;
Mä lot miy weder hunger sterbe, noh nackig goh.

Nagleri.

Ja, ja! mä denkt mängs mol äso;
Aber wer sih nüd selber helfe cha,
Ach, min Gott! Chlefe,-n-ist übel dra.
Wer sih uff Menschehülf nu mueß verlo,
Hät sicher en schwere Chrüezweg z' goh.
Mä git wol gern, das weiß ih wohl;
Aber nüd eißig· d' Mooß wird z' letst voll.
„Heime mi,
„Wis cha besser si!"
Hät min Aetti seliq viel hundert mol gseit.
Ihr tusige Chinde! „Bät und Arbeit
„Sind zwo Mure,
„Sie lönd weder Mangel noh Armueth dure!"

Chlefe
(verlegen).

Ja, ja, seh wohl!

Mä denkt halt gar allerhand, mängs mol.
Chumm jetz auh noh e chli i d' Stube=n=ie!

Nagleri.

En anders mol denn.

Chlefe.

Ach, de chunnst nie.

Nagleri.

Ih mueß gwüß noh ge=n=Oepfel günne.

Chlefe.

Und ich sött noh mi Side=n=ufspinne.
Ih dank der für die Bire z' tusig mole.

Nagleri.

De chast denn z' Obig noh 'chli Oepfel hole.

Chlefe.

Nei, 's ist doch emig auh nüd z' thue!

Nagleri.

Wo woll, chumm denn nu ue!

(geht.)

Babe.

Ischi furt? Nei, du häst auh Bire!

Chlefe.

Ja, sie springt grad dört durfüre.
Jä potz Tusig die Frau ist doch nüd se leid;
's Git wenig bräver, wit und breit.
Schöner Bire hä=n=ih noh nüd bald gseh.
Und denk nu! sie wott mer noh Oepfel ge — —
Seh, versuech auh eini dävo!
Allweg will ih denn z' Obig goh.
Prächtig Bire=n=! e bravi Frau —!
Sie git de=n=arme Lüte=n=emäl auh.

Babe.

Wer sust auh deweg redt und thuet!
Jetz häst erst noh tho, as wär sie i kein Schueh ie meh guet.
Dere worist doch, mein ih, d' Stimm ge,
Wenn sie d' Hebammestell wött überneh.
Das chunnt mer prezis so vor,
Wie, wo mä de Gmeindamme gmacht hät vor eme Johr.

Chlefe.

Hei jo, es thuet mer emäl sterbesweh,

Wenn ih bei ander Lüt mueß gseh,
Daß s' ase nu chönnd ha, was s' wend,
Und ich cha hocke do i mim Elend,
Mueß Tag und Nacht kätzeret und ploget si,
Und bring es doch niene hi.
Gsehst, 's Brüehle chunnt mih eidlih a,
Daß mer 's 's ganz Johr e beweg müend ha.
Allweg sött mä=n=eis schlo, wie en Hund
Wenn 's beweg wie=n=ich zum Vorschi chunnt,
Und so früeh und uwüsseb Hochsig hät.

Babe.

Mach 's nu wie die alt Nagleri; arbeit und bät!

Schrecken und Verwirrung.

Ma.

Es ist e Broust! Es brünt — es brünt — !
Um Gottes wille! stöhnd auh uf!
Ghörst Frau! lueg wie 's e Röthi ist
Dört obe=n=über 's Eichholz ie.
Mä gseht 's grad do zum Feister us;
's Ist mein ih 's alte Friedlis Hus.

Frau.

Herr Jeger Gott! wie thuest du auh;
Was denkst auh so en Lerme z' ha.

Ma.

Es ist e Broust! — verstohst mih nüd? —
Wo sind mi Hose? — groβi Strof!
Ih hä s' doch nächt a d' Betste ghänkt.
Sind s' ächt in Bode=n=abe geheit? —
Ja — do sind s'. Wie ist mir se=n=Angst!

Frau.

Ach, min Gott! — ja — es ist e Broust.
Los nu, ih mein' mä rüef „Fürijo!"

Ma.

Und goht denn noh de Wind äso.

Frau.

Stöhnd uf, ihr Chinde! 's ist e Brouſt!

Chinder.

Was git 's auh Mutter —?

Frau.

's ist e Brouſt!

Chinder.

's Wird doch auh nüd im Dörfli ſi?

Frau.

Nei, nei! 's ist über 's Eichholz ie;
Mä gseht 's schier do zum Feister us,
's Ist allweg 's Alte-Friedlis Hus.

Ein Chind.

Ghörſt Muetter, wo ist auh mis Hemp?

Ein Anderes.

Ich weiß nüd, wo mi Röckli ist.

Frau.

Und ich cha nüd i d' Jüppe-n-ie,
Die usloths Häfte chretzed auh.

Ma.

E Stroſ, was das für Hoſe sind;
Denn wie-n-ih schlüf und wie-n-ih zieh,
Se chumm ih nu i d' Füetteri ie.

Frau.

's Wird eißig heit'rer, min Herr Gott!
Wie wird 's auh dene Lüte si.
Weck auh de Heiri und de Groß;
Es schlofed noh beedsamme do.
Ghörſt, ist mis Brusttuech nüd bei zue?

Ma.

Schwig! ich hä mit mir selber z' thue.
Ihr tüfels Hoſe! groſi Stroſ!
Verzieh mer Gott mi schweri Sünd'.
Nei chumm ich ächt auh nüd drin ie —
Jetz fahr ih aber gwüß nu dri,
Und chömm 's wo 's wöll, 's ist nüd viel hi.

Frau.

Ach, leg nu gschwind die neue=n=a.

Ma.

Se gi mer s' bei zum Chaste=n=us.
Ih hä=n=a dene alls verzerrt,
Und bring es nu schier nümme=n=ab.
Jetz hä=n=ih d' Füetteri do am Bei,
Und denn der Ueberzug ällei.
Seh, gieb die Hose=n=auh emol.

Frau.

Ih triffe 's Schlüsselloch schier nüd.
Wie ist das auh e schröcklihs Für!
Wie schint 's nüd dört dur Tanne dur.

Ma.

Bringst auh de Chaste noh nüd uf!
Wie lang mueß ih noh warte druf!

Frau.

Wo wohl, 's ist richtig; seh do häsch;
Leg s' hurtig a. Wie zittre=n=ich!

Ma.

Das ist di Schlutte, lueg auh do! —
Du bist denn gar wie letz im Chopf.

Frau.

Sind 's das?

Ma.

Nei, die sind auh nüd mi;
Es sind em chline Büebli si.

Frau.

Ih find' es gwüß nüd, großi Strof!
Es wird jo heit'rer alliwil;
Mä gsächt Geld z' zähle=n=uff em Tisch.
Hans! gang und rüef auh 's Jöggels gschwind;
Mer wölled mit enand're goh.

Heiri.

Ghörst Aetti! 's ist jo nu de Mo. —

Ma.

Was seist? — es wird doch auh nüd si —

Ja gwüß, ih gseh, es ist äso.
Wer rüefet denn aber auh „Fürio“?

Heiri.

Ach, de Nachteuel isch es gsi.

Frau.

To häst du recht; das cha=n=jetz si.

Ma.

Nei — hät is ächt auh öpper ghört?
Mer chämed in Kolender ie.

Frau.

Es ist mer jetz noh himmelangst.

Ma.

Und ich bi=n=ase wegem Mo
So um mi Werchtighose cho.
Ja nu! 's ist besser as e Broust;
Sie sind kein halbe Guldi werth.

Frau.

Sust händ mer auh en Lerme gha:
Ich mueß jetz wäger lache drab.

Ma.

Und we mä 's z'letzst auh scho erfahrt, —
De Schi trügt gar uff mängi Art.

Der Unzufriedene.

Es hät's doch auh kei Mensch e so
Uff dere Welt, wie'n ich;
Ih hä's scho allweg z'Hande gno,
Und wirde doch nüd rich.

Und meine doch, ih husi auh
Se viel ih immer cha,
Und was ih gseh, sind d'Kind und d'Frau,
Bim Gwüße bständig dra, —

Und wot's nüd ge und wot's nüd ge.
Was das auh tuligs sei?
Wie mueß ih's denn auch z'Hande neh?
's Ist doch sei Hexerei.

Wie mängem alls am Schnüerli goht
Und ich, ihr liebe Lüt,
Mueß huse, werche, wüch und spot,
Und chumme doch zu nüt.

Ach, s Große Marr, de hät jetz scho
En Stier und zwo, drei Chüeh,
Und ich zwei Geißli — Jeger o!
Auh gar keis öppedie.

Und's Gigersch Heiri uff der Wot
Hät gwüß scho Säck voll Geld.
Nei 's ist doch auh e großi Strof
Daß so ist uff der Welt.

Daß mänge dumm einältig Tropf,
Dei cha zu öppis cho,
Und mänge gschide witzig Chopf
Mueß hinne'n abe goh.

Und 's Friedlis Hans im Mätteli
Hät gester Hauptmä ge;
Und ich bi nu de Befehdi,
Mi Frau 's Ehliheiris Bree.

Ach, daß ih auh so ungschickt bi,
Und nüt so mache cha;
Mueß ich denn auh mi Lebtig si
E so en gstrofte Ma.

Doch fang ih wieder neuli a,
Will huse früeh und spot,
Und alli Bitzli zäme ha,
Daß doch nüt z' nüte goht.

Denn git's es scho, es Fäßli Chorn
Macht z'letst e Viertel us,
Es Räppli hüt, es Räppli morn,
Git z'letst en Guldi drus.

Denn gib ih noh en riche Ma,
Wenn 's asse goht wie's sött;
Denn wot ih alles schöner ha,
Ach, wenn ih's nu scho hätt.

Aus dem „Brand von Uster."

Die Spinnstube.

(Um's Jahr 1812.)

Zweiter Auftritt.

Schulmeister.

Will emäl auh es Bitzli zuen i cho.
Es hät doch en grusame Schnee.
Bi do bim Steihoffelse zue in e
Windwechtele-n-ie cho, hä gmeint,
Ih chömm mi Lebtig nümme drus.

Großmutter und Mutter.

Sä lieg dei uff der Ofe-n-ue, er ist
Füürheiß, mer händ hüt zwei Mol gheizt.

Schulmeister.

Ih nimm es a, und liege-n-ue.

(Er steigt hinauf).

Ae, 's ist doch niene-n-Eim so wohl, as wenn
Mä-n-uff em warme-n-Ofe-n-obe lit.

Großmutter.

Dä häsch präzis wie-n-ich. Ih glaube, wenn
Ih de nüd hätt, wär nümme do.

Schulmeister.

De ist doch jetzt prezis wie=n=er mueß si.
Nüd z' heiß, nüd z' chalt, grad wie 's sih ghört.

Großmutter.

Dä machst mich schier gar z' gluste; mein ih wöll
Auh grad es Augeblickli züe der ue.
Es früürt mich afe fast a d' Bei.

Schulmeister.

Sä chumm nu har, häst noh Platz gnueg.

(Sie geht.)

Die Kinder.

Schuelmeister! wäger sing is auh es Lied,
Mer händ fürwohr scho fast de Schlof.

Schulmeister.

Ach, ich cha nümme singe. Ja wo=n=ich
Noh jung gsi bi, do hä=n=ih Keine gfürcht.
Ja — wemmä=n=äfa geg de=n=Achzge ruckt —
Sä=n=abet's scho — potz tusig Rad!

Mutter.

Dä chasch es jetzig noh; stimm nu Eis a.

Schulmeister.

Ja nu, es ist mer mede glich.
Großmuetter du singst auh, häsch ghört
Es fallt mer grad en Psalme=n=i, de gheißt:

„Hilf Gott wie geht es immer zue,
Daß alles Volk so grimmet.
Fürsten und Künig all gemein u. s. w."

Kinder.

Ja ja, d' Großmuetter hät is de do glehrt.

Schulmeister.

(Er räuspert sich.)

Nu denn, sä stimmed a, und singed auh
Recht noh de Worte=n=und recht noh der Not.
Bi „Volk" gend Achtig, denn do chiit's
Mängmol e Bitzli trurig; händ er's ghört? —

Bi „Hilf", do goht's erstuhndlih langsam; aber
Bi „grimmet", lauft's halt zum e=n=Erdewunder gschwind,
Bi „Künige"=n=und „Fürste" goht 's
Ganz trurig, trurig; — merket das!
Und wenn er bänn zu dene chönnd,
Sä haued mer ſ' recht use; denket dra!

Röggli.

Mer wänd ſ' scho usehaue, wenn 's agoht.

Schulmeister

(stimmt an).

Aehäf aha gee, jaha jäff.

(Alle singen.)

„Hihihihilf Gonitte wieni geht ješi jeimmeri zuä
Danis allesi Volkenei soni gärimmet.
Försteni jundi Künigeni alle gemein" u. s. w.

Röggli.

Händ still, händ still! ich ghöre=n=Oepper lache.
Juhee, hee! eusri Liechter chönnd!

Dritter Auftritt.

Chliann, Babel, Trynel, Beetli treten mit ihren Spinnrädchen herein.

Babel.

Potz Chätzer, wie goht 's do scho lustig zue!
Nei lueget auh dört uff der Ofe=n=ue,
Die beede=n=alte Mensch, nei, nei!
Schuelmeister, wenn 's der nu nüd z' warm wird bei
Bim Urscheli zue, heb mer Sorg,
Es ist erst Achtesiebetzgi.

Schulmeister.

De Babel ist doch eisig volle Späß.

Babel.

Jä hinächt wemmer aber auh
En alti Nacht ha, 's ist mer drum.
De Heiggel und de Ruedli chönnd bänn noh.

Und die müend is bi Gost en Schoppe Bränz
Und e nübaches Brödli zahle, bstimmt!
Das söll ehne verheiße si.
Tänn wird de Friedli auh noh cho,
De Trynel freut sih jetz scho druf.

Mutter.

Aha! jetz weiß ih scho worum.

Trynel.

De Babel gseht e gwüß sä gern as ich.

Babel.

Dä häst nüd übel gschosse. Gsehst, ich hä
Die fubre Lüt mi Lebtig lieber gseh
As wüest; ih hä 's i dem wie ander Lüt.

„Subri Schätzli gsehn ih gern,
Hür noch lieber weder fern"

Schulmeister.

Wenn doch de Babel nümme spasse mag,
Dänn stoht 's fürwohr schlimm i der Welt.

Babel.

Ich mag bim Hell kei Trübsal blose, nei,
Do wär ih auh en Nar! Es wird
Glich Nacht und Tag, lach ich dänn oder grin.
Und s' lang 's en Batze z' Loh gitt, chann
Ich alle Tag verdiene was
Ich nöthig ha. Drum hei ßa ßa.

(Sie singt.)

„Lustig will ih jung noh bi
Fröhlih si in Ehre!
Maie-n- isch nu 's Johr e mol
D' Zyte thüend sih chehre."

„Es gyget en Gyger,
Es tanzet en Schwob,
Spring ume, spring ume,
Du fule Spitzbob!"

„Gygeligupf und Schwobegätzi,
Alti Wyber und Ente.
Siebetzig Chüeh und achzig Chalb
Gend e großi Sente."

Seh! finged Alli mit enand noh Eis;
Mer wend jetz auh recht luftig si.
Oho! do chömmet s' scho, die Zwee!

Vierter Auftritt.

Heiggel und Ruedli kommen mit ihren Spinnrädern herein.

Alle.

Gottwillche, Heiggel, Ruedli, mit enand!

Heiggel und Ruedli.

Mer sind nüd frönd, mer sind nüd frönd.
Nu furt gmacht Babel, 's chiit e goppel schön,
Mer händ dih sicher ghört bim Brunne=n=une.

Mutter.

Nu spinnet Chinde, spinnet, und händ Ernst!

Babel.

Sä allo! agstimmt! Alli mit enand.
's Mueß chiide bis a d'Wulche=n=ue.
Ihr Mannevölcher singed dänn de Baß.
Schuelmeister, ab em Ofen abe, gschwind!
Wenn d' nüd grad chunnst, sä stell dih uff de Chopf.
Chumm abe=n=Ursch! Du singst dänn de höch Alt.

Heiggel und Ruedeli.

Jä so, händ sih die Zwee a d' Wärmi gmacht?

Schulmeister.

Ih chumme scho, händ nu Geduld,
Ih bi gwüß nüd de Letst bim Gsang.

(Er steigt hinab.)

Babel.

Jetz leit sih d'Ursch erst noh recht zweg.
Wotst obe=n=aben=n=oder nüd? —

Großmutter.

Ih säge Babel heb jetz Ruch,
Ih singe hinächt gwüß kei Rot.
Und gohne=n=auh nüd abem Ose=n=abe,
Bis 's uff die Nüni gwarnet hät.
Chann vuh do obe singe, wenn 's mueß si.

Babel.

Sä sing vom Ose=n=abe, wenn 's nu chiit.
Mer wend das: „Anneli, wo bist gester gsi?"
Es gilt!

Schulmeister.

Ich mueß noh z'erst en Prise neh.
Jetz fanget a, und rodet i auh recht.

(Sie singen.)

„Anneli, wo bist gester gsi?
Hind'r em Hus im Gärtli.
Säg, was häst im Gärtli tho?
Rösli pflückt und Majero,
Hind'r em Hus im Gärtli."

„Anneli, wer ist bei der gsi,
Hind'r em Hus im Gärtli?
Denk, myn Schatz, myn liebe Schatz,
O, wie gern gieb ich ihm Platz
Hind'r em Hus im Gärtli."

„Anneli säg, was händ er gredt,
Hind'r em Hus im Gärtli?
Gang und frög du d' Röseli,
D' Ilge=n=und de Rosmari,
Hind'r em Hus im Gärtli."

„Anneli, sind er alli Tag
Hind'r em Hus im Gärtli?
Ach myn Schatz chunnt nümme meh,
Wird ehn schwerlih wieder gseh
Hind'r em Hus im Gärtli."

„Deuf hät müeße furt in Chrieg
Ach, mis Lieb so zärtlich'
Darum ich so truric bi,
Cha wol nümme fröhlich si
Hinder em Hus im Gärtli."

Großmutter.

Es hät brav lide. Jä, de Babel hät
E Stimm, es gilt nüd alls voll so.

Babel.

Jetz hä-n-ich aber bald en ruuche Hals.
Heiggel und Ruedli netzed a!

Ruedli.

(Er zieht eine Branntweinflasche aus der Tasche.)

Es soll nüd fehle; lueget do!
Wo händ er Gläser? — schenket i!

Heiggel.

Und do ist Brod, 's brennt noh wie Füür.

Großmutter.

Ihr tusigs Purst, was stellet ihr auh a!
Jä, wenn 's e beweg goht, sä will
Ich ab em Ofe-n-abe cho.

Ruedli.

D' Großmuetter, die mueß z' erste ha,
Sie wird dänn auh chli lustig drab.

(Er überreicht ihr ein Gläschen.)

Babel.

Nu singet, 's mueß auh recht zue goh.

„Trink aus, sauf aus! trink aus, sauf aus!
Es lebe das ganze Helvetische Haus."

Röggli.

Schuelmeister, was ist ächt auh das: „helvetisch?

Schulmeister.

Wo wött ich wüsse was helv tisch wär.

Babel.

Du chählis Wunderchelle du!
Was hämmer vo helvetisch. Trink us, Ursch!
Und lönd helvetisch lo helvetisch si.

Großmutter.

Nä, das ist weger herrlichs Bränz.
Do händ er 's Gläsli wieder. Große Dank!

Ruedi.

Wenn Alli gha händ, trinkt mä das dänn z' letst.

Heiggel.

's Händ Alli gha, stell 's nu dei zue.

Babel.

Und wenn er abegschluckt händ, singt mä wieder.
So isch mer noh nüd bald um singe gsi.
Das: „Vreeneli ab em Guggischberg".

Chliann.

Ich hä do noh en Mocke Brod im Mul.

Babel.

Sing dänn wenn d' 's dunne häst, mir fanged a.

(Sie singen.)

„Vreeneli ab em Guggischberg,
Mädeli vo Schafishuse.
's Wott en chalte Winter cho,
Laß der nüd drab gruse,
La la la la la la
Laß der nüd drab gruse.

Speck und Rebe sind my Spys,
Von es nüd grad fahre.
Und wer de Verstand verliert
Wird halt zum e Nare.
La la u. s. w.

Fischli schwimmed i dem See,
Chrebsli i de Bäche.

Styg mer uff kein dürre=n=Aſt,
Chönnſt es Bei abbreche.
La la u. ſ. w.

Beeri wachſed a der Stuud,
Trube=n=a de Rebe.
Und wer nüt vom Sterbe weißt,
Weißt auh nüt vom Lebe.
La la u. ſ. w.

Zürih iſt e großi Stadt
Winterthur e chlini
Und wer Geld im Chaste hät,
Luegi, daß nüd ſchwini.
La la u. ſ. w.

Oepfel, die ſind chugelrund,
Dörnli, die ſind ſpitzig,
Denk, wenn dih de Zorn afichi,
Hitzig iſt nüd witzig.
La la u. ſ. w.

Ankebrut und Hung druff ue,
Das iſt währlih z' eſſe,
Häſt e mol en Fehler gmacht.
Thue ehn nüd vergeſſe.
La la u. ſ. w.

Rebe bſchnide=n=iſt de Brunch,
Rüebli thuet mä ſchabe,
Und wer z' höch ue ſtyge will,
Fallt z'letſt obe=n=abe.
La la u. ſ. w.

Zusle=n=ab der Eierbrächt,
Bis mer frumm und ſittlig;
Wenn die Hüener gſtorbe ſind,
Sä gitt de Güggel en Wittlig.
La la u. ſ. w.

Rösli in dem Garte stöhnd,
Blüemli uff de Haide,
Tag und Nacht bim Schätzli z' si,
Thät mer nüd verleide.
La la u. s. w.

Chabisstöck und Chriesistiel,
Bruucht mä nüd zum Schrybe.
Nare chönned mängsmol auh
Gschydre d' Zyt vertrybe.
La la u. s. w.

Schulmeister.

Jetz ist doch das bim Tusig 's Schönst',
Das ich mi Lebtig scho ghört hä.
Das lehr ih bstimmt auh noh, und wenn ih gwüß
Dra z' lehre hätt bis zum Neujohr.

Madlee.

Jetz wemmer auh enand noh z' rothe ge.

Babel.

Ja, seh Schulmeister, gib is' Oeppis uf.

Schulmeister.

Roth mer i, roth mer a, was ist das?

„S' Sitzt Oeppis am Rainli,
Es gschauet ihm sis eige Beinli;
Vo Angst und Noth
Wird ihm sis Chöpfli iüürzündetroth."

Wer 's nüd errothe cha de mueß
En Chümmiwegge zahle, und das bstimmt.

Trynel.

Das macht mir heiß, ich cha 's gwüß nüd errothe.

Babel.

Ich rothe grad und glaube bstimmt ih hai's.
's Ist, wemä mueß ge z' Gvatter neh.

Heigel.

Und ich: wenn Eine=n=um es Aemtli chunnt.

Ruedli.

Und ich: wenn Eine nümme zahle cha.

Beetli.

Nei, wenn de Pfarrer i der Predig bsteckt.

Madlee.

Ich roth, wenn Eim en Lug us chunnt.

Röggli.

Nei, wemä böſi Füeßli hät.

Babel.

Aech rothet doch auh nümme, 's iſt
Mi See nüt Anders as en Gvatterma.

Schulmeiſter.

Es hät 's von alleſamme Keis. Es iſt
Es Erdberi, ihr Nare-n-ihr.

Alle.

Nei, daß mer jetz auh das nüd z' Si cho iſt!

Vreeneli.

Mir iſt de Si dra cho, emol,
Hä-n-aber gmeint, es ſei nüd recht.

Babel.

Ich will i jetz auh Eis ufge:
Roth mer i, roth mer a, was iſt das?

„Pfnidere, pfnädere Pfand
Es hät e kei Verſtand,
Pfnidere, pfnädere pfnei,
Nüd goh cha's und hät doch Bei.
Schnittere, ſchnättere ſchni,
Wer 's errothe cha, der iſt mi."

Jetz, ihr zwee Chnabe, rothet brav.

Trynel.

Ae bhüet is Gott! das iſt e Liechts!
Hä 's ſcho errothe; 's iſt de Junker Hans,
De ſeb cha nümme goh, und hät doch Bei.

Babel.

Du chätis Nar! nei, 's iſt en Güllebock.

Alle.

Jä so—! ja gwüß, en Güllebock — prezis.

Schulmeister.

„Höch oben e Lyreglogg.
Es chunnt en Wind und wehet sie,
Es chunnt en Schnegg und fähet sie,
Es chunnt en Wygeriwy,
Und frisset de Schnegg und sie."

Alle.

Das wüsset mer scho lang; es ist e Bir.

Schulmeister.

Es chunnt mer noh Eis z' Si. Seh chönnd er das?
Roth mer i, roth mer a, was ist das?

„Fuchseschwanz und Chatzebei,
Säg mer was der Underscheid sei,
Zwüschet einer Nur
Und einem schlechten Richter?

Jä gellet, das ist jetz en andre Gspaß.
Ae bhüet is Gott! wie gitt i das auh z' thue,
Und ist doch gwüß kein Bitze schwer.

Babel.

Ich weiß bi Gott kein Underscheid.

Alle.

Und ich weiß keine=n=und ich nüd.

Schulmeister.

Er händ 's errothe, schwyged nu Es ist
Kein Underscheid; denn Beedi lönd sih bsteche.

Mutter.

Wött lieber, wenn er wieder Oeppis woret singe.
Das Rothmeri und Rothmera
Versuumt Ein, daß 's e Meinig ist.

Alle.

Häst recht, 's ist aber gwüß auh wohr.

Röggli.

D' Großmuetter chann e=n=ebig subers Lied.

Ghörst, wäger sing 's jetz auh. Weist das
Do, vo dem böse, böse Heer?

Babel.

Ih säge=n=Urschel sing, wenn d' Oeppis chast.

Großmutter.

Ach, 's ist halt gar en ebig großes Lied,
Sä lang schier, as de Tag im Summer. Nu,
Es ist z' letst Gis, ih will is z' Gfalle thue.
(Sie singt:)

„Es stoht ein Hus i der Este;
Der Heer hat fröude Gäste.

Hat fröude Gäste vielerlei;
Ein Heer us Mailand war auch dabei.

Des Heeren Töchterli hübsch und fyn,
Es chochet und brotet und holet den Wyn.

Das Anneli hät Aeugli so chlor wie der Stern,
Die gseht der Heer vo Mailand so gern.

Hät Wäggli wie=n=es Röseli roth,
Wenn 's früeh im Maie=n=im Garte ufgoht.

Drei Tag blybt de Heer is Heere Hus,
Goht mit dem Anneli wol in=n=und us.

Goht mit ihm im Garte uf und ab,
Sie brecheb bim Mooschii Röseli ab.

Und 's Anneli chlagt ihm auch dabei,
Wie bös und streng syn Vater sei.

Es Thränli wie Ghristal so rein,
Fallt ihm us synem Aeugelein.

Do, wo de Heer furt gsi ist, währet 's nüd lang,
Sä wird 's dem Anneli angst und bang.

Es wenscht, wenn nu de Heer bald chäm,
Und ihus auh zum e Brütli nähm.

Am Obet spot, de Morge früeh
Lueget 's dur Thräne geg' Mailand ie.

Und d' Heereni gseht 's und froget 's mängsmol:
Mis Anneli! wo fehlt 's der, ist der nüd wohl? —

Aber mis Anneli seit kein Wort;
Luegt trurig uff 's Schöößli und wandlet fort.

E mol an 're Nacht, do was söll gscheh,
Wird 's eismols dem Anneli sterbesweh.

Es chlopfet der Magd, sie söll zue ehm cho,
Und wo sie chunnt, liit es Chindli do.

Das Chindli schreit, und druf gar glih
Chunnt scho de Heer und d' Heereni herbi.

Und de Heer, er chnirschet und stampfet und schlot,
Und rüeft: „Du häst verdienet den Tod.

Dir wird in dreien Tagen
Der Hänker den Chopf abschlagen.

Dis Chindli wird man ertränken,
In tüfe See versenken.

Alle.

Das ist e großi, großi Strof!

Heiggel.

Großmuetter seh, do häst es Gläsli Bränz;
's Ist wol e Halbmooß werth das Lied; trink 's us.

(Sie trinkt.)

Großmutter

(fährt fort).

„Und 's Anneli sinkt i, es wird ehm weh,
's Wird todtebleich und wiiß wie Schnee.

Wo 's wieder erwachet, fä=iſch es allein,
Und ſüfzt noh ſym Heeren in Mailand ein.

Es will ihm ein Briefelein ſchryybe thue,
Ach aber es hat kein Tinten darzue.

Das Anneli uf, mit friſchem Mueth,
Es haut ſih in Finger und ſchrybt mit Bluet.

Es ſchrybt ihm mit zittrete Händen,
In drei Tage müeß 's Leben es enden.

Und erſt am zweiten Obed ſpot
Bringt das Briefli dem Heere=n=ein ylige Bot.

Er liſt — wird bleich, ſyn Angſt wird groß;
Er lauft und ſattlet wohl ſelber das Roß.

„Jetz will ich ryte Nacht und Tag,
Daß ich mys Lieb errette mag.“

Und er rytet und rytet verwege und keck,
Im größten Galopp über Stude und Stöck.

Und wo die drei Tag ſind umme gſi,
So füehrt me zum Sterbe 's ſchön Anneli.

Es treit ſys ſchön lieb Chindli im Arm,
Und chüßt 's und druckt 's, das Gott Erbarm!

Es netzt ehm mit Thräne die Bägglein roth,
„Erbarm dich unſer, ſeit 's, liebe Herr Gott!“

Es betet und ſüfzget an Himmel ue,
Es lueget mit Thränen nach Mailand zue.“

Alle.

Cha 's Grine nümme=n=überhebe, nei.

(Allgemeines Schluchzen.)

Babel.

De Heer hätt mä halt fölle ſchlo, bis daß
Er gwüß en Rugge gha hätt wie=n=e Zwetſchg.

Großmutter
(fahrt fort).

„Jetz stoht 's hoh uff der Hauptgrueb scho,
Und seit zum Hänker: „Ach wart auh noh'

„Ih gsehne dört usse n-uff wyter Stroß
„En Rüter chunnt z' ryte wol uff eme Roß."

Chuum zwo Minuten so ist er scho,
Grad wie en Blitz bi der Hauptgrueb acho.

Und als er unter das Volch ie tuat,
Da wünscht er Allen ein gueter Tag.

Dem Hänker ein süeßer Morge:
„Wer wänd ihr so früeh scho versorge?"

„O Anneli, Anneli styge herab!
Ich bin dyn Helfer, chumm, sitz uff myn Rapp."

„Ich führ dich zum Hochstig, zum Brutaltor,
Chum har, die Brutlüt warte scho.

„Wo häst dis Chindli, 's ist hohe Zyt,
Mer ryted, mer ryted nach Mailand wyt."

Und Alles rüeft lut, daß 's chringlet im Wald:
„O, 's Anneli mueß leben! erlöset 's nu bald."

Und Mutter und Chind errett' er vom Tod.
Er bringt sie nach Mailand und danket Gott.

Alle.

Gott Lob und Dank daß 's deweg g'gange=n=ist.

Babel.

Was ist ächt do em Heere gscheh, dem Schölm?

Großmutter.

„Zeh Johr druf lüt en Bettler am Hus:
Der Heer, der lueget zum Feister us.

„Ach Anneli, chumm! dyn Vater ist da,
Chumm, schütt em heißes Wasser a.“

Babel.

Brav, brav! o wenn 's ehm doch nu auh
Es Tollecheſſi vollen=n=agheit hät!

Großmutter.

„Ich schütt ihm kei heißes Wasser ah,
Ich hab ihm verziegen und denk nümme dra.“

Babel.

Ich hätt=e taust bi Gott, ich hätt=e taust,
Und hätt mer müeße gheiße — Tod.

Großmutter.

„Uff das springt 's Anneli und öffnet Thür,
Und lot syn arme Vater herfür.

Und do erchennt er 's und fallt ehm an Hals.
Und betet und grint: „Verzieh mer All's!

Er süfzget noh drümol: „Gott, Herr Gott!
Jst still - wo mä lueget — so ist er — todt.“
Gott Lob und Dank daß 's fertig ist!
Ich hätt kein Heer g'ge, nei fürwohr. E Stroh!
Wie mir de Hals weh thuet im Rache hinne.

Ruedli.

Das ist jetz just en Vater gsi, daß er
Sis eige Chind hät wölle chöpfe lo.

Schulmeister.

Ja 's hät doch amig großi Wunder g'ge!
's Git neime hütigs Tags nüt derigs meh.

A. Keller.

Augustin Keller wurde den 11. Nov. 1805 in Sarmenstorf im Freiamt, Kt. Aargau, geboren. Früh schon ungewöhnliche Gaben verrathend blieb er doch bis zum 16. Jahr im väterlichen Hause, besuchte die Dorfschule und genoß etwas Lateinunterricht bei Kaplan Meier. Neben dem Unterricht mußte er dem Vater das Heimwesen bestellen helfen, wurde dadurch mit allen landwirthschaftlichen Arbeiten vertraut und erwarb sich dabei jene seltene Kenntniß des Volkslebens, die ihm in seinen spätern Wirkungskreisen so nützlich wurde. Seine wissenschaftlichen Studien begann er in einem Privatinstitut in Liebigen, Kt. St. Gallen, kam sodann an das Gymnasium in Aarau, an welchem Rauchenstein, Follen und Troxler lehrten und bezog 1827 die Universität Breslau, unter Behörden, Lehrern und Mitschülern weitgehende Erwartungen zurücklassend, da er mit seinen eminenten Talenten einen ebenso ungewöhnlichen Arbeitsfleiß verband und bei allem Feuer seiner phantasiereichen Natur und seiner patriotischen Begeisterung doch schon so etwas Ernstes, Gesetztes und Männliches in seinem Wesen hatte, daß ihm seine Commilitonen den Cerevisnamen „Magister“ gaben. In Breslau widmete er sich der alten Philologie, besuchte aber auch philosophische, theologische und staatswissenschaftliche Kollegien. Er machte das philologische Seminar durch, war zu gleicher Zeit Hofmeister im Hause des Grafen Henkel und schrieb mehrere Preisschriften, die gekrönt wurden. Die Ferien benutzte er zu größern Reisen. Im Jahr 1830 kehrte er, nachdem er sich noch längere Zeit in Berlin und Wien aufgehalten hatte, nach der Heimat zurück, wurde Professor an dem regenerirten Gymnasium in Luzern und erfreute sich trotz manchen Vorurtheilen, die ihm entgegenstanden, um des Reichthums seiner Kenntnisse, seiner Leutseligkeit und seines geraden Charakters willen bald einer großen Popularität. Seine Berufung zum Seminardirektor des paritätischen Kantons Aargau im Jahr 1831 sicherte ihm für die Entfaltung einer vielseitigen Wirksamkeit einen günstigen Boden. Im folgenden Jahr ist Keller schon Schul-, Kirchen- und Kantonsrath und benutzt von nun an seine einflußreiche Stellung für die Entwicklung des Schulwesens und insbesondere des Lehrerseminars, welches 1835 von Aarau nach Lenzburg und 1843 nach dem Kloster Wettingen verlegt wurde. Die wichtigste und eigenthümlichste Verbesserung, die er dem Seminar gab,

ist die Verbindung der Landwirthschaft mit demselben. Er bezweckte damit wohlfeilere Lehrerbildung, bessere Disziplin, Erziehung der Lehrer zu einer ihren künftigen Verhältnissen entsprechenden Lebensweise und innigere Verbindung der Volksschule mit dem praktischen Leben. Dieser Zweck wurde vornämlich dadurch erreicht, daß Keller das, was er von dem Volksschullehrer forderte, nämlich daß er Feder und Karst nebeneinander führe, lehre und arbeite, Kopf, Herz und Hand ausbilde, — als Direktor selber vormachte. Und dieses Leben war ihm nach und nach so lieb geworden, daß er, nachdem der Große Rath ihn wiederholt in die Regierung berufen hatte, endlich nur mit widerstrebenden Herzen dem Rufe Folge leistete.

Die höchst einflußreiche staatsmännische Wirksamkeit Augustin Keller's als Regierungsrath und Landammann des Kantons Aargau zu zeichnen, liegt nicht in unserer Aufgabe. Keller hat als Volksmann im besten Sinn des Wortes um seiner politischen Entschiedenheit willen zeitweise heftige Anfeindungen erlitten; aber sein frischer, kräftiger Geist, gepaart mit einer unverwüstlichen Arbeitskraft, haben diese Wolken immer wieder zerstreut und die Hemmnisse besiegt, welche der Regeneration seines Heimatkantons, sowie 1847 derjenigen der gesammten Schweiz entgegenstunden. Der Stand Aargau hat die Verdienste Keller's in dieser Richtung dadurch geehrt, daß es den überzeugungstreuen Veteranen seit Einführung der neuen Bundesverfassung bis heute ununterbrochen in den Nationalrath wählte. Keller war unsers Wissens mehrere Male Präsident dieser Behörde; sein großes rhetorisches Talent hat er häufig in den schwierigsten Berathungen der eidg. Räthe glänzend bewährt und nicht selten vermöge der Klarheit, Kraft und Tiefe seiner Rede entscheidende Voten abgegeben.

Als Mitglied der aargauischen Regierung lebt Keller übrigens immer noch hauptsächlich der Volksschule; anderseits hat er als Mitglied des eidgenössischen Schulrathes Gelegenheit gefunden, seine reichen Erfahrungen und seinen sichern Takt auch dem Polytechnikum und seinen Bedürfnissen zuzuwenden. Die Errichtung der Rettungsanstalt für Knaben in Olsberg und der landwirthschaftlichen Schule in Muri ist seinen Bemühungen zu verdanken. Kellers hauptsächlichste im Druck erschienenen Schriften sind drei Lesebücher für den Kanton Aargau, sein katechetisches Lehrbuch in zwei Bänden, zunächst für Schullehrerseminarien berechnet; seine biblische Geschichte für katholische Schulen; ferner mehrere Schul- und Staatsreden und Nekrologe, die Denkschrift zur Rechtfertigung der aargauischen

Klosteraufhebung, die Denkschrift über das hoheitliche Placet und die Verkündung paritätischer Ehen u. A.

Keller war der Erste, welcher auch der Mundart des Volkes beim deutschen Unterricht Berücksichtigung schenkte. Seine wenigen Dichtungen tragen das Gepräge seines klaren Geistes; sie zeichnen sich aus durch einen körnigen Styl und volksthümlichen Ton und sind in die besten Musterssammlungen für Volksschulen übergegangen.

Auf der Gislifluh.

Fremder.

Was thürmt sich dort in blauer Ferne
Die Riesenschaar im Bogenkreis?
Sie flimmen hell wie Wandelsterne,
Und stehn doch strack und starr wie Eis.

Führer.

Da ist von Dichtern hochgepriesen,
Der grauen Alpen altes Heer;
Der Himmel hat den mächt'gen Riesen
Geschmiedet Helm und Schild und Speer,
Drum siehe, blinken sie so sehr.

Fremder.

Was glänzt wie blanke Silberfaden,
Im grünen Grund gewoben, hier;
Worin sich Thal und Hügel baden
Und holen ihre Blumenzier?

Führer.

Das sind die Bäche und die Flüsse,
Die wirken ohne Ruh und Rast;
Dem Lande bringen ihre Güsse
An Gold und Silber schwere Last;
Drum glänzen sie mit solchem Glast.

Fremder.

Weß ist der reiche, schöne Garten,
Wo Hügel grün an Hügel schwillt,
Und Lust und Segen aller Arten,
In Tiefen und auf Höhen quillt?

Führer.

Das Land gehöret einem Volke,
Des frohes, freies Schweizerblut
Bei Sonnenschein und Regenwolke
In Haus und Felde nimmer ruht;
D'rum blüht der Garten auch so gut.

Fremder.

So sind das, denk' ich, Schattenhaine
Die in den Thalen blühend stehn;
Das Gartenhäuser, wie ich meine,
Die ringsum ab den Bergen sehn?

Führer.

Nein Dörfer sind's in grünen Bäumen,
Und frohe Städtchen allzumal,
Und Burgen das mit öden Räumen;
Einst hausten Herren d'rin im Saal,
Nun steh'n die Mauern wüst und kahl,
Die Herren wohnen jetzt im Thal.

Tango.

(Um 800.)

Im Kloster lebte zu St. Gallen
Ein Meister vor den Meistern allen.

Er goß, in jedem Ding gewandt,
Die ersten Glocken auch im Land.

Als Kaiser Karol das vernommen,
Ist er selbst zu ihm in's Kloster kommen.

Er hörte der Glocken vollen Klang;
Sie mußten ihm ziehen jeden Strang.

Drauf ließ er sich auch eine gießen,
Und einen Zentner Silber fließen.

Doch Tango verbarg das Silber schnell,
Und mischte Kupfer an dessen Stell'.

Somit ward die Glocke schön vollendet,
Und jede Zeit an sie verschwendet.

Der Meister freut sich still der List,
Hängt sie zur Probe in's Gerüst.

Und steht, sie innen zu beschauen,
Sogleich darunter voll Vertrauen

Doch sieh' er fand d'rin sein Gericht,
Die Krone reißt, und springt und bricht.

Die Glocke stürzt ins Loch zurücke,
Und bricht dem Meister das Genicke.

Da sprach der Abt, er sprach's nicht gern:
„Das Unrecht schlägt den eignen Herrn!"

Niklaus Thut.

Gen Sempach zog für Oestreichs Macht
Zofingens Fähnlein in die Schlacht,
Das Fähnlein aber trug mit Muth
Voran der Schultheiß Niklaus Thut.
Bald war mit Schwert und Hellepart
Ihr Harst um Leopold geschaart.

Bald standen sie zum heißen Streit
In grünem Wiesengrund gereiht.
Bald brachte aus des Waldes Nacht
Der Feind die wilde Männerschlacht.
Bald schien dem Adel, felsgefeilt,
Glorreich schon gar der Sieg ereilt.
Da kam der Eidgenossen Heil,
Struth Winkelried, und brach den Keil,
Er sprang in Oestreichs Speerwald ein,
Und riß den Seinen Bahn darein.
Und wie ein Blitzschlag fuhr sogleich
Der Tod ins Herz von Oesterreich,
Und Eich' auf Eiche schlug er hin,
Kein Schild, kein Panzer hemmte ihn;
Und selbst der Herzog hochgemuth
Sank sterbend in sein junges Blut.
Doch in des Kampfes höchster Gluth
Stand immer noch der Schultheiß Thut.
Er stand als wie ein Riesenthurm,
Und hielt sein Fähnlein fest im Sturm.
Und um ihn, trotzend der Gefahr,
Stritt Leu'n gleich seine treue Schaar.
Doch Alles schwankt zuletzt und fällt;
Er steht von Allen los geschält.
Da trifft der graue Tod auch ihn:
Er stöhnt und stürzt auf's Fähnlein hin;
Und röchelnd reißt er's noch vom Schaft,
Zu retten es der Bürgerschaft.
Tags d'rauf da zieht man klagend aus,
Holt seine Todten still nach Haus.
Man fand die ganze treue Schaar
Gefällt, wo sie gestanden war
Der Schultheiß lag im Blut gestumpft,
Das Schwert bis an die Faust gestumpft,
Und in der Linken hielt, mit Kraft
Gefaustet, er des Panners Schaft:
Allein das Panner mißte man,
Und fand dafür sein Blut daran.

So werden sie nach Haus geführt,
Und schlicht mit Kreuz und Kranz geziert.
Man trägt mit Sang und Glockenklang
Sie Mann für Mann die Stadt entlang.
Man stellt sie All' in's Todtenhaus
Zu öffentlichen Ehren aus;
Und klagend widerhallt's im Chor,
Daß Haupt und Panner man verlor.
Drauf hielt der Weibel treu die Nacht
Bei seinem Schultheiß Leichenwacht:
Der schlief auf seiner Todtenbahr
So schön in seinem grauen Haar.
Er sah den Herren weinend an,
Von dem er einst so viel empfahn;
Er strich den Bart ihm aus dem Mund,
Auf daß er ihn noch küssen kunnt'.
Da nahm er, siehe, wunderbar
Im blassen Mund ein Tüchlein wahr.
Er faßt es an, er zieht's hervor,
Er schaut es an, er hält's empor;
Er ruft, als er das Wappen sah:
„Glück auf, das Panner ist noch da!"
Gesungen ward's in Spruch und Reim:
„Der Schultheiß bracht's im Munde heim!"
Sogleich vernahm von Thor zu Thor
Die frohe Kunde jedes Ohr,
Und staunend lief die Stadt herbei,
Und pries des Pannerherrn Treu.
Und noch erzählt sich's Jung und Alt,
Daß Jeder treu des Amtes walt';
Und ob er hoch, ob niedrig steh',
Wie Niklaus Thut zum Fähnlein seh'.

Das Briefchen.

(Um 1430.)

Vom Zugerlande zog daher
Ein frischer Knab' von ungefähr;

Er kam nach Zürich kreuz und quer
Zu einem Gerber in die Lehr'.

Da trat der Meister einst herein:
„Gesellen, he, wer ist so fein,
Und schreibt mir gleich ein Zeddelein?
Nach Basel muß geschrieben sein!"

Der Andern konnt' es keiner nicht,
Sie machten All' ein lang Gesicht;
Da heischt der Knabe Zeug und Licht,
Und schreibet, was der Meister spricht.

Er bringt, geschrieben schön und rein,
Den Brief dem Meister dann hinein;
Der spricht erstaunt: „Ei, ei, wie fein,
Du mußt ein Bürgermeister sein!" —

Und sieh, was Wunder d'rauf geschah!
Er ward ein Bürgermeister da,
Wie Zürich nie noch einen sah:
Der Knabe hieß Hans Waldmann ja.

Der Meister Hämmerlein.

(Um 1163.)

Wer seine Sache kann und fein versteht
Und jedem Ding auf Grund und Boden geht,
Der heißt von Jedermann Land aus und ein
Von Alters her ein Meister Hämmerlein.

Der Chorherr Meister Felix Hämmerlein
Studirte Tag und Nacht im Kämmerlein;
Kein Chorherr war in Zürich so gelehrt,
Und keiner, weit und breit, wie er geehrt.

Im finstern Aberglauben lag das Land,
In Lug und Laster tappte jeder Stand,
Verdunkelt war das lichte Wort des Herrn,
Dem Weisen nur erglänzte noch sein Stern.

Da grub er kühn, trotz Schweiß und Ungemach,
Im dunkeln Schacht dem Gold der Wahrheit nach;
Er zog es frei, wo er das Kleinod fand,
Ans Licht, geklärt von Schlacken und von Sand.

Die Eule aber liebt die Sonne nicht,
Sie schreit und flieht vor ihrem Himmelslicht;
Und wer der Welt zu laut die Wahrheit zeigt,
Wird mit dem Fiedelbogen traun geschweigt.

Doch wie sich's ziemt dem treuen Schweizermann,
Er zeigte sie und kehrte sich nicht dran;
Bis mit Verläumdung sie ihn überspien,
Als Zauberer und Ketzer ihn verschrien.

Und als er war ein hochbetagter Greis,
An Kräften schwach, an Bart und Haaren weiß;
Da trat des Bischofs Knecht zu ihm herein,
Und band den frommen Meister Hämmerlein.

Gottlieben heißt im Thurigau ein Schloß,
D'rin, Gott zu Leid, man Huß in Fesseln schloß;
Da warf man, wo's nach Moloch und Leichen roch,
Auch Hämmerlein ins tiefste Kerkerloch.

Da lag der kranke Greis bei Molch und Wurm,
Geblockt, auf nassem Stroh im kalten Thurm,
Und blieb, der falschen Lehre falsch verklagt,
Mit Gott vor seinem Bischof unverzagt.

Er sprach zu ihm: „Die Wahrheit ist nicht mein,
Der Welt ist sie, der Ewigkeit gemein;
Sie widerrufen kann ich ewig nicht,
Nur wieder rufen Jedem ins Gesicht."

Der Bischof sprach ihn frei, doch war es klar,
Daß Hämmerlein kein Freund der Klöster war,
Und schickt' ihn abgezehrt auf Haut und Bein,
Zur Haft den Mönchen nach Luzern hinein.

Hier saß der arme Meister Hämmerlein
Nun lang im engsten Klosterkämmerlein.
Man gab, zu längern seinen Hungertod,
Dem Kranken Wasser nur und schwarzes Brod.

Nun rief er todtschwach einst den Guardian,
Und hielt bei ihm um den Gefallen an,
Daß er, den Baslern Eintrag nicht zu thun,
Die Reuß verbiete jedem Klosterhuhn.

„Es endet mit ihm" denkt der Pater gleich,
Und tröstet ihn: „Die Reuß fließt also reich,
Daß wohl ein Hühnlein aus ihr trinken kann,
Kein Basler Müller spürt's dem Rheine an!"

„So gnadet," bat der Greis, „ein Gleiches mir,
Und gönnt von eurer Tafel reicher Zier
Mir nur ein Bißlein je, so klein es ist,
Das weder Herr noch Knecht bei Tisch vermißt!"

Da brach des kranken Greises scharfer Scherz
Dem Guardian das felsenharte Herz;
Er ließ ihm täglich werden ab dem Tisch
Zu Brod und Wein nach Wunsche Fleisch und Fisch.

Und ob er ihm auch Fleisch und Fisch nun gab,
Kein Mäuslein nahm darum im Kloster ab;
Und heut noch trinkt manch Hühnlein aus der Reuß,
Wovon kein Basler Müller Etwas weiß.

Der Hallwyler See.

Da glänzt der alte blaue Spiegel,
In den der Hans von Hallwyl sah;
Der Held ruht unter Stein und Riegel,
Der Spiegel ist noch immer da.

Und sieh', in ihrer Hauben Glanze
Sah'n mit ihm auch die Gletscher drein;
Der Held erlag dem Todtentanze,
Die Gletscher schau'n noch immer drein.

Was schaut ihr denn so lang hinunter?
Korallen sind't ihr drinnen nicht,
Doch tausend Fischlein froh und munter
In stiller Freiheit Lust und Licht.

Die Ufer kränzen sich mit Eichen,
Und Wasserrosen gelb und weiß;
Und was von selbst sie nicht erreichen,
Das zwingt des Landmann's treuer Fleiß.

Und höher an den frischen Hügeln,
Wie legt sich Kranz auf Kranz im Kreis!
Gefilde, Matten, Reben spiegeln
Im See, und Blust an jedem Reis.

Und sieh', im Kranz die mächt'gen Sträuße,
Die Dörfer traut im Apfelwald,
D'raus je ein Tempel Gott zum Preise,
Als gold ne Immortellestrahlt!

Und nieder, nicht auf hohen Stegen,
Da ruht des alten Hallwyl's Schloß;
Da schlief er still den guten Degen
Und tränkte still am Bach sein Roß.

D'rum glänze, alter blauer Spiegel,
In den der Held von Murten sah!
Erbrich des Grabes morschen Riegel,
Und bring' sein Bild uns wieder nah'!

Th. Meyer-Merian.

Theodor Meyer-Merian ist 1818 in Basel geboren. Er studirte daselbst und dann in Freiburg und Berlin Medizin, promovirte 1842, war bis 1846 Assistenzarzt im Spital in Basel, wurde Privatdozent an der heimatlichen Universität und ist seit 1851 Direktor des Bürgerspitals.

Adalbert Meyer. Drama in 5 Akten. Schweighauser, Basel, 1846.

Der verlorne Sohn. eine Handwerkergeschichte. Berlin, J. Springer, 1853.

Rienseppli, oder Almosen und Wohlthaten. Ebendaselbst, 1855.

Neues Thiergärtlein. Schweighauser, Basel, 1855.

Die Lichtfreunde. Thierkomödie. J. Springer, Berlin, 1856.

Der Strauß. Idyll. Schweighauser, Basel, 1856.

Wintermaieli. Gedichte in alemannischer Mundart. Schweighauser, Basel, 1857.

Us der Heimet, oder zweites Buscheli Wintermaieli. Basel, Georg, 1860.

Mareili, oder das Bettelmädchen. J. J. Weber, Leipzig, 1860.

Johanna. J. J. Weber, Leipzig, 1860.

Arnold von Winkelried. Drama in 5 Akten. G. Lücke, Winterthur, 1861.

Alte und neue Liebe. Drama in 3 Akten. Haller, Bern, 1862.

Die Nachbarn. Idyll. Basel, Detloff. 1864.

Dienen und Verdienen. Leipzig, J. J. Weber, 1865.

Zerstreute Gedichte und Erzählungen in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern. Geschichtliche, medizinische und Volks-Schriften.

Theodor Meyer ist eine jener Naturen, die wie Bitzius mit ihren poetischen Schriften häufig einen praktischen Zweck verbinden, damit in's soziale Leben und seine Schäden und Gebrechen hineingreifen und hierin als ächte Volksschriftsteller sich kennzeichnen, daß sie die poetische Form mehr als ein willkommenes Kleid für ihre Gedanken, denn als einen schönen, organisch sich anschließenden Leib irgend welcher Idee betrachten. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Richtungen ist kein absoluter, da auch die Poesie ihren Stoff aus dem wirklichen Leben zu nehmen hat; allein er ist bedeutend genug, um aus ihm immer wieder die (relative) Selbstständigkeit aller Kunst gegenüber der Tendenz auf praktische Erfolge zu erkennen und zu begründen. Der Uebergang der Poesie in die Didaktik und umgekehrt wird nie ein scharf begrenzter, sondern stets ein fließender bleiben. Es ist dies schon daraus zu ersehen, daß häufig beide Gebiete, na-

meintlich in einem Lande, wo ein reges, öffentliches und soziales Leben nicht bloß erträumt, sondern wirklich vorhanden ist, mit Erfolg je von einem einzelnen Schriftsteller angebaut werden. Dies ist der Fall bei Th. Meyer.

Seine lyrischen Erzeugnisse und idyllischen Dichtungen sind nicht selten ächt poetische Gebilde voller Innigkeit und Wahrheit. Die Erzählungen vertreten bei ihm am meisten das tendenziöse Gebiet, aber, müssen wir sofort hinzufügen, fast durchgehends in einem Geiste, der zwar durch die ewigen Wahrheiten des Christenthums geläutert und gereift ist, aber zugleich eine Frische und Gesundheit sich erhalten hat, die ihn streng zwischen Religion und Heuchelei, zwischen Menschenliebe und Pharisäismus, zwischen der Schale des Dogma's und seinem wahren Kerne unterscheiden lehren. Mit welcher Fülle von äußern Beobachtungen und philosophischen Erfahrungen, mit welchem Freimuth und mit welcher rücksichtslosen Schärfe hat Meyer z. B. im „Kienseppli" den Unterschied zwischen dem pharisäischen Almosengeben gewisser Vereine und ächt christlicher Wohlthätigkeit aufgedeckt. Es ist nicht alles poetisch, was in diesem Buche vorkömmt; mehrere Nebencharaktere (z. B. das „Käuzlein", mit dem besondern Zwecke, die Bestrebungen der Thierschutzvereine zu rechtfertigen) sind übertrieben und vielleicht sogar psychologisch unwahr; einzelne Schilderungen sind bisweilen unklar und der Styl wie bei Bitzius, häufig breit und etwas nachlässig; aber der Inhalt des Ganzen ist eine große und tief zu beherzigende, mit Menschenkenntniß durchgeführte, erschütternde Wahrheit. Wie klein erscheinen gegenüber solchen Büchern, die das Leben in seinem innersten Grund packen und aufdecken, die Novellen und Thierzeichnungen gewisser literarischer „Berühmtheiten", die mit glatter Zunge Alles sagen können, aber Nichts zu sagen haben, weil sie innerlich Nichts erlebten; die freilich nicht didaktisch sind, aber auch nie eine Ahnung von der „Erziehung des Menschengeschlechtes" gehabt haben, wie sie Lessing auf künstlerischem und selbst auf kritischem Boden zu seiner eigenen Beseligung als ewiges Ideal festgehalten hat! —

In dem Trauerspiel „Adalbert Meyer", seiner ersten und frischesten dramatischen Leistung, hat Meyer mit viel Geschick einen ähnlichen Stoff behandelt; er hielt sich aber im Ausgang des Stückes zu sehr an die nackte Fabel der Chronik, so daß es ihm nicht möglich war, das Ganze mit der erschütternden und reinigenden Gewalt eines großen tragischen Konfliktes abzuschließen. Weniger gelungen ist sein „Arnold von Winkelried". Da Winkelried kein dramatischer Stoff ist, so konnte der Dichter auch nicht mehr geben, als

ein mit lyrischen und epischen Bestandtheilen verwobenes, dialogisirtes Sittenbild seiner Zeit, nicht ohne Einmischung von didaktischen Elementen, nicht ohne Einstreuung von großen politischen Gedanken, aber auch mit all jenen Mängeln in der Technik, welche wir bisher bei den dramatischen Schriftstellern der Schweiz gefunden haben und die umsomehr hervortreten müssen, je weniger der Stoff geeignet ist, der dramatischen Form entgegen zu kommen.

So ganz alleine.

Ich ging so ganz alleine
Dahin beim Sonnenscheine
Im heitern Thalesgrund,
Und freute still mich dessen
Ich hatt' der Welt vergessen
Wohl manche liebe Stund'.

Ich dacht' nicht der Sorgen,
An gestern nicht und morgen,
Ich sah nur rings umher
Die sanften grünen Matten,
Der Bäume milden Schatten,
Den Himmel drüber her.

Da ward es mir so sonnig
Im Herzen drin, und wonnig
Erschloß es sich, wie weit!
So weit, daß Gott voll Güte
Mocht' einzieh'n in's Gemüthe
Mit seiner Herrlichkeit.

Nachts.

Ueber'n See in finst'rer Nacht
Schlummernd sich die Weide neiget,
Nicht ein Sternlein oben wacht,
Drunten Alles schläft und schweiget.

Da mit einem Male bricht
Aus den Wolken Mondeshelle,
Durch die Zweige zuckt es licht,
Blinket auf der dunkeln Welle.

Und es neiget sich das Rohr,
Wie ein Flüstern tönt's und säuselt,
An den morschen Kahn empor
Schlägt die Welle, leicht gekräuselt.

Wieder lischt der helle Schein,
Still das Flüstern und das Schwanken,
— Leise durch die Nacht allein
Zog dahin ein Traumgedanken.

Die Schildwache.

Die Bäume stehen all entlaubt,
Nur seufzend wiegt die Fichte ihr Haupt,
Als wie im tiefsten Keime wund,
Dieweil den harten, weißen Grund
Gefrorner Schnee und Reifen
Im Nachtwind rieselnd streifen.

Die Schildwach' schreitet hin und her
Am Thor im Arme das Gewehr,
In tiefster Ruhe liegt die Stadt,
Der Bursche nickt, als wär er matt,
Und lehnt sich, — still ist Alles —
Sacht' an das Bord des Walles.

Er schaut in die Dezembernacht:
Orions Gürtel blitzt voll Pracht,
Durchsichtig blau der Himmel hängt,
Das kleinste letzte Sternlein drängt
Sich in den Kranz der Sterne
Aus seiner tiefsten Ferne.

Und ob die Glieder müd' und schwer,
Die Seele schweift durchs blaue Meer
Der stillen Nacht, so weit, so frei,
An tausend Sternen rasch vorbei;
Tief unten liegt entschwunden
Die Welt vom Tod gebunden.

Die Nacht entloh, der Tag brach an
Und lautes Treiben rings begann;
Es haucht der Bürger sich die Hand,
Das Tagblatt kam und drinnen stand:
Heut Nacht sei an den Thoren
Eine Schildwach' erfroren. —

E voll Herz.

Ich der dy Herzli voll Freud und weisch nit
Wo de witt use u ane dermit,
Meinisch, es möcht 's Uebergwicht eppe beko:
Fang nur a z'singe, es lychteret scho.

Witt aber singen und weisch de nit was?
Lueg nur durch's Fenster: Wie grün ist nit 's Gras'
D'Bäumli voll Blätter und d'Blümli voll Pracht
Thüend der's scho sagen, u d'Sunne, wo lacht.

Schynt aber d'Sunne nit, lyt duße Schnee,
Siehsch e kei Vänbli, kei Blüemeli meh;
He so mach d'Auge zu, juchzge druf zu'
Für e voll Herz isch e Juchzger scho gnu.

Aus „Adalbert Meyer.“ [1]

Zweiter Akt.

Zweite Scene.

(Ein finsterer Kerker, an den Wänden sind Folterinstrumente aufgehängt.)

(Meister Iselin der Scharfrichter Ephraim.)

Iselin.

Na, Jud', wie geht's mit deiner Gliedersucht?
Scheinst mir noch müde von den Anstrengungen,
Die beim Bekennen du gemacht! —
Willst du nicht sprechen? Ei, verflucht!
Ich löse dir wohl deine Zungen
Hier mit der Zange, hab' nur Acht!

(Ergreift eine Zange.)

Ephraim.

Laßt mich! gebt mir zu trinken.

Iselin.

Gelt, das Schwitzen
Hat dir so Durst gemacht? Allein der Wein,
Den wir im Gasthaus hier besitzen,
Der ist nicht koscher.

Ephraim.

So laßt mich allein,
Und quält mich nicht.

[1] Die Fabel zu diesem Drama hat Meyer-Merian aus einer ungedruckten Chronik entlehnt, welche Folgendes berichtet:

„Zu Basel war ein Burger von einem alten, berühmten Geschlecht: Adelbert Meyer. Dieser war für einen der reichsten Burgeren gehalten. Er kam hernach in das Regiment und nahm eine reiche Wittwe zur Ehe, welche hernach vorgab, der Meyer ihr Ehemann sei ein Schwarzkünstler; daher sie sich von ihm scheiden ließ. Er aber wollte ihr nichts herausgeben bis man ihm seinen Hausrath angefangen zu verganten. Er wurde darauf, weil er krank war, in einem Sessel auf das Rheinthor getragen; also war ihm von seinem zeitlichen Gut nichts übergeblieben. Inzwischen ist auch durch einen Juden erwiesen worden, daß er einen Spiegel habe, in welchem er alle seine Mißgünstige sehen könne. Kurz hernach ist er in der kleinen Stadt in ein Haus verbannisirt worden, worüber er für großem Kummer ganz grau geworden. Einer seiner Söhne wurde über seinen kläglichen Zustand ganz sinnlos, der andere verdarb. Sein Tochtermann und seine Tochter wurden auch für Schwarzkünstler gehalten.“ —

Iselin.

Nein, sonst versauerst du;
Ich muß dich unterhalten. Doch wozu
Ich eigentlich hieher gekommen bin,
So wollt' ich gerne deinen Hals besehn.

(Besieht ihn.)

Er ist hübsch lang, es wird vortrefflich geh'n!
Nur Schad', hier steckt ein kleiner Kropf darin;
Doch fürchte nichts, der hindert nicht.

Ephraim.

Was gehet denn mein Hals euch an?

Iselin.

Der geht mich freilich an, du Wicht;
Er geht mich an, indem er dir geht ab —
Wenn ich dich köpfe.

Ephraim.

Köpfen mich? was hab'
Ich denn gethan? Ist hier kein Recht zu Haus?

Iselin.

Was? Recht und Jude? — Recht ist Alles hier
Bei euch, ihr Christusmörder! — Aber schier
Fürcht' ich, es werd' am Ende doch nichts draus:
Die Herren von der Regierung schicken nur
Durch Feuer noch dem Teufel jetzt retour,
Was sein gehört. Nun tröste dich! dein Bart
Macht sich gewiß auch ganz appart,
Wenn er zu kniftern anfängt.

Ephraim.

Gott, au wai!
Ich bin unschuldig!

Iselin.

Laß doch dein Geschrei
Und glaub' das nicht! Ein wenig nur Geduld,
Und wieder frag' ich dich und habe dann,
All meine Sächelchen bei mir, da kann
Ich mit dir spielen und du wirst gewiß
Mir im Vertrau'n gestehen das und dies
Und selber widerrufen, was du jetzt

Von Unschuld dir in deinen Kopf gesetzt.
Auch sollst du g'nug bekommen, daß du nicht
Mehr über Farben klagest, armer Wicht:
Sieh' nur hier diesen Hasen! kommt erst der,

(er langt das Folterwerkzeug herunter)

Weißt du dich nicht zu fassen mehr.
Zwar ist er stark gespickt, indeß die Noth
Kennt auch für Juden kein Gebot,
Er wird dir dennoch trefflich schmecken,
Du wirst darnach die Finger lecken:
Schau her, wie appetitlich!

Ephraim.

Ach, das halt'
Ich nimmer aus, mir wird schon heiß und kalt
Blick' ich's nur an.

Iselin.

Und wie ein Cavalier
Erscheinst du dann, nicht wie ein Jude, der
Dem Teufel schon verfallen, hast du hier
Den Kragen nur erst um. So sieh doch her!

(zeigt ihm die verschiedenen Marterinstrumente)

Und da die Stiefeln! für 'nen Spanier dann
Sieht wahrlich alle Welt dich an.
Du wirst dich wie der Großtürk' strecken
Und auf der Leiter dehnen und recken,
Vor lauter Wollust hin und wieder,
Wann wir dir kneten deine Glieder.
Bei Gott! was du von meiner Herrlichkeit
Bis jetzt geseh'n war eitel Lumperei:
Mit Daumenstock und Fußband hält zur Zeit
Man bald jedweden Bettelbuben frei.

Ephraim.

Ihr seid ein Unmensch, ein Barbar!

Iselin.

Du Thier!
Schweigst du! ich zwicke dich mit glüh'nden Zangen
Schon jetzt, mir extra zum Plaisir,
Eh' das Verhör noch angefangen.

Ephraim.

Errette, Gott, vor den Verfolgern mich!
Erhebe gegen deine Feinde dich,
Die ohne Ursach nach dem Leben
Blutgierig mir mit Netz und Gruben streben!

(Vorige — Pfarrer Ryff.)

Ryff.

Bist du nun wohl in dich gegangen,
Verstockter Sünder? oder hält
Dich noch des Teufels List gefangen
Und läugnest frech vor Gott und Welt
Dein sündhaft und verrucht Vergeh'n?

Ephraim.

Hab' kein Verbrechen zu gesteh'n.

Ryff.

Du lügst!

Iselin.

Ei, Herr, verschärfte Folter bringt
Zu Tag, was der Ermahnung nicht gelingt.

Ephraim.

Ich bin ein schwacher Mann und halt's nicht aus,
Ertrug ja kaum der ersten Marter Graus;
Was wollt' ihr denn?

Ryff.

Du sollst gestehn!
Hast du den Rathsherrn Meyer oft gesehn
Und kennst ihn wohl?

Ephraim.

Ich kenn' ihn, ja.

Ryff.

Ihr standet euch wohl beide nah?

Ephraim.

Ich war einmal in seinem Haus
Und kramt' ihm alte Schriften aus.

Ryff.

Nun weiter!

Ephraim.

Weiß sonst nichts.

Ryff.

Er kennt
Die schwarze Kunst wohl aus dem Fundament?
Triebt ihr zusammen eure Zauberei?

Ephraim.

Was denket ihr! der Herr?

Ryff.

Was wär' dabei?

Ephraim.

Beim Barte Jakobs! fremd' ist mir sein Wandel,
Trieb, wie gesagt, mit ihm nur Bücherhandel.

Ryff.

Dein Leugnen hilft dir nichts, gedenke
An Gottes Straf' und daß ich dir,
Wenn du getreulich Alles mir
Bekennst, für dein Verbrechen Gnade schenke.

Ephraim.

Von keinem Christen will ich Gnade,
Gebt mir mein Recht!

Ryff.

Du wolltest lästern? du?

Iselin.

(Der unterdessen in einem Kohlbecken eine Zange geglüht hat.)

Die Zange, würd'ger Herr, ist heiß im Nu,
Gebraucht sie, denn sonst wär' es Schade.

Ephraim.

Au wai! o haltet ein!

Ryff.

Bekenne noch
Was du von Meyern weißt.

Ephraim.

So fragt ihn selber doch,
Ob ich je mehr gehabt mit ihm zu thun,
Als ich gesagt!

Ryff.

Du höhnest mich? Ei nun,
So mag die Folter dir den Starrsinn brechen.

Ephraim.

Weh mir! — nun ja, so will ich sprechen
Und euch gesteh'n auf euer Geheiß,
Was ich von Rathsherrn Meyer weiß.

Ryff.

Gesteh'! doch nur die Wahrheit lege dar
Und mindre nicht und auch nicht mehr, als wahr;
Denn nicht aus Hast, der Strafe zu entgehn,
Sollst etwas anders, als es ist, gestehn;
Hörst du, mit deiner eig'nen Seele Heil
Geh' wohl zu Rath, bedenk' dein bess'res Theil!
Verstehst du mich?

Ephraim.

Ja, ja, es soll
Geschehn. Doch schwöret jetzt mir Freiheit.

Ryff.

Ich einem Juden schwören? Bist du toll?

Ephraim.

Sonst foltert ihr mich noch dazu.

Ryff.

Schweig', Sünder, und heb' dein Geständniß an!

Iselin.

Nicht schöner mehr die Zange glühen kann,
Jetzt wär' die beste Zeit.

Ephraim.

O Gott! es brennt
Mich schon an allen Gliedern! — Hört! — Ich war
Bei Meyer, ja, noch ist's kein Vierteljahr,
Und bracht' ihm zum Verkauf ein Pergament;
Indessen, was darauf stand, ich konnt's nicht lesen,
Es ist in fremder Sprach' gewesen;
Doch waren auf seltsame Weise
D'rin Dreieck, Würfel, Sterne, Kreise
Und weiß nicht was, mir war's zu kraus.

Ryff.

Dies war in seinem eigenen Haus?

Ephraim.

In seinem Zimmer war es, ja.

Ryff.

Und nun? was Alles sah'st du da?

Ephraim.

Büchsen, Tiegel, Phiolen, Retorten
Apparate von allen Sorten
Sah' ich auf Tisch und Bänken steh'n
Gar wundersamlich anzusehn.
Doch von dem Kuriosen allen,
Da ist ein Schrank mir aufgefallen,
Ganz ungewöhnlich figuriert,
Mit Bild und Zeichen reich verziert.
Die Thüre d'ran war aufgegangen:
D'rin sah' ich einen Spiegel hangen.
Den Rathsherrn fragt' ich nun zum Schein,
Ob dieses Kästlein sollte käuflich sein?
Und nachher wieder, nur so nebenhin,
Es sei gewiß was Seltenes d'rin?
Zur Antwort gab er mir mit Lachen,
D'rin seien wunderbare Sachen,
So hab' er einen Spiegel stehn,
D'rin könn' er Feind und Neider sehn.
Wie ich ihn d'rauf im Pergamen
Vertieft sah, schlich ich an den Kasten,
That hin und wieder an den Thürlein tasten,
Bis endlich sie geöffnet stehn
Und ich hinein konnt' in den Spiegel sehn;
Da sah ich . . . .

Ryff.

Nun was denn?

Ephraim.

Ich darf es nicht
Euch rundweg sagen ins Gesicht.

Ryff.

Sprich!

Ephraim.

Nimmermehr! ihr zürntet mir.

Ryff.

Willst du mir's sagen? — Ich befehl' es dir!

Ephraim.

Nun: als ich schaute nach dem Spiegel hin,
Gewahrt' ich eines Pfarrers Bild darin;
Ich glaub' das eure.

Ryff.

Meins?

Ephraim.

Mir schien es nur;
Es glich euch sehr, war euere Figur,
Doch kann ich irren — ja, ich irre sicherlich.

Ryff.

Nein, nein, ich war es ganz gewiß!

(Für sich.)

Als eifrigen Vertreter kennt er mich
Der Religion, die ihm ein Aergerniß;
Drum hat er stets mit Haß auf mich gesehn.

(Laut)

Doch sprich, was du noch weiter zu gestehn!

Ephraim.

Ei nun, er blickt' empor und sah mich dort
Und jagte d'rauf mich scheltend fort.
Jetzt wißt ihr was ihr wollt; drum laßt mich frei
Wie ihr verspracht.

Ryff.

Du rechtest? — Nun, es sei
Wenn Alles sich, wie du's gesagt, erwahrt!
Doch schwörst du mir der Rede Wahrheit zu?

Ephraim.

Ei ja doch!

Ryff.

Gut, nun hast du Ruh'
Bis morgen früh, wo ich dich wieder finde.

(Zu Zselin.)

Und ihr behandelt ihn indeß gelinde,
Bringt ihn aus diesem finstern Loch
Und reicht ihm etwas Trank und Speise noch.

Iselin.

Bedenket, daß es nur ein Jude ist.

Ryff.

Ich weiß, warum ich's will.

(Beide ab.)

Ephraim

(allein)

Verfluchter Christ!
Wärst du gestanden so vor mir,
Wie ich vor dir, mehr hätt' ich dich gequält,
Als du mich quältest, hätte Freiheit dir
Versprochen, bis du Alles mir erzählt,
Und wenn du dann gemeint sie zu erfassen,
Hätt' ich aufs Neue dich verzweifeln lassen.
Ich glaube, daß der Rathsherr schuldlos sei,
Es war wohl nicht des Pfaffen Conterfei.
Das ich im Spiegel drin gesehn;
Allein sie wollten an ihn gehn
Und mir ist's gleich, ich freut' mich dessen,
Denn ledig werd' ich aller Qual,
Und Christen sind sie allzumal:
Sie mögen sich aus Christenliebe fressen!

Dritte Scene.

Ein Zimmer in Adalb. Meyer's Hause mit allerlei chemischen und physikalischen Apparaten.

(Adalbert und Germann bei chemischen Arbeiten, später Barbara.)

Adalbert.

Reich' die Phiole dort, zur Hälfte nur
Gefüllt mit äzendem Fluidum:
Gebunden liegt drin was Natur,
Nur Scharfes hegt.

(Gießt davon in eine Schale.)

Sieh das Metall, das stumm
Und kalt hier lag, es schäumt voll Hast,
Es ahnt die Braut, verborgen in den Säften,
Und sprengt die Bande und erfaßt

Sie innig fest mit übermächt'gen Kräften.
Wie ihre Geister sich erkennen,
In eine Gluth zusammenbrennen,
Sind auch verwandelt Beide wunderbar
Und dir entschwindet, was ein jedes war:
Das starre Erz im weichen Schooß zerfloß,
Des Nasses, drein es seine Kraft ergoß.

Germann.

Verborgen ist's, in Nichts verzehret scheint,
Was sich auf's innigste vereint.

Adalbert.

Unlösbar glaubst du sie verbunden, doch
Du irrst: in den Vermählten beiden
Schläft eine Liebe, die viel tiefer noch
In ihres Lebens Wesen greift und scheiden
Kann, was du innig siehst in Eins verbunden,
Daß diese erste Liebe scheint verschwunden.
Sieh diesen Stahl!

(Nimmt einen Stahl.)

Ich senk' ihn in die Flüssigkeit;
Der stärkern Liebe ruf' ich so, — sie wacht
Gewaltig auf, und was für alle Zeit
Vereinigt schien, das stößt sich ab mit Macht.
Hier Dies steht wieder in der Urgestalt,
Dieweil mit Liebesallgewalt
Der Andre schon den Freund umfaßte, der
Die heil'gern Rechte hat vom Uranfange her:
Da schaue hin, mit einem Mal,
Wie umgewandelt ist der blanke Stahl.

Germann.

So ließe wohl sich wirklich hoffen,
Daß auch aus werthlos rohen Stoffen
Die Kunst das edle Gold ausscheiden mag,
Das nur verdeckt in schnöden Banden lag?

Adalbert.

Mit solchem thöricht eiteln Streben,
Hat Mancher Reichthum, Glück und Leben
Umsonst verpufft.

Germann.

Geläng' es nur zu finden
Den Zauberschlüssel, den Talismann,
Der jene Kräfte mag entbinden,
Die an das Niedrige das Edle fesseln an!
Dann trät' in ungetrübtem Scheine
Das Gold hervor, es glänzten Edelsteine,
Dem Prinzen gleich, den Zauberers Gewalt
Auf eine Zeit gebannt in scheußliche Gestalt.

Adalbert.

Verborgen sind die tiefsten Kräfte, die
In der Natur verschloßnem Schachte gähren,
Nur das Geschöpf, das sie gebären,
Wird offenbar, die Kunst des Schaffens nie:
Ein ewig Räthsel bleibt's, was wir erkennen
Und stumpf Entstehen und Vergehen nennen.
Vergehen? — diesen ungereimten Reim,
Der in sich trägt des Lebens tiefsten Keim!
Denn was Natur anfänglich je gewebt,
Auch fort für alle Ewigkeiten lebt,
Es wandelt nach Gesetzen nur, uralten,
Den großen Wechselkreis der tausend Erdgestalten

Germann.

Was für Gesetze sind dies?

Adalbert.

Haß und Liebe
Regiert die Welt und von dem einen Triebe
Zum andern schwanket sie, bald dieser siegt
Bald jener, aber nur in beiden liegt
Die Götterkraft, das heil'ge Weben,
Daraus geboren wird das junge Leben:
Es ahnt der Mensch nur die Gesetze, die
Hier walten, doch begreift sie nie.

Germann.

Und wär' es einem weisen Meister nicht
Durch Zufall oder Forschung je gelungen,
Den Schlüssel hier zu finden, daß ihm licht
Das Dunkel wurde, das kein Aug' durchdrungen?
Vielleicht auch, daß in mitternächt'ger Stunde
Ihm Geister brachten vom Geheimniß Kunde,

Wie's allgemeiner Glaube meint
Und manche Nachricht zu verbürgen scheint!

Adalbert.

Nur überird'sche Mächte sieht
Das Volk, wo Manneswesheit, Mannesmacht,
Mit Fleiß ein dauernd Glück zu Stande gebracht,
Wie es den Unentschiednen ewig flieht;
Gelegenheit und Muth das Glück zu fassen,
Heißt Zauberei, es nicht zu lassen
Der Weisen Stein; du aber nutze ungescheut
Nur, was Natur dir schon bereitet heut.

Germann.

Fürwahr, ich glaubte, mit Vergunst,
Ihr hieltet mehr auf die geheime Kunst.

Adalbert.

Die Kunst ist nur geheim dem Ungeweihten
Und liegt, wie Pergamen aus alten Zeiten,
Mit reichverzierten Chiffern vor der Welt,
Die sie nicht lesen kann und drum für Wunder hält.
Doch wer den Sinn, der liebt und prüft zugleich,
Mitbringt, dem öffnet sie ihr unbegrenztes Reich:
Sie ist ein Born, darin als Wellen
Stets neue Lebensfreuden quellen!

Germann.

Ja, wem es ist, wie euch, gelungen,
Daß er die Kunst so ganz durchdrungen.

Adalbert.

Seit ich des Staates Kampfplatz fern
Und fern dem öffentlichen Leben,
Ist sie das Feld, darauf sich gern
Mein Geist ergeht, die für sein Streben
Ihm bietet immer frische Nahrung,
Durch reicher Wunder Offenbarung:
Sie bleibt fortan mein harmlos, einzig Ziel.
Hab' ich mir doch in mein Asyl
Die Achtung aller Bürger ganz,
Sowie den Dank des Vaterlands,
Als theures Eigenthum gerettet
Und sie auf ewig fest an mich gekettet!

Ein liebes Weib, das ich mir auserſah,
Gewährt mir noch dazu in ſpätern Tagen,
Wonach vergeblich jung ſo Viele jagen!
Nicht wahr, du meine traute Barbara;

(Bietet ihr die Hand.)

Barbara.

Ja, aber doch . .

Adalbert

(fortfahrend)

Faſt iſt mir nichts geblieben,
Das noch zu wünſchen; Kinder die mich lieben,
Sie machen voll mein Glück, da ſie die Ehren,
Den Reichthum mit mir theilen und vermehren;
Indem ich zwiefach ſo genießen kann,
Schau ich mein Glück in ihnen wieder an.

Germann.

Ja, ihr ſeid glücklich, was die Welt
Nur wünſchenswerth und köſtlich hält,
Ihr habt's gehäuft auf euer Haupt:
O, werd' es niemals euch geraubt.

Adalbert.

Das wird es nicht, ich bin der Schöpfer ja
All jenes Glücks, das mir verbündet
Und ſeine Pfeiler ſtehen wohlgegründet
In meiner Bürger Dank und Achtung da,
Sowie in eurer Liebe und ſo lange,
Als die nicht wanken — und ſie werden nie, —
Iſt vor des Glückes Einſturz mir nicht bange.

Barbara.

Mein Gott, du redeſt ſo vermeſſen!

Adalbert.

Wie?

Barbara.

Es möchte Gott für deinen Stolz dich beugen,
Denn was er dir aus Gnade nur verlieh,
Als Gnade ſollſt du dankbar das bezeugen;
Du aber ſiehſt als eignes Werk es an.

*

Adalbert.

Wohl hat der Himmel seinen Antheil dran:
Er gab Gedeihn, allein die Kraft,
Die Alles dieses mir verschafft,
Der Trieb in's Innre der Natur zu dringen
Und unabläßig immer fort zu ringen,
Die quellen doch in mir und sind nur mein.

Barbara

Von oben kommt das Gute stets allein
Doch du, o laß es mich gestehn,
Suchst es durch ird'sche Künste und
Mit unterird'scher Macht im Bund
Dir zu erzwingen, statt von Gott es zu erflehn.

Adalbert.

Wenn ich erforsche die Natur,
Gebrauch' ich denn nicht Gottes Gaben nur?

Barbara.

Wohl bessre Wege giebt's fürwahr,
Des Lebens Weisheit zu gewinnen
Und zu verstehn die Welt und Alles drinnen,
Das ist die Religion, die offenbar
Uns macht, was uns zu wissen gut;
Nicht Kräfte braucht es, noch Gewalten,
Die dunkel und verborgen walten,
Drin sich das Herz verstricken thut
Und kehret ab von Gott in sünd'gem Muth
Und kann sein Sehnen doch nicht stillen.

(Dringend.)

O Adalbert, um deiner Seele willen
Und wenn an meiner Liebe dir gelegen,
Kehr' um, kehr' um von solchen dunkeln Wegen!

Adalbert.

Was soll das wieder? und wozu
Die steten Klagen? siehe, du
Verstehst das nicht, drum quäle dich
Mit solcher Rede nicht, noch mich.

Barbara.

So sprichst du immer, wiesest stets mich ab,

So oft ich dich ermahnet hab':
Ich ließ mich durch dein Wort bethören,
Statt auf die inn're Stimme nur zu hören.

Adalbert.

Jedweden Vorwurfs magst du dich entschlagen;
Nochmals, verschone mich mit deinen Klagen!

Barbara.

Ob du mir zürnst, in Gottes Namen, ja
Es schmerzt mich, aber ein Gebot ist da
Das, mächtiger als Menschenfurcht und Liebe,
Verstummen heißt all' andern Triebe,
Das mir gebietet, dich zu warnen
Vor Satans List und Trug, die dich umgarnen;
Denn Recht und Unrecht, diese beiden,
Mag auch ein einfach Herze unterscheiden.

Adalbert.

Doch sieht ein solches Gutes oft für schlecht,
Und wieder Unrecht an für Recht.

Barbara.

Es sagen's Andre noch, nicht ich allein,
Die besser all dies sehen ein.

Adalbert.

Ei wirklich? nun denn, sage Wer
Nimmt wohl mein Heil zu Herzen sich so sehr?

Barbara.

Es sagen's viele Fromme.

Adalbert.

Welche?

Barbara.

Nun,
Es sagt's auch unser Pfarrer Ryff.

Adalbert.

Wie? er?
Der Pfaffe? Ei, was hat er hier zu thun?

Barbara.

Er ist mein Seelenhirt; den ersten Segen
Des Christenthums that er in's Herz mir legen,

Er reichte mir zum ersten Mal
Den Kelch des Heils und der Vergebung,
Er stand mir bei in mancher Qual,
Auch fand mein schwanker, müder Glauben
Gar oft in seinem Wort Belebung:
Du wirst mich seines Trostes nicht berauben?

Adalbert

Dein Glaube, Weib, ist heilig mir und wichtig,
Ich tret' ihm nicht zu nah, doch hüte dich,
Daß nicht von dort dein Pfarrer sich
Auf ein Gebiet verirrt, das ihm nicht pflichtig!

Barbara.

O Adalbert, wenn du ihn kenntest, wie
Nur Gottes Ehr' es ist, der Kirche Wohl,
Sowie das Heil der Seelen, die
Ihn ganz erfüllen, anders sprächst du wohl
Und schautest nicht mißtrauisch Alles an.

Adalbert.

Du kennst ihn wie ein Weib, ich wie ein Mann.
Kreuz' er mich nie auf meinen Wegen!
Denn freundlich trät' ich nimmer ihm entgegen.
Als er in Staatsgeschäfte sich gemengt,
Hab' ich ihn leichtverweisend weggedrängt,
Doch wenn er in des Hauses Innre sich
Einwühlen wollte, sicherlich,
Der Bürger gäb' ihm einen härtern Rath,
Als der Regierung Abgesandter that!

Dr. K. R. Hagenbach.

Dr. Karl Rudolf Hagenbach, Sohn des als Botaniker vortheilhaft bekannten Professors der Medizin Karl Friedr. Hagenbach, wurde den 4. März 1801 in Basel geboren. Nachdem er in Bonn und Berlin Theologie studirt, trat er 1823 in seiner Vaterstadt als Dozent auf, wurde außerordentlicher und 1828 ordentlicher

Professor, 1830 Doktor der Theologie und später Mitglied des Kirchen- und Erziehungsrathes. Als Schüler Schleiermacher's gilt er für einen der gediegensten Vertreter dieser Richtung. Seine vorzüglichsten Schriften sind die „Encyklopädie und Methodologie der theolog. Wissenschaften" (6. Auflage, Leipzig, 1861) die „Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz" (6 Bde., 2. Auflage Leipzig, 1851) sein „Lehrbuch der Dogmengeschichte" (2 Bde., 2. Aufl., Leipzig, 1837) „Predigten" (4 Bde.) und die „Vorlesungen über die Kirchengeschichte des Mittelalters" (2 Thle., Leipzig, 1861).

Gedichte von K. R. Hagenbach. Zweite Auflage. 2 Bde. Basel, Schweighauser'sche Verlagshandlung, 1863

Unser Dichter zählt sich in bescheidener Weise nur zu den poetischen Dilettanten; der Zweck seiner Poesie ist Erbauung und Belehrung. Diese Zwecke erreicht er besser als viele, die sich zu den Zunftgenossen rechnen, durch schlichte Darlegung seiner Empfindungen, die nicht nach hohen Worten und Bildern ringen, durch gewandte Beherrschung der Sprache (in dem Cyclus „Luther und seine Zeit" ist ihm besonders der naive, treuherzige Ton des alten Hans Sachs gelungen) und durch einen liebenswürdigen Humor, der namentlich seine idyllischen Stücke würzt. Der brausende Most der phantasievollen Dichtung ist bei Hagenbach zum milden Wein einer Poesie abgeklärt, die im Ganzen einen religiösen, parabolischen und gnomischen Charakter trägt, aber sich nicht selten auch zu idyllischer Anmuth und zur originellen Charakteristik erhebt.

Weihnachtshymne.

Wo find' ich ihn, den meine Seele suchet,
Der meines Herzens tiefes Sehnen stillt,
Wo find' ich ihn?
Die Ahnung trägt den Blick nach Himmelsfernen;
Wohl leuchtet ihm aus Blumen und aus Sternen
Entgegen manches Gott verwandte Bild,
Ihn fand ich nicht.

Den Richter fand ich, der dem Bösen flucht,
Der unerbittlich streng die Wage hält,
Ihn fand ich wohl;

Doch den Erbarmer, der das Wunde heilet,
Der das Verlorne zu suchen eilet,
Den großen Retter einer Sündenwelt,
Ihn fand ich nicht.

Ich saß im Rath der Weisen dieser Erde,
Begierig fragt ich in der Weisen Rath,
Wo find' ich ihn?
Sie wiesen mir das Ideal der Tugend.
Es ward der holde Leitstern meiner Jugend,
Ich dürstete nach edler großer That,
Ihn fand ich nicht.

Auch an der reinsten Tugend hing die Sünde,
Denn auch der Beste war nicht fleckenlos:
Wo find' ich ihn,
Den Einen, den kein imm'rer Vorwurf störet,
Der nie des Irrthums eitler Wahn bethöret,
Der ewig wohnet in der Gottheit Schooß?
Wo find' ich ihn?

Da ging ein Stern mir auf im Morgenlande,
Er leitete nach Bethlehems Gefild',
Da fand ich ihn.
Geboren in des niedern Stalles Krippe,
Ein Kindlein, hangend an der Mutterlippe,
Fand ich der Gottheit menschlich reines Bild,
Anbetungsvoll.

Geboren ist der Held aus Juda's Stamme,
Es jauchzet ihm der Engel lichter Chor:
Halleluja!
Des Himmels Fried' ist auf ihn ausgegossen,
Und mächtig unter seinen Tritten sprossen
Der Menschheit Blüthen edelste hervor,
Halleluja!

Den Vater lehret uns der Sohn erkennen.
Der ewig wohnet in des Vaters Haus,
Das Wort aus Gott!
O laſſ' mich wandeln, Herr! in deinem Lichte,
Dann ſchau' ich in des Schickſals Weltgerichte,
Im Sternentanze, wie im Sturmgebraus
Des Vaters Bild.

Die Welt und ihre Luſt.

„Die Welt vergeht mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit."
1 Joh. 2, 17.

Die Welt vergeht mit ihrer Luſt,
Doch ewig bleibet Gottes Wille,
Des Tags Gewühl, des Abends Stille,
Sie hallen's wieder in die Bruſt,
Die Welt vergeht mit ihrer Luſt.

Die Welt vergeht mit ihrem Schein
Und auch das Schönſte hat kein Bleiben,
Ermüdet von dem irren Treiben
Such' ich die Ruh' bei dir allein,
Die Welt vergeht mit ihrem Schein.

Die Welt vergeht mit ihrem Glanz,
Drum ſoll mich keine Größe blenden,
Was angefangen muß ſich enden.
Das Ew'ge nur bleibt ewig ganz,
Die Welt vergeht mit ihrem Glanz.

Die Welt vergeht mit ihrer Pracht,
Verbleichen wird des Mondes Schimmer,
Erlöſchen wird das Sterngeflimmer,
Und ſchaurig tönt es durch die Nacht,
Die Welt vergeht mit ihrer Pracht.

Die Welt vergeht mit ihrem Traum,
Wenn ſich die Blüthen matt entfärben,

Sie liebten mir der Brüder sterben.
Ruft's durch des Friedhofs öden Raum,
Die Welt vergeht mit ihrem Traum.

Die Welt vergeht mit ihrem Spott,
In Demuth will ich deinen Willen
Gehorsam als ein Kind erfüllen,
Du bist mein Vater, du mein Gott,
Die Welt vergeht mit ihrem Spott.

Die Welt vergeht mit ihrem Schmerz,
Drum soll mich weder Freud' noch Leiden
Nicht Angst noch Hoffen von dir scheiden,
Du stillen das gequälte Herz,
Die Welt vergeht mit ihrem Schmerz.

Der Pathengulden.

Aus dem Cyclus „Luther und seine Zeit".

Wohl manches Vaterhaus ist mehr
Mit Kindern als mit Gut gesegnet,
Auch dies ist nicht von ungefähr
Dem Doktor Luther so begegnet,
Der oft mit Gottes Hülf' und Rath
Auch in der Armuth Gutes that.

Frau Käthe lag, wie's oft geschah,
Mit einem Kindlein in den Wochen,
Und manche Truhe wurde da
Und manches Fäßchen angestochen,
Bis endlich in dem groben Sieb
Nur wenig Vorrath überblieb.

Hier fehlt's an Tel und dort an Holz,
Bald in der Küche, bald im Keller,
Und ach! der letzte Thaler schmolz

Zusammen mit dem letzten Heller;
Da kam ein armer Mann in's Haus
Und bat sich eine Gabe aus.

Vom großen Haufen ist es leicht
Ein winzig Körnlein auszugeben,
Doch wer das letzte Scherflein reicht,
Der weiß den rechten Schatz zu heben,
Den Gott nach milder Vaterart
Den Kindern droben aufbewahrt.

Auch dieses Scherflein fehlet jetzt,
Leer sind des Doktor Luthers Taschen,
Schon manches Pfand ist ihm versetzt,
So mag er denn in Unschuld waschen
Die Hand' und sprechen zu dem Mann:
Bei mir nicht, klopfe sonst wo an.

So hätten selber du's gemacht,
Und mancher Biedermann nicht besser:
Doch reifer hat es der bedacht,
Den auch im Drange der Gewässer
Sein Herrgott nie ertrinken ließ
Und stets ihm einen Ausgang wies.

Beschenkte nicht am Taufaltar
Der Pathen Huld das Söhnchen neulich
Mit einem Gulden, blank und baar?
Und den bewahrt die Mutter treulich:
Deß ward der Doktor Luther froh,
Und zu dem Gulden sprach er so:

„Lang lägest du ein todter Schatz,
Mein Freund, in der verschloßnen Büchse,
Wollt'st warten du an diesem Platz,
Bis einst heran das Söhnchen wüchse.
Auf! trage Früchte, Zins auf Zins,
So freuet Gott sich des Gewinns."

Zwar traurig auf den Gulden blickt
Frau Käthe: soll auch dieser wandern?
Doch Luther sprach: Wer den geschickt,
Kann morgen spenden einen andern;
Er gab ihn flugs dem armen Mann,
Und damit war es abgethan.

Des Liedes und der Liebe Macht.

Wo nähm' ich Luft und Odem her,
Wenn nicht die Macht des Liedes wär'?
Des Liedes Macht,
Die Tag und Nacht
Zum reinen Quell der Freuden macht.

Wo nähm' ich Trost und Hoffnung her,
Wenn keine Macht der Liebe wär'?
Der Liebe Macht,
Die sehnend wacht
Vom Himmelsodem angefacht.

Wo nähm' ich Lieb' und Lieder her,
Wenn nicht ein Gott im Himmel wär',
Der Liebesluft
Und Liebesluft
Beweget in des Menschen Brust?

Drum preis' ich Gott von Herzens Grund,
Der mir das Lied giebt in den Mund,
Und in das Herz
Der Liebe Schmerz,
Und beide lenket himmelwärts.

Drum laß' ich Lieb' und Lieder nicht,
Ob alles sonst zusammenbricht,
Nach oben zieht
Mich Lieb' und Lied
Zu dem, der all' mein Sehnen sieht.

Und wenn mein Lied dereinst verklingt,
Die Liebe bleibt, die Liebe singt
Mir noch in's Grab
Ihr Lied hinab,
Wenn ich schon überwunden hab'.

Geistliches und Weltliches.

Was soll die Theilung mir, die ältliche,
In geistliche Gedicht' und weltliche?
Ist nicht die Welt, die tausendheilige,
Gehalten durch das eine Heilige?
Dieß Eine geistlich-weltlich zu entfalten,
Das Niederste ins Höchste zu gestalten,
Den Scherz im Ernst, den Ernst im Scherz bewähren,
Das Irdische ins Himmlische verklären,
Das, Freunde! mein' ich, fühltet ihr's noch nie?
Ist Grundgeheimniß aller Poesie.

Das Geistliche, das Ueberschwängliche —
Zur Folie wird ihm das Vergängliche:
Erscheint dir nicht im Humoristischen
Das Ideale wie im Mystischen,
Hast du noch nie gelächelt unter Thränen,
Fühlst du im Jubel nie der Wehmuth Sehnen,
Ist nie dein Ohr zur Tiefe durchgedrungen,
Wo sich die Gegensätze ausgeklungen,
Ist dir die Welt verschlossen wie der Geist,
Dann sage mir was geist- und weltlich heißt!

Der alte Ziethen.

Der König macht' ein großes Mahl,
Es war Charfreitag eben;
Der König hatt' nen General,
Der war ihm treu ergeben.

Wer kennt den tapfern Ziethen nicht
An seinen grauen Haaren?
Nicht an den Schmarren im Gesicht
Den Meister der Husaren?

Der wie er Allen stets voraus,
Wo Schuß und Hiebe fallen,
Der soll auch bei dem Königsschmaus
Der erste sein von Allen.

So will's des Königs Majestät:
Doch also läßt der Ziethen,
Wie's eben ihm um's Herze steht,
Dem hohen Wirth entbieten:

„Charfreitag ist's; von seinem Thron
Hat mich der Gott der Gnaden,
Mich heute mein Erlöser schon
Zu seinem Tisch geladen." —

Und wieder gab ein großes Mahl
Der König seinen Degen,
Und Ziethen auch, der General,
Ist frisch und froh zugegen.

Der Becher kreist in wilder Lust,
Die Geister sind im Schwunge,
Es lüftet freier sich die Brust,
Und leichter wird die Zunge.

Champagner knallt; es schießt der Witz
Des Königs Blitz auf Blitze;
Denn unter Allen leuchtet Fritz
Mit seines Geistes Witze.

Doch wehe! wenn des Witzes Spiel
In frechen Spott sich endet,
Doch wehe wenn des Blitzes Ziel
Sich nach dem Himmel wendet.

„Sieh da! mein frommer General,
Ziethen, sei Er willkommen;
Wie ist Ihm denn das Abendmahl
Von seinem Herrn bekommen?

Und laut erschallt im Königssaal
Ein wieherndes Gelächter;
Denn auch der Dümmste fühlt einmal
Sich witzig als Verächter.

Den alten Ziethen irrt es nicht:
Stolz hebt er sich vom Sitze,
Den edeln Zorn im Angesicht,
Im Auge Schlachtenblitze.

Und vor den König tritt er hin
In seinen grauen Haaren,
Herr! daß ich keine Memme bin,
Hat er bei Prag erfahren.

Dem Tod hab' ich ins Aug' geschaut
Bei Hennersdorf und Leuthen,
In deinem Dienst bin ich ergraut;
All das will Nichts bedeuten.

Und willst du meinen Kopf, ich leg'
Ihn heute dir zu Füßen,
Doch Einem wirst in alleweg
Auch du dich beugen müssen.

Der ist's, der in dem Schlachtendrang'
Mich trug auf Adlersflügeln,
Der mir die Siegesfahne schwang
Auf blut'gen Leichenhügeln,

Der über Schutt und Tod und Graus
Dein treues Heer geführet —
Herr! ist's mit diesem Glauben aus,
Dann hast du ausregieret.

Der König hört's, der König schweigt,
Verstummt ist das Gelächter:
Vor seinem König steht geneigt
Der königliche Fechter.

Der König faßt ihn bei der Hand:
„O Glücklicher! nicht rauben
Will solchen Glauben ich dem Land,
Bleib' Er bei Seinem Glauben!"

Komm' auf's Land.

Hast du selber dich verloren
In der Städte Staub und Sand,
Komm' auf's Land, komm' auf's Land,
Werde neu geboren!

Auf dem Lande wehn die Lüfte
Frisch aus Gottes freier Hand,
Komm' auf's Land, komm' auf's Land,
Trinke Himmelsdüfte.

Auf dem Lande scheint die Sonne
Durch der Firne Rosenwand,
Komm' auf's Land, komm' auf's Land,
Fühle Morgenwonne!

Auf dem Lande grünt und flimmert
Täglich Gottes Festgewand,
Komm' auf's Land, komm' auf's Land,
Wo dir Hoffnung schimmert.

Auf dem Lande heilt die Wunde,
Kühlet dich des Schmerzens Brand,
Komm' auf's Land, komm' auf's Land,
Und dein Herz gesunde.

Das Kirchlein auf dem Berge.

Von dem Berg herüber läutet's,
Das ist nicht der Heerden Klang.
Sonntagsruhe, das bedeutet's,
Und das Volk, den Berg entlang,
Strömt in buntgeputzter Menge
Nach dem Kirchlein auf der Höh',
Gleich als ob's dem Weltgedränge
Nun auf immerdar entflöh'.

Folgen möcht' auch ich dem Zuge.
Doch mit jedem Tritte mehr
Steh' ich stille, sinn' und luge
Weit im weiten Thal umher,
Und derweil das Spiel der Glocken
Emsig, eifrig klinkt und klenkt,
Bin ich wie durch Geisterlocken
Schon ins Himmelreich versenkt.

Und wie aus den Eingebungen
Meines Himmels ich erwacht,
Ist das Läuten schon verklungen
Und die Kirchthür zugemacht.
Soll ich in der Andacht stören
Die Gemeinde? nimmermehr,
Kann die Predigt draußen hören,
Gleich als ob ich drinnen wär'.

Und wo nicht, nun so verkündet
Trefflich mir an seinem Ort
Schon dies Kirchlein festgegründet
Auf den Felsen, Gottes Wort.
Freudig stimmen tausend Zeugen
Rings in den gewalt'gen Chor,
Und wie sich die Kniee beugen,
Fliegt das Herz zu Gott empor.

Ein Gang um's Thor.

(In den Tagen vor der „Stadterweiterung".)

Ich nehm' mir alle Tage vor,
Ein kleines Stück zu wandern,
Und wär's auch nur von einem Thor
Bis wieder zu dem andern.

So wandert' gestern ich allein
Erst über grüne Auen,
Da spielten frohe Kinderlein,
Recht lieblich anzuschauen.

Sie suchten Blumen in dem Gras,
Je bunter, desto lieber,
Die schöne Kinderzeit ist das,
Dacht' ich, und ging vorüber.

Am Gärtchen kam ich dann vorbei
Mit seinen Rosenlauben,
Und flüstern hört' ich ihrer zwei
Von Liebe, Treu' und Glauben.

Verrathen will ich wahrlich nicht,
Ihr Lieben! euer Kosen,
Ein fühlend Herz, ein froh Gesicht,
Es ist die Zeit der Rosen!

Zum reifen Felde kam ich dann
Mit voller, brauner Aehre,
Und von der Stirn der Schnitter rann
Der Schweiß, der saure, schwere.

Das ist, so fiel es mir auf's Herz
Das ist die Zeit der Mühen,
So muß des reifen Mannes Erz
Im Feuerofen glühen.

„Noch fleißig?“ rief ich ihnen zu,
Mit heiterm Gruß sie labend,
„Herr!“ sprachen sie, „es geht zur Ruh',
Bald ist es Feierabend.“

Und eben senkt der letzte Strahl
Der Sonne sich hernieder,
Noch einmal leuchtet' aus dem Thal
Die milde Landschaft wieder.

Da langt' ich bei dem Friedhof an
Mit seinen süßen Schauern,
Daneben stand mir aufgethan
Die Stadt mit ihren Mauern.

Beim Lichte.

Die Mutter hat das Licht gebracht,
Nun Kinder! flugs herbei,
Den runden Tisch zurechtgemacht,
Die Stadt, das Lager und die Jagd,
Und auch die Schäferei.

Wie steht das neue Reiterheer
So prächtig hier zur Schau,
Dort weidet Wolf und Leu und Bär,
Als ob's im Paradiese wär',
Beim Schäflein auf der Au.

Und dieser bunte Kasten hier
Ist Noahs feine Arch',
Draus quillt hervor gar manches Thier,
Darunter liegt begraben schier
Der fromme Patriarch.

Auch fehlt der Thurm von Babel nicht,
Bauhölzer groß und klein,

Eins auf das andre aufgeschicht,
Bis alles risch' zusammenbricht,
O weh! der Thurm fällt ein!

Und nun das Häschen an der Wand,
Seht, wie's die Ohren stutzt,
Jetzt läuft es fort, jetzt hält es Stand,
Jetzt frißt es zierlich aus der Hand,
Seht, wie's die Augen putzt.

Der Vater kommt; nun geht der Spaß
Erst recht von neuem los,
O Vater komm', erzähl' uns was
Vom Kätzchen, das das Mäuschen fraß,
Komm' nimm mich auf den Schoos.

„Es war einmal ein Kätzchen schlau
Und eine dumme Maus,
Schwarz ist die Katz, das Mäuschen grau
Gar freundlich ruft die Katz: miau!
Komm', Mäuschen! komm' heraus.

Lieb Kindlein, trau' der Katze nicht,
So warnt die alte Maus,
Nicht hört es, was die Mutter spricht,
Gefressen wird der arme Wicht —
Nun ist das Märchen aus."

Jetzt, liebe Kinder, geht zur Ruh',
Schon schlägt es draußen Acht,
Hübsch aufgeräumt, den Deckel zu!
Gieb noch ein Küßchen mir, und du —
Und du noch eins, gut' Nacht!

Der zweite Sokrates.

(Auf den Tod Schleiermachers, 1831.)

Scheidend wendet sich der Weise
Zu der Freunde Trauerkreise,
Einen Becher in der Hand;

Tod soll ihm der Becher bringen,
Doch es hebt der Geist die Schwingen
Sehnend nach dem bessern Land.

Und er trinkt den Todesbecher,
Und der Odem gehet schwächer,
Und es stockt des Blutes Lauf;
Sokrates hat ausgelitten,
Doch das Licht, das er erstritten,
Gehet über Hellas auf.

Wieder senkt das Bild sich nieder,
Mit dem Kelche seh' ich wieder
Dort den Weisen, ist er's nicht?
Um ihn stehn im Kreis die Lieben,
Mit der Kraft, die ihm geblieben,
Rafft er sich empor und spricht:

Diesen Becher will ich trinken,
Mag der Staub in Trümmer sinken,
Ewig lebt der Seele Muth,
Wie der Glaube sich bewähret,
Wie die Liebe sich verkläret,
Wo es rinnt, dies neue Blut!

Und er trinkt den Lebensbecher,
Und der Odem gehet schwächer:
Kindlein! spricht er, liebet euch,
Und gestillt ist sein Verlangen,
Liebend ist er heimgegangen
In des ew'gen Vaters Reich.

Was der Trank ihm konnte geben,
Wie der Kelch ihn konnte heben,
Ueber Grab und Trennungsschmerz?
Thorheit mag es sein den Weisen,
Doch wir beten an und preisen
Den, der schafft ein neues Herz.

Jeremias Gotthelf.

(Albert Bitzius.)

Albert Bitzius[1], aus einem der ältern Geschlechter Bern's stammend, wurde den 4. Oktober 1797, als erster Sohn der dritten Gattin seines Vaters, in Murten, wo der letztere Pfarrer war, geboren. Die Natureindrücke, welche der Knabe an diesem lieblich gelegenen, an die Großthaten der Vorfahren erinnernden Ort empfing, hafteten tief in seiner erregbaren Phantasie. Sieben Jahre alt besuchte er die erste Schule, in welcher ihm der Lehrer das Zeugniß gab, der Kopf sei gut, aber die Füße wollen sich nicht stille halten. Im Jahre 1804 siedelte sein Vater, zum Pfarrer nach Utzenstorf gewählt, in dieses große, durch Schönheit seiner Gelände und Wohlstand seiner Bewohner ausgezeichnete Dorf über, wo Albert seine ersten Knabenjahre verlebte. Da zu dem Einkommen der Pfarrei auch ein bedeutendes Stück Land gehörte, so lebte der junge Bitzius früh sich in die landwirthschaftlichen Verhältnisse ein, wurde mit allen ländlichen Werkzeugen und Arbeiten vertraut, machte sich mit Kühen und Pferden zu schaffen und zeigte, da der Vater sich nicht mit dem Detail der landwirthschaftlichen Oekonomie befassen konnte, bald Anlage ein tüchtiger Landwirth zu werden. Dabei wurde die geistige Beschäftigung keineswegs vergessen. Schweizergeschichte, Chroniken u. dgl., auch Romane waren seine Lieblingslektüre. Zwei Haupteigenschaften, die jetzt schon in dem Charakter des jungen Bitzius hervortraten, waren einerseits große Gutmüthigkeit, die sich besonders auch in neidlosem Wohlwollen gegen Andere zeigten, anderseits ein starkes Rechtsgefühl, welches überall und für Alle Partei nahm, die nach seiner Ansicht Unrecht litten. Fünfzehn Jahre alt kam Bitzius in die Literarschule nach Bern, an welcher Anstalt der durch würdevollen Ernst, gründliche Bildung und edlen Charakter ausgezeichnete Professor Sam. Lutz (später Professor der Theologie an der bernischen Hochschule) wirkte und einen großen Einfluß auf die Charakterbildung seiner Zöglinge übte. Im Jahre 1814 ging Bitzius zum Studium der Theologie an die Akademie über (nach

[1]) Wir benutzen zu dieser biographischen Skizze, wie zu der folgenden Kritik das treffliche und mit großer Pietät gegen den Dichter geschriebene Werk „Albert Bitzius" von Dr. E. Manuel. (24 Bd. der Gesammtausgabe von Bitzius Schriften, Berlin, Verlag von Jul. Springer, 1861.)

der damaligen Einrichtung erforderte der theologische Lehrkurs sechs Jahre, wovon die zwei ersten Jahre auf propädeutische Fächer verwendet wurden), beschäftigte sich besonders gerne mit Mathematik und Physik, las die Schriften der Popularphilosophen Engel und Fries, wurde hauptsächlich durch die „Ideen zur Geschichte der Menschheit" von Herder und andere geschichtsphilosophische Studien angeregt, die er gleichzeitig mit der Lektüre von Müller's Schweizergeschichte betrieb. Bitzius äußeres Leben während dieser Zeit war ein angenehmes; seine Neigung zum Praktischen und seine kameradschaftliche Geselligkeit machten ihn zum nützlichen und gern gesehenen Mitglied mehrerer akademischen Vereinigungen; er fühlte sich auch im Damenkreise behaglich, obschon er nicht tanzte, da ihm hiezu, sowie zu Musik und Gesang Anlage und Neigung fehlte. Im richtigen Vorgefühl seines spätern wahren Lebensberufes, schreibt er einmal an seinen Freund Bernhard Studer, den nachmaligen berühmten Mathematiker und Geologen: „Ich fühle, daß ich nun einmal zum Gelehrten durchaus untüchtig bin, theils durch meine Erziehung, theils durch meine Gaben. Zugleich aber besitze ich zuviel Ehrgeiz, um als ein gemeiner Mann zu leben und zuletzt in einem Winkel ungekannt zu sterben. Es bleibt mir daher nichts übrig, als soviel Kenntnisse wie möglich zu erwerben, mich nach Vermögen gesellschaftlich zu bilden, damit ich dereinst, nicht in der gelehrten Welt, wohl aber in der menschlichen Gesellschaft als ein tüchtiges Mitglied eingreifen und wirken könne .... Ich will das Predigerfach wählen, wozu ich freilich nicht die besten Organe besitze, welche sich aber, wie Demosthenes lehrt, ausbilden lassen." Die damaligen theologischen Vorlesungen in Bern scheinen Bitzius wenig gemundet zu haben; doch wurde er 1820 nach gut bestandener Prüfung ordinirt und sofort bei seinem Vater angestellt. Im Frühjahr 1821 bezog er, nach erhaltenem Urlaub, die Universität Göttingen, wo Plank, Bouterweck, Dissen, Ottfried Müller, Heeren, Blumenbach und Andere lehrten. Plank, Heeren und Bouterweck fesselten ihn namentlich; daneben diente ihm ein kleiner Leseverein, worin namentlich Walter Scott beliebt war, zur Anregung und Erholung. In allen gesellschaftlichen Verhältnissen galt er als zuverlässiger und ehrenhafter Charakter, der auf Anstand und Sitte hielt, offener und heiterer Laune war und wenn er auch bisweilen durch Sarkasmen und Satyre verletzte, es gern bald wieder gut machte.

Im Frühling 1822 verließ Bitzius Göttingen, machte mit dem eidg. Kanzler Amrhyn und dem spätern Pfarrer Rytz von Utzen-

storf eine größere Reise durch Preußen und Sachsen und kehrte auf sein Vikariat Utzenstorf zurück, in welchem er bis zum Tode seines Vaters 1824 verblieb. Er nahm sich in dieser Zeit namentlich des Schulwesens warm an und besuchte die Schule nicht nur fleißig, sondern half dem Lehrer oft ganze Tage schulmeistern und Schule halten. So gelangte er zu dem Detail in der Kenntniß des Primarschulwesens, welches er in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" so trefflich dargelegt hat. Nach dem Tode des Vaters brachte Bitzius fünf Jahre als Vikar in dem Kirchdorf Herzogenbuchsee zu, einem Landestheil, dessen Bewohner und Sitten er später eben so trefflich schildert, wie diejenigen des Emmenthals, wohin er (nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt auf einem Vikariat in Bern) 1831 durch seine Wahl zum Vikar in Lützelflüh für die ganze Zeit seines Lebens berufen wurde, indem er 1832, nach dem Tode des alten Pfarrers, an die Stelle desselben rückte. Im folgenden Jahr verheirathete er sich mit Fräulein Zeender, Tochter des akademischen Professors Zeender in Bern und schloß damit die Jahre seiner Wanderschaft ab. „Ein so ungetrübtes Familienglück, sagt sein Biograph, wie es ihm durch diese Verbindung zu Theil ward, gab dem von jeher heitern und hellen Grund seiner Seele jene Klarheit und Tiefe, die uns in seinen Schriften so wohl thun, die seinen persönlichen Umgang so anziehend machten und die neidwerthe Sicherheit seines Wesens in allen Beziehungen zu Tage treten ließen."

Es würde uns zu weit führen, die jetzt beginnende öffentliche Thätigkeit Bitzius auch nur andeutungsweise zu schildern. Er wendete seine Energie zunächst einer tiefern Begründung des öffentlichen Wohles zu. Das Volksschulwesen und die Armenverhältnisse nahmen seine Thätigkeit vornämlich in Anspruch und, wie Pestalozzi, dachte er zuerst an die Erziehung armer Kinder, die gerade im Emmenthal aus gewissen sozialen Gründen am meisten der Verwahrlosung preisgegeben waren. Die Erziehungsanstalt für arme Knaben in Trachselwald ist seine Schöpfung, die er unter manigfachen Schwierigkeiten zu segensreicher Blüthe brachte.

Im Jahr 1836 erschien Bitzius erstes schriftstellerisches Werk „Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf". Er schrieb dieses Buch nicht aus literarischen oder ökonomischen Beweggründen, sondern „um seinen praktischen Zielen und Bestrebungen Eingang zu verschaffen". Er wollte und mußte als Schriftsteller zum ganzen Volke sprechen. Die in ihm schlummernde Produktionskraft mußte einmal, wenn auch spät, zum Durchbruch kommen. „Begreife nun, schreibt er einem Freund, daß (un-

ter den früher geschilderten Umständen) ein wildes Leben in mir wogte, von dem Niemand Ahnung hatte; und wenn einige Aeußerungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es that es in Schrift. Und daß es nun ein freudig Losbrechen einer lange verfallenen Kraft, ich möchte sagen, der Ausbruch eines Vergfee's ist, das bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluthen los, bis er sich Bahn gebrochen, führt Dreck und Steine mit in wildem Graus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden. So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten." Gegen einen andern Freund äußert er sich: „Eine fast kindische, aber jedenfalls gutmüthige Rücksichtslosigkeit war mir angeboren, machte mir bittere Feinde, auch Freunde, veranlaßte aber oft meine besten Freunde, Zeter über mich zu schreien, mir alles Weh und Unglück zu prophezeien. So kam ich zum Schreiben ohne alle Vorbereitung und ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden, Volksschriftsteller! Aber das Armenwesen, die Schule stunden in Frage! ... So sprang erst der „Bauernspiegel", dann der Schulmeister hervor, mit der gewohnten Rücksichtslosigkeit, die nach nichts frägt, als ob es so gut und recht sei." Bitzius wollte den Helden seines „Bauernspiegels", der überall trotz seiner Derbheiten, als eine höchst bedeutende Schöpfung aufgenommen wurde, zuerst Jeremias Gotterbarm nennen; ein Freund schlug ihm den Namen Jeremias Gotthelf vor, welchen er dann auch vorzog, und der später ihm selbst als gefeierter Autorname geblieben ist. Die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" erschienen 1838 und 1839, als das erste jener größern Werke, worin er in erschöpfender Weise die Schäden der Gesellschaft, des Hauses oder des Staates aufgedeckt und bloßgelegt hat. Obgleich ursprünglich nur für den Kanton Bern berechnet, fand dieses inhaltvolle Buch sofort auch in Deutschland verdiente Beachtung und wurde von allen einsichtigen Schulmännern und Freunden der Schulreform im Vaterland mit großer Wärme und Theilnahme begrüßt.

Wir können uns des Raumes wegen nicht vergönnen, die Reihenfolge von Bitzius Schriften in ihrem genetischen Zusammenhang mit seiner praktischen Wirksamkeit und seinen Lebenserfahrungen zu betrachten. Es genügt, die Jahrzahl des Erscheinens seiner bedeutendern Werke zu kennen. Im Jahr 1840 erschien „Die Armennoth", 1841 „Uli der Knecht", „der sofort als die Krone seiner

bisherigen Schriften proklamirt wurde," und wozu „Uli der Pächter" als Fortsetzung erst 1849 herauskam. In den Jahren 1842, 1843 und 1844 entstanden die „Bilder und Sagen der Schweiz" worin die große Erzählung „Geld und Geist" (später einzeln erschienen); 1843 und 1844 das „Anne Bäbi Jowäger" (gegen Pfuscherei in der Medizin und Pfuscherei in der Seelsorge durch verschrobene Sektirerei); 1846 „Der Geldstag oder die Wirthschaft nach der neuen Mode", 1847 „Käthi, die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth", 1848 „zwei Erbvetter", 1850 „Die Käserei in der Behfreude", 1852 „Zeitgeist und Bernergeist" und 1854 das letzte größere Werk unsers Dichters „Die Erlebnisse eines Schuldenbauers" ein schönes Vermächtniß an die Gedrückten und Armen im Volke. Bitzius letzte Arbeit war „Die Frau Pfarrerin", ein harmloses Lebensbild, das er für das Taschenbuch „Alpenrosen" geschrieben und das sich einzig in seinem Nachlaß vorfand. Er starb den 22. Okt. 1854 an einem Stickfluß. Seine Gattin, ein hoffnungsvoller Sohn (jetzt Pfarrer in Courtelary) und zwei Töchter trauerten an seinem Grabe; die Kunde von seinem Tod erschütterte Tausende von Herzen, die in seinen Werken nicht bloß Spiele der Phantasie, sondern Schätze der Belehrung, Ermahnung und Warnung gefunden, von den Ufern der Aare bis hinauf an die Gestade der Nordsee.

An die Spitze der Biographie des Shakespeare's unter allen Volksschriftstellern hat Dr. Manuel (der zugleich eine höchst einsichtige und liebevolle Kritik sämmtlicher Werke Bitzius gibt) mit Recht das Wort des großen englischen Dichters gestellt:

„Sanft war sein Leben, und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Das war ein Mann!"

Bitzius war ein trefflicher Gatte und Vater. „Ein Geist gegenseitiger Liebe, fröhlicher Gesellschaft, maßvoller Ordnung ohne Pedanterie, durchdrang Alles in seinem häuslichen Leben und wenn er in seinen Schriften Haus und Familie mit einem so schönen und freundlichen Glanz umgibt, so war eben sein Haus und seine Familie von solchem Glanze häuslicher Jugend erhellt und das Leben in diesem Pfarrhause war ein wahrhaft köstliches, glückliches Leben."

Des Dichters Lebensweise war eine einfache und geordnete. „Er arbeitete am Abend grundsätzlich nicht, indem er behauptete, die

künstliche Aufregung und die gesteigerte Nerventhätigkeit, die diese Zeit mit sich bringe, seien dem schriftstellerischen gesunden Schaffen nicht günstig. Man kann daher mit Wahrheit sagen, die Werke von Bitzius seien alle in der Frische des Morgens geschrieben, vom frischen Morgenhauch durchweht. Bitzius hat diesen Grundsatz stets festgehalten. Er durchwachte auch nie Nächte zum Arbeiten. Seine Werke sind demnach auch in diesem Sinn in unbegreiflich kurzer Zeit entstanden, indem er nur bestimmte Stunden darauf verwendete. Nur seine staunenswerthe Leichtigkeit im Produzieren hat dies möglich gemacht."

Unser Dichter liebte Einfachheit und Prunklosigkeit in Allem, was ihn umgab. Er liebte ferner nur kleinere, vertraute gesellschaftliche Kreise; aber als das Pfarrhaus Lützelflüh durch den Ruhm seines Insassen in der Sommerszeit sozusagen ein Wallfahrtsort für Fremde aus aller Welt geworden war, gab es keinen freundlicheren, belebtern und geistreichern Wirth als Jeremias Gotthelf. Er gewährte Einheimischen und Fremden stets die größte Gastfreiheit. Der Gemeinde Lützelflüh war er ein treuer und einsichtiger Seelsorger; fern von steifer Dogmatik, betonte er in seinen gedankenreichen und klaren Predigten das Christenthum der Liebe und ächte Humanität. Sein Leben ist durch keine wechselvollen Ereignisse ausgezeichnet; in ruhigem Lauf rauschte der Strom seines Daseins vorüber, in seltener Gesetzmäßigkeit, von realer Färbung und, möchte man sagen, von nüchterner Physiognomie. Der Schatz seines innern Lebens hat er in seinen Werken auseinander gelegt; sie sind darum auch der beste Spiegel seines Lebens. —

Jeremias Gotthelfs (Albert Bitzius) gesammelte Schriften. 24 Bände. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1861."

„Je weiter vom sittlichen Ideal der Maler heruntersteigt, desto mehr Charakteristik steht ihm zu Gebote; . . . Daher gibt's überall gelungenere Halbmenschen und Halbteufel, als Halbgötter. Große Dichter sollten deßwegen öfter den Himmel aufsperren als die Hölle, wenn sie zu beiden den Schlüssel haben. Der Menschheit einen sittlich idealen Charakter, einen Heiligen zu hinterlassen, verdient Heiligsprechung und ist noch nützlicher, als ihn selber gehabt zu haben; denn er lebt und lehrt ewig auf der Erde. Ein Geschlecht nach dem andern erhebt und erwärmt sich an dem göttlichen Heiligenbilde und die Stadt Gottes, in welche jedes Herz begehrt, hat uns ihr Thor geöffnet. Ja, der Dichter schenkt uns die zweite Welt, das Reich Gottes; denn dieses kann ja nie auf Körpern wohnen und in Be-

gebenheiten erscheinen, sondern nur in einem hohen Herzen, das eben der Dichter vor uns aufthut."

Diese Forderung Jean Pauls (Vorschule der Aesthetik § 55) hat Jeremias Gotthelf häufiger erfüllt als andere große Dichter; er that es aber nicht mit der Einseitigkeit, die in den Worten seines großen Geistesverwandten und Lieblingsschriftstellers liegt, sondern zeichnete auch das verzerrte sittliche Ideal mit einer virtuosen Kraft und Naturwahrheit, welche uns darüber keinen Zweifel lassen, daß er den Schlüssel auch zur Hölle besaß, und wenn dies ein Kennzeichen großer Dichter ist, auch als solcher anerkannt werden muß. In der That ist es das Geheimniß der Größe unsers Dichters (und die Schweiz darf ihn stolz ihren größten epischen Dichter nennen), daß dieser derbste Realist auch zugleich der glühendste Idealist war, daß Welt und Herz bei ihm in gesunder und lebendigster Wechselwirkung standen, daß für ihn die idealen Wahrheiten des Christenthums nirgends einen Werth haben, wenn sie nicht zu realer Tugenden geworden.

Bei der Beurtheilung unsers großen Dichters ist der Kritik, sofern sie in's Einzelne gehen will oder kann, immer noch ein großes, unangebautes Feld offen; hinsichtlich der literarhistorischen Bedeutung von Jeremias Gotthelf dagegen und den poetischen Werth seiner Schöpfungen im Allgemeinen sind die Stimmen, nicht seiner Nachahmer und Neider (über diese schreitet er wie ein Riese über Zwerge hinweg) sondern der kompetentesten Richter einig, so daß uns hier fast nichts übrig bleibt, als die Urtheile dieser Männer in aller Kürze und, soweit es thunlich, mit ihren eigenen trefflichen Worten wiederzugeben.

Beginnen wir jedoch zuerst mit den Mängeln, welche die Kritik unserm Dichter vom ästhetischen Standpunkt aus mit allem Rechte vorgeworfen hat. Unverkennbar ist bei ihm der Mangel an Korrektheit in der äußern Form, der sogar bis zu grammatikalischen Verstößen fortgeht; Bitzius ist dicht an den herrlichsten Stellen, wo ihn der angeborne Genius zum phantasievollen Schwung und zu bewundernswerther Kraft im Ausdruck hinreißt, wieder nachlässig in der Wahl seiner Worte und Wendungen und fällt sogar häufig in's Matte und Triviale. Hier ist sein Styl knapp und präzis; dort schwillt er an zu endloser Breite, geht über in Wiederholung, Schwulst und Ueberschwänglichkeit. Deutsche Leser, die des schweizerischen Idioms nicht kundig sind, mögen außerdem noch vor einer barbarischen Verquickung des Dialektes mit der Schriftsprache reden. Bitzius selber verkennt diese Fehler nicht. Sie rühren, wie noch bei andern

schweizerischen Schriftstellern, davon her, daß der Schweizer die Sprache in der er schreibt, nur in der Schule lernt, wenn ihm nicht früh schon vergönnt ist, sich auch durch Lektüre zu bilden. „Daß ich, schreibt Bitzius einem Freund, in formeller Hinsicht ganz besonders große Mängel habe, weiß ich wohl; ich habe keine schriftstellerische Bildung. . . . Die technische Fertigkeit, die Auswüchse erkennt und das Ganze glättet, habe ich durchaus nicht. . . . Es fehlte mir gewiß an gutem Willen nicht. Aber man muß barmherzig mit mir sein. Ich bin gleich in Bücher hineingeplumpst, während die meisten andern Schriftsteller an kleinern Arbeiten sich versuchen konnten. Aber wir haben kein literarisch Leben; ich lebte außer allem literarischen Verkehr und keine Hand zog mich auf und nach. Was ich habe, ist daher nur Natur, und wenn etwas auch künstlerisch gelingt, so ist es Instinkt." —

Nun darf man aber auch die großen Vorzüge Gotthelfs in sprachlicher Einsicht nicht übersehen. Mit Recht macht Dr. Manuel, nach dem Vorgange von Jakob Grimm, darauf aufmerksam, daß nicht nur die hochdeutsche Sprache durch ihn um so manchen glücklichen Ausdruck, so manches kühne Bild, so manchen herrlichen und stark ausgeprägten, wie in Metall gegrabenen Gedanken reicher geworden, und daß sie in ihm einen Schriftsteller mehr besitzt, der in seiner Ausdrucksweise das Männliche, Kräftige und Charaktervolle mit dem Weichsten und Lieblichsten zu vereinigen wisse, sondern daß unser Dichter auch nach einer andern Richtung der deutschen Sprache dadurch einen unschätzbaren Dienst geleistet habe, daß er sein heimatliches Idiom nicht bloß zum ersten Mal (wenigstens in größern Werken) in die Schriftsprache einführt, sondern dasselbe in seiner ganzen Mannigfaltigkeit, Originalität und Kraft entfaltet und auf immer fixirt habe. „Wie viel Anmuthiges und Schalkhaftes, Feines und Weiches, dann wieder Diplomatisches, Verhüllendes und hinter dem Berg Haltendes besitzt der bernische Volksdialekt in seinen Redeweisen und Wendungen, wie körnig, derb, schneidend und erzgrob kann er plötzlich auftreten! Wie groß ist ferner nicht die Menge trefflicher, höchst plastischer Sprichwörter! Wie groß ist die Flexibilität und doch wieder die Kraft der Sprache in derselben! Wir sehen alle diese Eigenschaften bei Bitzius zu Tage treten. Er hat diesen Sprachschatz erst gehoben, da er vorher im Dunkel der Erde ruhte. Und es ist kaum zu zweifeln, daß das Verdienst unsers Schriftstellers in dieser Richtung, wie überhaupt der Werth und die Bedeutung der schweizerischen Dialekte, bei der gegenwärtigen breiten Entwicklung der Sprachforschung, in Zukunft noch steigen werden.

Die Mängel der Gotthelf'schen Schöpfungen erstrecken sich indessen nicht allein auf die äußere, sondern auch auf ihre innere Form, auf die eigentliche, künstlerische Technik in Anlage, Plan und Durchführung seiner Werke. Nicht ohne Grund macht man ihm den Vorwurf, daß er hierin, wie Jean Paul, sich selbst gegen die Grundregeln der Aesthetik, und namentlich gegen die in jeder poetischen Schöpfung geforderte Einheit versündige. Bald ist er zu lang, bald zu breit; aber er kümmert sich nicht darum, indem er behauptet, er habe andere Zwecke als künstlerische im Auge. Dieser Grund ist natürlich nicht stichhaltig; aber zur Entschuldigung dient ihm, daß diese Fehler nicht aus seiner Ohnmacht entstehen, sondern Ausflüsse seiner Kraft sind. Er sagt, „sein Kopf sei ungeordnet, treibe Allerlei hervor, einem neu aufgebrochenen Acker gleich, dessen wilde Triebe nicht gezähmt und geregelt worden", und fügt mit einem unverkennbaren Zug von Wehmuth bei: „Die Zeit des Ausführens wird kaum lange mehr dauern, denn spät ward der Acker aufgebrochen, eine beschränkte Zeit hat jede Jahreszeit." Der Trieb seiner gesunden und reichen Natur waltete in ihm mit der genialen Kraft des Instinktes und der Intuition; er wuchs ihm beim Produziren über den Kopf, so daß er, wie die Frau v. Paalzow, mit fliegender Feder schreibend, selber nicht zum Voraus sagen konnte, was aus seinen Charakteren im Einzelnen noch werde, weil er sie mit Nothwendigkeit, so zu sagen aus ihrem eigenen Innern sich entwickeln ließ. Trotz dieser schrankenlosen Entfaltung seines Genius wird der Leser von den Erzeugnissen des Dichters, wie der berühmte Kulturhistoriker Riehl sagt, mit dämonischer Faust gepackt und in des Verfassers Ideengang hineingerissen, er mag wollen oder nicht.[1] Gottfried Keller bemerkt (in den Blättern für literar. Unterhaltung von Brockhaus, Leipzig 1850) trefflich, es sei der seltene Vorzug von Bitzius, daß er seinen Stoff immer erschöpfe und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugthuung zu krönen verstehe, mit einer Befriedigung von solch ursprünglicher, beseligender Tiefe, daß sie mit der Erkennungsszene zwischen Odysseus und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheine. Aus dem Munde eines Dichters wie Gottfried Keller, der selber, nur in anderer Weise, neben Bitzius steht, muß ein Urtheil über den letztern, wie das folgende, schwer gelten und alle Neider und Häßer des großen Mannes verstummend machen. Er sagt: „Bitzius war ohne alle Ausnahme das größte epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht

[1] Dr. Manuel, a. a. O. pag. 233.

für lange Zeit gelebt. . . . Man nennt ihn bald einen derben, niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen guten Kopisten der Natur, bald dies, bald das, immer in einem günstigen, beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. Wohl mögen Dickens und Andere glänzender an Formbegabung, schlagender, gewandter im Schreiben, bewußter und zuverlässiger im ganzen Thun sein. Die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelf's, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Alterthum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht Keiner. In jeder Erzählung Gotthelfs liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea"; aber in keinem nimmt er auch nur den leisesten Anflug, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, die der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Göthe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte."

„Zu den ersten äußern Kennzeichen des wahren Epos (fährt Keller fort) gehört, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mitgenießen, ohne zwischen der Schilderung und der Geschichte hin und her geworfen zu werden, d. h. daß die Erscheinung und das Geschehende in einander aufgehen. Ein Beispiel bei Gotthelf. Nirgends verliert er sich in die moderne Landschafts- und Naturschilderung mit den Düsseldorfer- und Adalbert-Stifter'schen Malermitteln (welche uns Andern Allen mehr oder weniger ankleben, und welche wir über kurz oder lang wieder werden ablegen müssen) und doch wandeln wir bei ihm überall im lebendigen Sonnenschein der grünen prächtigen Berghalden und im Schatten der schönen Thäler und sehen die dräuende Gewitternacht der tapfern Gebirgswelt über die hellen Höfe herein ziehen. Und wo er das Naturereigniß an sich selbst zum Gegenstande epischer Dichtung machte, wie in der „Wassernoth im Emmenthal", da wird es zur lebendigen Person, und in seinem gewaltigen Eiferbrausen Eins mit den Leidenschaften der Menschen, über welche es hereinbricht, so wie überhaupt dies kleine Büchlein ein wahres Muster- und Lehrbüchlein [1]) zu nennen ist für unsere heutigen Pfuscher und Produzenten aller Art; denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegensätzen alle Momente eines reichen Stoffes, selbst mit treff-

[1]) Einem großen deutschen Physiker soll dieses Büchlein den Ausruf entlockt haben, so wahr und zugleich so gewaltig sei noch kein Gewitter beschrieben worden. Vgl. Dr. Manuel a. a. O. pag. 59.

lich eingestreutem, sachgemäßem Humor, und nichts fehlt als die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne (im weitesten Sinne ist Rhythmus da in Hülle und Fülle), um das kleine Werkchen zum klassischen, mustergültigen Gedicht zu machen. Man lese es, und man wird uns Recht geben, erstaunend, wie arm und unbeholfen die Dutzende von gereimten Büchelchen sind, die uns alle Tage auf den Tisch regnen, mit und ohne Firma."

„Auch mit der behaglichen Anschaulichkeit des Besitzes, der Einrichtung von Haus und Hof, der Zahl und Art der Hausthiere, der fest- und werktäglichen Gewandung, des Essens und Treibens, weiß Gotthelf überall seine einfachen Schöpfungen sattsam zu durchtränken, ohne in das einseitige Schildern zu verfallen."

„Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhenpunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind; nämlich an jene schweren oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen thun in das Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den ihnen durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rath, Hülfe in der Noth oder Theilnahme an ihrem Wohl suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen, und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende, durchaus gesunde und begründete Rührung an die besten Zeiten der Poesie erinnert." –

Als Vorzüge der innern Form von Gotthelf's Dichtungen sind hervorzuheben, daß überall ein dichterischer Ausdruck und vornämlich eine Charakteristik herrscht, welche auf einem tiefen psychologischen Grunde ruht. Der Ausdruck ist immer höchst anschaulich, indem der Gegenstand meist von der sinnlichen Seite gefaßt wird (wie schön und kurz schildert er z. B. den Herbst in den Worten: „Die ermatteten Bäume streuten schon ihre ergelbten Blätter über die ergraute, kahl gewordene Erde aus"); große und kühne Metaphern und Gleichnisse stehen ihm zu Gebote, und nicht minder glücklich ist er im Individualisiren und Personifiziren seiner Gegenstände. Es sind dies gerade diejenigen poetischen Figuren, in denen sich die ächte Dichterkraft am sichersten bewährt.

Ueber das plastische Gestaltungsvermögen Gotthelf's und seine Kunst Charaktere zu zeichnen, die ihm den höchsten Schriftstellerruhm verschafft hat, lassen wir den feinen und trefflichen Kritiker Julian Schmidt reden. Er sagt in seiner „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert", Seite

344: „Es kommt Gotthelf Keiner in der Kraft der Charakteristik, Keiner in der humoristischen Freiheit gleich, mit der er über seine Gestalten verfügt. . . . Sie gehen ihm unmittelbar in ihrer Totalität auf und er kann sich unbefangen seiner Einbildungskraft überlassen, er wird nie vom richtigen Wege abirren. Es sind nicht blasse Abstraktionen, sondern konkrete Menschen, mit einer Fülle des Details, in der ihm nur Jean Paul und Dickens gleich kommen, während sie ihm in Sicherheit des Blicks bedeutend nachstehen. Diese Fülle kleiner Züge zu lesen und energisch zu empfinden, ist das Auge eines ächten Dichters nöthig. Aber Gotthelf zeichnet mit derselben Sicherheit auch Situationen, die er unmöglich hat beobachten können. Der Reichthum des Gefühls, die Innigkeit der Empfindung und dabei doch die Kälte und die behagliche Sicherheit des Verstandes und den Eigensinn des Charakters, die er seinen Figuren leiht, hat er aus seiner eigenen Seele geschöpft und so quellen die einzelnen Züge mit wahrhaft poetischem Uebermuth aus seiner Phantasie hervor. Kein edles Gefühl ist ihm fremd, und doch hat er ein ebenso scharfes als mildes Auge für alle menschlichen Schwächen; seine kernhafte Natur ist des leidenschaftlichen Zornes fähig, aber ihre Grundlage ist jene unbefangene und mitunter ausgelassene Heiterkeit, die auch mit dem Heiligsten humoristisch umzugehen weiß in dem sichern Bewußtsein, sein Wesen dadurch nicht zu verletzen."

Es ist hier der Ort, auf Bitzius Hauptwerke, in denen er diese tiefe Charakteristik vorzugsweise entwickelt hat, hinzuweisen. Vor Allen ist sein erstes Werk, welches alle übrigen schon in nuce enthält, zu nennen, „Der Bauernspiegel"; sodann „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", „Die Armennoth", „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter", „Geld und Geist", „Käthi, die Großmutter", „Die Käs-Lei in der Behfreude" und die „Erlebnisse eines Schuldenbauers."

Gotthelfs Charakteristik ist übrigens nicht bloß in diesen seinen Hauptwerken genial; sie bleibt es bis hinab zu seinen Kalenderschriften, bis zu „Elsi, der seltsamen Magd", welche von Gottfried Keller, ihrem innern Werth nach, Göthe's „Hermann und Dorothea" an die Seite gesetzt wird. Die Kritik hat unserm Dichter bisweilen allzugroße Aehnlichkeit seiner Charaktere vorgeworfen; Manuel hat aber diesen Vorwurf (a. a. O. pag. 253—273) mit Recht abgelehnt und gezeigt, daß bei allen Figuren, die Bitzius zeichnet, wenn sie scheinbar auch einander noch so ähnlich sind, doch irgend ein hervorstechender Zug bemerkbar ist, welcher die Zeichnung aus dem bloßen Typischen zum Individuellen hinüberführt. Wir

müssen uns des mangelnden Raumes wegen versagen, hierüber in's Einzelne zu gehen. Gewiß bleibt nur, daß Bitzius' Bauern und Bäurinnen, mögen sie nun Typen des tüchtigen, ehrenhaften, arbeitsamen, klugen und gesetzten Bernerbauernstandes, oder Typen bäuerlicher Habsucht und des häßlichsten Eigennutzes sein, mit jedem Zug aus dem Leben gegriffen sind; daß jene Frauencharaktere, die er gleichsam „nur hingehaucht hat, um uns das Edelste und Unvergänglichste darzustellen, die thätige Liebe und das Vergessen seiner selbst um Andere", wie jene widrigen und schlechten Geschöpfe, die das Weib in seiner Verzerrung zeigen, sammt den dazwischen liegenden tragischen und komischen Nüancen, als Lebensbilder vor uns stehen, wie sie auf diesem Boden noch Niemand gezeichnet hat; daß seine satyrischen Misanthropen und Sonderlinge, ja selbst jene Naturen, deren somatisch-psychische Krankheiten für die gewöhnliche Welt zu psychologischen Räthseln werden, in der Wirklichkeit klar und offen vor seinem Geiste sich enthüllten, und seinem Auge der Einblick in ihr wahres Wesen nicht versagten, so daß er sie auch mit Meisterhand fixiren und wiedergeben konnte. Und nun die Darstellung der physischen Gesundheit, der derben Manneskraft im Jünglingsalter! „Was sind das für köstliche Figuren, ruft Julian Schmidt aus, denen wir in dieser engen, nicht gemüthlichen, aber tüchtigen Welt begegnen! Bursche, die, wenn sie in der Leidenschaft etwas recht Schlechtes gethan haben, aus versetzter Scham den Ersten Besten prügeln, den sie nicht leiden können; die Händel anfangen, wie Mercutio, wo sie es am wenigsten nöthig haben; die hochmüthig mit dem Geld in ihren Taschen klimpern, tyrannisiren, was von ihnen abhängig ist, und denen dabei doch das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, und die sich, wenn der Augenblick kommt, unfehlbar bewähren werden. Keine Engel, keine Teufel, aber Menschen von dem allerrealsten Fleisch und Blut, mit denen sich leben läßt und über die man sich freuen kann. — Es ist eine Freude, zu verfolgen, wie der ausgeprägteste, beinahe spitzbübische Egoismus, die knöchernste bäuerische Konvenienz, wie Rohheit und Trotz, mit andern Worten, wie eine kräftige und harte Natur auch in ihren Auswüchsen in keiner Weise unverträglich ist mit den schönen, warmen Empfindungen der Liebe, mit der Aufopferung eines rechtschaffenen Herzens."

Das Geheimniß der Größe unsers Dichters, sagten wir oben, liegt bei ihm in der innigen Durchdringung von Subjektivität, von Idealismus und Realismus. Realistisch war Gotthelfs Weltanschauung in Folge seiner gesunden und kräftigen Natur, seiner frischen Sinne, seines eigenen, scharfen und nüchternen Geistes; idealistisch war

sie in Folge der konsequenten Ausbildung seines Gemüthes zum sittlichen Charakter durch den Geist des Christenthums. Wenn er sachgemäß den Realismus mehr durch seine Männergestalten sich aussprechen läßt, so vermählt er dagegen das sittliche und namentlich das religiöse Ideal seinen Frauencharakteren. Wenige Schriftsteller haben die Macht des Weibes, die Wirkung, die von ihm ausgeht, stärker und zarter dargestellt, als Bitzius, der ganz einstimmig mit Riehl, diesen gerechtfertigten Einfluß weiblicher Natur auf Gesittung und Gesellschaft an die Bedingung knüpfe, daß die Frau ihre Sphäre nicht überschreite, und an derselben sich genügen lasse![1] Mit scharfer Betonung dieser Seite in Gotthelfs schriftstellerischer Wirksamkeit sagt daher auch Riehl in seiner „Naturgeschichte des Volkes": „Die ideale Bedeutung der Kunst und verfeinerten Gesittung für das nationale Leben wird von Gotthelf nicht verstanden, er will sie gar nicht verstehen. Er ist ein eben so großer Barbar gegenüber dem ästhetischen Humanismus (?), wie die ästhetischen Humanisten unsers klassischen Zeitalters Barbaren gegenüber dem Haus und der Familie waren. Und dieser Realist voll unbändiger Naturkraft, dieser zürnende Bußprediger in seiner groben, hagebuchenen Schweizerart kann nicht genug Bücher schreiben für das gebildete deutsche Publikum! Es bewundert ihn, wenn es nicht vor ihm erschrickt! Das ist nicht bloß ein literarisches, das ist auch ein kulturgeschichtliches Phänomen." —

Eine negative, skeptische Geistesrichtung bleibt für den Poeten immer eine ungünstige Mitgabe. In der Lyrik vielleicht noch mag ein Dichter dieser Art, wie z. B. Byron, groß genannt werden; in der epischen und dramatischen Poesie dagegen, wo es darauf ankömmt, den Menschen und das Leben in seiner Totalität zu fassen und darzustellen, ist kein großer Dichter denkbar ohne eine feste, klar errungene, durchgekämpfte, in sich geschlossene Weltanschauung, die seinen eigenen innern Halt ausmacht und den verborgenen Urgrund bildet, aus welchem seine epische oder dramatische Welt emporsteigt und zu einer wirklichen „Schöpfung" sich gestaltet. Seine Welt- und Lebensanschauung hat sich der Pfarrer von Lützelflüh nicht etwa auf philosophischem Wege errungen; er gelangte aus innerer Nöthigung und von Amts und Berufs wegen dazu, das Leben aus dem Standpunkt des historischen und positiven Christenthums zu betrachten. Er fühlt sich, sagt Dr. Manuel (a. a. O. pag. 177), überall in einer durch höhere Vorsicht geordneten Welt. Die Herr-

[1] Dr. Manuel a. a. O. pag. 279.

lichkeit der Natur ist ihm wie allen religiösen und lebendig empfindenden Gemüthern überall ein Zeuge des Schöpfers. Alle ihre durchgängig großen, durch ihren Totaleindruck imponirenden, oder durch ihre Gesetzmäßigkeit Erstaunen erweckenden Erscheinungen führen ihn zu Gott, zu dessen Allmacht, Größe und Liebe zurück. Er fühlt sich und sein Streben im Einklang mit dieser göttlichen Einrichtung der Welt, dieser ewigen Ordnung der Dinge. In seinem Herzen ist Ruhe, unerschütterliche Ruhe, und in dieser episch-religiösen Weltanschauung, die ihm kein Zweifel trüben kann, erfüllt er seinen dichterischen Beruf, und hier liegt das Geheimniß der Wirkung, deren seine Schriften sich erfreuten. Von ihm gilt Göthe's Wort:

> Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen?
> Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
> Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?" –

Allein in der Festhaltung der Ideen des Christenthums und ihrer Einführung in's Leben liegt für energische Natur eine doppelte Gefahr. Wenn das Christenthum lauter Liebe und Demuth, lauter Gerechtigkeit und Gottinnigkeit wäre, so würde dieselbe nicht entstehen; aber leider ist das, was man heut zu Tage Christenthum nennt, nicht selten geistlicher Hochmuth, trockener Dogmatismus, Pharisäismus, verknöchertes Kirchenthum, fanatische Sektirerei und vollendete Hypokrisie, – ein Ding also, das nach vielen Seiten die Kritik, die historische Forschung und die Philosophie herausfordert. Die Gefahr liegt nun darin, daß, wenn man vom religiösen Standpunkt aus diesen reinigenden Mächten die Berechtigung bestreitet, ein Wort zur Bildung und Erziehung der Menschheit mitzureden, und wohl gar sich erlaubt, die Freiheit des Gedankens anzutasten, man einseitig und ungerecht wird. Die andere Gefahr entspringt aus derselben Quelle, aber auf dem Boden des politischen Lebens. Es wird auf diesem Gebiete immer zwei Parteien geben, welche sich in dasselbe theilen: eine konservative und eine radikale, mehr der Zukunft zugekehrte Richtung. Die bloße Festhaltung oder gar nur Auffrischung vergangener Zustände ist an sich selbst schon eine Absurdität, weil durch sie das Leben ertödtet und zur Fäulniß geführt wird; aber der politische Radikalismus ladet nicht weniger Schuld auf sich, wo er, geist- und glaubenslos geworden, „sich in alle Lebensverhältnisse drängt, das Heiligthum der Familien verwüstet, und alle christlichen Elemente zersetzt." Gegen eine solche Zersetzung nun das christliche Prinzip in aller Schärfe hervorzukehren,

ist nicht nur erlaubt, sondern sogar gefordert; aber es liegt nahe, dabei in einen leidenschaftlichen und gehässigen Ton zu verfallen, welcher dem Dichter eine künstlerische Produktion unmöglich macht. Bitzius hat diese beiden Klippen nicht umschifft. Er hat der Scylla und Charybdis seinen Tribut abgetragen. Mit Bezug auf die politische Polemik in seinen Schriften sagt daher Julian Schmidt (a. a. O. pag. 351) ganz richtig: „Wäre es wirklich so, wie Gotthelf schildert, hätte sich das Fieber in der That so gewaltig des gesammten Volkes bemächtigt, so wäre nichts absurder, als ihm fortwährend zuzuschreien, es solle nicht im Fieber liegen. Dadurch, daß man den Kranken schilt, trägt man nicht zu seiner Heilung bei. Ja, es könnte wohl der Fall sein, daß der Prediger mit seinem leidenschaftlichen Ungestüm, mit seinem fanatischen Haß gegen die gegenwärtigen Zustände und ihre Veranlassungen ebenso und noch mehr von dem Fieber der Zeit ergriffen ist, als seine politischen Gegner. Zerrbilder von allgemeinem Inhalt zu schildern und diese durch unverkennbare Anspielungen auf bestimmte Personen zu beziehen, ist des Dichters, wie des ehrlichen Politikers unwürdig. In den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ hat Gotthelf mit scharfem Verstand und warmer redlicher Liebe die Verirrungen aufgesucht, in die dieser Beruf bei seiner eigenthümlichen Stellung zu leicht verfällt, und die allmälige Durcharbeitung eines geistig schwachen, aber wohldenkenden Individuums aus diesen Verirrungen zu einem klaren und sichern Selbstbewußtsein verfolgt. Im „Zeitgeist und Bernergeist“ wird der gesammte Stand der Schulmeister als eine Horde von Tollen und Bösewichtern dargestellt. Das ist ein sehr schlimmer Fortschritt, in der Einsicht wie in der Gesinnung. Nicht ungestraft verschließt man sich den rechtmäßigen Einflüssen der Zeit. Allerdings hat der idyllische Naturzustand eines von allen fremden Einflüssen abgeschlossenen Kantons etwas Anziehendes, sowie in seiner Art das Jägerleben der Mohikaner; aber wenn eine allgemeine Bewegung der Kultur sich erhebt, ihn dadurch erhalten zu wollen, daß man ihn unter die Glasglocke stellt, ist eben so eitel wie vermessen. Auch der entlegenste Fleck der Erde kann sich bei unsern hochgesteigerten Kommunikationsmitteln den Einflüssen der allgemeinen Kultur nicht entziehen und die wahrhaft konservative Gesinnung besteht nicht darin, dieselben zurückzuweisen, sondern sie auf eine verständige Weise mit dem Bestehenden zu vermitteln.“

Doch, die genannten Schwächen können den Ruhm und die Bedeutung unsers Dichters nicht schmälern. Im Großen und Ganzen durchzieht ein hoher Geist der Wahrheit alle seine Schriften, und daß

der Pfarrer von Lützelflüh der Philosophie gegenüber, die nicht selten auch bloße Sophistik ist, sich naiv verhält, gibt ihnen gerade jenen süßen Reiz, jene schöne Ruhe und Erquickung, welche wir in den Werken des philosophisch hochgebildeten und von tragischem Ernst erfüllten Berthold Auerbach nirgends finden. Albert Bitzius war ein ganzer Mensch und „so waren die Elemente in ihm gemischt, daß die Natur aufstehen durfte und der Welt verkünden: Das war ein Mann!“ —

Uli und Vreneli.

Aus „Uli der Knecht“.

... Das fiel der guten Mutter alles bei und daß dazu Uli und Vreneli fort wollten, daß dann der Tochtermann das Heft ganz in die Hand kriege, daß sie die Haushaltung machen solle mit Nichts, gegen die Armen schmürzeln (knickern), daß man ihr jede Kelle Mehl nachrechnen werde und alle ungeraden Male, wenn sie das Kücheln ankäme — und da kam sie ein Elend an, daß sie niedersitzen und weinen mußte, daß man die Hände hätte waschen können unter ihren Augen, so daß selbst Joggeli hinaus kam und sagte, sie solle doch nicht so plären, es hörten es ja alle Leute und könnten meinen, was sie hätte. Was er gesagt habe, sei ja nicht der werth; sie wisse ja wohl, daß er albe einist etwas sagen müsse. Auch Vreneli tröstete und sagte, sie solle das nicht so schwer nehmen, es gehe ja am Ende Alles leichter, als man denke. Sie aber schüttelte den Kopf und sagte, man solle sie ruhig lassen, sie müsse sich selbst fassen können, das Reden helfe ihr nichts. Sie suchte nach Fassung manchen Tag. Man sah sie umher gehen schweigend, als ob sie Schweres im Kopfe wälze; sah sie hier und dort, wo sie sich unbemerkt glaubte, absitzen, die Hände in den Schoos legen, hie und da den Zipfel des Fürtuches ergreifen und mit der Rückseite die Augen trocknen. Endlich schien es ihr zu leichten, das Ungewisse schien verschwunden, sie sagte: es hätte ihr viel gewohlet, aber es duech sie, sie möchte neue hin, sie sei so blange (ziellosses Sehnen), es besserete ihr, wenn sie einen Tag oder zwei fort könnte. Joggeli hatte diesmal nichts darwider, seine Alte hatte ihm selbst Kummer gemacht. Sie könne ja zum Sohn oder zur Tochter fahren, wohin sie wolle. Uli solle sie führen, er hätte jetzt wohl Zeit, meinte er. Nein, sagte sie, dahin möge sie nicht, da sei ein ewiges Kär, und wenn sie die

Säcke mit Neuthalern füllte, sie hätte doch noch zu wenig. Aber es dünke sie, sie möchte einmal zum Vetter Johannes; man hätte es ihm schon lange versprochen, nie gehalten und sie sei nie dort gewesen. Sie sehe da einen neuen Weg, eine unbekannte Gegend, und könne vielleicht am besten vergessen, was sie drücke. Sie wolle Vreneli mit nehmen, das sei auch lange nie fort gewesen. An's Hochzeit habe man es nicht mit genommen, und es sei doch auch billig, wenn das Meitschi zuweilen eine Freude hätte. Gegen das Letztere hatte Joggeli Manches einzuwenden, indessen diesmal, der Alten zu lieb, gab er nach und wollte zwei Tage sich leiden.

Uli freute sich, als er hörte, wohin er mit der Frau fahren sollte. Vreneli dagegen wehrte sich lange, hatte hundert Gründe dagegen und gab erst nach, als die Base sagte: „du bisch m'r doch es wunderligs G'reis, und kurz und gut, du kommst mit, i'l befehle's." Es war in den ersten Novembertagen eines schönen Herbstes an einem Samstag Morgens, als das Sitzwägeli vor dem Hause stund, der Rohli herausgenommen, im Schopf mit geschäftigen Händen aufgeputzt und endlich von Einem zum Fuhrwerk geführt wurde, während nun auch Uli seine Sonntagskutte anzog und stattlich mit der Geisel in der Hand an das Fuhrwerk sich stellte. Nicht lange darauf kam Vreneli schmuck und schön, wie ein aufgehender Morgen, einen kleinen Strauß an der Brust, und packte etwas ein. Dann kam die Mutter, geleitet von Joggeli, dem sie noch manche Anweisung zu geben hatte. „Die Leute werden glauben, ihr seiet ein Hochzeit, sagte Joggeli, die fahren an einem Samstag im Lande herum. Z'Vreneli sieht gerade aus wie eine Hochzeiterin. „Deppis Dummes e so," sagte Vreneli, und ward roth, bis weit hinteren. „Uli muß noch einen Meien haben, dann meinen es alle Leute," rief eine schnippische Jungfrau, riß dem Uli den Hut vom Kopf und sprang damit in's Haus. Zornig war Vreneli aufgesprungen im Wägeli: „Mädi, willst du den Hut geben oder nicht? was braucht Uli einen Meien? sei mir nicht z'Hergetts, einen Meienstock anzurühren!" Als Mädi nicht hören wollte, wollte Vreneli ab dem Wägeli springen; aber die Mutter, lachend, daß es ihre ganze Gestalt erschüttete, hielt es am Kittel und sagte: „Was willst du? laß das doch gehen, das ist nur lustig. Vielleicht sieht man ja mich für die Hochzeiterin an, wer weiß?" Die sämmtliche Hausbewohnerschaft nahm an dem Spiel Theil und lachte über Vreneli's Zorn, der sich gar nicht wollte besänftigen lassen, während Uli in den Spaß eintrat und seinen Hut tüchtig in den Kopf drückte, das Vreneli ihm abzureißen suchte, um den Meien wegzunehmen. Es hätte ihm doch noch denselben abge-

rissen, wenn nicht die Mutter gesagt hätte, es solle nicht so dumm thun und den schönen Meien verstupfen. Das wäre doch noch lange nicht das Grüßlichste, wenn man sie schon für eine Hochzeit ansehen würde. Es wolle es aber nicht, sagte Breneli, und nahm den eigenen Meien von der Brust und hätte ihn fortgeworfen, wenn die Mutter nicht gesagt hätte: Es solle doch nicht so dumm machen. Die, wo am wüstesten thäten, die heiratheten zuletzt noch am liebsten, wenn es Ernst gelte. „Einmal ich nicht, sagte Breneli; ich will keinen Schlufi, wie sie alle sind. Ich wüßte nicht, was ich so mit einem Schnürfli (von schnarchen) anfangen sollte.“ „He, öppe was die Anderen!“ sagte die Mutter herzlich lachend, und fuhr mit dem von nun an schmollenden Breneli in den schönen Morgen hinaus. In aller Farbenpracht hing das welke Laub an den Bäumen, im Schimmer seiner eigenen Abendröthe unter ihm streckte sich grün und munter die junge Saat aus, spielte lustig mit den blinkenden Thautropfen, die an ihrer Spitze hingen; geheimnißvoll und duftig dehnte sich über Alles der Himmel aus, der geheimnißvolle Schooß der Wunder Gottes. Schwarze Krähen flogen über die Aecker, grüne Spechte hingen an den Bäumen, schnelle Eichhörnchen liefen über die Straße und beguckten von einem rasch erreichten Ast neugierig die Vorüberfahrenden und hoch in den Lüften segelten in ihrem wohlgeordneten Dreieck die Schneegänse einem wärmeren Lande zu, und seltsam klang aus weiter Höhe ihr seltsam Wanderlied.

Der Mutter verständig Auge schweifte lebendig über Alles, ihre lauten Bemerkungen nahmen kein Ende, und manche kluge Rede ward zwischen ihr und Uli gewechselt. Besonders wenn sie durch Dörfer fuhren, häufte sich das Auffallende und selten ein Haus bot ihr nicht Gelegenheit zu einer Bemerkung. Es sei doch nichts, wenn man immer daheim hocke, sagte sie, da sehe man immer das Gleiche. Man sollte von Zeit zu Zeit im Lande herum fahren: da sehe man nicht nur etwas für den G'wunder, sondern könne auch viel lernen. Man mache die Sachen nicht an einem jeden Orte gleich und an einem Orte besser als am andern, und so könne man das Beste daraus nehmen. Sie waren nicht viel mehr als zwei Stunden gefahren, als die Mutter schon davon zu reden anfing, daß sie dem Kohli etwas werden geben müssen. Er sei's nicht gewohnt, so lange zu springen, und sie wollte lieber ihn gesund wieder heim bringen. „Halt du beim nächsten Wirthshaus,“ sagte sie auf Uli's Einreden, und lueg, ob er nicht ein Immi Hafer nimmt. Es ist mir auch gleich, etwas zu nehmen, es will mich schier anfangen zu frieren.“

Dort angekommen, befahl sie Uli: „Wenn das Roß den Hafer

hat, so komm hinein." Noch unter der Thüre kehrte sie um und rief: „Hast du gehört? komm dann!" Nachdem drinnen die Wirthin mit dem Fürtuch die Bänke abgewischt, gefragt hatte: „Womit kann man aufwarten?" Als eine gute Halbe und ein wenig Thee befohlen war, setzten sich die Frauen, sahen in der Stube herum, machten halblaut ihre Bemerkungen und wunderten sich, daß es an dieser Uhr nicht später sei; aber Uli sei wohl geschwind gefahren, man sehe, es pressire ihm, hin zu kommen. Als endlich das Verlangte da war mit der Entschuldigung, es sei wohl lang gegangen, aber das Wasser sei nicht warm gewesen und das Holz habe nicht brennen wollen, sagte die Mutter zu Vreneli: es solle doch Uli rufen; sie wisse nicht, warum der nicht komme, sie hätte es ihm doch zweimal gesagt. Als er da war und gehörig Gesundheit gemacht hatte, wollte die Wirthin ein Gespräch anfangen und sagte: es sei heute auch schon eine Hochzeit durchgefahren. Da lachte die Mutter gar herzlich auf. Uli lächerete es auch; hingegen Vreneli wurde hochroth und zornig und sagte: es seien nicht alles Hochzeit, was heute auf der Straße sei. Es werden andere Leute auch das Recht haben, am Samstag herumzufahren; die Straße werde nicht bloß für Hochzeitleute sein. Sie solle doch recht nicht zürnen, sagte die Wirthin, sie kenne sie ja nicht; aber es hätte ihr geschienen, sie schickten sich wohl für einander; ein so hübsches Paar hätte sie nicht bald gesehen. Die Mutter tröstete die Wirthin, sie solle sich nur nicht lange verergüsiren, sie hätten schon daheim ein großes Gelächter gehabt und gedacht, es werde so gehen, und schon damals sei das Meitschi so bös geworden. „Das ist nicht schön von Euch, Base, daß ihr mich auch helfet plagen," sagte Vreneli, „wenn ich das hätte wissen sollen, ich wäre gar nicht mit gekommen." „Es plaget dich ja kein Mensch," sagte die Base lachend. „Du thust so dumm; es würde sich ja manches Meitschi meinen, wenn man es für eine Hochzeiterin ansehen würde." „Ich darum nicht," sagte Vreneli, „und wenn man mich nicht ruhig läßt, so laufe ich jetzt noch heim." „Du wirst den Leuten die Mäuler nicht verbinden können, und kannst froh sein, wenn sie nie etwas Aergeres über dich sagen," antwortete die Base. „Das ist genug, wenn mich die Leute verbrüllen mit einem, den ich nicht will und der mich nicht will." Vreneli hätte noch lange geeifert, wenn nicht angespannt und weiter gefahren worden wäre. Sie rückten rasch vor. Die Meisterin sagte öfters: „Mach's nicht zu stark, Uli; wenn es nur dem Kohli nichts thut." Als sie hörte, daß sie nur noch eine Stunde von Erdäpfelkofen seien, befahl sie, im nächsten Wirthshause zu halten. Dort wollten sie etwas zu Mittag essen, sie hätte

Hunger und sie möge z'Vetter Johannese nicht zur Mittagszeit kommen, das gebe gar viel Umstände. So im halben Tag sei es am anständigsten und kommodesten, da könne man es mit einem Kaffee machen, das sei bald gemacht, und man nehme es doch gern. Uli gehorchte, fuhr vor, und ziemlich wurden sie vom Stubenmädchen empfangen. Dasselbe führte sie in eine Stube, und öffnete sie mit den Worten: „Geht nur hinein, es sind schon zwei drinnen;" und drinnen empfing sie der Ruf: „das geht gut, da kömmt noch eins" — Hochzeit nämlich! Die Base lachte, daß es sie über und über schüttelte, und sagte: „Du siehst, es muß sein. Du magst dich wehren, wie du willst, es gilt dich doch." Da hinein bringe es Niemand, sagte das zornig gewordene Breneli, und wenn das den ganzen Tag so fortgehen solle, so laufe es zu Fuß heim. „Und von dir, Uli, ist es auch nicht brav, daß du nicht witziger bist als so; du thätest sonst deinen Meien ab dem Hut. Ich habe dir aber nichts darauf, weißt du es nur." Da sagte Uli: bös wolle er es nicht machen, er hätte es für einen Spaß angesehen. Wenn es es aber so nehme, so wolle er ihm gerne seine Meien geben, und wenn es wolle heim gehen, sie könnten mit dem Kohli wohl fahren, er sei sicher. Breneli nahm den Meien und sagte: „Dankeigist!" Aber die Base sagte: „ich hätte ihm ihn nicht gegeben, ihr habt euch einander nicht zu verschämen." „Und kurz und gut, Base, sei das, wie es wolle, so will ich nichts davon, und zu den Hochzeitleuten will ich nicht, und wenn Ihr nicht mit mir in die Gaststube kommen wollt, so laufe ich heim auf der Stelle." „Das ist mir doch afe es Meitli, das, sagte die Base. Uli, wenn i'h di wär, so nähmt i'h das ufe Gunte. „Mira nähm er's, we n'r will; aber i'h hät bald g'seit, Uli syg witziger, als anger Lüt, und heig o selber nit Frend a öppis Dumms e so." „Wart ume, Breneli," sagte die Base; „es wird dir o scho angers cho, zell druf. E' Hochzytere z'si ist doch am Eng e schöni Sach." „Was, e schöni Sach! e arme Tüfel isch e Hochzytere, sagte Breneli. Hochzyt ha isch no viel ärger as stärbe. Bim Sterbe weiß me doch no öppis, ob me selig wird oder ob eim d'r Tüfel nimmt; bim Hochzyt ha cha me gar nüt wüsse. We me meint, d'r Himmel syg voll Gyge, su sys z'letzst luter Donnerwetter. U we me meint, mi heyg d'r Freinst, su isch es de Letzst, we me recht luegt, d'r wüstisch Hung." „O Meitschi," sagte die Base, du hesch's o so wie ay Bettlere, wo g'seit het, si möcht kei Büri sy, vo wege si mög d'Küchleni nit erlyde, das syg er e doch es Dolders Fresse; u wo me du grad druf i me ne Cherler erwütscht het, wo se e ganzi Bygete het welle stehle. Gang m'l

doch mit sellige Rede, mi v'rfüngt si d'rmit gar gern. U we me scho e wenig kybig isch, sym Mul soll me doch geng e Rechnig mache. Mi weiß nie, was es eim gä cha, u we me de drin isch, su chunt's eim wieder z'Sinn, was me g'redt het, u selige Wort chönne eym mengisch Tag u Nacht v'rfolge, ärger as e Trupele wildi Thier, das me kei Ruh me het. U menge het ne nit angers wüsse z'vertrünne, as dure Tod." „Base," sagte Vreneli, „ih ha n'ech nit welle höhn mache, u di o nit, Uli; aber löht mi rüyig. I'h bi nüt as es arms Meitschi, u drum muß i'h mi wehre, we mi öpper no zu öppis mingerem mache will." „B'hüttis," sagte die Base, „das chunt niemerem z'Sinn, u es wär mängi ryche Tochter froh, si wär was du. Ja i'h wett o gern öppis minger ha, u no fry ordelig minger, we z'Elisi wär was du; du machst e n'iedere Ma glücklich, er ma rych oder arm sy. Mi cha di hiftelle a nes nieders Ort, wo me will, u z'Elisi isch helf m'r Gott nüt. I'h weiß o nit, wie das cho isch, u ha doch beidi erzoge. Aber es isch o nit eim gä wie am angere. Du masch arühre, was d' witt, so steit's d'r wohl a, und we ni e junge Bursch wär, su seyt i'h: die u ke angeri! U was z'Elisi macht, isch uwaltig; da wird's no V'rdruß gä, dä mi i d's Grab bringt." Der guten Mutter schossen die Thränen in die Augen und z'Vreneli, das bei sich selbst gedacht hatte, es könnten zwei an einem Orte und von der gleichen Person erzogen werden, und doch ungleich sein, sagte dieses nicht, sondern tröstete: es werde wohl nicht so bös gehen, sondern besser kommen, als man denke. Aber die Base schüttelte den Kopf und klagte fort, wie sie gedacht hätte, wenn es einmal geheirathet sei, so werde es auch etwas angreifen, es werde ihm schon noch anders kommen; aber es komme ihm nicht. Den ganzen Tag habe es die Hände über einander, mache die Dame; es sei ein Schlärpli und werde sein Lebtag eins bleiben. Wenn sie ihm nur den Zehnten eingeben könnte, was Vreneli sei, so wollte sie glücklich sein. Ihm gebe Alles nichts zu thun, es möge sein, was es wolle, und Alles sei immer gemacht, es duech eim, es könne heren, und wenn z'Elisi ab einem Sessel den Staub abwischen sollte, so hätte es einen ganzen Tag daran und den andern müßte es im Bette liegen. Manchmal am Nachmittag sei noch kein Bett gemacht und Abends um neun Uhr wisse man noch nicht, was man zu Nacht essen wolle. Es hätte sie hoch aufgesprengt, als sie das gesehen. „Aber jägit's daheim Niemere, i'h möcht nit, daß es no us chämti," setzte sie hinzu und trocknete sich die Augen. Vreneli war wieder gut geworden; das Lob hatte ihm wohl gethan, es wußte eigentlich nicht, warum. Es schwatzte, rühmte, schalt das Essen, schenkte ein,

und weckte Uli, er hätte immer nur leer. Die Mutter vergaß auch ihren mütterlichen Jammer und hell auf fuhr man wieder ab, dem vetterlichen Hause zu. Uli hatte nun viel zu berichten, wem dieses Haus gehöre, wem jener Acker. Als er den ersten Acker sah, der dem Vetter Johannes gehörte, lachte ihm das Herz im Leibe. Alles, was er auf demselben geschafft, ging wieder in ihm auf; von weitem zeigte er ihn, pries seine Eigenschaften. Dann kam ein anderer und wieder ein anderer und sie fuhren zum Hause, ehe sie daran dachten. Dort machte man Kabis ein im Schopf, die ganze Haushaltung war da versammelt. Alles hob die Köpfe auf, als das unerwartete Wägeli daher kam. Erst kannte man die Leute nicht, dann erhob sich ein Geschrei: „Es ist d'r Uli, d'r Uli", und die Kinder sprangen aus dem Schopfe; dann sagte Johannes: „d' Base in der Glungge kömmt mit; was Guggers kömmt die an, was bringt die wohl?" Er und seine Frau traten nun auch hinaus, längten die Hände zum Willkomm, und Eisi, des Johannese Frau, sagte: „Gottwilche, Uli, bringst is dy Frau?" Da lachte die Base wieder herzlich auf und sagte: „Da g'höret d'rs, d'r möget welle oder nit, es muß sy, all Lüt jäge's ja." „An allen Orten sieht man uns für eine Hochzeit an, erläuterte Uli, weil wir am Samstag mit einander fahren, wo so viele Hochzeit auf der Straße sind." „He und nicht nur das, sagte Johannes, sondern es duecht mich, ihr schicktet euch nicht übel zusammen." „G'hörst, Breneli, der Vetter meint's auch; da hilft wehren nichts mehr." Bei Breneli hatte Weinen mit Lachen gekämpft, Zorn mit Spaß; endlich überwand es sich der Leute wegen, das Letztere siegte, es antwortete: Es hätte immer gehört, wenn es ein Hochzeit geben solle, so müßten zwei wollen; bei ihnen aber wolle gar keins, und so sehe es nicht ein, wie etwas aus der Sache werden sollte. „Was nicht ist, kann werden, sagte des Johannes Frau, so etwas kömmt oft ungesinnet." „Es g'spüre einmal noch nichts davon," sagte Breneli, brach dann aber ab und gab die Hand noch einmal und sagte, wie unverschant es sei, daß es mitgekommen, aber die Base habe es haben wollen, sie könne es jetzt versprechen, wenn es ihnen in den Kosten sei. Es freue sie gar wohl, daß sie einmal gekommen, sagte die Hausfrau, und hieß dringlich hinein kommen, gäb wie die Andern sagten, sie wollten sie nicht versäumen, vor dem Hause bleiben, helfen, es sei so schön und frein da außen!

Wie sie nun auch sagten, sie hätten nichts nöthig, hätten erst gegessen, so wurde doch gefeuert, und nur durch dreimaliges Hinausgehen konnte eine förmliche Mahlzeit verhindert, die Gutthätigkeit

auf ein Kaffe zurückgebracht werden. Vreneli hatte bald mit dem ältesten Mädchen, das aus einem rührigen Kinde eine schöne Jungfrau geworden war, Freundschaft geschlossen, und mußte alle dessen Herrlichkeiten in Augenschein nehmen. Uli blieb aus schuldigem Respekt nicht gar lange in der Gesellschaft; die ältern Leute wurden alleine gelassen. Endlich mit einem schweren Seufzer begann die Base, sie müsse ihr gerade sagen, warum sie komme, sie hätte nirgends besser hin gewußt um Rath und Hülfe, als hieher. Der Johannes hätte ihnen schon so oft gedienet, daß sie gedacht, er lasse sie diesmal auch nicht im Stich. Es sei Alles so gut gegangen bei ihnen, es sei eine Freude gewesen. Freilich hätte einige Zeit lang Uli ihr Elisi in den Kopf genommen, aber daran sei das Meitschi selbst Schuld gewesen, und sie glaube, Uli hätte zuletzt doch eingesehen, daß das Meitschi nichts für ihn sei. Da hätte sie das Unglück in den Gunniget hinaufgeschlagen, dort das Elisi seinen Mann aufgegabelt, und seither sei Alles wie zerstört. Ihr Johannes thue wüst, der Tochtermann sei nicht, wie er sein sollte, sei ein grausam interessirter, meine, sie solle nichts mehr brauchen in der Haushaltung. Z'Elisi hätte immer Streit mit Vreneli; das wolle nun fort deßwegen, Uli wolle fort, Alles falle wieder auf sie und sie wisse um ihr Leben nichts anzufangen, sie hätte manche Nacht kein Auge zugethan und an einander pläret, daß es ihr in ihren alten Tagen so gehe. Da sei ihr Eins in Sinn gekommen: es könne ihr doch kein vernünftiger Mensch dawider sein, wenn sie das Gut in Lehn geben würden; dadurch falle ihr die Last ab. Und da hätte sie gesinnet, einen bessern Lehenmann als Uli, der ihnen zu Allem stehe und ehrlich und brav sei, könnten sie nicht erhalten, und Uli könnte da auch sein Glück machen; denn daß er öppe hart gehalten werden sollte, das thäte sie nicht, es solle sein Nutzen sein, wie der ihre. Aber sie hätte keinem Menschen etwas davon gesagt; sie hätte zuerst mit ihm reden wollen, was er dazu meine, und wenn er es gut finde, so möchte sie ihm anhalten, daß er mit Uli rede und der Sache sich annehme, bis sie im Reinen sei. Es dünte sie, wenn sie das z'weg brächte, so wollte sie nichts mehr wünschen auf der Welt, wenn schon Manches nicht sei, wie es sein sollte. Das sei wohl schön und gut, sagte Johannes, und es würde ihn für Uli freuen, aber da seien ihm zwei Sachen im Weg. Das sei eine gar bedeutende Uebernahme und Uli habe dafür zu wenig Geld. Er habe ein Schönes verdient, aber viel zu wenig, für alles anzuschaffen, was da nöthig sei. Er hätte kaum so viel, um im Handel etwas zu machen und nicht zur unrechten Zeit verkaufen zu müssen, woran die

meisten Lehnleute gewöhnlich sterben. Dann kann Uli nicht bloß mit Diensten husen, er muß eine Frau haben, und wo nun eine finden, die dem vorzustehen weiß? Denn das gibt eine schwere Haushaltung. „Ich wüßte ihm eine, sagte die Base, gerade das Meitschi, welches mit gekommen. Ein besseres gibt es nicht, und es und Uli haben sich an einander gewöhnt; wir könnten noch heute sterben, sie trieben die Sache fort, man merkte nicht, daß Jemand fehlte. Es ist gesund, stark und für so ein junges hat es gute Gedanken, es thäte manche alte durch. Es hat freilich kein Vermögen, aber doch einen schönen Sparhafen, brav Kleider, und ganz mit leeren Händen ließen wir es auch nicht. Ihr wißt wohl, wie es mit seiner Mutter gegangen ist. Wenn Uli Vreneli nähmte, so glaube ich, er würde für B'satzig und andere Sachen wenig anzuschaffen brauchen. Die Sache ist da, man kann ihm ja Alles in die Schatzung geben, so ist es da, wenn man den Hof wieder übernehmen will, und man braucht es nicht anzuschaffen, sie könnten anfangen, fast wie wenn sie die Kinder vom Hause wären."

„Das ist schön und gut, sagte Johannes; aber Base, nehmt es mir nicht für ungut auf, aber fragen muß ich doch: ob Ihr glaubt, daß Alles seine Einwilligung gebe? Es sind gar viele Leute, die zu der Sache reden müssen, wenn sie gehen soll. Was werden eure Leute sagen? Joggeli ist albeneinisch wunderlich! Und eure Kinder werden auch darein reden und das Gut zu Nutzen bringen wollen, so hoch als möglich. Uli macht eine gewagte Sache. Ein einziges Fehljahr, Pressen oder so was macht ihn zu Boden. Auf einem solchen Gut ist 1000 Pf. Ertrag auf oder nieder nicht sichtbar, während in einem Jahr 4—5000 Pf. verloren gehen können. Und will das Meitschi Uli? Es ist ein lüftiges und Uli nicht mehr heutig, er hat einige dreißig Jahre auf dem Rücken." Das, sagte die Base, mache ihr nicht allen Kummer. Joggeli sei am Ende froh, abzugeben, und Uli sei ihm als Lehenmann sicher anständig; denn wenn er schon wunderlich sei, so sei er doch nicht der wüstist gegen sie und werde wohl einsehen, daß ein guter Lehenmann besser sei, als schlechte Knechte. Ihrem Sohn werde das das Rechte sein. Er habe schon über den Schwager geflucht, er nehme Alles fort, und das Gut müsse zu Lehn gegeben werden; er höre dann. Auch halte er auf Uli viel, und habe ihnen denselben abdingen wollen. Auf den Tochtermann achteten sie sich nicht viel. Er rede ihnen zu viel in ihre Sache, und es wäre ihnen lieb, wenn sie nicht zu der seinigen reden müßten. Vreneli, glaube sie, thäte nicht am wüstesten; wenigstens habe es keinen andern, selb wisse sie. Sie glaube, es

sehe Uli nicht ungern, und darum hätte es heute so wüst gethan, wenn man sie für Hochzeitleute angesehen hätte. Sie sei afe alt, aber sie hätte noch nicht vergessen, wie es die rechten Meitscheni machen. Auf die heutigen anlässigen Täsche verstehe sie sich freilich nicht. Uli mache ihr am meisten Kummer. Der sei so politisch, man wisse nicht, woran man mit ihm sei. Wo z'Elisi den Baumwollenhändler genommen, habe sie geglaubt, er werde die Wände aufspringen, Alles verschlagen; aber er habe kein ander Gesicht gemacht, kein Wort lauter gesprochen, es sei gewesen, wie wenn Alles ihn nichts anginge. „Uli ist ein Bursch, er kann sein Glück machen, wo er will; er ist b'rühmt centum und wenn mancher Herr wüßte, was das für ein Bursch wäre, es reute ihn kein Geld, er setzte an, bis er ihn hätte." Uli mache ihr Kummer. Er trage es ihnen wegen dem Elisi nach. Aber er sollte dem lieben Gott danken, daß es so gegangen; er wäre ein unglücklicher Mensch geworden und hätte doch zuletzt an Allem Schuld sein sollen. Wenn Uli wollte, die Sache würde sich machen, und ein Jahr in das andere gerechnet sollte er seine 1000 Pf. vorschlagen. „Ich weiß, was der Hof abträgt, wenn man es treibt, wie Uli es treiben kann, wenn er und Vreneli zusammen spannen. Das kann Euch kochen, es ist Allen recht, und sie schlecken euch die Finger bis an die Ellbogen, und braucht doch fast z'Halbe weniger als manche andere, die meint, wie üe es könne, und doch die Diensten allemal grännen, wenn sie nur bei der Küche vorbeigehen. Uli habe ihr Zutrauen, ein böses Jahr hätte er nicht zu fürchten. „Vetter Johannes, sagte die Base, du mußt doch nicht glauben, daß wir so wüste Hüng wären, wegen einem bösen Jahr den Lehenmann über Nichts zu bringen. Wenn wir den Hof selber hätten, so hätten wir ja auch das böse Jahr und warum sollte es der Lehenmann allein entgelten, wenn es zu trocken oder zu naß ist? es ist doch immer unser Hof und was vermag er sich dessen? Es hat mich schon manchmal wüst duecht, wenn ein Lehenmann immer den gleichen Zins geben muß, gebe es etwas oder gebe es nichts. Nein, Vetter, Joggeli ist wunderlich, aber der Wüstist doch nicht, und wenn Alles fehlen sollte, so ist es dann nicht, daß ich nicht auch noch etwas hätte, womit ich nachhelfen könnte." „Base, sagte Johannes, nehmt mir es nicht für ungut, aber wenn man etwas Rechtes machen will, so muß man von Allem reden. Die Sache freute mich, für Euch und Uli und auch für mich; denn an Uli ist mir etwas gelegen. Es ist wahr, er ist mir fast so lieb, wie mein eigen Kind, und was ich für ihn thun kann, das spare ich nicht. Er hat mir auch von Elisi geredet, und da habe ich ihm

die Sache mißrathen. Es ist ihm damals nicht recht gewesen, ich sah es ihm wohl an. Es nimmt mich Wunder, ob er mir jetzt etwas davon sagt. Soll ich mit ihm von der Sache reden, so ihm ablosen von Weitem, was er im Sinne hat, oder gleich mit der Thüre ins Haus, oder wollt Ihr zuerst mit Vetter Joggeli reden?" „Ich wäre lieber mit Uli und Vreneli im Reinen und deßwegen bin ich mit ihnen gekommen, sagte die Base. Fange ich Joggeli davon an, und wollen später Uli und Vreneli nicht, so muß ich mein Lebtag hören, was ich da einmal Dumms hervorgebracht; von wegen er ist gar wunderlich und kann einem eine Sache nicht vergessen; darneben ist er der wüsteste nicht. Wenn es sich dir schickt, Vetter, so lose Uli ab, was er denkt, ziehe ihm die Würm aus der Nase; es wäre mir sehr lieb, wenn ich wüßte, woran ich mit ihm wäre. Es dünkt mich, ich wäre wie im Himmel, wenn die Sache im Reinen wäre. Gefällt Euch das Meitschi aber nicht auch? fragte die Base. Und Johannes und seine Frau rühmten nun, wie hübsch es sei und appetitlich, und der Erstere versprach zu helfen was er könne.

Selben Abend schickte es sich ihm nicht, er war mit Uli nie allein. Aber am andern Morgen, sobald sie z'Morgen gegessen hatten, fragte Johannes den Uli: ob er mit ihm auf den Herd hinaus wolle, er möchte ihm zeigen, was er angesäet hätte, und dies und jenes ihn fragen. Die Base mahnte, ja nicht zu lange auszubleiben, indem sie zeitlich verreisen wollten, um nicht zu spät heim zu kommen. Während nun Johannese Frau der Base zusprach, daß sie heute noch hier bleiben sollten, wandelten die Männer ab.

Ein schöner Morgen war es wieder. Ein Kirchthurm nach dem andern gab sein Zeichen, daß es heute der Tag des Herrn sei, die Herzen sich öffnen sollen dem Herrn, um Sabbat mit ihm zu halten, seinen Frieden zu empfangen, seine Liebe zu empfinden. Es ward den beiden Wandelnden auch feierlich im Gemüthe; über manchen Acker waren sie gewandelt mit wenig Worten. Sie waren an einen Waldsaum gekommen, von wo man das Thal schwimmen sah in dem wunderbaren herbstlichen Duft und von vielen Kirchthürmen her das Geläute der Glocken hörte, welche die Menschen zusammen riefen, in den geöffneten Herzen den Saamen zu empfangen, der sechzig- und hundertfältige Früchte tragen soll in gutem Herzensgrunde. Schweigend setzten sie sich dort und ließen einziehen durch die weiten Thore der Augen und Ohren des Herrn herrliche Predigt, die alle Tage ausgeht in alle Lande ohne Worte; ließen in tiefer Andacht die Töne wiederklingen im Heiligthum ihrer Seelen. Endlich fragte Johannes: „Du bleibst nicht in der Glungge?" „Nein,

sagte Uli. Nicht daß ich es ihnen zürne wegen Elisi. Ich bin froh, daß es so gegangen. Erst hintendrein sehe ich, daß ich keine glückliche Stunde mit ihm gehabt hätte, und daß bei einem solchen bösen Schlärpli einen kein Geld glücklich macht. Ich kann nicht begreifen, was ich auch gesinnet habe! Aber ich mag doch nicht bleiben, der Tochtermann ist immer da, will anfangen zu regieren, plündert sie aus, wo er kann, so daß ich nicht mehr dabei sein mag; auch lasse ich mir von dem nicht befehlen." „Aber was willst du denn? fragte Johannes. „Das ist's eben, was ich mit dir reden möchte, sagte Uli. Plätze bekäme ich genug, ich könnte auch zum Sohne; der gäbe mir Lohn, so viel ich wollte. Aber ich weiß es nicht: Knecht sein ist mir apparti nicht erleidet, aber es dünkt mich, wenn ich etwas Eigenes anfangen wolle, so sei es Zeit. Ich bin in den dreißig Jahren alt, und gehöre schon fast zu den Alten." „Jä so, sagte Johannes, hast du das Heirathen im Kopf?" „Apparti nit! sagte Uli. Aber wenn ich heirathen will, so sollte es bald geschehen, und etwas Eigenes anfangen muß man auch, während man sich noch rühren mag. Aber ich weiß eben nichts anzufangen. Für Alles habe ich zu wenig, denn was sind 2000 Pf., um etwas Rechtes anzufangen? Ich sinne noch immer daran, wie du gesagt hast, auf kleinen Gütchen schlage man den Zins nicht heraus, und ein Lehenmann, der nicht Geld in den Händen habe, könne nicht wohl ein großes Wesen übernehmen, und auf kleinen gehe er zu Grunde." „He, sagte Johannes, 2000 Pf. sind schon was, und es giebt hier und da Güter, wo die B'satzig dabei ist; wo man sie gegen eine Schatzung übernehmen kann, so daß du die 2000 Pf. zum freien Handel in der Hand behieltest, und wenn's dann noch mehr sein müßte, so fändest du wohl Leute, die Geld hätten." „Ja, aber die gäben mir es nicht. Wenn man Geld will, so muß man gute Versicherung oder Bürgen haben, und wo die nehmen?" „He, Uli, sagte Johannes, das ist eben, was ich dir auch gesagt habe: ein guter Name ist auch eine gute Versicherung. Vor 15 Jahren hätte ich dir nicht fünfzehn Batzen geliehen; wenn du aber jetzt 2—3000 Pf. mangelst gegen ein bloßes Handschriftli, so kannst du sie haben; oder wenn ich dir Bürge sein soll, so sprich zu. Wofür ist man auf der Welt, als für einander zu helfen?" „Das wäre guter Bescheid, sagte Uli, daran hätte ich nicht denken dürfen: und wenn ich etwas wüßte, ich wollte gleich darauf los." „Das thäte ich nicht, sagte Johannes. Ich ginge zuerst auf eine Frau aus, und je nach dem ich eine hätte, finge ich etwas an. Es sind schon viele Leute zu Grunde gegangen nur deßwegen, weil die Frau zu des Mannes Ge-

schäft nicht paßte, oder weil sie nicht dazu passen wollte. Um ein Hauswesen gut zu führen, bedarf es einen einträchtigen Willen. Hast du einmal eine Frau und wählet ihr einträchtig ein Heimwesen zum Kaufen oder Empfangen, das sich zu euch beiden schickt, so ist schon viel gewonnen. Oder hast du schon etwas der Art unter Händs?" „Nein, sagte Uli. Ich wüßte wohl eine, aber die sagte mir nicht Herr." „Warum nicht, fragte Johannes, ist es wieder eine reiche Bauerntochter?" „Nein, sagte Uli, es ist das Meitschi, das mit der Frau gekommen ist. Vermögen hat es apparte nicht, aber wer das bekommt, der ist glücklich. Ich habe es seither schon manchmal gedacht, mit dem kömmt einer weiter, wenn es schon keinen Batzen hat, als mit dem reichen Elisi. Was es in die Hände nimmt, steht ihm wohl an; Alles geräth ihm, und es ist nichts, das es nicht versteht. Ich glaube, es wird nie müde; am Morgen ist es zuerst und Abends zuletzt, und den ganzen Tag nie müßig. Nie muß man auf das Essen warten, nie versäumt es die Jungfrauen, und es meint einer, es werde nie hässig; je mehr zu thun ist, desto lüstiger wird es, wo doch die Meisten, wenn sie viel Arbeit haben, häßig werden, und nicht bei ihnen zu sein ist. Es ist hustig in allen Theilen und doch b'jungerbar gut gegen die Armen, und wenn Jemand krank wird, so kann es ihm nicht gut genug luegen. Es ist keins weit und breit so." „Aber warum solltest du das nicht bekommen, fragte Johannes, hasset es dich?" „Apparti nicht, sagte Uli. Es ist gut gegen mich, und wenn es mir etwas zu Gefallen thun kann, so ist es nie Nein; und wenn es sieht, daß ich möchte, daß etwas gemacht werde, so hilft es mir, so viel es kann, und kein einzig Mal begehrt es Saumsteine in den Weg zu legen, wie es die Weiber dickist (oft) haben, daß, wenn sie sehen, daß man etwas absolut machen sollte, sie absolut etwas Anderes wollen und einen versäumen, wie sie nur können. Aber doch ist es etwas hochmüthig, und kann's nicht vergessen, daß es aus einer vornehmen Familie ist, wenn es schon unehlich ist. Wenn ihm Einer nur von weitem zu nahe kömmt, so schnauzt es ihn an, als ob es ihn fressen wolle. Und öppe G'spaß mit ihm treiben und es auch etwas in die Finger zu nehmen, wie an vielen Orten der Brauch ist, das wollte ich Keinem rathen. Es hat schon Mancher eine wüste Täschen herausgenommen." „Aber das will ich noch gar nicht sagen, daß es dich nicht nehmen würde, sagte Johannes. Wenn es sich schon nicht von Jedem will fingerlen lassen, so kann ich ihm das nicht für übel nehmen." „Ja dann ist noch Eins, sagte Uli. Ich darf jetzt nicht mehr an Vreneli sinnen. Würde es mir nicht sagen: gäll, jetzt, wo du die Reiche nicht

haben kannst, jetzt soll ich dir gut genug sein! hast du mir ja das grüne, gelbe Elisi vorziehen können, so will ich dich jetzt auch nicht; ich mag nicht einen, der so mit einem verschlampeten Bärentalpenstengel geschätzelet hat. Das muß es mir zur Antwort geben; und doch habe ich auch während der Geschichte mit Elisi mehr an Breneli gesinnet als an z'Elisi. Erst jetzt merke ich, daß mir Breneli immer lieber gewesen ist. Und wenn ich das Meitschi hätte, ich wollte ausbieten, einen Hof zu übernehmen und darauf mehr zu machen, als irgend ein Anderer. Aber jetzt ist es zu spät, es nimmt mich nicht, es ist gar ein Eigeliges." „He, sagte Johannes, man muß nie den Muth verlieren, so lange ein Meitschi noch ledig ist. Das sind wunderliche Greiser und thun gewöhnlich gerade das Gegentheil von dem, was man ihnen zutraut. Wenn die Sache so ist, so wollte ich anhaschen, das Meitschi gefällt mir." „Nein, Meister, nicht um hundert Kronen wollte ich das Meitschi fragen. Ich weiß wohl, es zerschreißt mir fast das Herz, wenn ich von ihm muß und es nicht mehr alle Tage sehen kann. Aber wenn ich es fragte und es würde mich verachten, Nein sagen, ich glaube, ich hinge mich an die Bühnisleiter. Beim Dolder, ich könnte es nicht sehen, wenn es ein Anderer zur Kirche führte; ich glaube, ich würde ihn erschießen. Aber das heirathet nicht, das bleibt ledig." Da begann Johannes gar herzlich zu lachen und fragte: woher er wisse, daß ein solches Meitschi, 23 Jahre alt, ledig bleiben werde. „O, sagte Uli, es nimmt Keinen; ich wüßte nicht, wer dem gut genug wäre."

Da sagte Johannes, sie wollten doch machen, daß sie heim kämen, ehe die Kirche aus sei, er möchte nicht in die Kirchenleute laufen. Uli folgte ihm wenig redend, und was er redete, klang immer gegen Breneli zu, bald dieses, bald jenes, und Johannes sollte ihm versprechen, ja kein Wort über seine Lippen zu lassen von dem, was er ihm gesagt. „Du Gäuchel du, sagte Johannes, wem sollte ich etwas davon sagen?"

Die Base hatte daheim schon lange vor Ungeduld gezappelt, und so bald Uli und sein Meister in die Stube traten, sagte sie zu Uli: „Geh doch in die Stube, in welcher wir geschlafen haben, und sieh, was Breneli macht. Es soll einpacken, wir wollen fort." Uli fand das Mädchen vor einem Tische stehend, wo es ein Fürtuch der Base zusammenlegte. Uli ging sachte hinter ihms, schlang den Arm aber ganz manierlich um dasselbe und sagte: „d'Base pressirt." Breneli drehte sich rasch um, sah wie über diese ungewohnte Vertraulichkeit verwundert schweigend zu Uli auf. Dieser fragte: „Bist noch immer böse auf mich?" „Ich bin über dich nie böse gewesen,"

sagte Vreneli. „So gieb mir ein Müntschi, du hast mir noch keins gegeben," entgegnete Uli und bog sich herab. In diesem Augenblick wand Vreneli sich so kräftig los, daß er in die halbe Stube zurückfuhr; und doch war es ihm, als hätte er ein Müntschi erhalten, er glaubte noch deutlich an einem gewissen Fleck Vrenelis Lippen zu fühlen. Dasselbe aber fuhr muthwillig über ihn her: Es dünke ihns, er sei zu solchen Flausen wohl alt, und wahrscheinlich werde die Base ihn nicht heraufgeschickt haben, um mit solchem Narrenwerk es zu versäumen. Er solle doch denken, was Stini, sein alter Schatz, dazu sagen würde, wenn es dazu käme. Es begehrte nicht mit demselben einen Schwinget zu haben wie Uersi. Dabei lachte es, daß es Uli ganz zerschlagen zu Muthe ward und er die Thüre suchte, so bald möglich.

Die Reise ging später vor sich, als man dachte. Denn als man anspannen wollte, mußte man zuerst noch zu einem Mahl, wobei des Johannes Frau ihre ganze Kochkunst, den ganzen Reichthum ihres Hauses aufgeboten hatte. Obgleich die Base in einem fort sagte: „Herr Jeses, wer möchte doch auch von Allem essen," so war des Nöthigens kein Ende und sie wurde nicht in Ruhe gelassen, bis sie erklärte: Sie bringe, ihre Armi Thüri, nichts mehr hinunter; wenn sie noch ein Brösmeli essen sollte, so würde es sie versprengen.

Während Uli anspannte, drückte sie des Vetters Kindern neues Geld in die Hände, gäb wie die sich wehrten und ihre Eltern die Base mahnten, sie solle sich doch nicht solche Kosten machen, und den Kindern zusprachen, sie sollten doch nicht so unverschämt sein und es nehmen. Wenn sie es doch nahmen und zu der Mutter eilten um ihren Schatz zu zeigen, so hieß es: „Nein, es hat kei Gattig, wir müssen uns ja schämen." Und dann sagte die Base: es sei ja nicht der Rede werth und sie sollten doch recht bald zu ihnen kommen und es einziehen, was sie ihnen in den Kosten gewesen sei. Das werde sich schon geben, erhielt sie zur Antwort; aber sie hätte nicht so pressiren und noch einen Tag bleiben sollen. So unter vielen Reden kam sie endlich auf ihr Sitzwägeli und setzte oben das Reden fort, Vreneli alle ihre gemachten Betrachtungen mittheilend, deren in der That nicht wenige waren. Denn sie hatte Manches gesehen, von dem sie sagte: „wenn ich jünger wäre und noch besser möchte, das müßte mir auch sein." Zu Allem redete Uli nichts, war mit seinem Kohli beschäftigt, den er tüchtig traben ließ, so daß endlich die Frau sagte: „Uli, fehlt dir etwas? machst es dem Kohli nicht zu stark? er ist nicht gewohnt, so zu laufen." Uli versprach sich und erhielt den Befehl, etwas überm halben Weg zu

halten. Es sei ihr nicht wegen dem Kohli, sagte sie, sondern auch wegen ihr selbst. Hamme und Küchli zusammen machten ihr immer Durst. Breneli sagte, auch ihm sei es recht, es hätte es gerade wie die Base, und heute werden sie doch in ein Wirthshaus können, ohne für eine Hochzeit gehalten zu werden. Man werde eher glauben, sie kämen von einer Gräbt, so mache Uli ein Gesicht. Er hätte keine Ursache, ein anderes zu machen, sagte Uli, am allerwenigsten seinetwegen. Am Samstag sei es nicht recht, wenn er lache, und am Sonntag nicht recht, wenn er nicht lache; es sei bald bös z'breiche. „Du bist puckt, Uli, sagte Breneli, ich habe nicht gewußt, daß man dir nichts mehr sagen darf!" „So zanket recht, sagte die Base, das gefällt mir; was sich liebt, muß sich zanken, und ihr machet erakt wie zwei am Tage nach der Hochzeit." Eben darum wolle es ja nicht heirathen, sagte Breneli, so lange es ledig sei, mache es ein Gesicht für sich, wie es ihm gerade anständig sei. „Ich mache meine Gesichter auch für mich, sagte Uli, und du brauchst sie gar nicht zu sehen, wenn sie dir nicht anständig sind. Habe nur noch ein wenig Geduld, so wird dir mein Gesicht nicht mehr im Wege sein." Nit, nit! sagte die Base. Machet einander nicht zu guter Letzt noch böse und kömmt mir taub heim. Man muß aus Spaß nicht gleich Ernst machen, sonst kömmt man nicht durch die Welt. Und wenn man gleich so aufbrennen will, ach b'hüetis, so ist's allerdings besser, man bleibe ledig! Ich bin als Meitschi auch aufbegehrischer Natur gewesen und habe nichts leiden wollen; aber wenn ich bei meinem Joggeli so hätte bleiben wollen, so lägen er oder ich oder beide im Grabe. Ich habe bald gesehen, daß eins nachgeben, sich ändern muß, und da ist die Reihe dazu an mich gekommen. Nicht daß Joggeli nicht auch ein Gleich gemacht, er hat sich auch in Manchem gebeßsert." „Ich glaube nicht, daß zwei zusammen kommen auf der Welt, die sich nicht mehr oder minder ändern müssen, wenn sie glücklich bleiben wollen. Darum ist's am besten, man bleibe ledig, sagte Breneli, da kann man bleiben, wie man ist, und es grännet einen Niemand an für nichts und wieder nichts." „E Breneli, sinnest denn nicht an Gott, und daß der will, daß wir uns ändern und alle Tage besser werden? Ist dir der auch zu wenig, daß du um seinetwillen kein ander Gesicht machen willst, als dir anständig ist?" „Aber Base, wie kömmt ihr mir auch! Wir reden von einem Mann und Ihr kommt mir mit Gott; da ist doch ja gar keine Gleichheit. Wie einem Gott in Sinn kommen kann, wenn man von einem Manne redet, begreife ich nicht. Wenn man von Männern redet, so sollte einem immer der Teufel in Sinn kommen, denn

der ist ja auch ein Mann, und er hat das Weib verführt; wenn er nicht gewesen, so wären wir glücklich geblieben. Von einer Frau Tüfelin habe ich noch nichts gehört; das ist mir ein sicher Zeichen, daß der Teufel unter dem Weibervolk keine seines Gleichen gefunden hat, sondern nur unter dem Mannenvolk. Unter dem giebt es ja ganze Legionen, wie es in der Schrift heißt." „Versündige dich nicht, Vreneli, sagte die Base, du weißt nicht, was dir bestimmt ist. Ich glaube, du redest nicht, wie es dir um's Herz ist, sondern wie alle Meitschi, wenn sie noch keinen haben, oder der Rechte ihnen noch nicht gekommen." So wie Vreneli den Mund zur Antwort aufthat, fuhr Uli, der ihnen ganz den Rücken gekehrt und gethan hatte, als höre er von Allem nichts, zum bestimmten Wirthshause. Die Wirthin empfing sie und führte sie in eine appartige Stube, wo die Base verlangt hatte, nachdem sie dem Uli gesagt, er solle bald nachkommen. Dort befahl sie Wein und auch etwas auf einen Teller oder zweien, das Fahren mache hungrig, sie hätte es nicht geglaubt.

Es war Alles da, nur Uli nicht. Die Wirthin war nach ihm ausgeschickt worden, kam wieder mit dem Bescheid, daß sie es ihm gesagt; aber er kam doch nicht. Da sagte die Base: „Geh, Vreneli, und heiße ihn auf der Stelle kommen." Vreneli zögerte und meinte, man solle ihn doch nicht zwingen; wenn er hungrig oder durstig wäre, er würde schon kommen. „Wenn du nicht gehen willst, sagte die Base, so muß ich zuletzt noch selber gehen." Da ging Vreneli hässig und trieb mit hässigen Worten den bei den Keglern stehenden, schmollenden Uli, der Anfangs nicht kommen wollte, herbei. Seinetthalben sagte es, könnte er bleiben, wo er wäre; aber die Base befehle es. Er solle kommen, es hätte nicht Lust, ihm noch mehr nachzulaufen.

Uli kam endlich, auf die vielen Vorwürfe der Base wenig antwortend. Diese schenkte ihm tapfer ein, nöthigte zum Essen und schwatzte Allerlei durch einander, wie es ihr jetzt bei Vetter Johannes wohl gefallen und wie sie jetzt wohl merke, wo Uli sei dressirt worden. Er müßte aber b'sunderbar wohl für sie gewesen sein, denn noch jetzt hingen die Kinder an ihm und sie hielten ihn ja werth, fast wie ein Kind. „Du wirst wohl wieder zu ihnen wollen, wenn du bei uns fort gehst?" „Nein," sagte Uli. „Es ist sonst nicht der Brauch, daß man frägt; aber willst du mir's sagen, wo du hin kommst?" sagte die Base. Er wisse es noch nicht, sagte Uli, es hätte ihm noch nicht pressirt, einen Platz zu nehmen, obgleich er manchen hätte haben können. „E nun, so bleibe du bei uns, das schickt sich

für beide Theile am besten; wir sind jetzt an einander gewohnt." Sie solle es nicht für ungut haben, sagte er, aber er hätte nicht im Sinn, mehr Knecht zu sein. „Hast du etwas Anderes?" fragte sie. „Nein," antwortete er. „Wenn du nicht mehr Knecht sein willst, wenn wir dir da unser Gut in's Lehen geben wollten?" Dies Wort traf Uli wie ein Stein. Er ließ die mit einem Stück Schafbraten beladene Gabel auf den Teller fallen, behielt den Mund aber offen, drehte seine Augen groß wie Pflugsrädlene der Base zu und starrte sie an, als ob sie aus dem Mond herab käme. Vreneli, das am Fenster gestanden war und sich über Uli's langes Essen geärgert hatte, drehte sich rasch um und horchte mit spitzigen Augen, was das geben sollte. „Ja, sieh mich nur an, sagte die Base zu Uli, es ist mir Ernst mit der Frage: wenn du nicht als Knecht bleiben willst, würdest du wohl als Lehenmann bleiben?" „Frau, sagte endlich Uli, wie sollte ich Euer Lehenmann werden können? das vermag ich nicht; da muß einer anders hintersetzt sein, als ich. Ihr wollt mit mir nur Eure Flausen treiben." „Nein, Uli, es ist mir Ernst, sagte die Frau, und mit dem nit vermögen ist es nichts, das könnte man ja machen, daß das Anfangen dich nichts kostete, die B'satzig ist da." „Aber was denkt Ihr, Frau, sagte Uli, wenn das schon wäre, wer wollte mir Bürge sein? ein einziges Fehljahr brächte mich auf einem solchen Gut zu Boden. Das Geschäft ist zu groß für mich." „He, Uli, das wird sich alles machen, und die wüstesten Hüng sind wir doch nicht, daß wir einen Lehenmann, der uns anständig ist, wegen einem einzigen Jahr zu Grunde gehen ließen. Sag nur, du wollest, so wird sich das schon machen." „Ja, Frau, sagte Uli, und wenn sich das schon machte, wer sollte mir die Haushaltung machen? Das will da was heißen." „He, nimm eine Frau", sagte die Base. „Das ist bald gesagt, antwortete Uli; aber wo wollte ich wohl eine finden, die gut dafür wäre und die mich nähme?" „Weißt du keine?" fragte die Base. Da stockte dem Uli das Wort im Munde, und verweisend grübelte er verlegen mit der Gabel auf dem Teller. Vreneli aber sagte rasch; es dunke ihns, es wäre Zeit für fort, der Kohli habe den Hafer längst gefressen und Uli werde auch bald genug haben. Ohne auf diese Worte zu hören, sagte endlich die Base: „Weißt du keine? Ich wüßte dir eine. Uli machte wieder Pflugsrädli gegen die Base zu; Vreneli sagte: es möchte die auch wissen. Die Base, in ungestörter schalthafter Gemüthlichkeit, die eine Hand auf dem Tische, den breiten Rücken behaglich hinten am Stuhle, sagte: „Errathe mal, du kennst sie wohl." Uli sah herum an allen Wänden, er konnte das rechte Wort nicht finden, es war ihm,

als ob er einen Erdäpfelstock von einem ganzen Sack Erdäpfel im Halse hätte, und Vreneli trippelte ungeduldig hinter die Base und sagte: sie wollten doch machen und fort, es finstere ja schon. Aber die Base hörte Vreneli nicht, sondern fuhr fort: „Kömmt es dir nicht in Sinn? Du kennst sie wohl, es ist ein werchhar Mensch, thut aber zuweilen etwas uwaltig, und wenn ihr nicht zusammen zanket, so könnt ihr es sonst recht gut mit einander." Dazu lachte sie recht herzlich und schaute eins um's andere an. Da schaute Uli auf; aber ehe er eine Antwort hervorgeworget hatte, fuhr Vreneli dazwischen und sagte: „Geh und spanne an; Base, man kann den Spaß auch zu weit treiben. Ich wollte, ich wäre nie mit gefahren. Ich weiß gar nicht, warum man mich nicht ruhig lassen kann. Gestern haben mich die Leute taub gemacht, und heute wollt Ihr es noch ärger machen. Das ist nicht schön, Base."

Uli war aufgestanden und wollte gehen; aber die Base sagte: „Hock doch nieder und los: Es ist mir Ernst: ich habe schon manchmal zu Joggeli gesagt, es schickten sich nie zwei besser zusammen, als ihr beide; es sei, wie wenn ihr für einander gewachsen wäret." „Aber Base d'r Tusiggottswillen, hört doch auf, sonst laufe ich fort. Ich lasse mich nicht ausbieten, wie eine Kuh. Wartet doch nur bis Weihnacht, da will ich Euch aus den Augen, wenn ich Euch so erleidet bin, noch vorher. Was wollt Ihr Euch so vergebene Mühe neben, zwei zusammenzubringen, die einander nicht mögen? Uli fragt mir gerade so viel nach, als ich ihm, und je eher wir von einander kommen, desto lieber ist es mir." Da ging doch Uli der Mund auf und er sagte: „Vreneli, zürne mir doch recht nicht, ich vermag mich ja gar nichts dessen. Aber das muß ich dir sagen: wenn du mich schon hassest, so bist du mir schon lange lieb gewesen und ich wünschte keine bessere Frau. Es muß einer glücklich mit dir sein; wenn du mich wolltest, ich wäre glücklich genug." „So, sagte Vreneli, jetzt, wo du vom Hof hörst und daß du ihn ins Lehen erhieltest, wenn du eine Frau hättest, bin ich dir auf einmal recht von wegen dem Hof. Du bist mir ein lustig Bürschli. Gell, wenn du nur den Hof kriegtest, so heirathetest du jede Luenz ab der Gasse, jeden Zaunstecken aus einem Hag. Aber ohä! Du bist an der Letzen; es ist nicht, daß ich einen Mann haben muß. Ich will gar keinen; allweg keinen, der jeden Dachen (Docht) nimmt, wenn nur ein Tröpfli Oel daran hanget. Wenn ihr nicht fahren wollt, so laufe ich alleine heim," und somit wollte es zur Thüre aus schießen. Aber Uli fing es auf, hielt es mit starkem Arm, wie es sich auch wehrte, und sagte: „Nein, wahrhaftig, Vreneli, du

thust mir Unrecht. Wenn ich dich haben könnte, ich wollte mit dir in die Wildniß, wo ich nichts als schwenden und reuten müßte. Es ist wahr, wo mir z'Elisi so flattirt hat, da ist mir der Hof in den Kopf gekommen und ich hätte es nur deswegen genommen. Aber schwer hatte ich mich versündigt, denn schon damals bist du mir im Sinn gelegen, und ich habe dich immer hundertmal lieber gesehen, als z'Elisi. Allemal, wenn ich ihns gesehen, so bin ich erschrocken; wenn du mir aber begegnet bist, so lachte mir allemal das Herz im Leibe. Frag nur den Johannes, ich habe es ihm heute Morgen gesagt, eine Frau, wie du eine giebst, wüßte ich, so weit die Sonne scheint, keine bessere zu finden." „Laß mich gehen," schrie Breneli, das während der schönen Rede gethan hatte, wie eine Katze am Hälsig, und selbst mit Klemmen und Kratzen nicht schonte. „Ich will dich gehen lassen, sagte Uli, der männlich das Kratzen und Klemmen aushielt, aber du mußt mich nicht im Verdacht haben, als wollte ich dich nur, wenn ich Lehenmann werden könnte. Du mußt glauben, ich hätte dich sonst lieb." „Ich verspreche nichts!" rief Breneli, riß sich los mit eigener Gewalt und floh oben an den Tisch. „Du thust doch so wüst, wie eine junge Katze, sagte die Base. Ich habe mein Lebtag kein solch Meitschi gesehen. Aber thue jetzt vernünftig, komm hock da neben mich! Willst du kommen oder nicht? ich gebe dir mein Lebtag kein gutes Wort mehr, wenn du nicht eine Minute da hocken und dich stille halten willst. Uli sag, man solle noch eine Halbe bringen. Halt dich still, Meitschi, und rede mir kein Wort darein," sagte die Base und erzählte nun, wie es ihr wäre, wenn beide fortgingen; was für böse Tage ihr warteten; vergoß schmerzliche Thränen über ihre Kinder und wie sie noch glücklich werden könnte, wenn es ginge, wie sie in schlaflosen Nächten es sich ausgedacht. Wenn zwei mit einander glücklich werden könnten, so wären sie es. Sie habe Joggeli manchmal gesagt, sie hätte ihrer Lebtag nie zwei Menschen gesehen, die einander so wohl verstünden in der Arbeit und einander so behülflich seien. Wenn sie so fortführen mit einander, so müßten sie zu schönem Vermögen kommen. Was sie ihnen behülflich sein könnten, das würden sie thun. Sie hätten es nicht, wie viele Lehenherren, denen nicht wohl sei, wenn nicht alle zwei Jahre ein Lehenmann auf ihrem Gut zu Grunde gehe, und die allemal schlaflose Nächte hätten und am Zins aufschlagen wollten, wenn einmal ein Lehenmann zu rechter Zeit den ganzen Zins geben kann, weil sie fürchten, er habe das Lehen zu wohlfeil. „Nein, gewiß, sagte sie, wir wollten thun an euch, wie wenn ihr unsere eigenen Kinder wäret, und ein Trossel müßte Breneli

haben, dessen keine Bauerntochter sich zu schämen hätte. Aber wenn ihr das nicht gerathe, und Vreneli wüst thun wolle, so wüßte sie nicht, was anfangen; sie wollte lieber nicht mehr heim. Sie wolle ihm nichts fürhalten, aber das hätte sie doch nicht um ihns verdient; sie hätte öppe gethan an ihm, was ihr wohl angestanden sei. Und das Wüstmachen thue es ihr erpreß zu leid, sie merke es wohl. Es sei schon lange nicht mehr wie sonst gegen sie. Und gar herzlich weinte die gute Frau. „Aber Base, sagte Vreneli, wie könnt Ihr auch so reden? Ihr seid ja meine Mutter gewesen, für eine solche habe ich Euch immer gehalten, und wenn ich für Euch durch's Feuer sollte, ich besänne mich keinen Augenblick. Aber so einem Schnürfli lasse ich mich nicht anhängen. Wenn ich doch endlich einen haben muß, so will ich einen, der mich lieb hat, und mich meinetwegen nimmt und nicht mit sammt den andern Kühen zum Lehen begehrt." „Wie kannst du auch so reden? sagte die Base, hast du nicht gehört, daß er gesagt hat, er habe dich schon lange lieb gehabt?" „Ja, sagte Vreneli, das sagen sie alle, einer wie der andere; wenn man aber an dieser Lüge ersticken müßte, es würde wenige Hochzeit geben. Er wird auch nicht besser sein als die andern; wenn Ihr nicht vom Hof angefangen hättet, Ihr hättet dann sehen können. Und es ist auch nicht recht von Euch gewesen, mir nichts von Allem zu sagen, und mich ihm da so ungesinnet darzuwerfen, wie einer Sau einen Tannzapfen. Wenn Ihr mir zuerst ein Wort gegönnt hättet, so hätte ich Euch sagen können, was Trumpf ist bei Uli: er sagt auch: Geld, du bist mir lieb; und dann soll Eine verstehen: Gäll, du bist mir lieb!" „Du bist ein wunderliches Greth, sagte die Base, und thust ärger, als wenn du die vornehmste Herrentochter wärest." „Eben, Base, weil ich nichts bin, als ein Meitschi, so steht es mir wohl an, vornehm zu thun und mich da nicht so vorwerfen zu lassen. Ich glaube, ich habe ein größer Recht dazu, als manche vornehme Tochter, sei es dann meinethalb eine Herren- oder eine Bauerntochter." „Aber Vreneli, sagte Uli, was vermag ich mich dessen und soll ich es jetzt entgelten? Du weißt im Herzen wohl, daß ich dich lieb habe, und ich habe so wenig von dem gewußt, was die Base im Sinne hatte, als du. Es ist daher nicht recht, daß du es an mir auslassest." „Ach, sagte Vreneli, erst jetzt merke ich, daß das Ganze eine abgeredete Sache war; du würdest dich sonst nicht versprechen, ehe ich dich angeklagt. Das ist erst recht wüst, und ich will von der ganzen Sache nichts mehr hören; ich lasse mich nicht so hineinsprengen, wie man die Fische ins Garn sprengt." Damit wollte Vreneli wieder auf und fort; aber die Base hielt es fest am

Kittel und sagte ihm: es sei das wüsteste und mißtreuste Mönsch, wo an der Sonne herumlaufe. Seit wann sie hinter seinem Rücken unter dem Hütli spiele? Das sei wahr, wegen dieser Sache habe sie zum Vetter begehrt, und deßetwegen habe sie beide mitgenommen. Aber was sie im Sinn gehabt, habe Niemand gewußt, nicht einmal Joggeli, geschweige denn Uli. Sie habe dem Vetter den Auftrag gegeben, dem Uli die Würme aus der Nase zu ziehen, und es sei wahr, der habe Vreneli grusam gerühmt, so daß der Vetter ihr gesagt, Uli nähme Vreneli lieber heute als morgen; aber er dürfe ihm nichts sagen, er fürchte, es halte ihm z'Elisi vor. Darauf hin habe sie gedacht, sie wolle reden, wenn Uli nicht dürfe; denn daß ihm Uli nicht anständig sei, das überrede sie Niemand, sie habe ihre Augen noch nicht am Rücken. Er vermöge sich also dessen nichts. „Aber warum kömmt er denn heute in die Stube, wo ich einpackte, fragte Vreneli, und will mir ein Müntschi geben? das hat er noch nie gethan." „He, sagte Uli, ich will es dir grad sagen. Als ich heute mit dem Meister geredet hatte, da bliebest du mir im Sinn mehr als je und ich dachte, ich wollte geben, was ich hätte, wenn ich wüßte, o du mich lieb hättest und mich nehmen würdest. Vom Leben wußte ich kein Wort. Als ich heute dich so allein antraf, da übernahm es mich, ich wußte nicht wie, es kam mir in den Arm fast wie ein G'süchti, ich müßte dich anrühren, dich um ein Müntschi fragen. Anfangs glaubte ich, ich hätte eins erhalten; allein später dachte ich, es könnte doch nicht sein, du hättest mich sonst nicht so wild in die Stube hinaus geschossen; ich dachte, du hättest mich nicht gerne, und das machte mich betrübt im Herzen, und ich dachte, wenn nur Weihnacht da wäre, daß ich fort könnte, da wollte ich weit, weit ins Welschland hinein, daß nie Jemand mehr etwas von mir höre. Und so ist's mir noch, Vreneli, wenn du mich nicht willst, so will ich vom Leben nichts, will fort, fort, so weit mich die Füße tragen, und kein Mensch soll erfahren, wohin ich gekommen." Er war aufgestanden, vor Vreneli getreten, das Wasser stund ihm in den treuherzigen Augen, der Base aber rollte es die Backen ab. Da sah Vreneli zu ihm auf, die Augen wurden ihm feucht, aber in den Augen zuckte noch der Spott und der Trotz, die niedergehaltene Liebe brach auf und begann durch die Augen ihre leuchtenden Strahlen zu werfen, während das jungfräuliche Widerstreben die Lippen aufwarf als Schanze gegen das Ergeben an die männliche Zudringlichkeit. Und während die Augen Liebe leuchteten, kamen doch hinter den aufgeworfenen Lippen hervor die spottenden Worte: „Aber Uli, was sagt dann Stini, wenn du schon wieder eine andere wöllst? Wird es dir nicht singen:

Er hat ein Herz wie es Tubehus,
Flügt die eini dry, flügt die anderi drus!"

„Aber wie magst du auch mit ihm den Narren treiben? sagte die Base, du siehst ja, wie es ihm Ernst ist. Wenn ich ihn wäre, ich kehrte dir das Nest und sagte dir: blase mir, wo ich schön bin!" „Er hat d'Wehle, Base, und Ihr wisset nicht, ob es mir nicht recht wäre", sagte Breneli. „Nein, es wäre dir nicht recht, Meitschi, sagte die Base, ich höre es dir schon an. Und Uli, wenn du nicht ein Löhl bist, so nimmst du es jetzt um den Hals; es schießt dich nicht mehr in die Stube hinaus, glaub' es mir." Indessen hätte die Base fast Unrecht erhalten. Noch einmal bot das Mädchen seine Kraft auf, und Uli wäre in raschem Umschwunge bald wieder geflogen. Allein des Mädchens Kraft hielt nicht aus. Das Mädchen fiel an Uli's treue Brust und fiel in lautes, fast krampfhaftes Weinen aus. Es wurde den beiden Andern, als das Schluchzen nicht aufhören wollte, fast Angst dabei; sie begriffen nicht, was das sein solle. Uli tröstete, so gut er konnte, und sagte, es solle doch ja recht nicht so thun, und wenn es ihn lieber nicht wollte, so könne er ja gehen, er wolle ihns nicht plagen. Die Base balgete erst, es sei dumm gethan; zu ihrer Zeit hätten die Mädchen nicht die Schloßhunde verspottet, wenn sie Einen gefunden. Dann wurde ihr aber auch bange, und sie sagte, sie wolle es nicht zwingen; wenn es lieber nicht wolle, so könne es ja ihretwegen machen, was es wolle. Es solle doch nur d'r Gottswillen nicht so thun, die Wirthsleute könnten sonst glauben, was es wäre. Endlich konnte ihnen Breneli sagen, sie sollten es doch nur ruhig lassen, es wolle sich zu überwinden suchen. Es sei sein Lebtag eine arme Waise gewesen und verstoßen von Jugend auf. Es habe nie ein Vater es auf den Schooß genommen, die Mutter es nie geküßt; nie habe es seinen Kopf an irgend einem Halse verbergen können. Es hätte ihns manchmal gedünkt, gerne wollte es sterben, wenn es nur dabei Jemand auf den Knieen sitzen, Jemand dabei um den Hals nehmen könnte; aber so lange es Kind gewesen sei, habe Niemand ihns lieb gehabt, nirgends hätte es sein sollen. Es könne nicht sagen, wie oft es einsam geweint. Sein Sehnen sei immer und immer darauf gegangen, irgend einmal Jemand so von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe lieb haben zu können; Jemand zu finden, an dessen Brust es sein Haupt in Leid und Freud legen könnte. So eine Freundin aber habe es keine gefunden. Da habe es gedacht, wenn man ihm vom Heirathen gesprochen, es wolle es nie, es sei denn, es könne so von Herzensgrund glauben, daß das die Brust sei, an die es in Leid und Freud sein Haupt

legen, die ihm treu sein werde im Leben und im Sterben. Aber es habe keine gefunden, zu der es diesen Glauben hätte haben können. Uli sei ihm lieb, sei ihm schon lange lieb, mehr als es sagen wolle; aber diesen Glauben zu ihm habe es noch nicht finden können. Und wenn es dießmal getäuscht würde, wenn Uli nicht die rechte Liebe, die rechte Treue für ihns hätte, dann wäre ja sein letztes Hoffen dahin, dann würde es keine mehr finden, dann müßte es unglücklich sterben. Darum mache es ihm Angst und sie sollen es doch d'r Gottswillen ruhig lassen, damit es so recht überlegen könne, was es mache. Ach, sie wüßten es nicht, wie es einer armen Waise zu Muthe sei, das der Vater nie auf dem Schooße gehabt, die Mutter nie geküßt! „Du bisch e Göhl!" sagte die Base und wischte die nassen Backen ab. „Wenn ich gewußt hätte, daß es dir nur da fehlt, auf ein Müntschi mehr oder weniger wäre es mir doch gewiß nicht angekommen. Aber warum sagst du es nicht? unser eins kann doch wahrhaftig nicht an Alles sinnen." Uli sagte, er hätte das verdienet, es geschehe ihm Recht, er hätte gedenken sollen, daß es ihm so gehen werde. Aber wenn es in ihn hineinsehen könnte, so würde es sehen, wie lieb er es hätte und wie aufrichtig er es meine. Er wolle sich nicht entschuldigen, er habe schon mehrmals an's Wyben gesinnt, aber lieb gehabt habe er Keine wie ihns. Aber er wolle es nicht zwingen, er müsse in Gottes Namen sich gefallen lassen, was sein Wille sei. „Du hörst es ja, sagte die Base, wie lieb er dich haben will! Komm, nimm dein Glas und mach Gesundheit mit Uli und versprich ihm, du wollest die Lehenfrau in der Glunggen werden." Vreneli stund auf, nahm sein Glas, machte Gesundheit, aber versprach nichts, sondern bat: man solle ihns nur heute noch ruhig lassen, und nichts mehr davon sagen; morgen wolle es den Bescheid geben, wenn es sein müsse. „Du bist ein wunderliches Greth, sagte die Base. He nun, Uli, so spann an, sie werden daheim nicht wissen, wo wir bleiben." Draußen flimmerten die Sterne im dunkelblauen Grunde, weiße Nebelwölkchen schwebten über feuchten Matten, einzelne Streifen hoben neugierig an Thalwänden sich auf, laue Winde wiegten das matte Laub, hie und da läutete eine auf der Weide vergessene Kuh ihrem vergeßlichen Meister, hie und da schickte ein übermüthig Bürschchen sein Jauchzen weit über Berg und Thal. Die Bewegungen des Tages und des Fahrens rüttelten die Base in tiefen Schlaf und Uli hielt mit gespannter Kraft den wild ausgreifenden Kohli in ziemlichem Laufe; Vreneli war alleine in der weiten Welt. Wie weit am fernen Himmel die Sterne schwammen in des unermeßlichen blauen Meeres schrankenlosem Raume, jeder

für sich in einsamer Bahn, so fühlte es sich wieder, das arme, einsame, verlassene Mädchen, im großen Weltengetümmel. Wenn es fort war von Base und Vetter, wenn sie gestorben waren, so hatte es Niemand mehr auf der Erde; kein Haus, wohin es sich flüchten konnte in kranken Tagen; keinen Menschen, dem es etwas klagen konnte; kein Auge, das mit ihm lachte, mit ihm weinte; keinen Menschen, der einmal weinte, wenn es sterben sollte; ja vielleicht keinen, der seinen Sarg begleitete bis zu dem engen, kalten Hause, das man ihm endlich doch gewähren mußte. Allein war es, einsam und verlassen sollte es durch das Weltgetümmel bis zu seinem einsamen Grabe, auf langer Wanderung vielleicht durch viele, viele einsame Jahre, gebeugter, muth- und kraftloser von Jahr zu Jahr, ein alt, verwittert, verachtet Wesen, dem kaum Jemand Herberge mehr gab, wenn auch um Gotteswillen dafür angesprochen. Neues Weh zuckte ihm im Herzen, Klagen wollten aufquellen: warum doch wohl der Vater, der gute, der die Liebe heiße, so arme Kinder leben lasse, die Niemand hätten auf der Welt, die in der Kindheit verstoßen würden, in der Jugend verführt, im Alter verachtet? Da begann es doch zu fühlen, daß es sich an Gott versündige, der ihm viel mehr gegeben, als Vielen; der seine Unschuld behütet bis auf diesen Tag, es so gestaltet, so hatte werden lassen, daß ein reichlich Auskommen ihm sicher schien, wenn Gott seine Gesundheit erhielt. Es begannen ihm aufzutauchen, wie aus dem Nebel die Hügelspitzen und die Kronen der Bäume, die Liebeszeichen, die Gott augenscheinlich über sein Leben ausgestreut; wie es behütet worden hier und dort; wie es viele heiterere Tage genossen, als viele, viele arme Kinder, und wie es auch Leute gefunden, viel bessere, als andere Kinder, die, wenn sie es auch nicht wie Vater und Mutter an ihre Herzen nahmen, ihns doch auch lieb g:habt und so erzogen, daß es vor alle Leute treten durfte mit Gefühl, daß man ihns für einen eigentlichen Menschen ansehe. Nein, klagen durfte es nicht über den guten Vater droben; es fühlte, daß dessen Hand ob ihm gewesen. Und war seine Hand nicht noch jetzt über ihm, war sie nicht auch heute über ihm? Hatte er sich wohl über das arme einsame Meitschi erbarmet? Hatte er den Rathschluß wohl gefaßt, weil es getreu geblieben bis dahin und von der Sünde sich unbefleckt zu erhalten gesucht, nun auch seines Herzens Sehnen zu stillen, ihm eine treue Brust zu geben, an die es sein Haupt lehnen konnte; etwas Eigenes, damit einst Jemand weine bei seinem Tode, Jemand es begleite auf dem trüben Wege zum schaurigen Grabe? War das wohl Uli, der getreue, viel gewandte Knecht, den es so lange schon in verschwiege-

nem Herzen geliebt; dem es nichts vorzuhalten wußte, als seine Verirrung mit Elisi, daß er auch von dem Wahn ergriffen worden, das Geld mache glücklich; der so treu und ehrlich sein Herz dargethan und seinen Fehler bereue? War es nicht eine eigene Fügung, daß sie sich beide getroffen gerade an diesem Orte, daß Uli nicht früher fort gekommen, daß Elisi sich habe heirathen müssen, daß der Base der Wunsch komme, das Gut Uli in Lehen zu geben? Hatte das alles sich nicht recht wunderbar treffen müssen, war darin nicht offenbar des Vaters gütige Hand? Sollte es wohl das Dargebotene verschmähen? War es etwas Hartes, Widerliches, das ihm zugemuthet wurde? Nun rollte die Seele ihre Bilder auf, bevölkerte mit ihnen die öde Zukunft. Uli war sein Mann; es hatte Wurzel geschlagen im Leben, in der weiten Welt; sie waren der Mittelpunkt, um den ein großes Hauswesen sich ordnete, um ihren Willen kreisend. Hundertfältig gestaltete dieses Bild sich vor seinen Augen, und immer schöner, lieblicher woben dessen Farben sich durch einander. Es wußte nicht mehr, daß es im Wägeli fuhr, es war ihm so leicht, so wohl um's Herz, als ob es bereits athme in jener Welt, wo keine Sorge, kein Leid mehr ist; da rollte das Wägelein über einen Stein. Vreneli fühlte ihn nicht, aber die Base erwachte mit langem Gähnen und fragte mühsam sich fassend: „E wo sind wir, ich habe doch nicht geschlafen?" Da sagte Uli: „Wenn Ihr recht lueget, so seht Ihr dort unser Licht durch die Bäume." „Herr Jeses, wie habe ich doch geschlafen! das hätte ich doch Niemand geglaubt. Wenn nur Joggeli nicht balget, daß wir so spät sind." „Es macht noch nichts, sagte Uli, und morgen kann der Kohli ruhen, wir brauchen ihn nicht." „He nun, sagte die Base, so macht es desto minder. Aber wenn die Rosse spät heim kommen und früh fort sollen, so ist das eine Schinderei. Nähme man doch, wie es einem wäre, wenn man es einem auch so machen würde, immer laufen, immer laufen und keine Zeit zum Essen und Schlafen." Aus allen Thüren schossen diesmal mit Lichtern und Laternen die Bewohner der Glungge, als sie das herannahende Wägeli hörten, die einen an's Pferd hin, die andern zum Wägeli; selbst Joggeli gnappete herbei und sagte: „Ich habe geglaubt, ihr kommet heute nicht mehr, es hätte euch etwas gegeben."

Nun ging es wie an allen Orten, wenn die Hausmutter spät heim kömmt, mit Reden und Fragen; doch war noch keine Stunde verflossen, so war's stille in der Glungge, nur im Stalle hörte man den Kohli fressen. Der schöne Schlaf hatte sich über seine Bewohner gesenkt und seine Gaben gebracht, das Vergessen alles Leids und

manch schön Gaukelspiel vor die bewußtlose Seele. Doch auf einem Bette sah man ihn nicht weilen. Es war ein reinlich Bett, auf demselben lag eine Federdecke und drinnen ein noch stattlicheres Mädchen; zu voll war dessen Seele, des Schlafes Eindrücke aufzunehmen. Was jener Stein unterbrochen, das tauchte wieder auf; liebliche Bilder aller Art schwammen über die Seele, flüchtig eilten die einen vorüber, süß und wonniglich weilten andere lange über dem verklärten Mädchen, das nicht in unruhiger Pein hin und her sich werfend den Schlaf suchte, sondern in seliger Hingebung unbemerkt Stunde um Stunde an sich vorüberrinnen ließ. Als kühle Morgenlüfte durch die Thäler strichen, da begann ein süßes, banges Sehnen aufzuwallen, des Mädchens Brust zu schwellen, das Sehnen, Uli Ja zu sagen; ihm zu sagen, es wolle sein sein für immerdar; das Sehnen, ihn auch sein nennen zu können für immerdar. Je dringender dieses Sehnen ward, desto mehr gattete es sich mit der Bangigkeit, das ersehnte Glück möchte nur ein Traum sein, möchte sich verflüchtigen wie des Traumes Bilder, am Morgen möchte Uli nicht mehr zu finden sein, könnte erzürnt über Brenelis Benehmen anderes Sinnes geworden sein. O wie ihm jetzt dieses Zagen und Abweisen leid that, wie es sich nicht begreifen konnte, wie es ihns mehr und mehr drängte, das Verschulden gut zu machen, zu vernehmen, ob Uli noch gleichen Sinnes geblieben sei die Nacht hindurch. Es litt es nicht mehr im Bette, leise stund es auf, öffnete ein Fensterchen, athmete Morgenluft, zog sich an und begann sein Morgenwerk leise, daß Niemand es höre. Leise öffnete es die Thüre, stille war es draußen, kein Knecht rührte sich noch, kein Pferd scharrte nach Futter. Da ging es leise durch den Schopf dem Brunnen zu, dort im kühlen Wasser sich zu waschen nach üblichem Brauch. Am plätschernden Brunnen stund eine Gestalt gebeugt über den Trog und mit Eifer auch ein solches Werk verrichtend. Mit pochendem Herzen erkannte Breneli seinen Uli, da stund der Ersehnte. Da schwanden Nacht und Nebel, wie Morgenroth ging es ihm auf, und wie ein Herz ziehen könne, das fühlte es jetzt. Doch den unwiderstehlichen Zug noch mädchenhaft zu umschleiern, war ihm seine Schalkheit zur Hand, und mit unhörbarem Tritte an Uli getreten schlug es rasch beide Hände vor dessen Augen. In gewaltigem Schreck zuckte der starke Mann zusammen, ein halber Schrei entfuhr ihm; dann die Hände vor den Augen fassend, erkannte er mit süßer Wonne der schönen Hände schöne Eigenthümerin: „Bist du es?“ fragte er. Und Breneli wußte, wen er meine, und seine Hände sanken tiefer, umschlangen den theuren Mann und wortlos lehnte es sein Haupt an dessen theure Brust.

Da, wie aus dem Brunnen Welle um Welle sprudelte, hell und klar, so wogte in Uli das Bewußtsein seines Glückes auf in mächtigen, ungetrübten Wogen. Er zog das theure Mädchen an sich, und wie die Wellen des Brunnens plätscherten und Bläschen warfen in blankem Troge, so flüsterte Uli dem Mädchen seine Freude zu, versuchte ein leises Küssen und kein Stoß warf ihn diesmal zurück von dem holden Ufer, dem er zugesteuert. „Willst du meins sein?“ hörte der Brunnen: „Bist du mein?“ toste es wieder. Und noch Manches hörte der Brunnen, aber er sagte es Niemand.

Ein eigenes Gefühl durchströmte beide; das Gefühl, ein theures Kleinod gefunden zu haben; das Verlangen, bei diesem Kleinod zu sein für und für und sonder Unterlaß. Wenn Jemand einen lieben Brief erhält: wie oft fährt seine Hand in die Tasche und liest ihn von Neuem! Wenn Jemand einen Acker gekauft hat: wie oft geht er hin des Tages und beschauet seinen Kauf! Wenn Jemand eine liebe Seele gefunden und an sich gebunden, nicht nur für diese Zeit, sondern auch für die Ewigkeit: soll es ihn dann nicht hin zu dieser Seele ziehen mit Himmelsgewalt? soll es ihn nicht in ihre Augen, die Thore der Seele, hineinziehen, um das Gefühl lebendig zu erhalten, Eins mit einer Seele zu sein in Zeit und Ewigkeit? Dieses Einswerden mit einer Seele von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe und allen Kräften, in welcher Vereinigung alle Ichsucht untergeht, ist das nicht auch ein Vorläufer des Einswerdens mit Gott, welchem ebenfalls unsere Selbstsucht zum Opfer fallen muß? Und wie der, der Eins geworden ist mit dem Vater im Himmel, denselben vor Augen hat, wenn die Sonne scheint und die Nacht Finsterniß bringt in jedes Land und jede Kammer, soll dann dem, der eine Seele gewonnen, nicht auch vergönnt sein, diese Seele zu suchen und wieder zu suchen, so oft die Räume und Geschäfte der Erde sie ihm aus den Augen tragen? Der tiefe Seelenzug in diesen Zeiten wird selten recht verstanden, bringt daher auch selten die rechten Früchte. „Sie machen recht närrisch mit einander, hört man sagen, sie machen einem Längizyt.“ Das glaube ich gerne; aber warum gönnt man ihnen nicht die ungestörte Freude an einander? Ach Gott, die Welt und die Furcht der Welt vor ihrem eigenen Fleische. Ach Gott, die Welt und ihre Neugierde, die sehen will, wie zwei zusammen thun, und dann, wenn sie keinen rechten Sinn zu einander haben, sagt: „Die beiden lob ich mir, die sind recht vernünftig; wenn man es nicht wüßte, man merkte ihnen gar nichts an, daß sie Brautleute wären.“ Ich möchte fast sagen, das sei eine vermaledeite Vernünftigkeit, welche für die Seele und ihr Sehnen keine Empfänglichkeit

hat, höchstens für des Leibes Reize, deren Empfänglichkeit man allerdings lieber im Dunkeln zeigt, meistens nur für des Geldes verhängnißvolles Klingen. Vreneli und Uli hätten kaum verstanden, was da geschrieben steht; aber diesen Zug der Seelen empfanden sie. Kaum waren sie getrennt worden, so suchten sie sich wieder, und der Brunnen war die heilige Stätte, wo so oft sie sich suchten und fanden. Noch nie hatte Vreneli so viel Wasser in die Küche gebraucht, Uli noch nie so viel zu waschen oder zu tränken gehabt.

Während beim Brunnen ein junges Glück aufging, hielt ein altes Ehepaar im Stübli seine Zwiegespräche. Joggeli und seine Frau erwachten frühe, und den alten Gliedern die nöthige Ruhe gönnend, erachteten sie diese Stunde am schicklichsten, ein vertrautes Wort zu wechseln. Nachdem die Frau an Joggelis unruhigem Drehen dessen Erwachen wahrgenommen, fragte sie: ob er seither nichts von einem Knechte vernommen, ob gestern keiner da gewesen sei? Weihnacht rücke, so könne das doch nicht gehen. Nun begann Joggeli sein altes Klaglied über Elisis Heirath, an der er nicht Schuld sei und die ihm Uli forttreibe. Seit der da sei, trage ihm der Hof 1000 Pf. mehr ein. Wenn doch das Meitschi habe heirathen müssen, so wollte ich zuletzt lieber, es hätte Uli genommen, als so einen ungefütterten Baumwollenhändler. Er hätte keinen Magen, einen andern Knecht zu suchen; wenn er nur Uli wieder haben könnte, es reute ihn kein Geld.

Sie wisse nicht, wie das gehen solle, sagte die Frau; sie habe mit Uli geredet, allein er habe nichts davon hören wollen, länger hier Knecht zu sein. So hätte man's, sagte Joggeli, die Frauen machten Alles, wie sie wollten, sie begehrten Alles zu regieren, und wenn etwas krumm gehe, so sollten es die Männer gerade machen. Er hätte voraus gesagt, das käme so; sie könne seinethalb jetzt selbst einen Knecht suchen. Wenn das so gemeint sei, sagte sie, so wolle, sie mit Allem nichts mehr zu thun haben. Wer am Ende bös hätte wenn Alles schlecht ginge, als sie, die die Haushaltung machen müßte? Das Beste wäre, sie würden das Gut zu Lehen geben; sie wüßte eigentlich nicht, für wen sie bös haben sollte bis ins Grab. Es danke ihr doch zuletzt Niemand dafür, sondern je mehr sie zusammengehüselet habe, desto mehr lache man sie aus. Das sei ihm auch recht, sagte Joggeli, er begehre nicht länger zu pflanzen, damit ihr Tochtermann komme, die Sache nehme und das Geld für sich behalte. Aus freien Stücken habe er ihm eine Ehesteuer gegeben, größer als sie mancher Landvogt gebe; es schiene ihm, der könnte zufrieden sein und ihn jetzt ruhig lassen. Wenn sie ihm einen an-

ständigen Lehensmann wüßte, so wollte er noch heute mit ihm die Sache richtig machen. Sie wüßte keinen bessern als Uli, sagte sie. „Uli? sagte Joggeli. Ja, wenn der besser hinterseßt wäre und eine anständige Frau hätte, so wäre mir der der Rechte, aber so kann er kein solches Gut übernehmen.“ „He, sagte die Base, eine bessere Frau als Vreneli wüßte sie nicht, und sie glaube, sie hätten nichts wider einander. Daneben sei Uli auch nicht mittellos und vielleicht würde Vetter Johannes ihm helfen, wenn man es begehrte; es dünke sie, derselbe habe gar viel auf Uli.“ „So, so, sagte Joggeli, es ist also schon Alles richtig!“ „Was richtig?“ fragte sie. „Glaubst du, ich solle nichts merken? Du bist nicht umsonst nach Erdöpfelkosen gefahren, so mir nichts, dir nichts, daß ich mich fast zu Tode gewundert habe, und hast Vreneli und Uli mitgenommen. Du mußt doch nicht meinen, daß ich so dumm sei und nichts merke, was hinter meinem Rücken abgekartet wird. Aber ich bin auch noch da, und es ist nicht brav von dir, so mich zum Narren zu halten und mit fremden Leuten unter dem Hütli spielen gegen mich. Aber warte nur, ich will es dir reisen. Ich will zeigen, wer Meister ist.“

Nun bekam die gute Frau keine Antwort mehr, sie mochte vorbringen, was sie wollte. So daß sie endlich sagte: „He nun dann, so sei meinethalben Meister und arbeite meinethalben den Hof selbst und mache die Haushaltung auch noch dazu, ich aber will nichts mehr damit zu thun haben.“ Brummend wälzte sie sich auf die andere Seite, schlief wieder ein und stund am Morgen später als sonst, schweigend und schmollend auf. Lustig tanzte Vreneli im Hause herum; es war, als ob es über Nacht Federn in die Beine bekommen hätte und eine Mundharmonika zwischen die Zähne. Ganz verwundert sah die Base dem Wesen zu und sagte ihm endlich, als sie allein waren: „Ist es dir über Nacht anders gekommen, willst du ihn jetzt?“ „O Base, sagte Vreneli, wenn Ihr mich zwingen wollt, was will ich dagegen machen, als mich zwingen lassen? und so wenn Ihr's zwingen wollt, so zwingt's, aber ich will nicht schuld daran sein, es mag kommen, wie es will!“

„Du bist eine gottlose Dirne, mir den Mann zu verspotten, sagte die Base. Aber das Lachen wird dir schon vergehen, wenn du hörst, daß Joggeli nichts vom Lehen hören will. Er ist bös darüber, daß Alles hinter seinem Rücken abgekartet wurde, und sagt jetzt: er sei Meister, er wolle es uns reisen.“ Aber das Lachen verging Vreneli nicht, sondern es lachte nur: der Vetter wolle auch gezwungen sein, wie es zum Heirathen. Am besten käme man zurecht mit ihm, wenn man nichts mehr von der Sache sage und sich stelle, man

wolle fort. Es mache ihm jetzt schon Angst, was er um Weihnachten anfangen wolle; zu einem andern Knecht könne er sich nicht entschließen. Wenn er in acht Tagen noch nicht selbst mit der Sache komme, so wolle es den Tischmacher kommen lassen und ihm ein Trögli zu machen befehlen, wie Mägde zu thun pflegen, wenn sie zügeln wollen. Helfe dieses nicht, so müsse man ihm sagen, Uli komme zum Johannes, man habe Reuis gemerkt; dann fange er von selbst von der Sache an und sage: „So zwänget's, wenn ihr's zwängen wollt, aber ich will an nichts schuld sein, es mag gehen, wie es will." „Du bist eine Tüfels Hex, sagte die Base, ich glaube, du wärest im Stande, ein ganzes Chorgericht zum Narren zu halten. Das wäre mir nie in den Sinn gekommen, und sind wir doch jetzt bald vierzig Jahre bei einander." Und richtig, wie Vreneli, das dem Uli eingeschärft hatte, es anzusehen, wie wenn er lauter taub wäre, gesagt hatte, ging es. Der Tischmacher brauchte nicht zu kommen. Lange vor Verlauf der acht Tage fing Joggeli mit seiner Alten zu zanken an: wie sie Alles hinter seinem Rücken mache, zu allen Leuten Vertrauen habe und nur zu ihm keines; er möchte doch endlich wissen, was sie jetzt mit dem Uli ausgemacht habe. Es wäre Zeit, daß er auch etwas davon wüßte. Da sagte sie, sie habe nichts mit ihm ausgemacht und nichts angefangen; das sei seine Sache, sie mische sich nicht darein. Er habe ja gesagt, er sei Meister. Da begehrte Joggeli noch mehr auf, daß seine Frau ihn so im Stich lasse und sich gar nicht darum bekümmere, wie es gehe; es sei doch ihre Sache so gut als seine, und er wüßte nicht, warum immer Alles an ihn kommen solle. Er wollte, sie solle gehen und mit Uli reden, und wenn er schon eine andere Frau nähme, als z'Vreni, so sei es ihm gleich; das sehe ihn seit einiger Zeit so unverschämt und spöttisch an, daß es ihn schon manchmal gelüstet habe, ihm die Hand in's Maul zu geben. Aber seine Frau wollte nicht, nach Vreneli's Instruktionen; das sei Mannssache, behauptete sie. Da sagte er, wenn sie nicht gehen wolle, so schreibe er dem Tochtermann, er solle ihm einen Knecht oder einen Lehenmann senden; der werde ihm das schon machen. Da ließ die Alte das Herz fallen und übernahm den Auftrag. Als sie mit demselben zu Vreneli kam, sagte dieses; „O du gute Mutter, hast du dich zwingen lassen! Aber Mutter, Mutter, wie konntest du glauben, daß es Joggeli Ernst sei, vom Tochtermann einen Knecht oder einen Lehenmann zu nehmen? Hättest du nur noch einmal herzhaft Nein gesagt, so hätte er gesagt: He nun, wenn du mir nichts zu Gefallen thun willst, so will ich mit Uli reden, aber z'Vreni, die Täsche, begehre ich nicht, es mag heraus

kommen, wie es will, so bin ich nicht Schuld daran, mir wäre es nie in Sinn gekommen. Schicke ihm aber Uli hinein, er soll und muß doch mit ihm zuerst z'grechtem davon reden."

So geschah es auch.

Die Weitläufigkeiten der ganzen Unterhandlung zu beschreiben, wäre für manchen Lehenmann belehrend; allein für diesmal aus guten Gründen nur Folgendes: Joggeli war die ganze Sache mehr als recht, und doch machte er Umstände und Verbehälte, an denen die ganze Sache hätte scheitern müssen, wenn er fest darauf bestanden hätte. Aber so wie er erfinderisch war im Ersinnen, so war er wieder schwach im Nachgeben, so bald man ihn zu fassen wußte; und das verstund der Vetter Johannes, der als Mittelsmann und Bürge recht gefällig sich finden ließ. Und wenn alle an waren, so wußte Vreneli noch den besten Rath und fand den Ausweg. Joggeli sagte aber oft: er könne nicht begreifen, warum Uli so eine nähme mit einem blutten F. und einem Maul wie eine Schlange. Wenn er so ein Burich wäre und ein solches Lehen in den Händen hätte, er wollte viel Tausend Pf erwyben. So eine Gernase würde er nicht mit dem Rücken ansehen, und dreißig Kronen wollte er ihm das Lehen wohlfeiler geben, wenn das letzer Meitschi ihm weg käme; das würde dem lieben Gott blau für weiß machen, wenn sie je zusammenkämen, was er aber nicht glaube.

Man war fast richtig, als der Tochtermann die Sache vernahm und einen Mordsspektakel begann. Der wollte erst gar nichts davon wissen, und behauptete, sie hätten ja die Verabredung getroffen, daß er ihnen die Produkte abnehme und zu hohen Preisen seinen Bekannten verkaufe. Er hätte deshalb Akkorde getroffen und könne nicht zurück. Endlich wollte er den Hof selbst ins Lehen nehmen, trotz seinem brillanten Geschäft, von dem er behauptete, es trage mehr ab, als sechs solcher Höfe. Er that so wüst, drohte auf solche Weise und z'Elisi mußte wüst thun und mit allem Gräßlichen drohen, daß die ganze Geschichte fast rückgängig geworden wäre. Den beiden Alten kam es gräßlich vor, wenn sie an einem Unglück schuld sein sollten, wenn z'Elisi mit seinem Mann deswegen in Streit käme, oder es krank würde, oder es ihm sonst schadete in seinen Umständen. Ein jedes sagte: „Mach', was du willst; aber gieb mich dann zuletzt nicht an die Art, ich will nicht schuld sein." Da gab Vreneli dem Sohn Johannes einen Wink, daß es darauf und daran sei, daß sein geliebter Schwager Lehenmann in der Glungge würde. Johannes, dem es, seit er Gaben und Spycher durch seinen Schwager gefährdet sah, sehr recht war, daß das Gut in eines Lehenmanns

Hände kam, und Uli, als einen guten Landwirth, recht gerne darauf sah, indem er einst den Hof lieber gut als schlecht zu Handen nahm, kam mit Trinette daher gefahren wie eine Bombe und traf es eben, daß z'Elisi und sein Mann auch da waren. Da gab es nun Donnerwetter um Donnerwetter, obgleich es mitten im Winter war. Der Tochtermann machte sich zuerst sehr aufbegehrisch und wollte den Johannes von oben herab traktiren und ihn einschüchtern, mit Oberarm drein reden. Aber Johannes kannte als Wirth diese Sorte von Leuten auch und redete noch mehr Oberarm drein; zu dem hatte er eine gewaltige Faust, die dem Baumwollenhändler abging; mit dieser schlug er auf die Tische, daß alle Thüren aufsprangen. Auch hielt er dem Baumwollenhändler Sachen vor, die dieser lieber hier nicht gehört hätte, seine vielen Schulden und vielen Streiche. Woher er den Landbau kennen wolle, da er im Bettel aufgewachsen? Sie hätten seinen Vater oft hier in der Glunggen über Nacht gehabt im Stall, sie sollten sich nur an den alten verhudelten Mann mit der Drucke und den Schuhen ohne Sohlen erinnern. Er möchte nur die alten aushäuteln, den Lehenzins könnten sie im Himmel suchen. Uli müße das Lehen haben, und sollte er den D. Bauelebub mit eigenen Händen erwürgen, brüllte er, und manövrirte demselben so nahe am Halse herum, daß Alles Zettermordio schrie und z'Elisi sicher ohnmächtig geworden wäre, wenn es gewußt hätte, wie man das mache. Aber der Baumwollenhändler hatte eine zähere Natur als seine Bauele. Kaum war er nicht mehr blau im Gesicht, so gab er mit Verachtung den Gedanken, selbst Lehenmann zu werden, auf. Er wollte ein Narr sein, sagte er, ihnen seine Hülfe aufzudringen; sein Geschäft trage ihm hundertmal mehr ab, als so ein Sch. Gütli. Gerade ihretwegen, daß sie nicht mit fremden Leuten es machen müßten, hätte er es übernehmen wollen. Wenn man ihm seine Gutthätigkeit so aufnehme, so könnten sie machen, was sie wollten, er sei recht froh drüber. Aber das fordere er, daß man das Gut an eine Steigerung bringe und es dem Meistbietenden gebe; das hätte er das Recht, zu fordern. Er wüßte nicht, warum man einem solchen Lümmel, der nicht fünfe zählen könnte, ohne fünfmal zu verirren, den Vorzug geben wolle.

Da ging der Streit von vornen an, in den nun auch Joggeli sich mischte, da er sich vom Sohn unterstützt sah. Das gehe ihn hell nichts an, sagte Joggeli, er könne verleihen, wie er wolle, er sei denn doch noch nicht bevogtet. So lange er lebe, soll in der Glungge keine Steigerung sein, und auch nach seinem Tode nicht; er wolle es ihm vermachen, daß es hafte, er sei ihm gut dafür. So Einer,

von dem man noch jetzt nicht wisse, wo er jung gewesen, solle ihm nicht kommen und ihm hier in der Glunggen befehlen wollen. Er sei sein Lebtag da gewesen und Vater und Großvater. So weit man sich hintern besinnen möge, sei der Hof in der Familie gewesen; da solle keiner kommen, der auf der Gasse jung gewesen und ihm befehlen, was er auf demselben machen solle. Er solle ihm zahlen, was er ihm weggenommen. Es dünke ihn, er sollte für einmal genug haben und sich schämen, noch mehr zu begehren, und er solle nicht meinen, weil er so herrschelig daher komme, so könnte er mit ihnen machen, was er wolle. Wenn er die Kleider nicht aus ihrem Gelde bezahlt hätte, so wisse man nicht, ob er noch solche tragen würde.

Der Tochtermann ließ sich aber nicht erschrecken. Er lasse sich das Geld nicht vorhalten, sagte er. Ob sie denn eigentlich so dumm seien, zu glauben, er hätte seine Frau wegen etwas Anderm, als wegem Geld genommen? Daß sie ein halbwitziges Schlärpli sei, hätte ihr ja Jedermann angesehen. Aber wenn er eigentlich gewußt hätte, was sie für ein wüstes Reibeisen, eine häßige Krot, eine faule Sau sei, er hätte sie mit keinem Stecklein anrühren mögen, und wenn sie noch einmal so viel Geld gehabt hätte. Jetzt hätte er sie ins Teufelsnamen und müßte sie einstweilen behalten; jetzt wolle er dazu sehen, daß er auch zu dem Geld komme, das ihm gehöre. Er lasse sich noch lange nicht absprengen und sie sollten versichert sein, daß, je wüster sie gegen ihm seien, er um so wüster thue und Alles seine Plättere entgelten lasse; die wolle er rangiren, daß es des Salzfaktors Jagdhunde besser haben sollten, als sie. Da fiel dem Joggeli und der Mutter das Herz und sie wären vielleicht dem aufbegehrischen Tochtermann hingekniet; aber Johannes war da. „Mach' es nur, sagte der, je wüster, desto besser; wir wollen dir den Marsch bald gemacht haben. Je eher du abgesprengt wirst, desto besser ist's. Denke an die Krone zu — und was du da treibst! Du verfluchte Bub! mit 50 Kronen scheiden wir, und dann wirst du zum Geldstag getrieben; das ist das Beste für einen solchen Donner, wie du bist; dann kannst du z'Land ab und Rüben fressen." Sie erschrecken ihn noch lange nicht, antwortete der Tochtermann. Mit dem Geldstag könnten sie es probiren, wenn sie wollen, sie kämen an den Unrechten. Was bei der Kronen gegangen sei, gehe sie nichts an, er wolle es auf eine Untersuchung ankommen lassen; und wenn man zu Brevligen nachfragen wollte, so brächte man viel ärgere Dinge heraus. Wenn sie die Schande haben wollten, daß ihre Tochter so bald sich scheiden müsse, so sei es ihm recht, er frage nichts darnach.

Er wolle ihnen dann aber den Marsch machen. Indessen er so aufbegehrisch redete, zog er doch in etwas seine Pfeifen ein, besonders da Johannes sich nun auf seine Worte berief: sie sollten jetzt sehen, was sie für ein D. von Tochtermann hätten. Es geschehe ihnen aber Recht, sie hätten nichts glauben wollen, und er sollte sie jetzt eigentlich im Stiche lassen mit ihm. Aber es sei ihm auch um seinetwegen; wenn er den D. machen lasse, so käme es bald dahin, daß die Glungge an eine Steigerung kommen müßte. Davor wolle er sein, er könne darauf zählen. Von einer Steigerung mußte der Tochtermann endlich schweigen; aber nun wollte er sich in den Akkord mischen und ihn machen nach seinem Sinn, also auf eine Weise, daß Uli unmöglich hätte eintreten können. Er warf ihn auf's Papier und Joggeli gefiel er so übel nicht; er fand von Manchem: daran hätte er nicht gedacht; die Mutter aber und Johannes widersetzten sich: was wollte doch so ein baueliger Tusigs D. von einem Lehenakkord wissen; keinem Hund würde man einen solchen machen und je wüstere Akkorde man mache, desto weniger würden sie gehalten und desto mehr müsse das Gut darunter leiden. Während man darüber stritt im Stübli, versuchte der Baumwollenherr Privatgeschäfte bei Vreneli, wollte mit ihm so unterhandeln, daß, wenn es ihm nachgebe, so wolle er auch mit dem Akkord nachgeben, und ließ sich wohl nahe zu ihm heran. Das aber, nicht faul, nahm ein buchenes Scheit, fuhr auf ihn dar wie eine Furie und traktirte ihn jämmerlich. Das gab gräßlichen Spektakel. Vreneli schlug, der Tochtermann schrie, die ganze Verwandtschaft schoß zu allen Thüren aus und sah den Herren vor Vrenelis Scheit in alle Ecken fliehen. Die Einen lachten, die andern schrieen; Johannes hatte gute Lust, zuzugreifen: Niemand gab Auskunft, es war wie beim Thurmbau zu Babel. Endlich schoß der Herr in eine geöffnete Thüre, und Vreneli wurde vom Verfolgen abgehalten. Wie eine glühende Siegesgöttin stund es da mit dem Scheit in der Hand, oder wie ein Engel mit flammendem Schwerte vor dem Paradiese der Unschuld, und rief dem fliehenden, blutenden Baumwollenhändler nach: „Weißt du jetzt, wie ein Berner Meitschi akkordirt, und mit was es den Akkord unterschreibt, du keibelige Uflath!" Und frank weg ohne Hehl erzählte es, was der Lumpenhund ihm für Anträge gestellt. Da öffnete dieser die Thüre und rief: „Du lügst!" Aber ehe das Wort noch recht aus dem Munde war, so fuhr das buchene Scheit aus Vrenelis starker Hand akkurat durch die geöffnete Thüre dem Lügner ins Gesicht mitten hinein, und rückwärts fiel er zurück, fuhr mit der Hand ins Gesicht und drei ausgeschlagene Zähne rollten

ihm entgegen. Nun neuer Lärm von allen Seiten. Des Johannese Stimme schallte vor Allen in gewaltigem Lachen. Z'Elisi wußte nicht, sollte es auf den Mann los oder auf Vreneli, und machte nach beiden Seiten hin seine klebrigen Fäustchen. Vreneli rief: „Sag noch einmal, ich lüge, wenn du darfst! es sind noch mehr Scheiter da!“ Die weiche Mutter lief nach Wasser und einem Lumpen; Trinette kicherte und sagte: so einen herrscheligen Mann, der meine, Alle seien für ihn da, begehre es nicht. Joggeli schüttelte den Kopf, ging ins Stübli und las den Akkord wiederum. So bald der Baumwollenhändler das Blut sich ausgewischt und wieder recht reden konnte, begehrte er auf über Vreneli, redete vom Verklagen und wie er es nicht thue, daß es hier auf dem Hofe bleibe, und Joggeli nickte mit dem Kopfe dazu. Vreneli aber stund ungesinnet vor ihm und hätte ihn gleich noch einmal in die Finger genommen, wenn die Mutter ihns nicht gehalten; aber seine Zunge konnte ihm Niemand halten. „Verklag' du nur, ich will dann mit den andern Jungfrauen kommen, sie können auch sagen, was sie von dir erfahren; vielleicht wissen die Knechte auch etwas.“ „Beweise es, daß ich etwas mit dir gewollt oder mit den Jungfrauen. Ich kann es beweisen, wie du mich geschlagen.“ „Du Kuh! da ist einer nicht ein Esel und nimmt Zeugen mit, wenn er ein Mädchen verführen will. Aber es wäre böse, wenn ein Mädchen sich seiner Ehre nicht mehr wehren dürfte, so stark es mag, oder es hätte Zeugen; und wenn es einem den Grind abschlüge und nicht nur Zähne in den Hals!“ „Wir wollen sehen, was der Richter sagt“, rief der Baumwollenhändler. „Meinethalben kann er sagen, was er will, und wenn er ein Bock ist, wie du, und dir Recht gibt, so mache ich es ihm wie dir. Wenn das Gesetz für die Hurenbuben und Diebe und Händler und Richter da ist, so schlägt man auch das Gesetz um die Gringe, bis ihr gesetzlich zufrieden gestellt seid. Ich bin nur ein Meitschi, aber es nimmt mich Wunder, ob ich diesen Weg das Gesetz nicht noch viel kräftiger anwenden könnte, als so ein abgesagtes Böcklein, wie du bist und mancher Andere. Hast du dich nicht still, so wollen wir sehen!“ Aber der Händler hatte sich nicht still, räsonnirte fort und fort, jedoch ungefähr so, wie eine Colonne, die sich zurückziehen will, um so hitziger feuert, um den Rückzug zu decken. Er sagte dem Elisi: in einem solchen Haus bleibe er nicht länger, wo er sei wie vogelfrei und ein jedes Rindvieh auf ihn schlagen dürfe und ein jedes ertaubte Mädchen; dem wolle er es aber zeigen und ihm sagen, wie und mit wem er es angetroffen. Er machte einen Lärm mit seiner Unschuld, daß z'Elisi auch halb taub

wurde, begriff, z'Vreneli hätte eigentlich seinen Mann verführen wollen, und eilenden Schrittes ging, diesem wüst zu sagen. Während es sich dort fast Schläge holte, ging er in den Stall, befahl anzuspannen und begegnete dabei dem Uli, der bereits von der andern Geschichte wußte, so puckt, daß der ihm sagte, wenn er sich nicht alsobald zum Stall aus mache, so werfe er ihn ins B'schüttiloch, er wolle ihm seine Hitz vertreiben. Derselbe begehrte auf und sagte Uli: er solle nicht meinen, weil er eine unehliche, schlechte Dirne zöcke, die etwas verwandt sei, so sei ihm Alles erlaubt; er sei der Knecht und sie ein schlecht Mensch und damit Punktum. Da sagte Uli: er wisse ganz genau, welche das schlechter Mensch sei, ob z'Elisi oder Vreneli, und wenn er es hätte machen wollen, wie er, so wäre Elisi nicht seine Frau geworden. Aber die rechten seien an einander gekommen, sie schickten sich zusammen, wie Mist und Mistbäre. Er solle jetzt schweigen und gehen, sonst zeichne er ihn auch noch, obgleich es ihm zuwider sei, einen anzurühren, den ein Meitschi geprügelt. Der Baumwollenhändler wollte vielleicht Streit; aber Uli ließ sein Roß herausführen; das trieb den Herrn aus dem Stall, und als er wieder hinein kam, war Uli nicht mehr da. Endlich reisten er und Elisi ab, aber unter vielen Drohungen: wie man erfahren solle, was man an ihnen gethan, und wie man sie nicht mehr sehen werde an einem Orte, wo man sie so behandle.

Es leichterte Allen ordentlich, als sie fort waren, und Johannes versprach dem Vreneli ein Stück Ehesteuer, es könne auslesen, was es wolle, weil es den Schwager so tüchtig abgeklopft. Er wollte gerne eine Dublone geben, wenn er klagen würde; dem wollte er Sünden einbrocken, daß er daran ersticken sollte.

Nachträge.

Unter den Dichtern dieses Zeitraums, deren wir hier nachträglich noch Erwähnung zu thun haben, gehören die meisten einer religiös didaktischen oder der patriotischen Lyrik an. Das epische Element ist nur unbedeutend vertreten; auch das Drama gelangt zu keiner reichern Entwicklung.

Zu der erstgenannten Klasse gehören Conrad Näf (Poetische Versuche, Zürich 1813), J. J. Zollikofer (Poetische Vergnügungen, nach seinem Tode herausgegeben von Professor Scheitlin, St. Gallen 1818), Hs. Georg Nägeli (Liederkränze, Zürich, 1825), X. Schnyder v. Wartensee (zerstreute, größere und kleinere Dichtungen, z. B. „Die neue Semele" u. A.), M. Wegmann („Rumford'sche Suppe"), Christophorus Fuchs („An die Priester"), Louise Egloff („Louise Egloff, die blinde Naturdichterin" herausgegeben von Edw. Dorer, Aarau, 1843), Dorothea Fischer (Poetische Anklänge, mit einem Vorwort v. Conrad Näf, Zürich, 1831 u. 1834), Anna Schlatter-Bernet (Relig. Gedichte von A. Schlatter-Bernet aus St. Gallen, Meurs, 1835), Meta Heußer geb. Schweizer (2 Bd. relig. Gedichte, bedeutend durch Inhalt und Form), Karl Steiger („Des Schweizers Alphorn", St. Gallen u. Bern, 1835 und zerstreute geistliche Lieder), J. F. Schneider (Gedichte, Basel, 1855), J. J. Müller von Wyl („Jugendklänge"). Joh. Girsberger („Naturbilder") und Franz Fröhlich (Zerstreute Gedichte).

Mehr dem Vaterlandslied und einer Lyrik von allgemeinerm Inhalt zugewandt sind die Volksdichter [1]) P. Henggeler, X.

[1]) Die „Lieder vom alten Sepp" (Jos. Zneichen, geb. 1745 in Ballwyl, Kt. Luzern), in der Luzernermundart geschrieben, gehören noch in die vorige Periode, haben aber nur kulturhistorischen Werth. Das beste darunter, voll derben Humors, ist wohl „Das Paradies".

Merz (Des poetischen Appenzellers sämmtliche Gedichte in seiner Landessprache, St. Gallen, 1836), B. Häfliger, Arnold Halder (Kleine poetische Versuche, St. Gallen, 1836) und Widmer von Langnau; ferner Leonz Füglistaller, J. J. Bär (Poetischer Nachlaß, herausgegeben von Ed. Billeter, Zürich, 1842) Dr. J. B. Bandlin, Dr. Bärlocher, „Severus“ (pf.), Kasp. Schießer (Gedichte, St. Gallen, 1831; zweites Bändchen, Zürich, 1838; „Der hl. Gallus in Balladen“, Baden, 1837), K. Kölner (Rauracische Lieder, Stäfa, 1833), Dr. Joh. Al. Mianich, J. J. Sprüngli, Wagner von Laufenburg, P. Felber, Hermann Krüsi, Dr. Rud. Müller, Ludw. Christ, Franz Krutter, Dr. C. Manuel, (Wilde und zahme Xenien, Berlin, Springer), Nationalrath Grunholzer u. A.

Auf dem Gebiete der Erzählung sind zu nennen Ulysses v. Salis (gehört eigentlich noch in den vorigen Zeitraum), Hektor Zollikofer, Pfyffer zu Neueck, Rosalie Müller (Frau Rothpletz, geb. v. Meiß), J. P. Scheitlin, K. Steiger („Das Gutleutenhaus, oder die grauen Schwestern“, „Das Himmelsbett, oder Sara Chüng ab Gais“, treffliche Volksschriften), Dr. J. B. Bandlin, Frz. Kuenlin, J. B. Tscharner und M. August Feierabend. Rein didaktisch gehalten sind die hübschen Bilder aus der Thierwelt von Dr. R. Meyer.

Auf dramatischem Gebiet haben sich versucht Prof. J. Eutych Kopp (Geschichtsdramen aus der ersten Zeit des Schweizerbundes), J. J. Schädelin („Klaus Leuenberger“), und M. A. Feierabend; höher als die genannten steht Franz Krutter („Salomon und Salomeh“, dramatisches Mährchen; „Schuttheiß Wengi“; handschriftlich: „Agnes Bernauer“, „Hauptmann Henzi“ und Andere mehr).

Als Uebersetzer altindischer Dichtungen ist schließlich Dr. Bernhard Hirzel mit Auszeichnung zu erwähnen; er war unsers Wissens der Erste, der die Sakontala metrisch lieferte; in seinem „Gesicht des Todesboten“ hat er sich auch als selbstständigen Dichter nach vorherrschend orientalischem (althebräischem) Geschmack gezeigt. —

Konrad Näf.

Agamemnons Rückkehr aus Troja.

Nulla salus bello, pacem te poscimus omnes.
Virg. Aen. XI.

Priams stolze Veste war gesunken
Durch des Feindes grause Flammenwuth
Als die Myrmidonen siegestrunken
Reich von Troja's langgehäuftem Gut,
Eifrig auf Poseidons Wogen
Die belebten Schiffer zogen,
Steuernd mit der Siegeshand
Nach dem theuern Vaterland.

Schön ist's wenn sich die Helden befeuern
Kühn in der tobenden Schlachten Gewühl;
Schöner, wenn hin zu dem Kreise der Theuern
Ziehet die Sieger der Liebe Gefühl.

Und der König hieß die raschen Kiele
In des Hellespontos Fluthen ziehn.
Brun und Segel schwollen, nach dem Ziele
Süßen Heldenfriedens zu entfliehn.
„Heute!" fleht er zum Kroniden,
„Heute lohne den Atriden
„Mit der Gattin Wiedersehn
„Auf Mycenä's fernen Höhn!"

Glücklich der Mensch, der das nächtliche Grauen
Nahender Stunden niemals erspäht,
Dass in die Zukunft die Götter nur schauen,
Wenn um Erhörung der Sterbliche fleht.

Und Kronion hört das heiße Flehen
Auf dem lichtbestrahlten Herrscherthron
Dreimal donnernd aus den blauen Höhen,
Und sein Adler stürzt mit Siegerhohn
Jählings auf ein Täubchen nieder.
Auch der mächt'ge büßet wieder –
Rasch auf Jovis stolzen Aar
Stößt ein rächend Eulenpaar.

Kühn zu dem Himmel die Augen getragen
Trotzet der Sieger auf sicherem Grund.
Siehe, da stürzt er — und über ihn schlagen
Lodernde Flammen aus hölliſchem Schlund.

In des Eurus Hauch die Wimpel rauschen
Nach der Heimath Wonneziel voran;
Frohen Wechſelichlag die Ruder tauschen,
Weit und weiter flieht die feuchte Bahn.
„Frei von jeglicher Gefährde!
„Schon steigt Rauch vom Väterherde!“
Ruft, der Held, und himmelwärts
Hebt er dankbarſtill das Herz.

Flüchtig entgleitet das irdiſche Hoffen
Stets auf den Wellen das Wechſelnden fort
Nach dem Ziel — an den finſteren Schroffen
Sinkt es in Trümmer vom rettenden Bord.

Durch der Warte nächtlich Fackelglänzen
Kundig, daß der edle Gatte naht,
Klytemneſtra, ſtreut mit Freudenkränzen
Reichlich ihm den heimatlichen Pfad,
Eilt hinaus zum Felſenriffe,
Und ſie leitet ihn vom Schiffe
Auf den langerſehnten Strand
Schmeichleriſch mit weicher Hand.

Heil dem, wenn von der Heimat geschieden,
Ob auch der tobende Kampf ihn umfracht,
In der Erinnerung der häusliche Frieden
Trauernder Gattin entgegen ihm lacht.

Froh, wie in Elysiums Hainen, wallen
Beide Arm in Arm, zu Göttergluck
Sich erhebend, nach den stolzen Hallen
In der süßen Eintracht Schooß zurück.
Den Ermatteten zu laben,
Reicht Poseidons kühle Gaben,
Rein zu baden seinen Leib,
Ihm das treugeschäfte Weib.

Traue dem Scheine nicht! trügende Asche
Nährt in dem Schooße verzehrende Gluth;
Heuchelt die Ruhe, daß sicherer hasche
Wehrloses Opfer die lauernde Wuth.

Hehr, wie Phöbus aus dem Teich sich schwinget,
Hebt sich der Atride aus der Fluth,
Und die Gattin ihm das Tuch umschlinget,
Winkt dem Buhlen, und aus dunkler Hut
Trifft er — blaß vom blanken Stahle
Stürzt der Held im Vätersaale.
Es erlischt des Lebens Rest
Mit dem Racheruf: „Orest!“ —

Wehe! Der Hauch des erschlagenen Gatten
Dringt zu der Furien lauschendem Ohr,
Und aus den nächtlichen Grüften der Schatten
Steiget zum Lichte der rächende Chor.

Hs. Georg Nägeli.

Sonntag Morgens.

Blüthen ſtreuen die Bäume,
Düfte durchwallen die Räume,
Hin über die Spuren
Verjüngeter Fluren.
Weh'n Düfte und Klänge
In ſprudelnder Menge,
Geſellen
Zu Wellen
Des Bächleins ſich munter,
Und wallen hinunter
In's ſchimmernde Thal,
Erquicket,
Geſchmücket
Vom ſonnigen Strahl.

So allerwegen
Strömt Frühlingsſegen
Uns überſchwenglich entgegen.

Doch höher noch ſtrömt Segensfülle
Entgegen uns in hehrer Stille,
Wenn ſich in heil'ger Sabbatsſtund'
Uns lichtentquoll'nes Heil thut kund
Aus gottgeweihtem Prieſtermund.

Eingang und Ausgang.

„Durch ein trübdunkel Glas"
Schauſt du wohl dies und das.
Willſt du den Blick enthüllen,
Willſt du die Schauluſt ſtillen:

So schau in dich recht tief hinein,
Da dämmert mild ein milder Schein.
Schau unverwandt; wo Nacht verschwand,
Entdeckst du unbekanntes Land:
Allmählig wird dir's heller, klarer,
Wird dir Verborgnes offenbarer,
Bis du der Gottheit Ebenbild
In dir erschaust so groß und mild.

Geh dann, ein neugeborner Held,
Hinaus in Gottes Menschenwelt.

Lenzgefühl.

So fühle denn, wie's täglich schöner wird,
Sich Licht aus Licht und Klang aus Klang gebiert.

Wie neugeschmückt im grünen Frühlingskleid
Rings Busch an Busch und Baum an Baum sich reiht;

Ein milder Strom aus Aetherhelle fließt,
Sich Hauch in Hauch und Duft in Duft ergießt.

Von lauen Winden Alles leichtbewegt,
Hier Saat an Saat dort Well' an Welle schlägt;

Ein Lebensodem weht durchs Lenzgebiet,
Sanft Herz an Herz und Seel' an Seele zieht;

In eines Mitgefühles heil'gem Bund
Sich weit und breit, was lebt und webt thut kund.

Zum Frühlingsauferstehungsfest geweiht.
Nur Lust um Lust und Lieb' um Liebe beut'

M. Wegmann.

Dem Wanderer.

Siehst du im Ost die Wunderbilder ragen?
Sie wecken süße, heilige Gefühle;
Denn harmlos lächeln sie wie Kinderspiele,
Und schauen ernst wie frommer Vorwelt Sagen.

Dir hemmt den raschen Schritt ein frohes Zagen.
Sieh' in des Abends rosigem Gewühle
Die duft'ge Geisterschaar! Dem neuen Ziele
Muß freud'ge Eile dich entgegen tragen.

Wie Hoffnung und Erinn'rung sich entfalten,
Sind schnell die schönen Bilder weggeflogen,
Und hier und dort droh'n schreckende Gestalten.

Du eilst, von Lust und Graus gescheucht, gezogen,
Im Kampfe widerstrebender Gewalten,
Um Blumen schöner Gegenwart betrogen.

Die Abendglocke tönt so ruhig und friedlich über die Winterlandschaft hin, und weckt mit ihrem frommen Schalle fromme heilige Gefühle in meiner Brust. Doch ach! jetzt fällt mir eben ein, daß ein Söldner am Glockenseile zieht, und vielleicht nichts dabei denkt, als daß er für seine Mühe bezahlt sei. — Hab' ich nicht schon oft ein ernstes heiliges Wort gehört, das mir die Seele fromm bewegte, und am Ende stund auch ein Söldner am Glockenstrang, der einen ungefühlten Klang verbreitete? —

Es ist nichts so erhebend, so rein beseligend, als die Hoffnungen und Entschlüsse, mit denen der Jüngling dem Leben entgegengeht. — Gleich einem Feenschloß, über dem die Sonne aufsteigt, und aus jedem Fenster wiederstrahlet, liegt das Leben vor ihm, und mit hochpochender Brust eilt er demselben zu; denn dort wohnt die wunderbare Braut, deren Bild er so oft im Traume gesehen, und die er nun freien, und bei der er wohnen will. Er

weiß es, daß ein böser Zauber das Schloß bewacht, aber die freudigen Wallungen seines jugendlichen Blutes sind ihm ein sicherer Talismann. Und wie er näher gekommen, treten ihm wunderliche Gestalten, abentheuerliche Fratzen und Alltagsgesichter und Hexen, auf Besen reitend, entgegen. — Zagend und erschrocken bleiben viele stehen; denn gar so arg haben sie sich die Sache nicht gedacht. — Mehrere umfassen die Hexen, und tanzen im wilden Taumel mit ihnen; denn sie meinen die Königin zu umarmen, die aus Laune sich in diese Larve gehüllt, und in der Folge sich schon noch enthüllen werde. — Wenige schreiten mit ruhigem Muthe durch das Gedränge der Gespenster, dringen ein durch die goldene Pforte, und freuen sich in der Umarmung der Königin.

Wenn ein Wandrer glaubt irregegangen zu sein, sitzt er nicht nieder und weint, sondern er geht, zwar ängstlich aber dennoch eilig, vorwärts. Denn er will Gewißheit. Hat er diese durch eigenes Zurechtfinden oder durch fremde freundliche Weisung erhalten, so dankt er, und eilt — wenn kein Seitenweg ihm die Mühe erspart — mit starken Schritten zurück auf die rechte Straße, und geht nun muthig seinem Ziele entgegen. Warum schreiten wir auf dem erkannten geistigen oder sittlichen Irrwege vorwärts, als wollten wir durch unsere Beharrlichkeit das Ziel verrücken? Oder warum bleiben wir endlich, matt und müde, am Wege liegen, und weinen? — Zurück mit dem Wanderer, und dann muthig vorwärts auf der rechten Straße.

Man muß es mit seinem Schicksale nicht so genau nehmen. Oft kommt es gleich einem Zephir, und weht dir Kühlung, dich zu erfrischen. Oft kommt es als ein stürmischer, giftiger Sirokko. Dann wirf dich, wie der Wanderer in Afrikas Wüste, demüthig auf dein Angesicht nieder, hebe ihm die minder ehrbaren Theile entgegen, und harre geruhig in dieser ehrfurchtsvollen Stellung. Wenn es vorübergebraust ist, so stehe auf, und setze muthig deinen Weg fort.

Die irdischen Verhältnisse immer auf das Höhere beziehen, und sie so verklären, das ist die fromme Poesie des Lebens.

*

Nur ein Klotz hat keine Leidenschaft. Der Rohe reitet auf ihr, wie ein ungeschickter Reiter auf einem wilden, ungezähmten Thiere, — der Kluge leitet sie mit Anstand, — der Weise beherrscht sie mit Kraft und Würde, und der Fromme spielt mit ihr, wie die Unschuld im Paradiese mit Löwen und Tigern.

Die reine That.

Gelingen und Mißlingen
Liegt nicht in unsrer Macht.
Was Stunden wechselnd bringen,
Hat uns ein Gott gebracht.
Erhalt du nur den Willen rein;
Nur diese That ist ewig dein.

Die Unruhe, die uns in den Strudel der geselligen Lust hinauslockt, wenn sich die Wellen des bewegten Lebens an unserm einsamen Zimmer brechen, — und dann wieder die Unbehaglichkeit, die wir auf dem rauschenden Strome des muntern geselligen Lebens empfinden, und die Sehnsucht, die uns wieder nach dem stillen Hafen der Ruhe zurückzieht, ist das Bild des immer wieder kehrenden Anziehens und Abstoßens zwischen unserer innern und der äußern Welt. — Nur eine ernste, würdige Berufspflicht, durch die wir uns und den Menschen leben, kann diesen Widerstreit ausgleichen, und jene Unruhe wie diese Unbehaglichkeit besiegen, weil wir dadurch uns in den Menschen, und die Menschen in uns fühlen.

Der Schiffbruch auf festem Lande.

Matrosen waren heimgekehrt,
Und hatten, froh, auf festem Land zu stehen,
Zahllose Flaschen ausgeleert.
Der Schwindel faßt' die Köpf' und Wände drehen
Im Kreise sich, der Boden wankt. Es schrie
Der Steu'rmann: Sturm! — und „Sturm!" aus jedem Munde
Erscholl es. „Wie die Wasser brausen! wie

„Das Meer aufwogt vom tiefsten Grunde!
„Die Sonne flieht, und schwarze Nacht
„Deckt grauenvoll die wilden Fluthen.
„Jetzt zischen Blitz', der Donner kracht,
„Es brennt das Meer in hellen Gluthen.
„Es rasen Wirbelwind'. Der Segelbaum,
„Die Ruder sind zertrümmert. Wellen spritzen
„Zum Himmel auf. Schon dringet in den Raum
„Des Schiffs das Wasser durch die Ritzen.
„Auf jene Sandbank hin — macht leicht das Schiff
„Wirft uns die reißende Gewalt der Wogen.
Schon war, was Jeder in der Eil' ergriff,
Durchs Fenster auf die Gass' hinausgeflogen.
„Wir scheitern. Weh! Seht ihr gleich einem Thurm
„Den schroffen Felsen gegenüber ragen?
„Ihr Heil'gen helft!" — Sie stürzten hin, vom Sturm
Und Wahn, den Weindunst zeugete, geschlagen.

Es tönt das Wort: „Der Kirche Schifflein geht
„Zu Grund'", aus schwärmender Zeloten Munde.
Seid ohne Sorg', ihr Herren. Die Kirche steht,
Wenn ihr auch wanket, doch auf festem Grunde.

Die Sinnlichkeit hat ihre unveräußerlichen Rechte, sintemal der Mensch, so lang er auf dieser Welt wandert, gelegentlich auch einen Körper mit sich führet, und es wird keiner mönchischen Askese gelingen, dieselben mit Himmels-Manna zu speisen. — Die unbefriedigte Sinnlichkeit wird Wahnsinn, wird Wuth, und sie steht zur leidigen Stunde, wenn die bessere Seele schlummert, aus dem Grauen der Nacht und des lang verschlossenen Grabes als Gespenst auf. —

Zu dieses nicht der Sinn des schauerlich-schönen Gedichtes von Göthe: Die Braut von Korinth?

Anna Schlatter-Bernet.

Mein Verlangen.

In Gott hinein!
Da fließt so rein und hell
Der heil'gen Liebe süßer Quell;
Er schuf die Blümlein auf der Flur,
Die ganze liebende Natur.
Warum? — Weil Er die Menschen liebt,
Und selig ist, indem Er giebt.

In Gott hinein!
Da findest du, mein Herz,
In deiner heißen Sehnsucht Schmerz
Befriedigung, und reine Lust
Für deinen Hunger in der Brust,
In Gott sinkst du, in's Liebesmeer,
Und Alles schwindet um dich her.

In Gott hinein!
O Geist, den Er erschuf,
Hörst du der Vaterliebe Ruf?
Er ist's, durch den du einst entstand'st,
Und auch die Hülle, die du fand'st —
Bedenk', so oft dein Puls dir schlägt,
Daß er durch Gottes Macht sich regt.

In Gott hinein!
Er trug selbst dies Gewand
Der Sterblichkeit; im finstern Land
Des Todes wallt' Er auch umher,
Und fühlte zärtlich, fühlte schwer
Den harten Sinn der Menschenschaar,
Mit der auch Er umgeben war.

In Gott hinein!
Da findest du genug
Für deinen Durst: — ach, ohne Trug
Ist Seine Lieb', ihr Sonnenglanz
Erwärmt und stärkt das Herz dir ganz.
Sinkst du zu seinen Füßen hin,
So öffnet Er dir Herz und Sinn.

In Gott hinein!
Wo findest du sonst Raum?
Auf Erden nicht, im Himmel kaum.
Er ist für dich und du für Ihn,
Sich selber will Er dich erziehn:
In Seinem Schooße sollst du ruhn:
So glaub' es denn, und freu' dich nun!

In Gott hinein!
Darf ich es wagen wohl?
Wer ist's, dem ich es glauben soll,
Daß Er, der alle Sonnen führt,
Auch mich liebt und auch mich regiert?
Der Sohn sagt mir's, ich glaube Ihm,
Und Glaub' und Liebe macht mich kühn.

In Gott hinein!
So liebt kein Freund den Freund,
Wie edel und wie treu Er's meint:
Kein Bräutigam liebt seine Braut,
Wie ich in Christo angeschaut
Die Gottesliebe, — und die ist mein,
Wie soll, wie kann ich g'nug mich freu'n!

In Gott hinein!
O Herz, du dürstest sehr!
Du trinkst und dürstest immer mehr.
Was ist's, das deinen Durst dir stillt?
Nur was aus Gottes Herzen quillt:
Drum wirf dich in den Quell hinein,
So wird dein Durst gestillet sein.

In Gott hinein!
O Heiland, nimm mich auf!
Ich neige nicht hinab, – hinauf.
Du bist mir nah, o göttlich Wort!
Dein Vater rufet immerfort
Durch Dich: es werde in dir Licht!
Und dies ist meine Zuversicht.

In Gott hinein!
Fühl' ich mich ganz unrein,
Seh' ich in Seines Lichtes Schein
Doch eine heil'ge Feuersgluth
Und eine ganze Liebesfluth,
Die Alles wäscht, verzehrt und wend't,
Was mich von meinem Gott noch trennt.

In Gott hinein!
Wenn mich ein Kummer quält,
Wenn Freude mir und Liebe fehlt,
Ach, außer Ihm ist lauter Schein,
In Ihm ist Alles wahres Sein;
Wenn Sein Geist leise mit mir spricht,
Wird Finsterniß mir helles Licht.

In Gott hinein!
Auf Erden giebt's für mich
Nichts, was mich freut als, Gott, nur Dich.
Du liebst mich, bin ich arm und bloß,
Verbirgst mich sanft in Deinen Schooß;
Weil ich nichts hab', nichts bin, nichts kann,
Bist Du mir Vater, Freund und Mann.

In Gott hinein!
Ich finde Worte nicht,
Zu klagen Dir, was mir gebricht.
Such' ich wo außer Dir mein Glück,
Mein Gott, nur einen Augenblick,
Drum möcht' ich endlich ganz allein
Von Dir erfüllt, umschlungen sein!

Meta Heußer, geb. Schweizer.

Die Sprache der Natur.

Seid mir gegrüßt, ihr grünen Schatten,
Du wildes, ernstes Felsenthal,
Ihr Alpen und ihr Blumenmatten,
Verklärt vom Abendsonnenstrahl.
Es forscht mein Herz mit Kindesfragen
In deiner Bilderschrift, Natur:
In Hymnen aufgelöste Klagen –
Sein Echo – tönen Hain und Flur.

Als, reich an Blumen und an Träumen,
Hell vor mir lag der Kindheit Bahn,
Da wurde unter meinen Bäumen
Ein Gotteshaus mir aufgethan.
Zu frühe schloß sich seine Pforte,
Das Leben wurde schaal und leer;
Mein Ohr vernahm die Gottesworte
Am Busen der Natur nicht mehr.

Da war ich mir der tiefen Wunden
Des armen Herzens nur bewußt;
Auf Erden war kein Heil gefunden,
Kein Frieden in der eig'nen Brust.
Es schien des Morgenlichtes Helle
Mir trüb' in den getrübten Blick,
Und die bewegte Silberwelle
Gab meine Klagen nur zurück.

Doch als in wunderbarer Klarheit
Der Freund vor meine Seele trat,
Der uns verklärt in Lieb' und Wahrheit
Des ewigen Erbarmens Rath;
Als er die treue Hand mir reichte,
Die einst für uns geblutet hat,
Durch Kampf und Tod den Weg mir zeigte
Zur Heimat in die Gottesstadt, —

Und nun den Frieden wieder brachte,
Den Sturm beschwor in süßer Ruh':
Da ward es Licht um mich, da lachte
Mir Erd' und Himmel wieder zu.
Nun scheint die Welt mir rings verkläret,
Sie ist ja meines Gottes Welt!
Des Vaters liebe Stimme höret
Des Kindes Herz in Wald und Feld.

Die Morgenröthe lächelt wieder,
Die Botin frohen Auferstehns;
Es gehn die Sterne auf und nieder
Zum Bilde süßen Wiedersehns;
Es spricht nach der Gewitterstunde
Des hohen Bogens Farbenpracht
Von Gottes ew'gem Friedensbunde,
Den mit uns Armen Er gemacht.

Du Lieb' und Huld, die nimmer endet,
Und unser keines je vergißt!
Dir sei mein Leben zugewendet,
Bis sich mein Auge brechend schließt,
Dann weht dein Hauch an meinen Hügel,
Und schmückt ihn mit der Hoffnung Grün:
Die Liebe trägt als Engelsflügel
In ihre Heimat still mich hin.

Der Mönch

Sie haben sie vertrieben,
Die Mönche dort im Thal;
Doch einer steht da drüben
Gar fest im Sonnenstrahl.

Den lassen sie wohl stehen
Im weißen Chorgewand:
Mit priesterlichem Flehen
Das Haupt zu Gott gewandt.

Zwar hüllt in Wolkenflöre
Er oft sein altes Haupt,
Daß er nicht seh' und höre,
Was seinen Fuß umschnaubt.

Nicht mag er niederschauen,
Wie alte Schlangenlist
In Herzen, Hütten, Gauen
Stets neu erweckt den Zwist.

Er ruht ja abgeschieden,
Ein Mönch, dem Herrn geweiht,
In ewig stillem Frieden,
Erreicht von keinem Streit.

Doch früh zur Morgenfeier,
Wenn rings noch schläft die Welt,
Dann flammt sein Opferfeuer
Empor zum Himmelszelt.

Das sollen sie ihm wehren,
Die Männlein in den Gau'n!
Er wird ja bald mit Ehren
Auf ihre Gräber schau'n.

Jahrtausende der Gleiche,
Sieht er aus blauen Höh'n,
Wie Burgen, Klöster, Reiche
Entstehen und vergeh'n.

Einst wird er selbst sich beugen,
Der Ungebeugte dort;
Wird willig dann sich neigen
Vor seines Gottes Wort.

Und ob der Mönch veraltet,
Und ob vergeht die Welt:
Die Liebe, die da waltet,
Wenn Berg und Hügel fällt, —

Sie führt zum ew'gen Frieden
Hinaus den alten Streit,
Und was die Zeit geschieden,
Das eint die Ewigkeit.

Bis dahin, Alter, stehe,
Dem Lande betend vor,
Und zieh' zur Himmelshöhe
Noch manchen Blick empor!

Bad Pfäffers.

In die Tiefe mußt du steigen,
Der Genesung Quell zu trinken,
Dich zum dunkeln Grunde neigen,
In des Heiles Schoos zu sinken.

Droben wohnt das frische Leben,
Steh'n Palaste, blühen Auen;
Doch das Elend wohnt daneben,
Und der Gräber düst'res Grauen.

Wende dich und geh' hinunter!
In den dunkeln, engen Klüften
Rinnt der Quell, der, ewig munter,
Ihren Staub entreißt den Grüften.

Hier ist's stille, hier ist's dunkel;
Doch in wunderbarer Klarheit
Flammt herab das Lichtgefunkel
Aus dem hohen Land der Wahrheit.

Darfst nicht in der Tiefe bleiben
Für die Höhe du Geborenes!
Höher, denn die Wolken treiben,
Liegt dein Erbe, dein verlornes.

Einer fand für dich es wieder,
Stieg, es blutig zu erringen,

Tiefer in den Abgrund nieder,
Als wo ird'sche Quellen springen.

Seine wunderbaren Pfade,
Abwärts erst auf dunkeln Stufen,
Führt nun die verborg'ne Gnade,
Die zur Höhe sie berufen.

Weg von Festen, Spiel und Reigen,
Fühlst du sterbend krank dein Wesen,
Wo die Menschenstimmen schweigen,
Nimmt der Quell dir zum Genesen.

Aus der Tiefe, bang und trübe,
Wo das Herz sich selbst erkannte;
Dann, durchblitzt von Seiner Liebe,
Seinen Retter stammelnd nannte, —

Schwebt es, selig im Gesunden,
Aufwärts in die Himmelslüfte;
Bahn hinauf hat er gefunden,
Der das Siegel brach der Grüfte.

Birg mich denn im dunkeln Grunde,
Fern dem irdischen Getriebe,
Heiland, daß auch ich gesunde
An dem Heilquell Deiner Liebe!

Und in diesen Felsentiefen,
Wo mir tausend stumme Zeugen
Deinen großen Namen riefen,
Dem sich alle Knie' einst beugen,

Bürg' es mir im schönen Bilde,
Daß, wo Du zur Tiefe leitest,
Aus dem Felsen göttlich milde
Lebenswasser Du bereitest.

Karl Steiger.

An einen Dichterling.

Ich will dich nicht beneiden,
Daß du ein Haus gemacht
Und unter vielen Leiden
Es so zu Stand' gebracht.

Du hattest viel getragen
Aus weiter Ferne her;
Du mußtest lang dich plagen,
Die Steine sind gar schwer.

Jetzt steht das Haus gerade
Da, wie ein Schlößchen thront;
Doch ist es, jammerschade! —
Von keiner Seel' bewohnt.

In der Einsamkeit.

Alles ruhig weit umher,
Einsam auf dem schmalen Pfade
Dring' ich durch ein Strahlenmeer
An des weiten See's Gestade.

Leise schlummert nun die Fluth,
Keine Welle sich beweget,
Selbst die Abendstille ruht
Und kein Blatt am Baum sich reget.

Aber meine Seele wacht —
Wachen heißt an Gott gedenken,
Nahe fühlen seine Macht
Und den Blick zum Vater lenken.

Meine Seele hat noch Tag —
Ihre Wogen leicht sich heben,
Der Gedanken Ruderschlag
Macht die Ufer selbst erbeben.

Ach! mir ist's, sie können nicht
Des Gedankens Größe tragen,
Und der schwache Damm zerbricht,
Und die Fluthen überschlagen.

Wer beim hehren Abendroth
Nie den Schöpfer hat gefunden,
Wachet nicht, er ist von Tod,
Wahnsinn oder Schlaf gebunden.

Franzose und Engländer.

(Am Rheinfall.)

Hüpfend, wie von Drath die Puppe,
Sprang ein Franzmann schnell vorbei:
„Teufel kocht hier eine Suppe,"
Hallte laut sein Freudenschrei.

Goddam in dem steifen Kragen
Ernsten Schritt's vorüber schlich,
Nur die Woge hört' ihn klagen:
„Hier ruht Bruder Roderich."

Die Seele.

Des Menschen Seele ist ein See,
In dem sich spiegeln That und Höh',
Gedanken steuren hin und her,
Wie Schiffe klein und groß und schwer,
Drin strahlt der Himmel hell und mild,
Es stürmt — die Wogen brausen wild.

In meinem See ist Winter nun,
Ein ungestümes, wildes Thun,
Und spiegelt sich drin Berg und Thal.
So sind sie öde, todt und kahl.
Wenn frören gar die Schiffe ein,
Dann müßt es wohl recht stille sein.

Wohlthätigkeit.

Wäge nicht mit schwachem Finger
Was den Armen trösten soll!
Mach' die Gabe nicht geringer,
Messe nicht nach Ell' und Zoll!

Kannst ja auch die Last nicht wägen,
Die des Bruders Seele drückt,
Ob sie lang auf ihm gelegen,
Hat dein Auge nie erblickt.

Also wirst du nicht ermessen
Stiller Freude Dankbarkeit:
Dankbarkeit kann nie vergessen,
Wohlthun kennt nicht Maaß noch Zeit.

Schicksal.

Es war ein schöner Maientag
Frisch grüneten die Buchen,
Und Berg und Thal in Blüthen lag,
Da wollt' ich Rosen suchen.

Doch wie den Garten ich durchstrich,
So fand ich auch nicht Eine —
Betrübt zur Thür hinaus ich schlich,
Und wollte trotzend keine.

Und als ich schnell nach Hause floh,
Hielt mich etwas am Kleide,
Im Dornbusch sah ich Rosen zwo —
Doch stehen ließ ich beide.

Christophorus Fuchs.

(Von Rapperschwyl, Kt. St. Gallen.)

An die Priester.

(1832.)

Auf ihr Priester, auf vom Schlummer, eilt in neuen Bund zusammen,
Die Posaunen tönen ringsum, und die Himmelszeichen flammen!
'S gilt den heißen Kampf für's wahre, vielbedrängte Kirchenleben —
Seid ihr Männer, müßt ihr freudig Gut und Blut jetzt dafür geben.

Aber einig — wie die Strahlen in der Sonne sich verbünden,
Aber segnend — wie die Strahlen Licht und Wärme ringsum künden,
Und dann furchtlos — wie das Meerschiff durch die Brandung mächtig dringet,
Und geruhig — wie durch Stürme sich der Aar zur Sonne schwinget!

Schaut die Feinde! — Diese machen statt des Herrn sich eigne Götzen;
Jene, seht, mit ihren Fratzen ihn umhängen, ihren Fetzen;
Beide drängen, fein und grausam, schwer die Stillen und die Reinen,
Wuth und Fluch ertönen nahe — ferne schluchzt ein tiefes Weinen!

Hört! sie klagen, daß die Liebe ihr in eitle Zanksucht zwängtet,
Mit des Geistes Macht und Freiheit, Glaub' und Hoffnung auch verdrängtet;
Daß in Feigheit und in Weichheit all die hehren Himmelskräfte
Mehr und mehr verkümmern — dorrend, ohne Wurzel, ohne Säfte.

Ist es Wahrheit — o dann büßet! Ist es Lüge — dann zum Streite!
Tretet vor und handelt — keines Schwindels, keines Dunkels Beute;
Was Euch fehlte? — 's war der Bund „Für Einen Alle, Alle für Einen" —
Weh' drum jenen, die da wehren, daß die Brüder sich vereinen!

Sprach denn nicht der Herr: „Seid Eines?“ hing Er nicht am Kreuzesholze.
Daß an seinem Herzen Alle Eines werden, frei von Stolze?
Und verhieß Er nicht: wo auch nur Drei in seinem Geist sich einten,
Unter ihnen wär' Er waltend, ob sie flehten, kämpften, weinten?

Dann in Zweifel, Leid und Freude stehn die Jünger fein zusammen,
Seh'n wir nicht des Lichts, der Liebe Geist ob ihnen schaffend flammen?
Ja, wie Inseln — lieblich grünend in des Meeres Nacht und Fluthen,
So im Zeitsturm die Synoden — Einigung zum Wahren, Guten.

Weh und dreimal Weh den Frechen, alte Ordnung so verkehrend,
Und der Kirche heil'gen Frieden durch ein Afterwesen störend!
Die das freie Reich des Lichtes nur zum Kauf- und Lusthaus wollen,
Wo nur Herrschsucht gilt, und Heuchler, Blinde nur und Sclaven sollen!

Ach vergebens seufzen Viele: „Wer doch gibt mir, eh' ich scheide,
Daß an Gottes Kirch' mein Auge wie in alter Zeit ich weide?
Will zum goldnen Meisterstecken jetzt der Hirtenstab doch werden,
Schlagend Mund und Haupt der Freien, treibend in den Sumpf die Heerden!“

Auf darum zur That ihr Priester! Ihr des Herrn beeid'te Hüter,
Zimmt des Volkes Noth und spendet frei die anvertrauten Güter!
Wie die Heerden in Gewittern schützend sich zusammendrängen —
Einet euch mit Mund und Herzen, wirkt trotz allem Schmeicheln, Zwängen,

Wie durch Fluren Gottes Odem weckend, stärkend, segnend wehet,
Und von Oben durch der Sonne Kraft und Gluth das All erstehet
Dann von Keimen, Halmen, Blüthen süße Düfte aufwärts wallen —
Predigt, Sakrament und Andacht wirk' so in des Tempels Hallen.

Sagt wo blüht die reinste Alba? Im Gemüth für Christum glühend,
Und was Gott erschuf und weihte, fürder heuchlerisch nicht fliehend;
Wahre Stola ziert das Pektus, dem die Lieb' und Weisheit — Wesen;
Haltet ihr am kalten Schatten — o dann glaubt's — ihr seid — gewesen!

Nicht Scholastik noch Ascetik kann Altäre — hört es — halten; —
Dürre Bäume, hohle Berge sieht sie in des Sturms Gewalten:
Wird nicht Weihaltar dein Innres, opfert du dich nicht dem Gotte —
Wahrlich wird's zum wüsten Pfaffthum, Schmerz den Einen, und zum Spotte.

Los sind Ung'laub', Aberglauben, steh'n wie Bestien auf der Lauer.
Stolz und wild wie Pardel jener, dieser führt des Ebers Hauer;
Wähnet nicht mit Holzes Waffen, Priester, aus den alten Kammern
Diese zu besteh'n, sie stürzen Wälle, spotten euerm Jammern.

Da gilt's Tugend — Fluch drum Jenen, die mit Trotz die Freiheit höhnen,
Da gilt's Weisheit — Fluch drum Jenen, die die Wissenschaft verpönen;
Wehe! die des Geist's nicht achten, wie er durch die Zeiten schreitet,
Buben gleich und Frevlern spotten, nicht das Herz licht, nicht erweitet!

Wirkt drum, Priester, emsig, w a c h s a m Licht und Lieb' gleich heil'gen Bienen!
Wirkt zusammen wie die Bächlein in dem Strom, dess' Ufer grünen!
Ob auch blüthenschwer vereinzelt — sterbt ihr einsam ohne Wabe;
Rinnt sie einzeln, rinnt die Quelle endlich doch durch Sand — zum Grabe!

Doch wenn Gottes Odem — L i e b e! — der Vereinten Herz durchschüttert,
O dann seliges Steh'n und Kämpfen, ob es noch so dröhnt und wittert! -
Süße Wunden, heilig Leiden, Zeugenstod für Freiheit, Wahrheit,
Ja dann strahlst du herrlich wieder, altes Kreuz in deiner Klarheit!

J. Merz.

Der rechte Weg.

Es ryt an frönte Heer dörs Appezellerland,
Und rüft en Buoben a, er ist halt obekannt;
So froget er de Buob, chom i de rechte Weg?
„Nä, ha — a, sät der Buob, ehr müend deselbe Steg'.
– So muoß i zrod? — „Nä, ha — a, sät er wyter,
Gad 's Roß omdräyt, und wieder försi ryte!

Die Milchkuh.

Es jnocht en Bur e Milchchuoh,
Der Nochber will em helfe,
Er her'm gad de Stall nüthro *

Do leſ' us onder zwölfe!
Es ſtoht d'r aber äni do,
Wenn d'Milech wit, ſo chauf ſie no.

Of das he chauft der Bur e Chuoh,
Ond nehnt ſi met i d'Hötte,
Er denkt, er hei ken Ohſchit thuo,
Ond böndt ſi do a d'Kette;
Doch melche her ond melche hee,
Das Ghüehle will ke Milech gee.

So goht er halt zom Nochber hee,
Ond thuot ſi erhber chlage:
Der Nochber ſät: was wit du meh?
Wie wit du mi verchlage?
Han i nüd g'ſät bim Schicke ſcho,
Wenn d'Milech wit, ſo chauf ſi no?

Die großen und die kleinen Narren.

Fern bin i in a Werthshus cho,
Ond trinke do min Schoppe,
Do iſt en fröndte Mah au do,
Der ſocht mi an z' ſoppe.
I aber bi gad ſtille g'ſee,
Ond ſtiere gad ſo för mi hee.

Der Mah prächt eben allerhand,
Ond lot ſi ehrber g'höre,
Sät vil vom Appezeller Land,
Ond het s nüd gär in Ehre.
I denke, prächt wer prächte mag,
Mintwege no de ganze Tag.

Er ſät, er ſei wyt omme cho,
Ond hei ſcho vil erfahre,
Doch hei's gad wyt ond brät wie do,

Re dere große Narre,
Wie do im Appezeller Land:
I thuo gad ob i nüz verstand.

Do sät er: Isch es nüd e so?
I säge: meh d's ebe.
Und ha 's Mul do an föregno,
Und docht: jez muost mer hebe.
Jo wohrli, säg i, 'sist e so,
Die größte Narre hemmer do

Jez will i aber z'rothe gee,
Worom do d'Narre g'rothid?
I will i zuo me Halbe gee,
Wenn ehr mehr das errothid.
Do isch er so in G'wönder cho,
Er het mer gad ke Ruoh meh glo.

Vil Narre hemmer nüd bi üs,
Säg i, drom chönned's wachse,
Und wered groß, das ist Bewis,
Si send no nüd z'verachte.
I globe gern, so wit ehr chönd,
Aß niene größer Narre send.

In üerm Land het's hageldick
Von allen Arte Narre,
Si wachsid uf all' Augenblick,
Das hani au erfahre.
Und wyl's bei het so schrockli vil,
Ist d'Sach, daß ken groß werde will.

Drom wachsid au gad Närrli uf,
Me muoß si drob verbarme,
Si send scho nüz vo Boden uf,
Si dured mi, die Arme!
'sIst guot för die, wo zuon is chönd,
Aß si nüd gär verchröpple mönd!

Die Urnäscher Kilbe.

Jetz wemm'r e Schüppele loſtig ſe,
O Wyle nomme huſen
Gad loſtig a der Chilbe, hee!
Und loſtig wieder uſen.

O Tänzli gelt no möchtiſt thuo?
Jo Schätzli lopf no d'Füeßli!
No, Gyger! mach du wacker zuo,
Se do heſt e paar Bießli.

Und alle Schwüngli geb der äs,
Mach no en Appezeller!
He, Werth, geb her no Brod und Chäs
Und was d'Guots heſt im Gheller.

Bigoſt! der Buch iſt mer ſcho chli,
Faſt wie'n e Namenbüechli,
Und düecht mi, Schätzli, s'hungret di,
Magſt Speck und Fläſch und Chüechli?

Vor han i gmänt, i wöll de Stä
Au ſtoßen; i lo's bliben.
'sGilt hütigs Tags ke Stärchi meh,
We thuot's jetz anderſt triben.

Nä, lieber hock i do im Hus
Und thuo do handli ſchlocken,
Hüt züchi mit mim Schätzli us
Und morn mit Stier und Trocken.

Ruggüslen wemmer jetz no äs,
Und no recht uſe prieſten,
Mer ſend e Päärli, jo bim Strötz!
Und käs no vo de wüeſten!

Mer chönd no zitli gnuog a d'Huob,
Mer ſend no nüd vergraben,
I bi no 'sHanſe Uolis Buob
Und du 'sBaſchonen Baben!

Die Kirchengänger.

Zwee Nochbre hend's abg'legne gha,
I d'Kilche z'göhnd, ond send si gwa.
Ist ahden en zom ane cho,
Ond g'froget: wotst au mit mer cho?

So chont der ä im Sonntig E'wand,
Ond hät si Strüßli i der Hand.
Wotst mit? Do grift er z'erst in Sack,
Ond sät drof: Nä, i ha no Back!

Schlosser Widmer von Langnau.

Das Emmenthal.

Niene geit's so schön u lustig
Wie daheim im Emmenthal,
Dert ist allergattig Rustig,
Daß eim schwer wird die Uswahl:
Manne het es ehrefesti,
Wyber — brav u hübscher Art,
Meitschi — wend se g'sehst, so hest di
D'ri verliebt, so schön u zart.

Da ist nüt vo Cumplimente,
Allem seit me numme „Du",
Syg's e Milchbueb mit der Brente
Oder trag er Rathsherrschuh;
D'Städter fryli — cheu's nit lyde,
B'sunders — Herren ohni Geld! —
Doch i mein' dä syg nit g'schide,
Wo si für so Sache quält.

Rebe wachse fryli keiner,
Doch — kei Hauptsach ist der Wy:

Milch u Chäs isst Uesereiner
Ordinäri längste gsy;
Wer si nit so dry will schicke,
Cha, — wenn er's grad sauft verma
Vo dem weltsche Wy la b'schicke
Oder — cha is Wirthshus ga.

So wie d'Chüyer uf de Berge
Mache d'Bure Chäs im Thal,
U das de -- nit chlini Zwerge
U nit weni a der Zahl.
Holz u Lade fergge d'Flößer
D'Emme ab uf Basel zu,
Chunt im Frühlig d's Wasser größer,
Hei si mit dem Floße z'thu.

D'Chleider het me numme simpel
So vo elbem Halblin g'macht;
Herrschelige Narregrümpel
G'hört gar nit zu üser Tracht:
Roßhahrspitzli treit no d's Müetli,
Plötzlichhose no der Alt —
D'Meitschi schöni Schwebelhüetli,
Chöpfli drunter g'rad wie g'malt!

Chunt de albe Engiländer,
Und süst Heerschaft au daher,
Truge d'Fräuli goldni Bänder
Und derglyche Zierrath mehr.
Hei si Diener — hei si Wächter —
Sy si hübsch u rych derby,
Müeßt en Emmethaler-Tächter
Mir doch geng no lieber sy.

Die meu de der Pantsch erlyde
We's scho a-n-eo Aerytha geit.
Arme hei si wyß wie Chryde,
Bei — i hät ba'o öppis g'seit —;

Bäckli hei si, — früsch wie Rose,
Auge wie der Morgestern;
Und — jetz werdet ihr erst lose —
Sie hei d'Buebe grüsli gern.

Leonz Füglistaller.

Bauer und Sohn.

Sohn: Mein Vater kannst du mir erklären,
Warum fast jedes Haus der Stadt
Ein Fähnlein auf dem Giebel hat?
Bauer: Sie sollen, Sohn, die Bürger lehren,
Sich immer nach dem Wind zu kehren.

Auf einen Moralisten.

Nach Physiker-Methode lehrt
Der Moralist Apollodor;
Die Sünden, die er uns erklärt,
Macht er zuerst uns vor.

J. J. Bär.

Der gelbe Krokus.

Schüchtern guckt du hervor. Du spähest umsonst nach Gesellschaft! Muth, Goldköpfchen! es muß einer der Erste doch sein!

Reseda.

Nimmer erfreut die Reseda das Auge, doch streut sie Gerüche
Geistige Schönheit erstreb', mangelt die leibliche dir.

Die Kornblume.

Schonet die Blume! sie schmücket ja schuldlos das nährende Saatfeld:
Pfleget die Künste! sie sind Blumen im Wirkensgebiet.

Der Lorbeer.

Lorbeer! herrlich bekränzet dein Grün die Schläfe des Sängers.
„Früchte trägst du nicht!" seufzet der arme Poet.

Die Nachtviole.

Gleich dir, stille Viole! die Nachts am lieblichsten duftet,
Strahlt in des Leidens Nacht Hoffnung noch einmal so mild.

Trägheit.

Ein Fluß, der, sehr beschwert mit Eise,
Nur mühsam schlich in seinem Gleise,
Sah einst ein kleines Bächlein an,
Das munter wallte seine Bahn.

„Wie kommt's" sprach er „du froher Kleiner'
Daß du nicht auch, wie unser Einer,
Des Eises schwere Bürde trägst,
Und dich so fesselos bewegst?"

Das Bächlein sprach: „Wer seine Kräfte
Stets übt, dem stocken nicht die Säfte:
Erfahrung lehret allgemein,
Der Trägheit folget Noth und Pein."

Müheschen.

Ein Schwälbchen saß auf hohem Dach
Und klagte unter schwerem Ach
Der Mutter, mit bethränten Blicken:
„Ich sitze hier schon stundenlang
Und mache nicht den kleinsten Fang;
Die Luft ist allzuarm an Mücken."
„Du bist ein Närrchen!" sprach die Mutter.
„Hier warten du umsonst auf Futter.
Versuch's einmal, mit mir zu fliegen.
Du kannst vielleicht ein Mückchen kriegen."
Das Schwälbchen flog, und haschte im Flug
Erwünschter Speise bald genug.

Flitterstaat.

Im Herbste sprach der Buchenwald
Mit Stolz zum Tannenhaine:
„Schau an die Farben mannigfalt
Mit welchen ich erscheine!
Dein düstres Grün ermüdet bald."
Der Tannenwald erwidert gleich.
„Wohl bist du jetzt an Farben reich.
Doch kurze Zeit, so sind sie hin,
Mir bleibet stets mein dunkles Grün."

Der Schein betrügt.

Ein Kind, das nimmer Krebse sah,
Kam einem solchen einst zu nah.
Der böse Krebs, er kniff geschwind.
Vor Schreck und Schmerzen schrie das Kind.
Der Vater macht den Knaben frei,
Und sagte lehrend ihm dabei:

„Der Krebs mit seinen Scheeren kneift,
Wenn man ihn nicht von hinten greift."
Das Kind fand einen Skorpion
Nachher und rief: „Dich kenn' ich schon!
Vor deinen Scheeren hüt' ich mich,
Ich necke nur am Schwanze dich!"
Doch kaum begann des Knaben Scherz,
So weint er schon vor bitterm Schmerz:
„O weh, der böse Krebs! er sticht!
Das sagte mir mein Vater nicht!"
Der Vater heilt des Knaben Hand,
Und sprach: „Dies macht dein Unverstand!
Kein Krebs ist das, ein Skorpion:
Du unterscheidest nicht, mein Sohn!"

Seliger Tod.

„Du ziehst an mir vorüber,
Mit andern Blumen süß zu kosen!
Verdien' ich das o Lieber?"
Zum Zephyr sprach's die lieblichste der Rosen.
„Du bist so zart, du möchtest das Gefühl der Lust,
Des süßen Schmerzens, kaum ertragen."
„Was ist das Leben ohne das?" begann zu klagen
Die Rose, seufzend aus bewegter Brust.
Der Zephyr naht, sie sanft zu fächeln;
Mit einem schmerzlich süßen Lächeln
Blickt sie noch auf, verhaucht den süßen Duft —
Die Blätter schweben in die Luft.

Jugendhitze.

Ein junger Staar vernahm so gerne,
Was seine Mutter von der Reise sprach,
Die er einst machen müßte in die Ferne,
Der alten Staarensitte nach.

Er lag der Mutter täglich in den Ohren
Mit Fragen über dies und das:
„Sag' ziehen wir ins Land der Mohren,
An mückenreiche Küsten Afrika's?
Gibt's Kirschen auch am Nilesstrande?
Wie sind die Trauben im gelobten Lande?
O, daß wir länger nicht verzögen
Und sogleich auf die Reise flögen!"
„Du meinst, die Reise biete nichts als Freuden?
O, glaube mir, sie hat auch ihre Last.
Dir wird es, fürcht' ich, bald genug verleiden,
Wenn wir in Hitz' und Frost die Lüfte schneiden;
Du sehnst dich dann umsonst nach Rast!"
So sprach die Mutter; doch das Kind
War für Belehrung taub und blind.
Es mochte kaum die Zeit erwarten,
Bis sich die Staaren endlich schaarten.
Der Flug begann. Wie jauchzte dann der Staar!
Er überflügelte die ganze Schaar.
Die Mutter warnte: „Brauskopf, halt!
So schwinden dir die Kräfte bald!"
Umsonst! — Kaum dauert es zwei Tage
So stöhnt er schon die bange Klage:
O weh' mir, meine Kraft ist hin!
Ach, hätt' ich Ruhe, hätt' ich Speise,
Ich Armer sterb' auf dieser Reise,
Ach, daß ich mitgeflogen bin!"
Die Mutter sprach manch tröstend Wort,
Er rang, und kam zum Ruheport.
Am Mutterbusen seufzt' er leise:
„Durch Schaden wird man endlich weise."
„Wer treuer Warnung achtet früh genug,
Wird", sprach die Mutter „ohne Schaden klug."

Kaspar Schießer.

Der Alpenwanderer.

Hinauf in die Berge, hinauf nach den Höh'n,
Wo kühn sich die Gemsen erspringen,
Wo Alpenhörner erklingen,
Und hehre Gestalten erstehn.

Hinauf in der Lüfte unendlichen Raum,
Wo die Götter wundersam walten
In Blitz- und Donnergestalten,
Ob der Wolken goldenem Saum.

Hinauf nach der Triften gepriesenem Gebiet,
Wo Alpenrosen ersprossen,
Bei des Winters rauhen Genossen,
Wo herrlich das Leben erblüht.

Hinauf nach der heiligen Freiheit Altar!
Laßt dankend zum Himmel es flammen,
Daß freiem Land wir entstammen,
Ja, frei wie der göttliche Aar.

Drum auf nach den Bergen, hinauf nach den Höh'n,
Und es brausen die freudigen Lieder
In die freien Thale hernieder:
„Frei bleibt" wie die heiligen Höh'n.

Schicksal der Liebe.

Ver erat — — —
Ovid. M. I. 106.

Der Herbsthauch, er wehet die Blätter in's Grab,
Es welket die Hoffnung, die grünende ab;
Und Sehnsucht und Wehmuth und Sorge und Schmerz
Bestürmen das arme und liebende Herz.

Einst lachte der Frühling, einst blühte der Mai,
Im Busen erkeimte die Hoffnung mir neu;
Es drängte das Herz sich zum Lebensgenuß,
Es schmeckte den süßen, den flammenden Kuß.

In höhern Sphären da wogte der Wein,
Wo Liebe das Göttlichste ahnend verheißt:
O zarter, o flüchtiger, rosiger Kuß,
Wie grausam enteilt'st du schon im Genuß!

Einst lachte die Rose, nun grinset der Dorn,
Einst floß mir der Liebe, der Seligkeit Born:
O Schicksal wie grausam, wie streng ist dein Schluß,
So endlosen Schmerz für so kurzen Genuß.

Des Schweizerknaben Hoffnung

Sie wird einst wieder kommen
Der Väter gold'ne Zeit,
Die Zeit der starken, frommen
Und schlichten Mannlichkeit;
Die Zeit, wo Zwilch und Eisen
Mehr gilt als Gold und Seid',
Wo wir's durch's Schwerdt beweisen,
Wir seien „altgefreit."

Und daß sie bald erscheine
Die schöne Heldenzeit,
So schaff' auch ich das Meine:
In aller Kindlichkeit
Lern' ich den Bogen spannen
Und schwingen Schwertes Wucht;
Steig' ich auf Buch' und Tannen
Und stürm' durch Berg und Schlucht,

Daß einst an meiner Stelle
Für unsrer Freiheit Gut,
Ein zweiter wackrer Helle,

Ich streit' mit starkem Muth,
Daß in der Schlachten Wetter
Ich sing' das Schwerterlied,
Ein Vaterlandesretter
Wie Arnold Winkelried.

Die Flamme der Freiheit.

Es ist ein heilig Licht erglommen,
In tausend Herzen flammt es auf,
Vom Himmel ist's herab gekommen,
Weit durch den Erdball führt sein Lauf.
Und wo es seine Stätte findet,
In Hütten und am Fürstensitz,
Da hat es mächtiglich gezündet,
Ein wundersamer Götterblitz.

Das ist die heil'ge Himmelsflamme,
Die einst Prometheus weggeraubt,
Die gütig er dem Menschenstamme
Gehaucht in's lehmgeschaff'ne Haupt;
Und wie ihn des Olympos Götter
Und seinen kühnen Raub verdammt;
So fluchen heut die Weltzertreter
Dem Lichte, das von oben stammt.

Denn unheilvoll wird's ihrem Reiche
Der Sünde und der finstern Nacht;
Ob seiner Gluth ist mancher bleiche
Und blut'ge Todte aufgewacht,
Der ausgezogen zu verkünden
Ein neues Evangelium,
Von Völkerrecht und Völkerbünden,
Von Freiheit und von Bürgerthum.

Was einst in Griechenland geleuchtet
In Tempeln und auf Marathon;
Was blutig Golgatha gefeuchtet

Und hochbegeistert Roma's Sohn;
Was einst auf Sempach's heil'gen Höhen
Den Helden Winkelried durchflammt:
Das war des gleichen Geistes Wehen,
War einer Flamme Gluth entstammt.

Was Gregor's mächtigen Stuhl erschüttert
Und was in Luther's Brust gestammt,
Vor dem die schwarze Brut gezittert,
Ob auch zur Hölle sie's verdammt,
Das schlug mit allgewalt'gem Brausen
Einst an der Seine Strand empor,
Warf in des Korsen Busen Grausen,
Sang dumpf ihm seinen Todtenchor.

Und klar und hell und immer heller
Erglänzt dies heil'ge Geisteslicht;
Und wundersam und immer greller
Es aus den dunklen Nächten bricht.
Und wo das schwarze Volk der Hölle
Es weggehaucht mit mächt'gem Mund,
Da glänzt es wie ein Sternlein helle,
Tiefleuchtend in der Seelen Grund.

Trinklied.

Brüder! laßt uns freudig singen,
Da der Wein im Glase schäumt,
Und das Glück auf gold'nen Schwingen
Rosig unsre Zukunft säumt!
Laßt uns allen Gram versenken
In der Lieder heil'gen Strom,
Hoffend unsre Blicke lenken
Zu des Himmels blauem Dom.

Brüder! seht, wie Gottes Güte
Lust und Liebe ausgestreut;
Wie der Freude holde Blüthe

Jede Stunde sich erneut:
Hat er uns doch Wein gegeben
Und des Liedes süßen Klang,
Daß sie liebend uns umschweben,
Schützend vor des Schicksals Drang.

Männer greift denn zum Pokale,
Reicht dem Nachbarn warm die Hand;
Ruft es über Berg und Thale:
Freiheit hoch und Vaterland!
Laßt uns Haß und Harm verschließen
In des Bechers dunkeln Schooß,
Und in's Leben sich ergießen
Lieb und Freundschaft stark und groß!

R. Kölner.

Schweizerheimweh.

(Tenton.)

Es stand ein junger Krieger
Im fernen, welschen Land;
Der Sehnsucht Thränen flossen
In feuchten Morgensand.

Die südlichen Bewohner
Sah'n mitleidsvoll ihn an:
Laß ab, du junger Schweizer,
Vom düstern, schweren Wahn

Trink' edle Feuerweine
Aus blinkendem Pokal,
Iß goldene Orangen
Bei'm reichbesetzten Mahl.

Komm, wir sind dir gewogen,
Reich' uns die Jünglingshand!
Dir lächeln schwarze Augen
Im Provencaler Land!

Dich küssen Purpurlippen
Mit südlicher Liebesgluth,
Laß' ab vom finstern Harme,
Du junges, gutes Blut!

So scholl es froh und freundlich,
Der Jüngling hört' es nicht,
Ihm zuckten Todesschmerzen
Durch's blasse Angesicht.

Der Brust, beengt, gehoben,
Entstieg ein tiefes: Ach!
Die dunkeln Blicke irrten
Den zieh'nden Wolken nach.

Werd' ich dich wiedersehen,
Du liebes Vaterland?
Mir ist so schwül und bange
Hier, an des Meeres Strand!

Werd' ich dich wiederfinden,
Du wunderschöne Maid?
Wirst du mich nicht vergessen?
Gebt, Lüfte, mir Bescheid!

Werd' ich dich wieder schauen,
Du hohe Gletscherwand?
Wirst du mir wieder tönen,
Alphorn, im Schweizerland?

Wann, Rhein, du alter Vater,
kühlst du die Glieder mir?
Wann werd' ich wieder schwärmen
Im grünen Jagdrevier?

O, fromme, braune Hütten,
In euch nur ist mir wohl!
Hier, in den Marmorsälen
Grinst alles fremd und hohl!

Mein frisches Jünglingsleben
Zerknickst du, Heimatweh!
So sprach der junge Krieger,
Und starrte in die See. —

An die Freiheit.

Freiheit! heil'ge Himmelsgabe!
Säuglingswonne! Greisenlust!
Von der Wiege bis zum Grabe
Hochgefühl in Schweizerbrust!
Zu des Aethers blauen Räumen,
Auf der Gletscher eisig Haupt,
Durch der Meere wildes Schäumen
Trägst du den, der Höh'res glaubt!

Brüder! laßt uns treu bewahren
Dieses Heiligthum von Gott!
Dem Tyrannen Schmach und Spott,
Der uns droht mit Sklavenschaaren!

Du entflammtest unsrer Väter
Heldensinn für Gott und Recht!
Feurig kämpften sie als Retter
Für das künftige Geschlecht.
Uebermuth von Königsthronen
Schlugen sie in heißer Schlacht:
Und ein Lichtstrahl beßrer Zonen
Stiegst du aus des Todes Nacht!

Laßet Sklaven feig sich bücken
Unter schnödes Eisenjoch;
Freiheit lebe ewig hoch!
Keine Fessel soll uns drücken!

Frei hat uns ein Gott geschaffen!
Frei für Wahrheit, Recht und Pflicht.
Brüder! laßt uns nie erschlaffen
Für der Freiheit Himmelslicht!
Auf des Kampfes heil'gen Auen,
Auf der Väter Heldengrab
Laßt uns dankend aufwärts schauen
Ihm der uns die Holde gab.

Freiheit! eng mit dir im Bunde
Lieben alle Wesen dich,
Freuen alle deiner sich
In des Weltalls großem Runde!

Freiheit! heißt das starke Sehnen
In der Schöpfung Riesenplan;
Freiheit, Freiheit, hört man tönen
Jubelnd, jauchzend himmelan!
Mit der Edeln dich zu schmücken,
Brach der Väter Heldenknie!
Freiheit! war ihr Todeszücken.
Vaterland! vergiß es nie! —

Was durchschauert froh die Glieder?
Ahnet ihr der Väter Geist,
Der für Freiheit sterben heißt?
Schwebe segnend auf uns nieder!

Aus des Körpers engem Kerker
Ringt die Feuerseele sich!
Kühner wird ihr Flug und stärker,
Denn sie fühlt, o Freiheit! dich,
Schwebt zu jenen bessern Sphären,
Wo des Friedens Palmen blüh'n,
Wo die Lorbeer'n ewig währen,
Wo die Geister reiner glüh'n!

Freiheit in den Erdenräumen!
Freiheit im Elysium!
Göttliches Palladium,
Nein! du bist kein leeres Träumen.

Freiheit! du Geschenk von oben!
Jünglingswonne! Mannesluft!
Wenn des Unglücks Stürme toben,
Lebe tief in Schweizerbrust!
In des Fremdlings Sklavenreihen
Stürzen wir mit Löwenmuth,
Nachwelt! frei sollst du dich freuen!
Ströme hin du Schweizerblut!

Ruhmvoll zu den Vätern gehen! –
Freiheit! hohe Himmelsluft!
Lebe tief in unsrer Brust,
Daß auch wir den Kampf bestehen.

Dr. Joh. Al. Minnich.

Des Geigers Fahrt durch den Rheinlaufen.

De Giger goht vom Hochzit hei,
Er isch e chli atrunke gsy,
Chum träge-n-ihn jo sini Bei;
Er schwanklet zu beed Site hi,
Doch gigt er lustig bi sim Gang
Ne muntre Tanz mit guetem Klang.

Und abe goht er jetz an Rhi,
Es goht nit wit vom Dörfli ab,
Er meint, do werd de Fährma sy,

De ihn im Weidlig schuft' dunab:
De Fährma und de Giger sind,
Vom Wirthshus her so gueti Fründ.

Am Rhibord just en Weidlig hangt,
Doch mangle Schalt und Fährma no:
Daß 's Warte nüd de Giger plangt,
So het er Platz im Weidlig gnoh,
Macht d'Auge zue, sie sind em z'schwer,
Doch gigt er wie wenn wach er wär.

Gseht nid, wie jetz de Weidlig los
Vom Ufer schwümmt im gschwinde Zug.
Do uf der glatte Wasserstroß
Hischießt as wie im Vogelflug,
So gschwind, as wie ne Schwalb hitlügt:
Mit gschloßne-n-Auge de Giger gigt.

Gseht nid, wie noch de Laufe stäubt
Und schnumet und wirblet und wie-n-er toost,
Dur d'Felse wüethet as wie vertäubt,
Mit Brüele-n-und Lobe-n-a d' Felswand stoßt;
De Giger giget in aller Rueh,
Er giget em Tod im Laufe zue.

Er gigt as wenn's ufem Tanzbode wär,
Es schwahnt em nid, wel Gfohr em dräut,
Der Tod is Wasergrab ihn zehr';
Und wie der Laufe-n-au sprützt und speut,
Der Giger, er giget im Weidlig do,
Der Weidlig, er schießt wie im Tanz dervo.

Der Giger er giget en lustige Tanz,
Der Weidlig er drüllt si dur d'Felse im Schwung,
Der Weidlig isch dure, isch bhalte und ganz
Uebern Laufe higschosse im luftige Sprung;
Doch wo-n-es so toost het und donneret und kracht,
Do isch us sim Rüschli der Giger erwacht.

Hornung.

's isch wieder der Hornig
So murrig und zornig,
Thuet stürme-n-und chuhte
Und hudle-n-und pfuhte,
Daß 's tooset und chracht
Bi Tag und bi Nacht.

Er ist gar ne Freche,
Goht 's Is goh ibreche,
Thut's riße-n-und spalte
Im zornige Walte;
Und find't er e keis,
So macht er no eis.

Thuet riste-n-und schneie
Und Schneebrugge wesse
Und flüdre-n-und regne;
Me mag em bigegne
Uf Stroß und uf Steg,
So stoht er im Weg.

Er thuet denn au pfuhse,
Es möcht eim drob gruse;
Drum thuet me ne mide,
Me cha ne nid lide,
Bschlüßt d'Fenster und Thür,
Stoßt d'Riegel derfür.

Söll duse Er huse
Und alles verzuse
Zendum ohn' Erbarme,
Mir blibe-n-im warme
Und heim'lige Gmach,
Wie's dusse-n-au mach.

Sind lustiger Dinge,
Thüend fröhli eis singe
Und lache und gspasse;

Le Hornig cha passe,
Mer löhnd en nid i,
Bis er gmüethli will ly.

Wagner von Laufenburg.

Die erste Heimat.

Der stille Abend leuchtet nieder,
Zurück der Tag noch sterbend schaut,
Die Nacht beginnt die heil'gen Lieder
Mit schüchternem, halbleisem Laut,
Der Bäume Wipfel sanft sich beugen,
Geschmückt von reicher Früchte Kranz,
Als wollten sie zum Schlaf sich neigen
Und träumen vom verlebten Glanz.

Da übertönnt den Geist ein Sehnen,
Ein ungestümer dunkler Drang,
Wie wenn sich sterbenswunden Schwänen
Entringet noch ein Schmerzgesang:
Es möchte in den Rosengluthen,
Die dort vom Berge niederweh'n,
Das Herz in seinem Weh verbluten,
In dieser Glorie schnell vergeh'n.

Doch, naht der Mond mit seinen Strahlen,
Der Bote friedenreichster Zeit,
Und gießt das Licht aus goldnen Schalen
Er über Thal und Höhen weit, —
Dann schaut das Auge wonnetrunken
Hin, wo's so selig flammt und brennt,
Und durch der Thränen Demantfunken
Es erst die rechte Heimat kennt.

Der Aermste.

Nah dem Haus des Rabbi Akba,
Den Gott segn' in seinem Grab,
Wohnt ein Armer, dem der Rabbi
Gern von seinem Reichthum gab,
Und an vierzig Säkel jährlich
Spendet er ihm zum Unterhalt.
Einstmals, als er durch sein Söhnlein
Ihm das Geld gesendet hat,
Bringt zurück das Kind die Spende
Und ruft aus in Zornes Hast:
Du verschwendest deine Güte,
Einem, der sie nicht bedarf,
Weil unwürdig er sich zeiget,
Vater, dir und deiner Wahl.
Ihn, der nicht darob erröthet,
Beut Geschenk ihm fremde Hand,
Traf ich an beim Weine zechend
Und am reich besetzten Mahl.
„Sahst du recht auch, Kind und thust du
Nicht ein Unrecht an dem Mann?"
Nur zu wahr ist, Vater, was ich
Mit den eig'nen Augen sah.
„Desto unglückseel'ger ist er,
Wenn im Ueberfluß er darbt.
— So spricht d'rauf der edle Rabbi —
D'rum, Kind, ist er zwiefach arm,
Nimm das Doppelte der Summe
Und bring's ihm, dem Aermsten, dar!"

Dr. Rud. Müller.

Uetliberg.

1268.

Auf seinem besten Schlosse,
Dem festen Uetliberg,

La hauket mit zwölf Knechten
Der Herr von Regensberg:
Sie führen Roß' und Hunde,
Allsammen silberfahr,
Und bringen wohl in Wald und Strauch
Manch' edelm Wild Gefahr.

Drum ist dem Rath in Zürich
Unlieb die Nachbarschaft,
Allein die Herrenfeste
Trotzt aller Bürgerkraft;
Wie oft auch schon das Banner
Zum Sturm gezogen aus,
Und heimgekehrt früh oder spät:
Noch immer steht das Haus!

Deß grollt der gute Hauptmann
Schon lang dem festen Wall:
Der muß, bei meiner Ehre!
Mir endlich noch zu Fall:
Geht's nicht auf grademWege,
Versuch' ich's eben krumm,
Und schleiche, bis mir's schußgerecht
Rund um mein Wild herum.

Es liebt wohl sondre Farbe,
Gleich eiteln Mägdelein,
Denn schneeweiß fährt ja Alles
Zum Thor wohl aus und ein.
Ist's das nur, was mir fehlet,
Mag bald geholfen sein:
Auf einem Schimmel komm' ich gern,
Läßt man mich dann hinein!"

So sprach der Herr, und als einmal
Der Regensberg zu Waid,
Fährt Habsburg auf mit Zwölfen
Hinaus im Jägerkleid,

All' stolz auf weißen Rossen,
Mit manchem weißen Hund:
Und hastig hinter ihnen her
Der Zürcher Troß zur Stund.

Hei, welch ein tolles Jagen
Den Uetliberg hinan:
Was fangen denn die Zürcher
Mit ihrem Hauptmann an?
Der flieht mit seinen Jägern,
Gleich einem scheuen Wild;
Heiß dampfen ihre Rosse auf,
Die Rüden schnauben wild! —

Der Kastellan gewahret
Vom Thurm die wilde Jagd:
„Da hat mein Herr sich wieder
Einmal zu weit gewagt:
Hei wie die Schimmel fliegen,
Den steilen Berg hinauf,
Und wie die Zürcher hinterher
Beflügeln den keuchen Lauf!“ —

Der gute Wächter eilet
Sein Thor zu öffnen bald,
Treu will den Herrn er bergen
Vor feindlicher Gewalt;
Allein die Jäger bleiben
Im off'nen Thore stehn: —
O weh, du alter Kastellan,
Du hast dich arg versehn!

Habsburg, der Zürcher Hauptmann,
Wie hat er dich berückt;
Der hält mit seinen Zwölfen
Im Thor das Schwert gezückt:

Wild in ihm nachgebrauset
Der rauhe Zürchersturm:
Weh, edler Herr von Regensberg,
Sucht einen andern Thurm! —

Habsburg und Königsfelden.

Dort, wo sich, den Rhein zu schauen,
Vint der Reuß und Aare Spiegel,
Vieget still ein grünes Thal,
Ragel nunm ein grüner Hügel.

Auf dem Hügel steht die Habsburg,
In dem Thal liegt Königsfelden:
Und von beiden weiß der Mund
Alter Sagen viel zu melden:

Denn erhöhet hat der Hügel
Sich zur mächt'gen Kaiserthronung,
Und vertieft hat das Thal
Sich zur stillen Grabeswohnung. — —

Trübe schau'n zu Thal hernieder
Trümmer von dem Kaiserhause:
Und zum Hügel starrt hinauf
Trauervoll die Todtenklause.

Das sind deutungsreiche Blicke,
Die da geh'n hinauf, hinab:
Aufwärts nach des Vaters Wiege,
Nieder auf des Sohnes Grab! —

Franz Krutter.

Das glückhaftige Schachspiel.

Des Grames Wolke nimmermehr von Abdul's Fürstenstirne weicht,
Sei Kummer hat dem Königssohn das jugendliche Haar gebleicht.

Schön ist das Schloß, worin er wohnt, die Säle reich, die Aussicht frei,
Doch mahnen Thor und Mauer ihn, daß ein gefang'ner Mann er sei.

Wohl dehnen sich auf Stunden weit die Mauern um das Lustrevier,
In Gärten springt der Wasserstrahl, im Haine graset Jagdgethier.
Doch mag er nicht im Garten geh'n, das Jagen ist ihm kein Genuß;
Wie weit er wandelt, jagend schweift, die Mauer bleibt und der Verschluß.
Verstimmt und müßig an der Wand die Laute schläft von Ebenholz;
Im Bauer singt die Nachtigall, das Lied ist freien Mannes Stolz.

Das Schachspiel einzig ihn erfreut, da träumet er von Königsmacht;
Und auf dem Brette ordnet er mit klugem Sinn und lenkt die Schlacht.
Er hat gethan den ersten Zug. — Durch's Fenster scheint der Morgen hell;
Da öffnet sich die Thür; es tritt herein ein widriger Gesell:
„Dein Bruder, Abul, sendet mich, der Herrscher auf Alhambra's Thron.
Du lebst — im Kerker, doch du lebst; auf seinem Haupte wankt die Kron':
Ich bringe dir den Seidenstrick; du weißt es, was der König will;
Nicht zittern will er fürderhin, bereite dich und dulde still;
Doch hast du einen letzten Wunsch, so bring' ich dessen Vollgewähr."

Mit trübem Lächeln Abul spricht: „Zum Spiele saß ich eben her:
Das Spiel vollenden möcht ich gern. Weil alles Leben eitel Spiel,
So sei derselbe Augenblick des Spielens und des Lebens Ziel."

„Dein Spiel so bringe das zum Schluß, wo du's vermagst mit Seelenruh!
Dem Spieler dräut die Schlinge nicht; das schwör' ich beim Propheten zu."

Zum Spiele wendet Abul sich, als hinge nicht sein Leben dran,
Und winket dem Genossen zu, von diesem wird ein Zug gethan.
Sie schauen sinnend auf das Brett und prüfen klug und prüfen lang
Und ziehen voll Besonnenheit; das Spiel geht seinen ernsten Gang.
Der Bote starret auf das Brett mit schlauem, regem Kennerblick,
Bewundert beider Spieler Kunst, nimmt Theil an Glück und Mißgeschick.
Der Fürst, sein Henker und sein Freund, in's Spiel versunken alle drei,
Sie achten's nicht, sie ahnen's nicht, wie Stund' um Stunde rinnt vorbei.
Die Sonne steigt im Mittag hoch, sie wissen's nicht; sie geht zu Thal;
Sie spielen fort im Dämmerschein, sie spielen fort im Mondenstrahl.
Sie hören nicht den Cymbelklang, der, wie die ferne Brandung, braust,

Sie hören nicht den Jubelsang, der wie der Sturmwind, näher saust.
Sie hören's nicht, wie mit Geschrei durchs Thor ein Menschenhaufe dringt,
Sie hören's nicht, wie Trepp' und Gang von Sporentritten widerklingt.
Auf springt die Thür', sie hören's nicht. Es stürmt ein Ritterschwarm herein.
„Granada's König liegt im Sarg und Abul muß sein Erbe sein.
Dem neuen König Huld und Heil." Der Ruf erfüllt das weite Haus.
Herr Abul wirft das Schachbrett um: „Der König matt! Das Spiel ist aus."

Das Zauberbad.

Sagt, was drängt durch Jolkos Gassen sich die Menge, Hauf' an Hauf'?
Sieh, ein Weib in ihrer Mitte hebt ein Bild zum Himmel auf.
Und sie spricht Orakelsprüche, heulet ein Prophetenlied,
Wie die Göttin aus dem Norden zu dem Silbermeere schied,
Fern von Kolchos Nebelriffen zu dem schönen Jolkosstrand,
Artemis mit ihrem Füllhorn, Segenbringerin dem Land. —
Und die Menge hört's begeistert. Jubelruf die Luft erfüllt;
Hymnen schallen, Blumenkränze regnen duftend auf das Bild!
Und das Volk vom Volke fordert für die Göttin Götterehre,
Will ihr Hekatomben schlachten, bauen Tempel und Altäre. —
Schleunig trägt der Ruf die Kunde zu des Königs Ohren hin,
Der alsbald vor sich berufen läßt die fremde Priesterin.
Lange wallende Gewande hüll'n der Seherin Gestalt,
Zitternd und gebückt sie schreitet, sieben Menschenalter alt;
Runzeln ohne Zahl bedecken ihr beeistes Angesicht,
Draus in ernsten Flammen funkelt dunkelblauer Augen Licht;
Ueppig, wie in Jugendfülle, doch gebleicht wie Hämus Haupt,
Das beschneit auf Haine schauet, die der Wetterstrum entlaubt,
Quillt das Haar von ihrem Scheitel, durch die Lüfte wild zerstreut.
Pelias neiget sich in Ehrfurcht, als ein Mann, der Götter scheut,
Da die Seherin der Göttin wundersames Ebenbild
Ihm entgegenhielt des Reiches künft'gen Hort und Zauberschild.
Alles unbescheid'ne Fragen auf der Zunge ihm erstarb,
Und der Artemis Gesandte ihre hohe Botschaft warb.
Heiser wie aus Grabestiefen, tönte ihrer Stimme Laut:
„Heil dir, Pelias, Gebieter! den der Himmel gnädig schaut!
Du, auf dessen Haupt vor Allen höchste Gunst die Göttin häuft,

Die, geschürzt mit Pfeil und Bogen, jagend durch die Wälder schweift.
Von der Scythen rohen Bräuchen, von der Menschenopfer Graus
Hat sie sich im Zorn gewendet, und verläßt ihr altes Haus.
Und ihr Heiligthum hinfürder übergibt sie deiner Macht,
Daß die Reiche der Barbaren kommen in der Griechen Macht.
Doch vor allen Griechensöhnen fiel ihr Aug' auf dich, o Held,
Hat zu ihrem hohen Liebling, ihrem Streiter dich bestellt.
Aber mich hat sie gesendet mit dem herrlichen Gebot,
Von dem Freunde abzuwenden Altersschwäche, nahen Tod.
Denn in neuen Jugendreizen soll dein alter Leib erblühn,
Jugendkraft und Feuer sollen in des Greises Adern glühn.
Daß ich Glauben bei dir finde, geb' ich dir der Zeichen drei,
Meine Sendung zu bekunden, Artemis' herbei! herbei!" –
Und sie hat das Wort gesprochen, hat geschwenkt den Zauberstab:
Sieh, da senket schwarz und schwärzer sich die Wolkennacht herab;
Und es heult ein seltsam Stöhnen nieder aus den höchsten Lüften,
Hohle Antwort braust entgegen aus der Erde tiefsten Klüften.
Und es rauschen auf dem Meere Riesenwellen fesselos;
Blitze sprühen, Donner hallen in das wilde Sturmgetos.
Selbst der Erde Eingeweide bersten in furchtbarem Kampf;
Aus den meilenweiten Schlünden wirbeln Flammen auf mit Dampf,
Wälder fallen, Berge stürzen von der unterird'schen Macht;
Wundersame Schreckgestalten schleichen ächzend durch die Nacht:
Durch der Elemente Toben schlägt ihr Wimmern an das Ohr;
Aber aus entlegnen Forsten schallt's wie Hundgeheul hervor.
Und die Priesterin gebietet: da zerreißt der Wolken Zelt,
Und des Mondes bleiches Antlitz grinst auf die zerstörte Welt.
In dem blut'gen Zauberlichte wird der Schrecken offenbar:
Larven schwanken, schweifen, schleichen, Hekate's Gespensterschaar.
Nah' und näher jagt die Meute, heulend bricht sie aus dem Tann:
Rasch gezogen von der Drachen flammenschnaubendem Gespann,
Rauscht hernieder durch die Lüfte in des Orkus düstrer Pracht,
Artemis in ihrem Wagen als Gebieterin der Nacht.
Daß sie von der Gottheit Nähe nicht zermalmt, verzehret werde,
Stürzt die Menge mit dem König voller Andachtsgraun zur Erde.
Als sie sich nach langem Zagen endlich wiederum erhoben,
Sind die Wunder und die Schrecken in die leichte Luft zerstoben,
Und die Sonne leuchtet wieder an dem Himmel rein und klar;

Seine Blüthen treibt der Frühling, wo noch kaum Zerstörung war. —
Und nun redet zu dem König der Prophetin weiser Mund:
„Ward dir, König, meine Sendung und die Macht der Göttin kund,
Lerne nun der Göttin Milde, lerne der Verheißung trau'n.
Wenn du meinen wirst, greisen Leib verjünget wirst erschau'n.
Schließ in deines Königshauses heimlichstes Gemach mich ein,
Und ein Bad laß mir bereiten, reich gewürzt mit Spezerei'n,
Wonnig duftend, der die Schiffer hergeholt vom fernsten Meer:
Zauberkräuter, Zaubersegen bring' ich selber mit mir her.
Harret an des Hauses Schwelle eine kurze Stunde lang.
Daß nicht euer Ohr vernehme meines Zaubers Weihgesang."
Alles ward, was sie befohlen, flugs gethan nach ihrem Wort.
Die Prophetin schließet ein sich am geheimnißvollen Ort:
Welchen Spruch sie da gesprochen, keiner Seele ward es kund.
Doch als sie herausgegangen wieder kam in kurzer Stund,
Will der König mit dem Volke kaum den eignen Augen trau'n,
Weil sie statt der alten Göa Hebe's Jugendreize schau'n,
Statt der tiefgebückten Greisin eine Jungfrau hoch und hold,
Statt des Winterschnee's der Locken ein Geflecht von Sonnengold,
Statt der eingeschrumpften Wangen und der Runzeln ohne Zahl
Ein Gesicht, das wohl den Donner niederzög' vom Göttermahl,
Leuchtend wie der Schnee der Firnen, wenn ihn küßt der Abendglanz,
Statt der edlen, fahlen Farbe, gleich dem abgewelkten Kranz:
Auch der Stimme Rabenkrächzen in verkehrt in süßen Laut.
Also kommt sie angeschritten in dem Festgewand der Braut,
Und der König ruft begeistert: „Laß dein drittes Zeichen, Weib!
Dieser Wunderanblick g'nüget, zu verjüngen meinen Leib."
„Glaub du, König," spricht die Jungfrau, „an des Bades Zauberkraft,
Folge mir zu deinen Hallen, trinke dieses Wunders Saft.
Daß ein schöner Grabesschlummer hülle deine Sinne ein.
Wenn du wiederum erwachen, wird das Werk vollendet sein!
Und ihr, Königstöchter, eilet! macht des Vaters Bad zurecht!
Denn es ziemet nicht zu leisten also hohen Dienst dem Knecht!"
Von der Königstöchter Händen wird das Bad zurecht gemacht,
Und der König hat getrunken; schwer umfängt ihn Schlafes Nacht.
„Holet Beile, Königskinder! Daß das Zauberwerk uns glücke,
Und verjünget er erwache, haut den morschen Leib in Stücke!"
Vor dem gräßlichen Befehle weh'n sie zaudernd und entsetzt.

„Fluch dem Kinde“, ruft Alkastis, welches Vaters Haupt verletzt!
Nimmermehr, du blut'ge Göttin, wie es auch das Schicksal wende,
Legt Alkastis hier an Diesen frevelhaft unheil'ge Hände!“
„Warum bebet ihr?“ ruft Jene; „durftet ihr nicht Zeichen schauen?
Schenkt ihr göttlicher Verheißung ein so ärmliches Vertrauen?
Daß ein neues, frisches Leben jugendkräftig sich gestalte,
Muß mit allen Schwächen, allen Keimen erst vergehn das alte.
Euer Zweifel zu besiegen, nehmt mein drittes Zeichen wahr:
Bringt aus allen euern Heerden schnell den ältsten Bock mir dar.
Seine Glieder sei'n zerstückelt in das Zauberbad gestreut;
Und dann trauet, wenn ihr sehet, wie das Thierlein sich erneut.“
Dem Prophetenwort vertrauend nun die Königstöchter eilen,
Selbst den ältsten Bock zu holen und in Stücke zu zertheilen.
Doch mit seltsamen Gebärden und mit fremder Worte Banne
Weiht die Priesterin das Wasser, weihet auch die Badewanne,
Drin sie dann des Thieres Stücke alle sorgsam niederlegt,
Drob mit wunderbarem Murmeln kräuselnd sich die Fluth bewegt.
Und es zischelt, und es brodelt, steiget dichter Qualm empor;
Aber munter aus der Wolke springt ein junges Böcklein vor.
Rasend heben sie die Beile in des tollen Wahnsinns Wuth;
Von der Kinderhände Streichen fließt des Vaters heil'ges Blut.
Jede hofft, je mehr verstümmle sie des alten Mannes Leib,
Desto frischer sei die Jugend, die verhieß das Zauberweib.
Von den Schwestern allen hält nur rein Alkastis ihre Hand.
Sieh! mit wildem Jubel reißet vom Altar den Opferbrand
Die Prophetin, und begeistert stürmt die Treppen sie hinan
Zu des Hauses freiem Giebel, steht auf ragendem Altan.
Alle hoffen Segensworte: aber sie in tiefer Brust
Rüstet diesem Hause Jammer, labt sich an der Rache Lust;
Mit erhobnem Arme schwinget sie der Fackel lichte Gluth:
Schau! wie durch zerriss'ne Küsten Pontos unbezähmte Fluth,
Sieht man Schaaren fremder Krieger, scharf bewehrt mit Speer und Klingen
In die Stadt, ins Haus des Königs durch gesprengte Thore dringen.
„Kennt ihr diese? Durch die Nacht her rief sie meiner Fackel Schein'
Kennt ihr sie? Es führet Jason sie, mein Bräutigam herein!
Kennt ihr mich? Ich bin Medea! Auf! zu ihm! zur Brautnachtfeier!
Bin Medea, Jasons Gattin! Rache bring' ich ihm zur Steuer!
Der sein Reich ihm hat gestohlen, seine Krone hat getragen,

Der ihm Vater, Mutter, Brüder, mit verruchter Hand erschlagen,
Ja ihn selbst zu Tod und Schande hat geschickt zum fernen Strand,
Pelias liegt hier zerfleischet von der eignen Töchter Hand!
Herrlich hat gewirkt mein Zauber! Lernt Medeas Rache kennen!
Ewig Vatermörderinnen! wird euch eitle Reue brennen!
Wer die Feinde nur am Leben strafet, ist ein schwacher Thor!
Gift für Seelen, Herzensnattern zieh' ich euerm Blute vor!"
Also ruft sie triumphirend, wirft sich an die Brust des Gatten;
Aber trüb am Himmel hüllet sich der Mond in Wolkenschatten.

Dr. Rud. Meyer.

s' Müsli.

Lueg, dert lauft e Muus, si gumpet der as Bäi, gib Acht! Bhüetis, wi bischt nid erschrocke, und jukscht uf e Säſſel; schpring mer amel nid zum Fänschter use! — Worum förchtesch die denn? isch es doch son=n=es ordlichs Dierli, duet keim Chindli öppis. Lueg's numme recht a, s'isch so winzig chli, i der Hand chönt mes verbärge. Es het so=n=es samedigs Belzli, chlini, blutti Beinli, es ovals Chöpfli, schpizzigs Näsli mit=e=me Schnäuzli dra, und schwarzi Aeugli, so glänzig wi=n=es Vögeli, und Oehrli rund und dünn, grad wie du. Schüch die ämel vor sim lange, blutte Schdili nid, was wet's der thue? und förchti nid, daß es di bißi, denn Zähnli het's nume zum Gnage. Gäll es isch der z'gschwind? es wütscht wi=n=es Chugeli übere Bode wäg. Jetzt isch es doh, jetzt isch es dert, unter der Gumode, underem Bett. Jetzt het's es Loch gfunde; nu, so isch es rüehig, es het em jo sälber gförchtet, s'het öppe, wenns scho Winter ischt, es Näschtli hinderem Täfel, voll Jungi, vieri, sechsi, und sind villicht no blind und blutt, uf bloßem Schtrau, und müeßte verhungere und verfrüre hätt=e=mers tödet. — S'isch wohr, d'Müs mache si luschtig, gumpe uf Bänk und Disch, gnage au mängisch es Loch is Brodt, schlüfe i d'Chuche, göhnd a Schbäck, a=n=Anke und Mähl, und trinke s'Oehl us der Lampe; si finde de Wäg i Chäller, fresse=n=es Oepfeli; sie wütsche=n=is Grümpelgmach, biße=n=öppe es Fläckli us em Züg, es fäißes, oder göhnd gar i=mene Glehrte hinder sini schtaubige Büecher und mache=n em Uszüg. Do duet me grad, d'Müs fräße eim Alles und gschände Alles und löse gar uf em Anke und Mähl no Koriander dehinde, eine zum Dank. Denn

chunt me wider und chlagt, se löße-n-eim z'Nacht kei Ruh, si chäfele hinder de Wände und biße-n-es Loch durs Täfel; chlopfe mögme wi me well, sie gäbe nid lugg, sie schlüfe-n-eim gar i Schtrausack, unders Chopfchüssi und inscht weme ischlofe well, chröschbele sie eim unterem Ohr, und nage d'Bomade mit de Büggeli weg. Und göhnd sie i d'Schüre und göhnd im Summer i Wald, is Feld, so chlagt der Bur, sie fräße-n-em s'Chorn ewäg und verderbenem d'Bäum. Wo sölle sie den hi? müend sie nid au z'läbe ha? schtreut' me jo dem Schbäzli Brösmeli vors Fänschder und meint s'Müsli söll verhungere, füeteret Chaze und schtrichlet sie, wenn sie au chräble, het Igel und dolet d'Chuze und d'Wiseli. Aber dem Müsli mag me es Mümpfeli Brodt nid gönne, mags nid lide, daß sie luschtig sind, und es git es Gschrei, wenn sie usem Loch füre güggele i d'Schtube, oder wenn me sie nume pfife ghört. Do mues me ne grad Gift lege, Mählchrügeli mit Arsenik, oder Falle richte, die dätsche sie tod, chlemme ne de Chopf i, oder fönd sie gar läbig. Wi sie schnüfeli hinderem Gitter, wi si a-n-em ufschtönd und sueche, wo sie use chönnte, sie sueche umsunst, si finde nümme de Wäg, wo sie sind ine cho; do wirft me si is Wasser, und wenn sie au schwimme chönne, es hilft ne nüt. Sägmer, gits au es ärmers, es schwächers Dierli und es verfolgters? und het me no gar e Gruse-n-abem; doch ebe nid alli Lüt; Mänge het's gschoche und Mänge het's verfolgt und isch z'lescht no froh über ins worde. Er isch is Chefi cho, d'Langiwyl het ne plagt, schier tödet, und si einzige Freud, si einzige Troscht, isch es Müsli gsi. Het's ne au im Afang plogt und händ beide enand gschoche, sind si doch bald vertrouli worde; do goht d'Zit dem Gfangne gschwinder verbi. Es chunt füre, erfreut ne mit luschtige Schprünge, es schtellt si uf, es tanzet und lost uf sis Pfife und Singe, es luegt e so fründlich und munter a: er schtreut em Brösmeli, es trout sie allewyl nöcher und nöcher und frißt em zletscht us der Hand. Jetzt sind si guet Fründ mit enand, es loht si schtreichle, es gumpet em uf d'Achsle, buzt Schnäuzli und Pfötli, und ghört's d'Schlüssel raßle und Dür ufgoh, gschwind schpringt's em i Buese; dert het's jetzt sis Heimet und sis Lager. — Und chunt der Gfange wieder use a die früsch Luft und as Sunneliecht, goht schbaziere im Grüene, im schattige Wald, cha nid gnueg über cho, und günnt wie-n-es Chind jedes Blüemeli ab, goht de Mäierisli noh und de Veieli, — s'Müsli ischt vergäße. Es aber suecht sie Fründ, durchschtöberet Decki und Schtreusack und findt-ne nid, es wird truurig, es frißt nüt, es trinkt nüt, es wicklet si no i di lär Decki i und schtirbt vor Chummer und Leid. — Gäll du förchtesch die nümme und losch mer s'Müsli i Noth?

D'Lerche.

Es het verlütet, me ghört scho Psalme singe, d'Chilethüre und d'Schlosse. He nu! so gohn-i use vor d'Schtadt, der Ghriesbaum blüht, d'Matte grünet in aller Herrlichkeit. Im freye Feld, im dunkle Wald singe ne au dem Herre, und überall ergießt d'Sunne ihri Schtrahle wie n-e heilige Geischt, und d'lau Früehligsluft durdringt wie ne Odem Gottes alle Wäse. Jo i will bäte und singe, will Aug und Herz erlabe a jedem Blüeschtli, der Säge wird über mi goh, und mis Gmüeth söll ne erhebe und mi Geist über alles Leid und Ungmach. -- Und so goni use und wandle dur's Fäld und s'Rich Gottes duet ü uf vor mine Auge. Es isch, as ob d'Sunne usem Himmel über d'Wulkene glitzige Schleyer wäri, d'Bärge versilberi, Matte und Wald übergrüeni, jedes Halmli ufrichte, mit ihre Schtrahle i jedes Blüeschtli me länge, und jedem ü Deil gäb. -- Und mitte-n us der grüene Saat stigt d'Lerche uf, dem Himmel zue, als eb er ü am-ene Fädeli hielt, und höcher, allewyl höcher stigt ü, und luegt über Fäld und See, luegt über Wald und Hügel. Der Himmel het ere s'Härzli erfräut und s'Schtimmli gweckt, ne aber grüeßt d'Sunne, b'singt ne allewyl ifriger, singt jetzt schtill höch oben i der blaue Luft, as wenn ne usem Bode wär, d'Luft isch ihre Baum und Matte und Ghornfäld sind ere Blätter und Schtärnli es Blueicht. Und ne schwingt n use und abe wi von eim Aeschtli uis ander.

Nume es gmeins Ghleidli het ne a, wi's Schbäzli, aber schlank isch ne, het e hälle Blick und es himmlisches Gmüeth, isch fry und glücklich in ihre Lüfte, und thuet ne das schpitzig Schnäbeli us im Singe, es git es Lied, s'staut eim is Härz as eb's vom Himmel chäm. Jetzt verschwindet ü i der Luft, aber no tönt lis obe abe ihr Gsang und doch so lut i d'Brusicht, und wieder hälle tönt's und me gseht ne füre cho, wie nes Schtärnli vom Himmel falle: mitte im Fäld, wo's am schönschte grüent, dert verschwindet ne. Worum blibt n und dobe in-n ihrem Heimet? -- Es het ere der Himmel es Fünkli verschteckt is Harz, und das goht a, das eläi zündet ere no abe us d'Aerde. Jo dert het ü s'Näschtli überli bettet und zwüsche d'Fäure glait, dert luegt s'Wichpöhnli mit scharfe Aeuglene ihr noh, lit ruehig über de-n Aeilene und chert ü mit im lange Spore. Der Himmel b'hüetets au do unde, verschdeckt's i di grüene Halme. Die schtrecke sie allewyl meh vo Tag zu Tag, und füsele um ins Fürbluemе luege us ins abe gar fründlich. Und d'Halme vergolde ne und werde schwärer, die Junge bicke d'Aeili uf, wärme sie a der Sunne und bade im Sand. Jetzt neige ü d'Halme und löhnd Ghörndli is Näschtli falle: wi ifrig bicke die Junge, wie fladre ü mit ihre Flüglene, gumpe uf und luege

übers gulbig Fäld. Und wi-ne d'Flügel wachse, ziehnd si i d'Höche und d'Lerche zeigt ene s'Heimet. Si gsend vo de Wulke obe abe d'Halme falle unter der Sichle, mängs Chörnli ischt aber behinde blibe, si deiles mit den Aeriläfer- s'Wyseli mag jetzt cho und über d'Schtopple schpringe, s'Näschtli ist läär.

Und im Herbscht ischt der Disch abdeckt, sie singe mit der Wachtle ihr Danklied, und flüge-n-ufe in ihre Baum ; dert zieht es si jetzt dem Früehlig noh über Bärg und Meer go Afrika, und mini Gidanke ziehnd mit, wi vom Heimweh ergriffe, und sueche hinderem Herbscht und Winter der ewig Früehlig und das ewig Liecht. Do schpringt mer mis Chindli etgäge, und het d'Händli voll Blüemli, i nimm es in Arm, i drück es as Härz und goh glückli mim Hüttli zue.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite.
A. E. Fröhlich	7
Fabeln:	
Lebensworte	18
Turnen	18
Brausköpfe	19
Hang und Zwang	19
Niederes Loos	20
Weltweisheit	20
Die Geschliffenen	20
Läuterung	21
Die Jünglinge	22
Weltordnung	22
Tollheit	23
Frömmler	24
Verkehrung	24
Der Große	24
Das Mannthier	25
Selbstvergötterung	26
Bellen lassen	26
Nicht verspielt geben	27
Die Unsanften	27
Eins für 's Andere	28
Die Höhe der Zeit	29
Diebstahl jedes Eigenthum	30
Aenderung vor dem Tod	32
Die Windfahne	32
Die Sanften	33
Der beneidete Teufel	34
Listen fristen	35
Scheinholz	35
Stillleben	36
Frühes Scheiden	36

Seite.

Hamsterandacht 37

Lieder und Bilder aus den Jahreszeiten:

Im Herbst 37

Stromesfrische 37

Neues Lesebuch 38

Redender Stein 38

Sonnenstreif 38

Reichthum 39

Heimatliche Lieder:

Lobgesang 39

Volksgesang 40

Wallfahrtslied 42

Der Berge Lauterkeit 42

Der Alpengarten 43

Bilder der Eintracht 44

Rüdiger Maneß 45

Der heilige Kreis 47

Unsere Berge 48

Ein Tempel, ein Gott 48

Erzählende Lieder:

Beethoven 49

Der alte Schütze 51

Gesellige Lieder:

An Liedertafeln 52

Aufgeräumt 53

Trostlieder:

Seliges Scheiden 54

Der letzte Blick 55

Du lehrst mich sterben 56

Noch einmal wieder 57

Ach es ist nicht mehr das Alte 58

Freuet euch 58

K. R. Tanner 60

Die Alpenrose 63

Mutterglück 65

Abendgesang 65

Nachbarhaus 66

Festlied am Stoß 66

	Seite
Die Wintersonne	67
Sonnenaufgang auf dem Rigi	67
Maiferer	68
Abschied und Sehnen	68
Das Gerede der Wellen	69
Sehnsucht nach dem Gebirge	69
Die Nonne im Sarge	69
Blick aus Thränen	70
Sichere Zeichen	70
Im Gewitter	71
Im Jänner 1841	71
Frühlingsbotschaft	71
Der Wolkenzug über den Bergen	72
Der Wunsch am Quell	72
Die am Herbstabend singenden Kinder	72
An die Ungestümen	73
Mein Hausspruch	73
Fügung und Vertrauen	73
J. J. Reithard	75
Die beiden Gemsjäger	78
Nidelgrete	80
Schneekönig und Lanzig	88
Hochgewitter	92
Sonnenaufgang auf dem Rigi	95
Das Vaterland	96
An meine Gruft	98
Die Pfäferserquelle	99
Naturstimme	99
Uli Rotach	100
Rudolf von Erlach's Tod	101
Salomon Tobler	104
Der Einzug der Franken	107
Dr. Joh. Ant. Henne	129
Mein Minnesang	133
Minneliedlin	134
An Cäcilie	135
Nach Vollendung des „Diviko“	136
Abendlied	136

Seite.

Unsterblichkeit 137
Wort des Kronos 138
Wehmuth 139
Des Sängers Frühling 141
Der Adler im Gewitter 143
Der Untergang Goldau's 144
Das Weiblein zu Fontenir 146
Diviko verliert seinen Vater 149
Tago und Nacht 157

Poetische Geschichtsbilder:

Das alte Zürich 163

Ed. Dorer 170

Pizzicato 172
In den Rosen 172
Des Lebens Perle 172
Rose und Falter 172
Bedenkliches 173
Muthiges Streben 173
Naturgränze 174
Kriegslied 174
Am Rheinfall 175
Dichter und Derwisch 176

Epigramme und Elegien:

Die Lotusblume 177
Ermunterung 177
Das Geschwisterpaar 177
Vergeltung 177
Edle Rache 177
Rosen und Dornen 178
An die Quelle 178
Thorwaldsen 178
Sorgfalt 178

Fabeln. Parabeln. Märchen. Sagen.

Bienchen und Röslein 179
Dionea 180
Verschiedenes Urtheil 180
Kindlicher Sinn 181

Auf Personen:

Göthes Werke 183

Seite.

Balladen:

Der Frühling 183
Der alte Zecher 184

Th. Bornhauser 185

Aus „Rudolf von Werdenberg:"

Der Knab' in den Lüften 191
Die abenteuerliche Bergreise 193
Das Wunder in der Kristallhöhle 197
Die Katz' in der Milchtanse 199
Die Schlacht bei Vögelinsee 201
Der Senn 207
's Wörtli „frei" 208
Der Heerdenreihen 210
Rückerinnerung 212
Die Nacht am See 213
Aus „Herzog Johann" 214
Aus „Gemma von Art" 222

Balthasar Reber 208

Die Schlacht bei Näfels 210
Aus „die Schlacht bei Grandson" 215
Ritter Bayard 217
Der Todtentanz 220
Der Todtentanz 223
Auf den Sennen 229
Morgen im Wald 230
Der erste Waldgang 231
Das Reh 233
Das Echo 234

P. Gall Morel 235

Die Glashütte 236
Auf dem Spliigen 237
Mein Dörfchen 239
Der heilige Sänger 240
An die Nacht 243
Des Klausners Nachtgesang an die Erde 244
Die Insel 246
Stilles Wirken 247
Selig die Barmherzigen 248

Seite.

Phokas der Gärtner 248
Der Goldschmid 251
Deutscher Dichterwald 253
An einen jungen Dichter 255
Das schlummernde Kind 256
Der Magnet und sein Pole 257
Diamant 257
„Urkunde für Gottes Dasein" 258
„Der Dichter wird geboren" 258
Deutsche Poesie 258
Kunst und Glaube 258
Kunstrichter 259
Schauspiel 259
Das Wunder der Schöpfung 259
Drei Engel 262
Wie drei Bursche sich zurecht fanden 263
Das Werdende 265
Der Baum 266
Der Zagende 266
Der Hoffende 267
Aussicht von der Höhe 267
Aus den „Alpenstimmen" 267

Vogel von Glarus 270
Meine Lieder 271
Der Winter 272
Der Winter hielt das Bächlein 272
Der Mai 272
Träumen will ich 273
Der Herbst 273
Im Herbst 273
Die Nacht 274
An mein älteres Töchterlein 274
Es naht mit silbernem Haare 275
Der Tag verblüht 276
Es wird die schlafende Lawine 277
Freundschaft 277
Des Berges Bächlein erstehet 277
Am Abend 278

Seite.

Thräne und Thau 278
König Lenz 278
Erinnerungen an Emil I—VII. 279
Der Bergsee 281
Neuer Frühling 282
Wenn Dich ein tiefes Leid umfangen 282
Die Lieder sind mein Leben 282
Mit den Liedern 283
O hüte Dich 283
Einem Dichter 284
Der Friedhof 284

Epigramme:

An einen Dichterling I—2 285
An einen Lügner 285
Einem Abhängigen 285

Leonhard Widmer 286
Mozart's Requiem 286
Schweizerpsalm 289
Alpenleben 290
Das heutige Vaterland 291

Jakob Stutz 292
Die neidische Ehefrau 295
Schrecken und Verwirrung 301
Der Unzufriedene 305

Aus dem „Brand von Glarus":
Die Spinnstube 306

A. Keller 323
Auf der Gislifluh 325
Fango 326
Niklaus Thut 327
Das Brieflein 329
Der Meister Hämmerlein 330
Der Hallwyler See 333

Th. Meyer-Merian 334
So ganz alleine 336
Nachts 336
Die Schildwache 337
O voll Herz 338

Seite.
Aus „Adalbert Meyer“ 339
Dr. J. R. Hagenbach 354
Weihnachtshymne 355
Die Welt und ihre Lust 357
Der Pathengulden 358
Des Liedes und der Liebe Macht . . . 360
Geistliches und Weltliches 361
Der alte Ziethen 363
Komm' auf's Land 364
Das Kirchlein auf dem Berge 365
Ein Gang um's Thor 366
Beim Lichte 367
Der zweite Sokrates 368
Jeremias Gotthelf 370
Uli und Vreneli (Aus „Uli der Knecht“) . . . 386

Nachträge.

Konrad Näf.
Agamemnons Rückkehr aus Troja . . . 429
Hs. Georg Nägeli.
Sonntag Morgens 428
Eingang und Ausgang 428
Lenzgefühl 429
M. Wegmann.
Dem Wanderer 430
Die Abendglocke tönt so ruhig 430
Es ist nichts so erhebend 430
Wenn ein Wanderer 431
Man muß es mit seinem Schicksale . . . 431
Die irdischen Verhältnisse 431
Nur ein Klotz hat keine Leidenschaft . . 432
Die reine That 432
Die Unruhe 432
Der Schiffbruch auf festem Lande . . . 432
Die Sinnlichkeit 433
Anna Schlatter-Bernet.
Mein Verlangen 434
Meta Heußer, geb. Schweizer.
Die Sprache der Natur 437

Seite.

Der Mönch 438
Bad Pfäffers 440

Karl Steiger

An einen Dichterling 442
In der Einsamkeit 442
Franzose und Engländer 443
Die Seele 443
Wohlthätigkeit 444
Schicksal 444

Christophorus Fuchs.

An die Priester 445

J. Merz.

Der rechte Weg 447
Die Milchkuh 447
Die großen und die kleinen Narren 448
Die Urnäscher Kilbe 450
Die Kirchengänger 451

Schlosser Widmer von Langnau.

Das Emmenthal 451

Leonz Füglistaller.

Bauer und Sohn 453
Auf einen Moralisten 453

J. J. Bär.

Der gelbe Krokus 454
Reseda 454
Die Kornblume 454
Der Lorbeer 454
Die Nachtviole 454
Fragheit 454
Müßeschen 455
Flitternaat 455
Der Schein betrügt 455
Seliger Tod 456
Jugendhitze 456

Caspar Schießer

Der Alpenwanderer 458
Schicksal der Liebe 458
Des Schweizerknaben Hoffnung 459

Seite.

Die Flamme der Freiheit . . . 460
Trinklied 461

R. Kölner.

Schweizerheimweh 462
An die Freiheit . . 464

Dr. Joh. Al. Minnich.

Des Geigers Fahrt durch den Rheinlaufen . 466
Hornung 468

Wagner von Laufenburg

Die erste Heimat . . . 469
Der Aermste . . . 470

Dr. Rud. Müller

Uetliberg 470
Habsburg und Königsfelden 473

Franz Krutter.

Das glückhaftige Schachspiel . . 473
Das Zauberbad 475

Dr. Rud. Meyer.

s'Müsli . . 479
D'Lerche 481

Erwähnt sind (Seite 423–424):

J. J. Zollikofer, X. Schnyder von Wartensee, Louise Egloff, Dorothea Escher, J. F. Schneider, J. J. Müller, Joh. Girsberger, Franz Fröhlich, P. Henggeler, Jos. Jneichen, B. Häfliger, Arnold Halder, Dr. J. B. Bandlin, Dr. Bärlocher, Severus (ps.), J. J. Sprüngli, P. Felber, Hermann Krüsi, Ludw. Christ, Dr. C. Manuel, Grunholzer, Ulisses v. Salis, Hector Zollikofer, Pfyffer zu Neueck, Rosalie Müller, J. P. Scheitlin, J. B. Tscharner, M. Aug. Feierabend, J. Eutych Kopp, J. J. Schädelin und Dr. Bernhard Hirzel.

Berichtigungen.

In der „poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz“ haben sich durch Schuld des Setzers (in Folge unbeachteter Revision) nachfolgende, zum Theil sinnentstellende Fehler eingeschlichen:

Im ersten Band:

Seite.
XII der Vorrede, Zeile 2 von oben lies: realen Grundes, statt Bundes.
5, Zeile 1 von unten lies: von der Karlsschule, statt von Karlsruhe.
30, „ 2 „ „ „ wider, statt wie der.
41, „ 12 „ oben „ Ich eile ewig dein zu sein.

Im zweiten Band:

129, Zeile 18 von unten lies: Rufa als Stiftsarchivar in St. Gallen.
134, „ 14 „ „ „ sterben, Götterschmerz, statt o Götterschmerz.
136, „ 11 „ „ „ Div'kos Barden, statt Divikos Barden.
139, „ 16 „ oben „ Siegsgesang, statt Siegesgesang.
146, „ 5 „ „ „ Als ich zurücke kam, statt zurück kam.
147, „ 18 „ unten „ Aber, statt Oder: und dienen und hälfe.
147, „ 2 „ „ „ I legge, statt I leege.
148, „ 2 „ oben muß das Wort „subere“ wegfallen.
151, „ 6 „ „ lies den Hammer, statt der Hammer.
157, „ 12 „ unten „ Matten, statt Wolken.
382, „ 4 „ „ „ Subjektivität und Objektivität.

Im dritten Band:

VI. der Vorrede, Zeile 16 von oben lies: von statt der.
204, Zeile 18 von unten lies: Parnasses, statt Panasses.
320, „ 12 „ „ „ 1856 statt 1656.
406, „ 17 „ oben „ Normannenfahrt, statt Normannfahrt.
625, „ 4 „ „ „ Muse, statt Musik.
663, „ 2 „ unten „ Alphornklänge, statt Alpenklänge.
761, „ 9 „ „ „ in Maria Einsiedeln.
769 muß die Signatur 49 III. heißen statt 18 III.

Andere minderwichtige Fehler wolle der verehrte Leser selber verbessern.

379800

LG.C
W3754p

Weber, Robert
Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Vol.1-2 in 1.

OF BORROWER

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED